

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH UND DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

GUIDO ADLER, F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER,
AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG
GEIGER, KARL GLOSSY, EDUARD FREIHERRN VON DER GOLTZ, MAX
GRUBER, SIGMUND GÜNTHER, OTTO GÜNTTER, EUGEN GUGLIA,
HYACINTH HOLLAND, ALFRED FREIHERRN VON MENSI, KARL
OBSER, JOHANN SASS, AUGUST SAUER, BERNHARD SEUFFERT, PAUL
SCHLENTHER, HERMANN SCHOLLENBERGER, GEORG WOLFF U. A.

HERAUSGEGEBEN

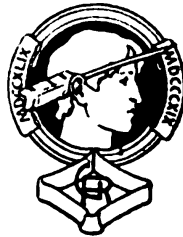
VON

ANTON BETTELHEIM.

XVI. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1911

MIT DEM BILDNIS VON GUSTAV MAHLER IN HELIOGRAVÜRE.



BERLIN

DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER

1914.



Gustav Mahler

Vorwort.

Band sechzehn unseres Jahrbuches erschließt für eine Reihe bedeutender Lebensläufe die Urquellen: Ernst von Plener gibt — in den Nachträgen — die lang erwartete Biographie seines Vaters und darin ein wichtiges Kapitel österreichischer Finanzgeschichte; Graf Brandenstein-Zeppelin beschenkt uns mit der Erzählung der für die Umgestaltung der japanischen Zustände sehr belangreichen Schicksale von Baron Alexander Siebold; Guido Adler hielt es für seine Freundespflicht, Gustav Mahlers Lebensarbeit gerecht zu werden in einer Würdigung, die schon Anfang Oktober 1913, geraume Zeit vor dem Erscheinen mittlerweile von anderer Hand verfaßter Mahler-Studien, der Druckerei zugeing; Meyer-Knonau gedenkt Varrentrapps in treuer Gesinnung; Edward Schröder charakterisiert Wilmanns, Ziekursch Grünhagen, Baron Pirquet den Kinderarzt Escherich, Egon Zweig den Lehrer des Staats- und Völkerrechtes Georg Jellinek, Franz Sueß den Geologen Uhlig, Emil Thomas den Philologen Johannes Vahlen, Elias v. Steinmeyer den Germanisten Anton E. Schönbach. In den Ergänzungen findet Reichsbank-Präsident Koch durch Rießer, Helfert durch Heinrich Friedjung gezielte Würdigung; Archivrat Krieg sorgt für eine Reihe bisher vermißter Nekrologe deutscher Offiziere, zumal für die auch diplomatisch belangreiche Tätigkeit Werders.

Von den ältesten Freunden und Nothelfern des Biographischen Jahrbuchs ist uns 1913 Erich Schmidt entrissen worden; seit den ersten Heften der »Biographischen Blätter« hat er den Herausgeber mit Rat und Tat gefördert; unser dauernder Dank bleibt ihm gewiß. An seiner und an Minors Stelle sind unserem Rufe folgend bereitwillig

August Sauer und Bernhard Seuffert in den Kreis der ständigen Berater eingetreten; für die deutsche Schweiz durften wir Adolf Frey Hermann Schollenberger zugesellen, der seit längerer Zeit unsere Bemühungen eifrig unterstützt.

Einige Hauptartikel (Dilthey, J. V. Widmann usw.) sind mir leider erst nach Abschluß des vorliegenden Bandes zugekommen; sie werden im folgenden Band zur Veröffentlichung gelangen.

Die Herren Johann Sass und Holleck-Weithmann haben auch diesmal gütigst die Schlußkorrekturen mitgelesen.

Anton Bettelheim.

Inhalt.

	Seite
Vorwort.....	III
Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1911	1
Ergänzungen und Nachträge.....	262
Alphabetisches Namenverzeichnis I	366
Alphabetisches Namenverzeichnis II.....	368
Totenliste 1911	5*

DEUTSCHER NEKROLOG

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER

1911

Homo liber de nulla re minus quam
de morte cogitat et ejus sapientia non
mortis, sed vitae meditatio est.

Spinoza. Ethices pars IV. Propos.
LXVII.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1911.

Mahler, Gustav, * Kalischt 7. Juli 1860, † Wien 18. Mai 1911. — Die Geschichte der Musik enthält in den Biographien der Tonsetzer, in der Darstellung ihres Ringens und Kämpfens, der Streitigkeiten um die Geltendmachung ihrer Werke, ihrer Eigenart förmlich ein Stück Kriegsgeschichte. Die Leidenschaften der Parteien werden auf der musikalischen Arena erhöht durch die Ausdrucksarten der Gefühle und Stimmungen, wie sie aus den Tonwerken sich mitteilen, durch die Auffassungsweisen bei der Vorführung der Kompositionen verschiedener Richtungen und Stilarten. Seit dem selbständigeren Hervortreten der Individualität in der Stilperiode der Renaissance, die bis auf unsere Tage reicht, seit dem Überhandnehmen des Subjektivismus in der Tonkunst des 19. Jahrhunderts spitzen sich die Fehden immer mehr zu, verschärft sich der Antagonismus der Anhänger und Gegner. Besonders hitzige Gefechte wurden seit dem 17. Jahrhundert auf dem Gebiete der Oper aufgeführt, die Streitaxt ruhte nie, bald wurde sie wegen eines Werkes, eines Komponisten, bald wegen einer Sängerin, eines Sängers geschwungen. So ist es nicht verwunderlich, wenn die künstlerisch scharf umrissene Persönlichkeit Gustav M.s in ihrem hehren Kampfe um Durchsetzung der erhabensten, reinsten Ideale der Tonkunst, in dem rücksichtslosen Eintreten für möglichste Vollkommenheit bei der Wiedergabe der Kunstwerke unserer und vergangener Zeit auf Widerstände aller Art stieß. Befremdlich war und ist nur die Art der Angriffe, denen der schaffende und reproduzierende Künstler ausgesetzt war, die nur teilweise eine Erklärung, aber keine Rechtfertigung finden in den niederen Instinkten, der Gehässigkeit der Widersacher, wie sie auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens hervortreten, auf keinem mehr als dem der Tonkunst, wo die »Reizsamkeit« unserer Zeit eine schier krankhafte Wendung genommen hat. Zum Teil läßt sich der Hitzegrad und die Animosität der Geiferer verstehen durch die unerbittlich hinanstürmende Willenskraft M.s, der weder sich noch andere schonte, wenn es galt, das durchzuführen, was seiner tiefsten und höchsten künstlerischen Überzeugung entsprach. Fern von der Parteien Gunst und Haß kann heute das menschliche und künstlerische Bild M.s entworfen und der Versuch gemacht werden, sein Werk in den Bildersaal der Geschichte einzuordnen. So schwer die Aufgabe sein möge, so nahe wir auch noch dem Zeitbilde stehen, das ihn umgab und einschloß, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, auf Grund liebevollen Eindringens das Wesen des Künstlers zu erfassen und mit Hilfe historischen Vergleichens die Stellung zu kennzeichnen, die er eingenommen hat. Nicht Werturteile sollen in Orakeln vorgelegt werden —

die wechseln nach der Zeiten Lauf und Gunst —, der Künstler und Mensch in seiner Eigenart und in seinen wechselseitigen Verhältnissen soll aufgedeckt und noch besser: sein Werk soll möglichst klar gekennzeichnet werden, in knappen Umrissen, denn mehr kann hier nicht gegeben werden.

Wer die nachfolgende »chronologische Tabelle« (s. S. 37 fg., es ist ratsam, sie vorher zu lesen) mit Aufmerksamkeit verfolgt, hat bereits den äußeren Umriß seines Lebens und Schaffens. Die Daten sprechen — das Wort »*saxa loquuntur*« ließe sich hier auf die starren, dünnen, trockenen Jahreszahlen und Tatsachen übertragen, wie sie in förmlich gemeißelter Form erscheinen. Für mich, der das Leben und Wirken M.s in freundschaftlicher Teilnahme begleitet hat, war die Zusammenstellung dieser Daten aus Urkunden, Berichten und der Literatur wie ein Schattenriß seiner ganzen Erscheinung. Sie mußte leider in ihrer physischen Gestalt verschwinden, bevor die reiche Seele sich völlig mitgeteilt und ausgesprochen, bevor sein Geist das vollendete, was er der Welt noch zu sagen gehabt hätte. Sein ganzes Leben wird durch plötzliches Abbrechen des Begonnenen und immer wieder neu Angegangenen zerstückelt, und nur seine gewissermaßen riesenhafte Energie brachte es zuwege, daß er neben einer Reihe kleinerer Werke der Moira eine neunzackige Symphonienkrone abgerungen hat.

Von jungen Jahren an war er darauf angewiesen, sein Brot zu verdienen, so sehr seine Eltern darauf bedacht waren, ihm Erleichterung zu verschaffen und Unterstützung zu gewähren. Sie waren bestrebt, bei aller Kleinheit der Verhältnisse ihren Kindern eine sorgfältige Erziehung und gediegene Bildung angedeihen zu lassen. In Iglau, der national umbrandeten deutschen Sprachinsel, wuchs der Knabe heran; er fand reiche musikalische Nahrung in den Volksliedern der beiden Stämme, unter denen er seine Jugend verbrachte. Seine Phantasie wurde angeregt durch die sagenumwobene Waldlandschaft und das muntere Treiben der Garnison, deren Signale symbolische Bedeutung bei ihm gewannen. Morgen- und Abendappell, Rufe und Exerziermotive setzten sich bei ihm in Klangbilder um, die sich um die Gestalt des alten deutschen Landsknechtes verdichteten. Sie tauchen in lebendiger Erfrischung immer wieder auf, auch in Liedern und Instrumentalwerken der späteren Zeit, so in »Reveglie«, »Tambour-Geselle«, »Der Schildwache Nachtlied«, »Der Gefangene im Turm«, »Wo die schönen Trompeten blasen«, im ersten und dritten Satz der dritten, in dem Variationensatz der vierten Symphonie usw. Daraus erklärt sich auch M.s Vorliebe für Marschrhythmen aller Art, die sich in seinen Werken immer wieder finden, Freud und Leid begleiten — die schönste Verklärung findend im ersten Satz der fünften Symphonie, dem leidenschaftlich erregten Trauermarsch in Cis-Moll, gleichsam eine Steigerung der Stimmung im gleichartigen Satze der »Eroica« von Beethoven.

Wie ein roter Faden gehen die Eindrücke seiner Jugend durch sein Schaffen während des ganzen Lebens. Mit rührender Anhänglichkeit hielt er daran fest, wie er jedem gegenüber Treue und Dankbarkeit bewahrte, der ihm einmal Gutes erwiesen hatte, oder von dem er annahm, daß dem so sei. An seiner Familie hielt er in Pietät fest und sorgte nach dem Tode seiner Eltern gleichsam väterlich für die Bildung seiner Schwestern. Er selbst war von unermüdlichem Bildungseifer erfüllt. Er verschaffte sich Lektüre aller Art, mit besonderer Vorliebe dichterische und philosophische. Hatte er doch kurze Zeit daran gedacht, sich

ganz der Poesie zu widmen. Der musikalische Unterricht in seiner Heimat reichte nicht über die Grundelemente hinaus. Als er mit 15 Jahren an das Konservatorium in Wien kam, brachte er an Begabung mehr mit als an Fertigkeit. So gute Lehrer er da im Klavierspiel und Harmonielehre hatte, so war doch die Anleitung in den höheren theoretischen Fächern (in Kontrapunkt und Komposition) nichts weniger als tiefgründig und zweckentsprechend. Das Talent mußte sich über diese lückenhafte Ausbildung hinwegheben, und M. konnte erst in viel späteren Jahren diese Mängel durch eisernen Fleiß und unentwegtes Selbststudium beheben. Der Junge hatte eine so rasche Auffassung, daß der Lehrgang förmlich in Sprüngen erledigt wurde. Am meisten Gewinn zog er von der anfeuernden Tätigkeit des Direktors der Anstalt, denn dieser wirkte besonders vorbildlich durch den Vortrag der Kammermusik. Das »Hellmesberger-Quartett« beeinflusste uns mehr als aller Unterricht. Der Vortrag der Quartette aus der letzten Periode Beethovens rief tiefere Eindrücke hervor, als alles damals in Wien Gebotene und wirkte auch stilistisch auf alle Schüler der Komposition. Dazu kamen die Orchesterübungen des Konservatoriums unter der Leitung des Direktors. Die Atmosphäre des »Musikvereins« mit seinen geringen Mitteln und dem bewundernswerten Opfermut war förderlich in bezug auf Wiedergabe von Tonwerken, und die besten Kapellmeister gingen damals aus der Wiener Schule hervor. M. konnte nicht viel hören, da seine Mittel mehr als beschränkt waren. Fast alle Opern, die er später im Dienste des Tages dirigieren, »herausbringen« mußte, so gut es ging, hat er erst in eigener Praxis kennen gelernt. So konnte er original bleiben in der Auffassung und sich in jedes Werk kraft der ihm eigenen Intuition stilistisch einfühlen und einleben. Den herrlichsten Orchesterklang konnte er in den unendlich mannigfaltigen Schattierungen bei den Wiener Philharmonikern kennen lernen — dem Genie genügt auch der rasche, seltene Einblick, und es eröffnet sich ihm eine Perspektive ins Unabsehbare. Wenn er in den engsten Kunstgassen kleiner österreichischer Provinzstädte Opern mit Drittelbesetzung der erforderlichen instrumentalen Mittel, bei völligem Mangel der nicht ganz gewöhnlichen Orchesterinstrumente zum Lampenlicht befördern, Stimmen umschreiben, übertragen, einrichten mußte, dann lechzte das innere Ohr nach Vervollständigung und ebenmäßiger Darbietung, wie ein Durstender nach Wasser. Da lernte er die Not kennen, die so sehr drückt, wie wenn ein Vater seine Kinder nicht ernähren kann. Diese Entbehrungen wirkten dann, als M. an die Spitze von vollkräftigen, gutsituierten und fundierten Instituten gestellt war, insofern nach, als er von den zu Gebote gestellten Kräften das äußerste Maß von Dienstleistung erforderte — denn im Dienste der Kunst, eines Werkes, schien ihm keine Forderung zu hoch, um das Erreichbare zu erringen, nicht wegen des äußeren Erfolges, nur zur Befriedigung des inneren Triebes und zur Erfüllung der Pflicht, die ihm heilig war.

Mit 24 Jahren kam er in Kunstinstitute, die höheren Ansprüchen nachkommen konnten: als zweiter Kapellmeister in Kassel, dann in Prag und Leipzig. Da dirigierte er Opern von Weber, Marschner, Meyerbeer (Kassel), von Cherubini, Mozart, Beethoven, Wagner, Gluck (Prag), sogar Mozart- und Wagner-Zyklus (Leipzig). Er studierte die schwierigsten Werke neu ein und betätigte sich auch als Konzertdirigent, sogar der 9. Symphonie von Beethoven, mit deren Leitung er in Prag einen so tiefen Eindruck hervorrief (ich wohnte

als Professor der deutschen Universität der Aufführung bei), daß ihm von akademischen Kreisen (auf Veranlassung des Pathologen Philipp Knoll, eines politischen Führers der Deutschen in Böhmen) unter Beteiligung der übrigen Gesellschaftskreise eine Adresse überreicht wurde, die der Bewunderung und Dankbarkeit für den fünfundzwanzigjährigen Dirigenten denkwürdigen Ausdruck gab. Bei einem im vorhergegangenen Sommer in München veranstalteten Musikfest hatte M. auch begeisterte Zustimmung erhalten. Der ehrgeizige junge Künstler suchte nach einem größeren, selbständigeren Wirkungskreise und fand diesen als Direktor der Königlichen Oper in Budapest. Er, der in zweiter Stellung in Prag (neben Anton Seidl als erstem), in Leipzig (neben Arthur Nikisch) gewirkt hatte, fühlte seine Schwingen kräftig genug, um sich zu einer ersten Stellung emporzuheben. Es war ihm darum zu tun, Werke dirigieren zu können, die seinen Neigungen entsprachen, und die er frei wählen konnte. Die Theater in Leipzig und Prag sind Privattheater, werden wohl subventioniert (von der Stadtgemeinde in Leipzig, von dem Landesausschuß in Prag als »Kgl. deutsches Landestheater«), allein die Pächter haben mehr oder minder freies Verfügungsrecht, besonders in Engagements, und sind ganz ungebunden in der künstlerischen Leitung. Angelo Neumann in Prag, Staegemann in Leipzig waren geschickte Theaterleiter und wußten sich zu behaupten, was in Prag um so schwieriger war, weil in der national zerklüfteten Stadt das deutsche Theater unter der Konkurrenz des tschechischen Nationaltheaters zu leiden hatte, eine bedeutend geringere Dotation bezog als das tschechische Theater und ein viel kleineres Publikum hatte, das allerdings sehr theaterfreundlich war und ist. Das Orchester war nicht erstklassig und konnte nicht in der Weise gehoben werden, wie dies M. und andern erwünscht schien. M. konnte in beiden Städten die Findigkeiten eines »*impresario in angustie*« kennen lernen. Er eignete sie sich nicht an und blieb zeitlebens ein geradliniger, nur künstlerische Ziele verfolgender Mann. Er hätte es am liebsten mit dem großen Haendel gehalten, der als Opernleiter untaugliche Sänger sofort entfernte oder gar eine unbotmäßige Sängerin zum Fenster hinaushielt, als ob er sie ganz fallen lassen wollte. Ernste, eifrige Darsteller fanden in ihm den hingebungsvollsten Instruktor und Führer. Dies hatte sich schon in seiner bisherigen Tätigkeit gezeigt. Somit konnte auf eine an mich von dem in Budapest als Professor des Cellospiels wirkenden David Popper (einem gebürtigen Prager) gerichtete Anfrage (die im Namen mehrerer einflußreichen Pester Künstler gestellt wurde, darunter Edmund v. Mihalovich) die beruhigende Auskunft und sichere Erklärung gegeben werden, daß M. als Künstler und Mensch zu der Stellung eines Opernleiters vollkommen geeignet sei und sein Organisationstalent sich jedenfalls entfalten werde. Diese meine Überzeugung bewahrheitete sich in glänzendster Weise, und ihr konnte abermals voller Ausdruck gegeben werden, als M. später nach Wien kommen sollte und der Intendant Baron Bezecny diesfalls wegen seiner Zweifel sich an dieselbe Seite wandte.

In Pest gab es schwere Arbeit: die im Jahre 1884 eröffnete königlich ungarische Oper — bis dahin waren Oper und Schauspiel im »Nationaltheater« vereinigt — war Ende 1887 »bei ihrer ersten künstlerischen und finanziellen Krise angelangt«. M. machte dem Gast- und Starsystem ein jähes Ende und suchte mit den dort zur Verfügung stehenden Kräften ein Ensemble zu schaffen, das dem Statut gemäß in ungarischer Sprache einheitliche Leistungen bieten

- sollte. In den 2½ Jahren seiner Wirksamkeit gelang ihm dies soweit, daß er »das ungeschulte Material zu staunenswerter stilistischer Sicherheit führte« (Bericht des Dr. Béla Diósy). Nur im hochdramatischen Fach mußte er aus-hilfsweise deutsche Sängerinnen heranziehen, die in italienischer Sprache singen mußten. So hoch gingen die chauvinistischen Wogen. Das Repertoire umfaßte Opern, die in würdiger Weise nur ein erstklassiges Institut auszuführen imstande ist — deutsche, französische, italienische und auch ungarische. »Die künstlerische Höhe der Aufführungen — in denen auch das phänomenale Regie-talent M.s in Erscheinung trat — wurde von der königlichen Oper nie wieder erreicht.« »Die Darbietungen des Orchesters wurden zu einer bis dahin un-geahnten Vollendung gebracht.« Das Theater wurde »finanziell saniert, künst-lerisch zur glänzendsten Ära erhoben«. Die besten Musiker der Stadt — v. Mihalovich, Hubay, Koeßler, v. Herzfeld u. a. — leisteten begeistert Folge, ebenso wie das Publikum, soweit es nicht aus Anhängern des »ancien régime«, aus gestürzten einheimischen Größen bestand oder nur aus chauvinistischer Opposition gegen den »deutschen« Künstler Stellung nahm. Die eiserne Energie, die nur künstlerische Ziele verfolgende, persönliche Ambitionen nicht schonende eherner Disziplin hatte auch Mißstimmungen zur Folge. Als Regierungs-kommissär Stephan v. Benicky, der Vorgesetzte des Direktors, der mit Ver-ständnis der aufopferungsvollen Tätigkeit gefolgt war, sein Amt mit dem eines Obergespanns des Pester Komitates vertauschte und der einarmige Klavier-virtuose und Komponist Graf Géza Zichy, »ein hochfahrender Magnat« zum Intendanten ernannt wurde und die »Direktionsagenden ganz oder zum Teil an sich nehmen wollte«, da mußte M. nach einigem Widerstand weichen. Graf Zichy gestand nachher in freimütiger Weise, daß es der größte Fehler seiner Tätigkeit gewesen sei, daß er M. hinausgedrängt habe. Zu spät! Einen be-sonders köstlichen Erfolg trug M. aus der Magyarenstadt mit sich: die An-erkennung von Brahms, der wider Willen in eine von M. geleitete Don Juan-Aufführung gezogen wurde. Vor dem Theater sagte er: »Mir macht niemand den ‚Don Juan‘ recht. Wenn ich ihn genießen will, lege ich mich aufs Sofa und lese die Partitur.« Während der Aufführung: »Ausgezeichnet! Famos! Großartig! Ja, so ist es endlich! Aber das ist ja ein Teufelskerl!« Schon nach dem ersten Akte mußten ihn Koeßler und v. Herzfeld auf die Bühne führen, wo er dem jungen Leiter um den Hals fiel und ihm strahlend zurief, daß dies die beste Aufführung des »Don Juan« sei, die er gehört habe. Wie oft mögen während der nachfolgenden Wirksamkeit in Hamburg und Wien Künstler und Kunstfreunde mit dem gleichen oder ähnlichen Verständnis wie Brahms solche Wirkung erlebt haben! Das Geständnis solcher Begeisterung ist nur von solchen Leuten zu erwarten, die unvoreingenommen und nicht haß- oder neiderfüllt sind!

An dem Tage, da M. seine Entlassung in Pest nahm, wurde er telegraphisch von Pollini nach Hamburg berufen. Er wirkte daselbst als erster Kapellmeister durch sechs Jahre und konnte mit tüchtigen Kräften Musteraufführungen bieten, die ihn in den Augen Hans v. Bülow's als Lebenserwecker der Ham-burger Oper erscheinen ließen. Eine Kranzwidmung des in ganz Deutschland ge-fürchteten kritischen Musikmeisters trug die Aufschrift: »Dem Pygmalion der Hamburger Oper — Hans v. Bülow.« Als sich Bülow krank und elend fühlte und von der Leitung der Abonnementskonzerte der »Hamburger Musikfreunde«

zurücktrat (1893), wies er auf M. als einen geeigneten Nachfolger, der denn auch 1894/5 die Leitung führte. Schon 1885 hatte Bülow gelegentlich der Besetzungsfrage eines Kapellmeisters an der Berliner Oper unter den ihm geeignet erscheinenden Kandidaten Weingartner, Nicodé, Zumpe auch M. angeführt — den damals 25 jährigen! (Briefe VI, 359). Indessen auch in Hamburg erhoben sich einzelne abweisende Stimmen, wie dies bei einem so stark eingreifenden und weit ausgreifenden Künstler wie M. erklärlich ist. Tiefere Gründe sind bisher nicht aufgedeckt worden, und es wird wohl schwer halten, aus den Journalstimmen Für und Wider ein wahrheitsgetreues Bild zu gewinnen. Von berufener Seite wurde erklärt, daß »Hamburg unter M. ein Zentrum musikalisch fortschrittlichen Lebens war«. Die Künstler, die ernst arbeiten wollten, hingen ihm mit Verehrung an, und so folgten ihm denn auch einige nach, die er an den Ort seiner neuen Wirksamkeit rief: Anna v. Mildenburg, Bertha Foerster-Lauterer, Leopold Demuth, Erik Schmedes. Sie fanden in Wien eine Stätte, wo sie unter Führung des »artistischen Direktors des k. k. Hofoperntheaters« zu neuen Taten und zu Siegen gelangten. Durch einige Monate war M. als Kapellmeister und als Stellvertreter des Direktor Jahn tätig, hierauf wurde er mit der selbständigen Leitung betraut. Unter den Solisten fand er an namhaften Kräften vor: Winkelmann, Reichenberg, Schrödter, Van Dyck, Ritter, Reichmann, Hesch, von Solistinnen: Renard, Walker, Sedlmair. Kapellmeister: Hans Richter, Joh. Nep. Fuchs, Ferdinand Hellmesberger, Bayer. Die ersten drei schieden im Laufe der Jahre aus: Richter trat am 2. März 1900 von seinem Amte zurück und fand in England einen Wirkungskreis, bei dessen Ausübung er einem jüngeren Kollegen nicht untergeordnet zu sein brauchte. Die Gründe seines Scheidens lagen in den Verhältnissen, in denen der seit 25 Jahren in Wien wirkende Hofopernkapellmeister sich nicht mehr zurechtfinden mochte. Die ihm anhängende Partei wurde von einer billigen und gerechten Würdigung der Leistungen M.s wie von selbst abgerückt und fand eine natürliche Verstärkung durch die im Wiener Rathause zur Herrschaft gelangte politische Partei, soweit diese sich überhaupt um künstlerische Angelegenheiten kümmerte. Für diese war nicht das künstlerische Moment ausschlaggebend, sondern das persönliche, der blinde Fanatismus, der, da M. bei seiner Übernahme des Hofamtes zum Katholizismus übergetreten war, sich nicht gegen die Konfession kehren konnte, sondern gegen die Abstammung. Kostgänger dieser Partei in der Presse und auch einzelne in der liberalen oder pseudo-liberalen Presse sich betätigende Widersacher, die durch Angriffe solcher Art sich unabhängig, »parteilos«, gerieren wollten, gesellten sich der kompakten Gegnerschaft, die bald von dieser oder jener Seite ihre giftigen Pfeile loschoß. M. arbeitete rüstig und unentwegt weiter, wie bisher. Er gewann nebst den obgenannten Hamburger Kräften die Künstlerinnen Hilgermann, Gutheil-Schoder, Kittel, Weidt, Forst, Bland, Cahier, Kurz, die Künstler Slezak, Weidemann, Mayr u. a., berief die Kapellmeister Franz Schalk, Bruno Walter, Spetrino, Lehnert, die erhalten blieben, während Ferd. Loewe, Brecher, v. Zemlinsky nach kurzer Tätigkeit schieden. Von den übernommenen Kapellmeistern schieden Fuchs (1899 durch Tod) und Ferd. Hellmesberger. Von namhaften Sängern und Sängerinnen schieden im Laufe der Jahre: Dippel, Renard, Van Dyck, Reichenberg, Naval, Winkelmann, Ritter, Forster, Sedlmair u. a. Wer mit den Personalien der

Oper aus dieser Zeit vertraut ist, wird erkennen, daß das leitende Prinzip für Berufungen und Entlassungen die Rücksicht auf die Möglichkeit einer Einordnung in ein einheitlich organisches Ensemble war. Die Abgänge sind zum Teil aus Unzulänglichkeit einzelner Kräfte mit Hinblick auf die besonderen Leistungen, die erwartet und beansprucht werden müssen, zu erklären, zum Teil aus der mächtigen Konkurrenz, die amerikanische Bühnen mit ihren Honoraren den Hofbühnen der Alten Welt bereiten und zugkräftige Sänger in ihre Goldkäfige einfangen. Nie aber war ein persönliches Moment ausschlaggebend; am tiefsten beklagte M. den Abgang Winkelmanns, dieses ernsten und diensteifrigen Sängers großen Stils, der in Pension trat. In einzelnen Jahren von M.s direktozialer Verwaltung war eine erhöhte Zahl von Gastspielen nötig (so besonders in der Saison 1902/03), da er sich wegen verschiedener Repertoireschwierigkeiten nicht oft entfernen konnte, um geeignete Auswahl zu treffen. Als er dann auch für Zwecke von Aufführungen seiner Werke ins Ausland, besonders nach Deutschland reiste — keiner seiner Symphonien wurde zu seinen Lebzeiten eine Erstaufführung in Wien zuteil, da er zu vornehm war, seine Stellung irgend zu persönlichen Zwecken zu gebrauchen — hatte er Gelegenheit, an verschiedenen Orten die Lücken des Personals zu ergänzen. Er tat dabei ein übriges, um das Ensemble möglichst vollständig zu haben, jede Neuaufführung oder Neueinstudierung mit doppelter Besetzung versehen zu können und die unliebsamen Änderungen im festgesetzten Repertoire zu vermeiden. Mit peinlicher Akkuratess ging M. in der Ergänzung und Neubestellung von Instrumentisten des Hofopernorchesters vor und sorgte für die Erhöhung ihrer Bezüge. Diesem wie dem Chor und der Komparserie war seine besondere »soziale« Fürsorge zugewendet.

Das Orchester war zur Zeit seiner Übernahme des Direktorates bei aller Vorzüglichkeit ergänzungsbedürftig. Schritt für Schritt mußte das Terrain gewonnen, gestärkt und erweitert werden. Die Disziplin war in den letzten Jahren des Direktorates Wilhelm Jahn gelockert, da dieser erfahrene Theaterleiter leidend war und die Kapellmeister trotz ihrer künstlerischen Qualitäten weder die Befugnisse noch die zureichende Autorität besaßen, um Wandel zu schaffen. Ein »laissez aller, laissez faire« hatte sich eingeschleppt und die Folgen waren sogar in den von Hans Richter geleiteten Wagner-Aufführungen unliebsam fühlbar. So ging denn M. an die Neueinstudierungen und führte die Wagner-Opern strichlos auf. Nacheinander kamen: »Meistersinger«, »Tristan«, »Ring«, dann die älteren »Rienzi«, »Holländer«, »Tannhäuser«, »Lohengrin«. Völlige Umwandlungen der bisherigen Aufführungen, in neuem, künstlerischem Gewande. Hiezu verband er sich mit Alfred Roller, den er im Kreise bildender Künstler, die im Hause des Stiefvaters seiner Braut und nachmaligen Gattin, des Malers Karl Moll verkehrten, kennen gelernt hatte; mit diesen, darunter Gustav Klimt und Kolo Moser verbanden ihn freundschaftliche und künstlerische Beziehungen. So entstand eine Harmonie der Gesinnungen und Strebungen, die auf dem Gebiete der Szenerie für die Hofoper bestimmend und für das Ausland mit maßgebend wurde. M., der Dirigent, Dramaturg, Szenenleiter und Sängerführer, der den Vortrag, die ganze Darstellung bis ins Kleinste leitete und bestimmte, hatte in Roller einen Genossen gefunden, der das szenische Bild in einer den künstlerischen Absichten des obersten Leiters vollkommen homogenen Weise ausführte. Der bildende Künstler ordnete sich bald unter,

bald zog er den Direktor an seine Seite und vermochte ihn zu überzeugen. In musikalisch-dramaturgischer Beziehung gab es kein Experimentieren, wohl manchmal Änderungen während des Studierens, in szenisch-malerischer Ausführung wurden Versuche gewagt, die, an sich wertvoll, den Weg zu höherem Vollenden wiesen. Die von beiden ersehnte Höhe zu erreichen, war ihnen leider nicht vergönnt, da Roller bald seinen Abschied nahm, als M. gegangen war. Nur gleichartige Künstlernaturen vermögen in solchem Dienste Einheitliches zu schaffen: das Opernhandwerk kann nur durch ideelle Übereinstimmung aller Beteiligten zur wahren Künstlerbetätigung geadelt werden. Die Dekorationen im »Tristan« in der vollen Ausgeglichenheit der Farben mit den Klangfarben der Szenen, der notwendigen Zusammengehörigkeit der räumlichen Begrenzung und Ausdehnung mit den dramaturgischen Anforderungen, mit der Poesie von Wort und Weise waren geradezu von überwältigender Wirkung, ohne irgend ihre Bestimmung durch Aufdringlichkeit zu stören. Die Versuche erstreckten sich auch auf die neu einstudierten Mozart-Opern; da waren die Probleme noch nicht restlos gelöst. Musikalisch gehörten diese Aufführungen zu den stilreinsten, die je in der Wiener Oper und wohl auch auf allen Theatern der Welt geboten wurden — soweit die Kenntnis aus unmittelbarer Beobachtung und den Schilderungen der Zeitgenossen zu gewinnen ist. Der Historiker kann auch aus den Schilderungen der Vergangenheit nicht eine höhere Vollendung stilvoller Wiedergabe in den verschiedenen Schulen konstatieren. »*Così fan tutte*«, »Zauberflöte«, »Entführung«, »Figaro«, »Don Juan« — sie gelangten der Reihe nach zur Verjüngung, und vorzüglich diese Wiener Aufführungen führten die Mozart-Renaissance mit herbei, die in unserer Zeit der Ebbe der Opernproduktion als Not- und Jungbrunnen sich erwies. Die Einführung der Gerichtsszene aus Beaumarchais' Drama in den »Figaro« von Da Ponte verdeutlicht die Handlung im Sinne der Beaumarchais'schen Dichtung. Die dramaturgische Neueinrichtung der »Euryanthe« scheint mir ein Gewinn zu sein, wie ich an anderem Orte nachzuweisen suchte (Zeitschrift der Intern. Musik-Gesellschaft V. Jahrg.). Neu einstudiert wurden ferner Werke von Gluck, Rossini, Meyerbeer, Halévy, Verdi, Goldmark, des weiteren komische Opern, darunter »Zar und Zimmermann«, »Fra Diavolo«, »Weiße Dame«, »Lustige Weiber«, dann »Freischütz«, »Falstaff«, »Iphigenie in Aulis«, »Fidelio«. Letzterer in einer unvergleichlichen Wiedergabe, mit Verlegung der ersten Szene in eine Stube von Roccas Wohnung, mit der Einlegung der dritten Leonoren-Ouverture zwischen Kerker- und Schlußszene, nach dem Duett der Gatten, während die »Fidelio-Ouverture« am Anfang gespielt wurde.

Mit der letzten Aufführung dieser mit Rollerschen Dekorationen (besonders charakteristisch in der Kleinbürgerstube, dem düsteren Gefängnishof und der freien Landschaft) ausgestatteten, mit den feinsten Details der musikalischen Ausführung (wie allenthalben bei M.schen Einstudierungen) versehenen und in ihrer Großzügigkeit imponierenden, in ihrer Tiefe und Gewalt erschütternden Wiedergabe des Beethovenschen Werkes nahm M. Abschied von der Stätte seines Wirkens: am 15. Oktober 1907 dirigierte er zum letzten Male in dem Hause, in dem er zum ersten Male am 21. Juli 1897 »Lohengrin« dirigiert hatte. Dem Publikum war es nicht bekannt, daß M. in der Oper nicht mehr dirigieren werde. Er wollte jede Demonstration vermeiden. Zwischen der ersten »Lohengrin«- und der letzten »Fidelio«-Aufführung lag ein weiter Zeitraum, innerhalb dessen sich

nicht die Fähigkeiten und die Meisterschaft M.s geändert hatten, wohl aber die Wühlereien und Unterminierungen der Gegner den verständnislosen und wankelmütigen Teil des Publikums für die Leistungen blind und taub gemacht hatten. So pflegt es oft und an manchen Orten zu sein. Die Wiener sind in mancher Beziehung wie die alten Römer: *»novarum rerum cupidi«*. Mit diesem Umstande der Neuerungssucht hat sowohl die Theater-, wie die oberste Staatsbehörde zu rechnen. Das Neue an sich scheint begrüßenswert, auch wenn es mit dem Bisherigen in willkürlichster Weise abbricht. Dies geschah jetzt in der Oper, so mit der wunderherrlichen »Fidelio«-Aufführung M.s, die von der neuen Direktion zerstört und umgebaut wurde! M. hatte aus dem Schatz des älteren Opernbestandes auch die Aulidische Iphigenie von Gluck zu blühendem Leben gebracht. Er hätte weitere Schätze gehoben, wenn seine Tätigkeit nicht ein vorzeitiges Ende gefunden hätte.

Schwierig gestaltete sich während seiner Wiener Tätigkeit die Wahl von neuen Werken. Daß er den richtigen Blick für wirksame neue Opern hatte, bewies er schon in Pest, wo er Mascagnis »*Cavalleria rusticana*« zum erstenmal außerhalb Italiens zur Aufführung gebracht hatte. Allein die zeitgenössische Opernproduktion war damals noch ärmer als heute. Richard Strauß' »Feuersnot«, Pfitzners »Rose vom Liebesgarten« waren die besten deutschen Opern, die ihm zur Verfügung standen. »Salome« blieb ihm verwehrt, da die Zustimmung der Hofbehörde damals nicht zu erreichen war. »Lobetanz« von Thuille, »Bärenhäuter« von Siegfried Wagner, »Kriegsgefangene« von Goldmark, »Donna Diana« von Reznicek, »Die Abreise« und »Flauto solo« von D'Albert, »Das war ich« von Leo Blech waren die weitere (magere) Ausbeute aus den Werken deutscher Künstler. Von Slaven kamen daran: Tschaikowsky mit »Onegin«, »Jolanthe«, »Pique Dame«, Smetana mit »Dalibor«, Rubinstein mit »Dämon«. Von italienischen Werken wurden neu gebracht: »Bohème« von Leoncavallo und auch die von Puccini, »Fedora« von Giordano, »Die neugierigen Frauen« von Wolf-Ferrari, und »Madame Butterfly« von Puccini. Von Franzosen kamen mit Erstaufführungen zu Wort: Saint-Saëns (»Samson und Dalila«), Bizet (»Djamileh«), Delibes (»Lakmé«), Charpentier (»Louise«), Erlanger (»Polnische Jude«), Offenbach (»Hoffmanns Erzählungen«). Österreicher: Hugo Wolf (»Corregidor«), Zemlinsky (»Es war einmal«), J. Forster (»Der dot mon«), I. Reiter (»Bundschuh«). Vierzehn neue Ballette wurden gegeben, und aus dem älteren Operngebiete wurden aufgenommen: Haydns »Apotheker«, Mozarts »Zaide«, Lortzings »Opernprobe«. Daneben gelangte der eiserne Bestand des Opernrepertoires, soweit Zeit und Umstände es gestatteten, zur Auffrischung. Weit ausgreifend waren die Pläne M.s und manches Werk mußte er ungern im Repertoire oder empfand schmerzlich die Unzulänglichkeit des von früher übernommenen Standes der Aufführung dieser oder jener Oper. Gluck, Marschner und Weber sollten ergänzt werden, Berlioz zu Worte kommen. Manche Lücke sollte ausgefüllt, der unersättliche Theatermoloeh befriedigt werden. »Statt eines Ganzen, Abgeschlossenen, wie ich geträumt, hinterlasse ich Stückwerk, Unvollendetes: wie es dem Menschen bestimmt ist«, sagte M. in überbescheidener Weise in seinem Abschiedsschreiben an die geehrten Mitglieder der Hofoper. »Nicht immer konnten meine Bemühungen von Erfolg gekrönt sein. »Dem Widerstand der Materie« — »der Tücke des Objekts« ist niemand so überantwortet wie der ausübende Künstler.

Aber immer habe ich mein Ganzes darangesetzt, meine Person der Sache, meine Neigungen der Pflicht untergeordnet. Ich habe mich nicht geschont und durfte daher auch von den andern die Anspannung aller Kräfte fordern. Im Gedränge des Kampfes, in der Hitze des Augenblicks blieben Ihnen und mir nicht Wunden, nicht Irrungen erspart. Aber war ein Werk gelungen, eine Aufgabe gelöst, so vergaßen wir alle Not und Mühe, fühlten uns reich belohnt — auch ohne äußere Zeichen des Erfolges. Wir alle sind weitergekommen und mit uns das Institut, dem unsere Bestrebungen galten.* So konnte der Künstler im Hinblick auf Wollen, Können und Leisten ruhig sagen.

Welch' niedere Angriffe sind dagegen gerichtet worden! Jede Unbotmäßigkeit eines Mitgliedes wurde zur »Affäre« aufgebauscht, bei der nur die »Tyrannis«, »Laune«, »Willkür« des Direktors schuld trugen. »Bedenkliche Klagen« wurden erhoben — gegen alles, was geschah, gegen Repertoire, Annahme von Novitäten, Stellung der Kapellmeister, künstlerische Ausbildung des Personals, Verfall des Balletts. Ich zitiere *ipsissima verba*, ohne solchen Leuten die Ehre anzutun, ihre Namen zu nennen. Es wurde ihm die Fähigkeit abgesprochen, künstlerische Persönlichkeiten beurteilen zu können; es wurde ihm vorgeworfen, daß er ausschließlich persönliche Ziele verfolge. . . . Die Vorwürfe stiegen ins Ungeheuerlichste. Wenn er die Claque abstellte als eines ernstesten Kunstinstitutes unwürdig, wurden die klatschenden Handflächen vermißt. Als er zur Vermeidung von Störungen das Eintreten während des Spieles verbot, empörten sich erbgesessene Sperrplatzbesucher. Allmählich gewann seine Energie die Oberhand — beim Publikum, seine eiserne Disziplin — beim Personal. Allein alle »Affären«, alle Angriffe waren nur Bruchteile des Widerstandes, der aus künstlerischen Gründen weder zu verstehen war, noch sich rechtfertigen ließ — die Sache wurde, wie Max Burckhard sagte, ein »*Politicum*«. M.s Lust an der Arbeit konnte nicht gebrochen werden, aber ein Ekel stellte sich ein, der noch verstärkt wurde durch private Einflüsse von einer Seite, von der man hätte erwarten können, daß sie mildernd und ausgleichend wirkte. Denn M.s Schaffen sollte nicht durch neuerliches Einleben in fremde Verhältnisse geschwächt werden. Er war in Wien und Österreich eingewurzelt. Als universaler Künstler hatte er doch das engere Heimatsgefühl nicht verloren, und wenn er schon die Stätte seines ruhmwürdigen Wirkens verlassen sollte, so hätte einzig die Zurückgezogenheit getaugt, die ihm die Möglichkeit geboten hätte, den Aufführungen seiner Werke mehr Zeit zu widmen. In der Tat hat er während der letzten Zeit seiner direktoralen Wirksamkeit nebst dem Sommerurlaub, der vorzüglich der Komposition gewidmet war, sich einigemal im Jahre auf einige Tage entfernt, um dem Rufe, dort und da eines seiner Werke zu dirigieren, Folge zu leisten, um es sich zu Gehör zu bringen. Dies wurde ihm auch zum Vorwurf gemacht und könnte als Vorwurf gelten, wenn dabei seine Pflicht vernachlässigt worden wäre. In Franz Schalk und Bruno Walter hatte er geeignete Ersatzmänner für Einzelaufführungen, und besonders der letztere tauchte so tief in M.s Künstlerschaft, ordnete sich mit solcher Liebe und Hingebung ein, daß M. das sporadische Verlassen seines Amtssitzes wohl verantworten konnte.

Zugunsten der Philharmoniker ging er im Frühjahr 1900 nach Paris und gab da mit dieser Körperschaft fünf Konzerte, für deren Defizit er mit Hilfe eines Wiener Kunstmäzens aufkommen mußte. Ihre Konzerte in Wien leitete er in den Saisons 1898/99, 1899/1900 und 1900/01. Ob sie es ihm zu Dank

gewußt haben, bleibe eine unerörterte Frage. Er verlangte auch da mehr Proben, als gewohnt, als vorher und nachher. Der gröbste Vorwurf, der ihm gemacht wurde, war die Überspannung seines Subjektivismus im Vortrage. In der Tat hat er manches anders »genommen« als andere. Solch eine Individualität wie M. erheischt die Entfaltung ihrer Eigenart, die mit der gewohnten Auffassung nicht immer übereinstimmt. Ich selbst habe manches, diesen oder jenen Satz, diese oder jene Stelle mir anders gedacht, als ich ihn zu hören bekam. Von solch machtvoller Persönlichkeit, die in ihrer Auffassung nur dem Werke gerecht werden will, lasse ich mir eine Abweichung ohne weiteres bieten. Ich beuge mich, um so mehr da ich erfahren habe, daß ein Werk von einem und demselben großen Interpreten in verschiedener Auffassung geboten wird — wie ich dies bei Rubinstein und Liszt mit Erbeben erlebte. Wir wissen, daß Beethoven seine eigenen Werke je nach seelischer Stimmung und geistiger Stellung in abweichender Beleuchtung wiedergab. Zur »Affäre« wurde M.s Einrichtung der neunten Symphonie gemacht. Dem Vorgange Richard Wagners folgend, hatte M. zur Erzielung der Deutlichkeit, die ihm höchstes Prinzip der Wiedergabe war, an einzelnen Stellen Holzbläser verdoppelt, ein drittes und viertes Hörnerpaar, im letzten Satz eine dritte und vierte Trompete verwendet und ab und zu neben den Naturtönen der Blechinstrumente, wie sie zur Zeit Beethovens üblich waren, aus der vollen Skala der Ventilinstrumente die Gänge ergänzt, die eben mit Hinblick auf die Naturinstrumente Beethoven nach M.s Ansicht nur lückenhaft bringen konnte. Ein kühnes Verfahren, das M. auch unter Hinweis auf Beethovens Taubheit, auf die Unzulänglichkeit in der Ausführung seiner Absichten rechtfertigen wollte (in einem offenen Schreiben an die Konzertbesucher). Die Vervielfältigung der Streichinstrumente seit Beethovens Zeit verlange, wie M. hervorhebt, eine Vermehrung der Bläser. Er wollte »fern von Willkür und Absichtlichkeit, aber auch von keiner Tradition beirrt, den Willen Beethovens bis ins scheinbar Geringfügigste nachfühlen und in der Ausführung auch nicht das Kleinste von dem, was der Meister gewollt, opfern oder in einem verwirrenden Tongewühle untergehen lassen«. »Von einer Uminstrumentierung, Änderung oder gar »Verbesserung« des Beethovenschen Werkes kann natürlich absolut nicht die Rede sein.« Die Absicht ist löblich, allein die Mittel sind nur insofern zu billigen, als sie der Absicht des Reproduzierenden entsprechen, ohne irgend Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben zu können — ebenso wenig wie bei M. so auch nicht bei den Änderungen, die von Wagner vorgenommen wurden und von vielen Dirigenten unserer Zeit angenommen sind. Da das Original Beethovens unantastbar erhalten bleibt, kann daraus kein dauernder Nachteil entstehen. Ob die Interpretation so weit gehen darf und soll, ist eine Frage für sich. Die Unvollkommenheiten in der Ausführung des dem Tonsetzer vorschwebenden Ideals, das er im Kunstwerk verwirklichen will, sind dauernde Begleiterscheinungen der Qualitäten eines Werkes. Es ist nicht sicherzustellen, ob dieses im ganzen durch solche Änderungen, richtiger Ergänzungen, gewinnt. Für das Publikum, das überhaupt solche Hinzufügungen gar nicht bemerkt, kommt das weniger in Betracht. Es ist eine Sache des Gewissens, und dies kann man ebensowenig Wagner wie M. absprechen. Der Historiker wird für die Reinerhaltung der authentischen Vorlage einzutreten haben, kann dabei die gute Absicht der Verdeutlichung anerkennen, ohne ihr irgend Allgemeingültigkeit zuzuerkennen.

Daß sich M. sowohl bei der Reproduktion in die Werke verschiedenster Meister und Zeiten völlig einleben konnte, als auch bei der mitschaffenden Ergänzung von Fragmenten glänzend bewährte, zeigt in überraschender Weise die Arbeit M.s an den »Drei Pintos« von Weber. Dieser hatte sich in den Jahren 1816—1821 mit der Konzeption beschäftigt und noch in seinem Todesjahr (1826) darangedacht, die Komposition zu vollenden. Einzelne Stücke, Skizzen und Fragmente sind nur zu den ersten beiden Akten erhalten, für den dritten mußte M. ganz eintreten. Er tat dies teils mit Verwendung von Kompositionen Webers, teils mit Verwertung von Weberschen Gedanken, teils erfand er ganz neu im Sinne Webers. M.sche Stücke wurden als »weberisch«, Webersche Nummern als »mahlerisch« angesehen — so sehr hatte sich der Bearbeiter in den Geist des Tönewebers eingelebt. Der Enkel Webers hatte den Plan der Ergänzung wieder aufgenommen, nachdem dereinst Meyerbeer, der hiezu gebeten war, die Skizzen jahrelang bei sich gehabt hatte, ohne an die Ausführung des Wunsches der Familie zu schreiten. In einzelnen Teilen reizvoll, bleibt das Ganze hinter dem Weber, wie wir ihn aus »Freischütz«, »Euryanthe« und »Oberon« kennen, zurück. Für Theater, in denen die Spieloper kleineren leichteren Genres eine geeignete Stätte findet, wäre die neu gewonnene Oper heute noch wirksam. Für das Gesamtbild von Webers Künstlerschaft ist sie nicht so sehr von Bedeutung. Für M.s stilistische Einfühlbarkeit ist sie eine Feuerprobe — denn M. war damals daran, seinen Eigenstil in den Skizzen zu seiner »Zweiten« zu erreichen. Die Arbeit zu den »Drei Pintos« war in kürzester Zeit (14 Tage) fertiggestellt und fand seit der ersten Leipziger Aufführung (20. Januar 1888) in vielen deutschen Städten Beifall und Erfolg. Auch in Wien wurde sie im Januar 1889 aufgeführt. M. trat bescheiden hinter den Enkel Webers zurück, der sich beim Textbuch mit betätigt hatte. Als er in Wien Direktor war, führte er dies Werk nicht auf. Er wollte nicht den Schein erwecken, als ob er die Oper wegen seiner Anteilnahme an der Arbeit zur Aufführung brächte. So hingebend er in Freundschaft war, so mied er auch da, aus »Freunderlschaft« (ein Wiener Spezifikum) Protektion zu üben oder sich durch persönliche Rücksichten irgend bestimmen zu lassen. Wohl beriet er sich mit seinen Freunden. Aus seiner ersten Wiener Zeit traf er noch an: Dr. Emil Freund, den immer getreuen Rechtsanwalt, der jetzt die angenehme Pflicht erfüllte, die »beginnende Vermögensverwaltung« zu übernehmen, den Archäologen Dr. Fritz Loehr und den Dichter Dr. Siegfried Lipiner, Bibliothekar des Parlaments. Dieser übte mit seiner tiefen Bildung, dem Schwung seines Phantasielebens einen mächtigen Einfluß auf den Jugendfreund. Philosophische Themen wurden von den Freunden mit Eifer und tiefem Eindringen behandelt, die Weltliteratur in ihren mächtigsten Erscheinungen erörtert, Religionsfragen mit heiliger Strenge diskutiert.

M. ließ keine freie Minute, die er in seinem harten, schweren Beruf erübrigte, unbenutzt, um Lektüre zu betreiben. Er studierte zur Erholung Meisterwerke der Musikliteratur, vertiefte sich in das Studium der Bachschen Werke, die er vor sich legte, um von des Tages Gewirr sich zu erholen und zu stärken. Er las mit Eifer die »Denkmäler der Tonkunst«, als deren wirkliches Mitglied er der leitenden Kommission (in Wien) angehörte. Von Freunden aus der ersten Wiener Zeit lebten noch: Hugo Wolf, der leider einem intimen Umgange nicht mehr zugänglich war; die Brüder Krzyzanowski (Rudolf der Musiker, Heinrich der Schriftsteller) waren nach Deutschland gezogen. Hans Rott, der hoch-

begabte junge Musiker, der begabteste von uns allen, die während der siebziger Jahre dem Kreise des Konservatoriums angehörten, war früh gestorben. M. gewann neue Freunde, und die Zahl der Verehrer mehrte sich gerade aus den Kreisen Gebildeter und verstärkte sich im Auslande. Von den bildenden Künstlern war schon die Rede. Von Dichtern und Schriftstellern seien genannt: Gerhart Hauptmann, Hugo v. Hofmannsthal, Arthur Schnitzler, Max Burckhard, Hermann Bahr, Felix Salten, Stefan Zweig. Von Musikschriftstellern: Oskar Bie, Hermann Bischoff, Ernst Decsey, Georg Göhler, Eduard Hanslick, Julius Korngold, E. O. Nodnagel, R. Piper, William Ritter, L. Schiedermair, Arthur Seidl, Richard Specht, Paul Stefan, Max Steinitzer u. a. Von Musikern (in Wien): Bruno Walter, Alexander v. Zemlinsky, Josef V. v. Wöss, I. B. Förster, Arnold Schoenberg, Julius Bittner, Arthur Bodansky, Karl Weigl; (auswärts): Richard Strauß (in intimer Freundschaft), Hans Pfitzner, Max Schillings, Oskar Fried, Wilhelm Kienzl, Willem Mengelberg, Butts, Paul Dukas und eine große Reihe von Jüngeren. Von Ausländern wären noch besonders zu nennen: Hermann Behn (Hamburg), Paul Clemenceau und Piquart (der Kriegsminister in Paris).

Diese Liste gibt, so unvollständig sie besonders mit Hinblick auf die, seinem häuslichen Kreise angehörenden Frauen ist, ein beiläufiges Bild von dem Kreise, deren Mitglieder M. mehr oder weniger nahestanden. Sein Verkehr war, so sehr er sich zurückzog, entsprechend seinen Beziehungen in fast allen Musikstädten von Österreich, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Rußland ein ungemein ausgedehnter und erstreckte sich in den letzten Jahren auch auf Amerika. Dorthin ging er zum erstenmal im Dezember 1907 und dirigierte an der *Metropolitan Opera* in New York während der Saison 1907/08 Opern von Mozart und Wagner; er kehrte dreimal wieder dahin, nachdem sich in New York eine *Philharmonic Society* gebildet hatte, die Mahler-Konzerte gab. Von Opernaufführungen hielt er sich immer mehr fern. Frühjahr, Sommer und einen Teil des Herbstes verbrachte er in seiner Heimat und dirigierte an einzelnen Orten eigene und fremde Werke in Konzerten, besonders in München, Amsterdam, Paris, Rom und in mehreren deutschen Städten. Seine Honorare waren beträchtlich in der Neuen Welt; für ihn hatte dies keine Anziehung, er sollte seiner Familie eine breitere materielle Basis schaffen, als dies mittels seiner Pension und der bisherigen Ersparnisse möglich gewesen wäre. Er hätte auch damit ein ihm genügendes Auskommen finden können, besonders da er öfter berufen wurde, um Konzerte zu dirigieren, deren Leitung ansehnlich honoriert wurde. Von seinen Werken konnte er auch Ertrag erwarten, einzelne seiner Symphonien fanden Verleger, die gut bezahlten. Seitdem die »Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen« dem Deutschböhmen Gustav M. eine Subvention zur Veröffentlichung seiner Symphonien im Jahre 1898 gewährt hatte — vorher hatte ein begeisterter Anhänger die zweite Symphonie zum Stich gebracht —, war die Möglichkeit geboten, daß seine Werke weitere Verbreitung fanden. Noch eine andere Möglichkeit hatte sich ergeben, seinen Wirkungskreis in Wien zu ändern und sein Einkommen zu festigen. Das Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde war finanziell bedrängt und hatte durch Eingriffe von verständnisloser Seite Änderungen in der Organisation und Besetzung erfahren, die dem Institut keinesfalls zum Vorteil gereichten. Das Ministerium für Kultus und Unterricht

erhöhte von Jahr zu Jahr die Subvention. Not tat das Eintreten eines Mannes, der der Aufgabe gewachsen gewesen wäre, Wandel zu schaffen und das Institut zu jener Höhe zu führen, auf der es dereinst gestanden hatte, als wohl die Mittel noch nicht reich waren, allein das Können und die Künstlerschaft der Führenden über diese äußere Beschränktheit hinweggehoben hatten. Über Wunsch des Ministers von Hartel wurde ein Memorandum ausgearbeitet, in welchem die Sanierung des Institutes beratschlagt und Vorschläge erstattet wurden (organisatorischer Art und behufs Berufung geeigneter Kräfte). M. sollte zum obersten Leiter ernannt werden. M. hatte dem Proponenten die Zusage gemacht, daß er dies Amt zu übernehmen bereit sei. Solange er Direktor der Hofoper sei, wollte er kein Honorar annehmen, nach Abgabe der Opernleitung hätte er ein entsprechendes (vorher schon bestimmtes) Gehalt zu empfangen. Die Sache zog sich in die Länge. Die Gründe seien hier nicht erörtert. M. hätte dem Vorschlag gemäß als Vertrauensmann der Regierung das Institut zu überwachen gehabt, das vorläufig noch in der Verwaltung der Gesellschaft der Musikfreunde geblieben wäre. M. hätte die oberste Inspektion zu führen gehabt und je nach Bedarf und Einsicht diese oder jene Aufführung zu leiten übernommen. Ministerwechsel waren für Erledigung der Angelegenheit nicht förderlich. Als Dr. Max Graf Wickenburg die Revision des Musikdepartements übernahm und von dem Memorandum Kenntnis erhielt, wandte er sich an M. Durch die beschämenden Verhältnisse, die seinen Rücktritt zur Folge hatten, angewidert und durch unverständige Einflüsse verstimmt, leistete M. dem Lockruf des Direktors Conried nach Amerika Folge, gab seine Absicht, den ehrenvollen Antrag für Wien anzunehmen, auf und erteilte dem gütigen Intervenienten einen abschlägigen Bescheid. M. wollte nunmehr Wien verlassen und Wien wurde von einem guten Genius verlassen, der die alte Musikstadt zu neuem kräftigen Leben wieder erweckt hatte. Ein Schriftsteller (Hagemann) nannte (ohne von der Möglichkeit Kenntnis zu haben, daß M. auch ohne Oper für Wien hätte erhalten bleiben können) dieses Scheiden eine Kulturtragödie. Die tragische Wirkung blieb nicht aus. Für M. wurde die zweimalige Wiederholung der Amerikareise zum Verhängnis, besonders da seine Gesundheit geschwächt war. Wien hat an den Folgen seines Abganges noch heute schwer zu tragen. M. hätte nur durch das Beispiel zu wirken gebraucht, und die junge Generation hätte sich daran gebildet. Denn nicht bloß auf dem Gebiete der reproduktiven Kunst hätte sein Vorbild nachhaltig wirken können. Auch in der produktiven Kunst gehört M. zu den führenden Geistern seiner Zeit.

Um M.s Art in Produktion und Reproduktion richtig zu verstehen, muß man sich seinen Charakter vergegenwärtigen — wie bei jedem Künstler. Schaffen und Wiedergabe sind Spiegelbilder des seelischen Lebens, noch mehr, die Werke sind seine Erzeugnisse, sein Niederschlag und in der Wiedergabe der Tonwerke gibt sich, soweit sie nicht mechanisch, ein Stück eigenen Lebens des Reproduzierenden kund. M.s Seelenart war auf Güte und Energie gegründet. Die Festigkeit seines Willens erhob sich in der göttlichen *Mania* des Künstlers wie in dem unerbittlichen Drange nach Wahrheit in allen Lebensäußerungen zum Fanatismus. Wie ein Kind ließ er sich vom Moment hinreißen und sein Temperament schien in solchen Augenblicken fessellos. Trotzdem beherrschte sein klarer Verstand auch die letzten Ausgänge seiner Handlungen. Unbeugsam gab sich sein Wille, und dabei war sein Gemüt weich. Großzügig war sein Wesen

und kindlich sein Empfinden mit Mitmenschen, mit groß und klein, mit Erwachsenen und Kindern. Rührend in der Freundschaft, in der Anhänglichkeit, offen, rückhaltlos bis zur Selbstverleugnung. An allen Dingen konnte er Freude haben, über die geringste Sache konnte er sich ärgern, wenn sie seiner momentanen Stimmung nicht entsprach. Reizbar und reizsam konnte er die heftigsten Schmerzen ohne Klage ertragen und im nächsten Augenblick über die geringste Unbequemlichkeit ungehalten sein. Vertrauensselig und mitteil-sam gegenüber Freunden, die er als solche erkannt und erworben, mißtrauisch und zurückhaltend gegenüber unliebsamen Menschen, bei denen er kein Ver-ständnis fand, und im nächsten Moment warf er auch diesen die härtesten »Wahr-heiten« ins Gesicht und verletzte dort und da. Daraus erklären sich auch Gegnerschaften, die nicht selten aus gekränkter Eitelkeit entstanden. Er wollte das Leben in allen Höhen und Tiefen erfassen. Tragik und Heiterkeit in allen Erscheinungsarten fanden Widerhall in seinem Innern. So erklärt es sich, daß in seinen Symphonien auf Erhabenheit unmittelbar das Einfachste, Alltägliche folgt. Die Musik schien ihm auch das letztere zu adeln, oder er wollte durch die Widerspiegelung der Zufälligkeiten alle Phasen des Lebens tonlich fassen und innerhalb der Tonwerke in zeitlicher Folge wiedergeben. Er ließ sich da vom Gefühle leiten und gab sich als klarer Verstandesmensch darüber Rechenschaft. »Der Verstand irrt, das Gefühl nicht«, so lautete seine künstlerische Überzeugung. In der Kunst, in künstlerischen Dingen ließ er sich vom inneren Triebe, vom Drange leiten: so muß es sein. So gelangte er dazu, »künstlerisch gar keine Konzessionen zu machen«, wohl aber menschlich. Der Mensch in ihm war butterweich, der Künstler unbeugsam in Verfolgung des vorschwebenden Ideals.

M. war weder absoluter Pessimist, noch bloßer Optimist. Er hielt von jedem das Beste, so lange er nicht vom Gegenteil überzeugt wurde. Nur seine Erfahrungen mit einem Großteil der Journalistik und mit einer oder der andern Konzertgesellschaft machte ihn skeptisch, nicht befangen oder voreingenommen. Wohl las er mit Vorliebe Schopenhauer und Nietzsche (von welch letzterem er sich in der Folge abwandte) und vertiefte sich in die Lektüre der Werke von Dostojewski. Von Jugend an waren ihm die Klassiker der Weltliteratur vertraut, am nächsten stand ihm später Goethe, in der Jugend beson-ders E. T. A. Hoffmann, dessen Kapellmeister »Kreisler« manche Spuren in M. zurückließ, richtiger manche Analogien bot, wie in dem überreizten Gemüt und dem Mangel an Phlegma, ferner Hölderlin und Jean Paul, dessen »Titan« der ersten Symphonie das dichterische Geleite gab, anfangs sogar mit der Titel-bezeichnung. In seinen Symphonien findet man dort und da die Lebensver-neinung als das Bestimmende, wohl am ausgesprochensten in der »Sechsten«, genannt »die tragische«, allein auch da gibt es Heiterkeit, wie im Trio des zweiten Satzes, oder wilde Lustigkeit, auch Schwärmerei und Blicke in geliebte Gegenden (dritter Satz). Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß M. die »kleinen Er-götzlichkeiten der Menschheit haßte«. Im Gegenteil, er freute sich kindisch damit; zur Zeit der schwersten Direktionsorgen schwang er im Freundeshaus das Tanzbein und spielte im kleinsten Kreise lustige Weisen auf. Volle Lebens-bejahung spricht aus vielen seiner Symphoniesätze, so auch besonders im dritten und vierten Satze der fünften Symphonie, in der Vierten, in der er die himmlischen Freuden besingt, wie sie das Volksgemüt den irdischen

homogen ersehnt. Die Sinnenfreudigkeit des Wienertums dringt dort und da durch, vereinigt sich mit der Klangfreude der Musik seiner Heimat und verträgt sich mit der düsteren Leidenschaftlichkeit, die ganze Strecken und Sätze beherrscht. Ein Mann, der mit solcher Freude arbeitet, der mit solcher Wucht die Kraft ohne Wanken besingt, wie in der »Siebenten«, hat einen untillgbaren Fonds von Lebensmut und Hoffnung in sich. Er war zeitlebens ein »Gottsucher« und ein Ringer nach Wahrheit. Auch in seinen Kompositionen sucht er sich durchzuringen zur Erfassung des Daseins, zur Erfüllung seiner höchsten Ziele. Was ihm die Erkenntnis versagte, suchte er wenigstens künstlerisch zu erleben oder wie im Fernbild zu errahnen (um solchen Ausdruck zu gebrauchen). Er wollte nicht im Kunstwerk philosophieren, nur gute Musik schreiben, die seinen Stimmungen künstlerische Fassung verleiht. Er wurde angeregt von philosophischen Gedankengängen, ohne philosophisch musizieren zu wollen (was an sich unmöglich ist). Da er nach dem Vorbilde Beethovens das Höchste mit seiner Kunst zu ergreifen sucht, so will er in einzelnen Sätzen seiner Werke der Urweisheit letzte Schlüsse erfühlen, erschauen, erspüren — ohne sie begreifen zu können, so wie die Wissenschaft sie nicht erklären kann. Nachdem er in der dritten Symphonie (einem »Sommermorgentraum«) vorerst im ersten Satz das Erwachen der Natur (»Pan erwacht«) belauscht, läßt er in den folgenden Sätzen sich vorerzählen von den Blumen, den Tieren im Walde, dem Menschen, den Engeln und dann in einem unvergleichlich herrlichen Adagio (Schlußsatz): »Was mir die Liebe erzählt« oder »Was mir Gott erzählt«! Gott und Liebe sind ihm demnach gleichbedeutend. So denkt und fühlt nicht ein Pessimist.

Die Liebe, das Göttlichste im Menschen, besingt er allenthalben, sie bildet auch das Bindeglied zwischen dem ersten und zweiten Teil der »Achten«, zwischen dem Hymnus »*Veni creator spiritus*« und dem Schlußteil des Goetheschen Faust, den beiden textlichen Unterlagen des symphonischen Gebäudes. Als höchstes Ergebnis aller Weltbetrachtung und künstlerischen Wiedergabe in allen seinen Werken ist die Mitteilung der Liebe in allen Spiegelungen. Wie das Sonnenlicht sich prismatisch bricht, so teilt sich die Liebe, nicht in sieben, sondern in unzählbare, in unendliche Nüancen und Schattierungen. M. meidet auch nicht, die sentimentale, ans Banale streifende Art wiederzugeben, wie in dem Posthornsolo des dritten Satzes der »Dritten«, die derbe des Landsknechtes und Reitersmannes. Bei M. findet sich der monotheistische Glaube, einerlei, ob er in vielen oder einzelnen Augenblicken Zweifel hegen möge, mit allen konfessionellen Erscheinungsarten der Religion und auch, so paradox dies erscheinen möge, mit pantheistischen Anschauungen zurecht; er schildert naiv auch Aberglauben, ohne daran zu mäkeln oder ihn zu travestieren oder zu ironisieren. Die Gläubigkeit als solche wird besungen, wenn darin nur der ungeheuchelte Aufblick zu Gott erstrahlt und die Liebe sich auf das Weltall, auf Menschen im Dienste veredelten, verklärten Daseins und erhabener Zweckerfüllung erstreckt.

Mißverständnisse über die Echtheit und Vornehmheit dieser seiner Gesinnungen sind mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen und wären überhaupt nicht der Beachtung wert, wenn sie bloß in frivoler Weise von Gehässigen aufgestellt worden wären. Das Erlebnis der lebendigen Wirkung solcher Stellen, wie etwa im 5. Satze der »Dritten«, hätte wohl eine solche Mißdeutung nicht aufkommen lassen. Es ist bedauerlich, daß Teile von Werken einer so tief veranlagten Künstlernatur wie

der M.s solchen Unterlegungen ausgesetzt sein konnten. Die Ironie macht sich dort und da in symphonischen Stellen fühlbar, nie aber bei solchen, die dem Göttlichen oder der Nächstenliebe zugewendet sind. Die ironischen und satirischen Stellen müssen von den humoristischen geschieden werden. Frivol ist gar nichts. Über allem waltet der tiefe sittliche Ernst des Künstlers — er steht immer im Dienste der strengsten Kunstreligion. Alles ist veredelt durch ein klärendes Ethos. In dem zitierten Satze der »Dritten« erzählen »die Engel« (nach anderer Bezeichnung »die Morgenglocken«) eine Legende, die mit reiner Naivität des Gemütes in Töne gefaßt wird, eine fast kindliche Gläubigkeit kommt zum Ausdruck in der tonlichen Fassung des »leiden- und sündenlosen Kinderhimmels« (Bezeichnung von Wilhelm Kienzl). Wo die Dichtung Gläubigkeit und Humor vereint, wie im Schlußsatz der »Vierten«, da ergreift der Komponist das Humoristische auf dem Grunde tiefen Ernstes, wie es dem echten, befreienden Humor wesenseigen ist, hier noch obendrein in ungetrübter musikalischer Erfassung des Paradiesglaubens, der wohl nach M.s Anschauung mit der höchsten Erfassung des Ewigen nicht übereinstimmen möge. M. schreibt, um jedem Mißverständnisse zu begegnen, der Singstimme ausdrücklich vor: »Mit kindlich heiterem Ausdruck, durchaus ohne Parodie!« Die Trompeten und Hörner des »großen Appells« im Schlußteil der »Zweiten« erklingen wie ein Signal zur Erhebung des Geistes in ewige Sphären; der darauf folgende Choral »Auferstehen, ja Auferstehen« (nach den Worten Klopstocks) wird mit einer Ergriffenheit sondergleichen angestimmt. Wer mit solcher Inbrunst die Worte singt »Ich bin von Gott und will wieder zu Gott, der liebe Gott wird mir ein Lichtchen geben, wird leuchten mir bis in das ewig selig' Leben« (im 4. Satz der »Zweiten«), der hat das Urwesen der Religion erschaut und erlebt, das auf dem festen Grunde der Nächstenliebe verankert ist: »Dein ist, was du geliebt«. Nur so konnte sich M. zu dem Sänger der Freude erheben, als der er von dem Italiener Alfredo Casella begrüßt wurde: »Mahler ist der einzige Musiker, der die wahre Tragweite der Ode an die Freude erfaßt hat.« Der katholisch strenggläubige Franzose William Ritter apostrophiert M. mit den Worten: »Sie sind die wahre Ode an die Freude.« Nun, zum Glück haben wir im reichen Bildersaal der Musikgeschichte noch andere Künstler, die in gleicher Weise diese Mission erfüllt haben. Daß aber M. gerade nicht in letzter Reihe steht, ist wohl unleugbar. An der Ehrlichkeit seiner Gesinnungen, an der Offenheit seines Wesens kann niemand zweifeln, der seiner faszinierenden Persönlichkeit je nähergetreten ist und seiner Kunst mit Unbefangenheit sich nähert. So wie sein Verstand eindrang in die Werke Kants (zur Zeit seiner Wiener Tätigkeit), so erhielt sich sein Gemüt den naiven Märchenglauben, eine schwärmerische Märchenseligkeit, und er sah mit verklärtem Künstlerblick in den Himmel, der sich ihm öffnete. Mit der Kindesseele des Volksliedes vermochte er sich dorthin zu erheben, wohin nicht Vernunft, nur Phantasie oder Glaube geleiten. Durch fast alle seine Werke geht eine tiefe Sehnsucht — nach dem Unendlichen, und das Endliche stört nicht den Seherblick. Er verrichtet seine Andacht in der Natur und betet in Tönen. Dort und da tritt ein Sehnen nach der Natur hervor, wie es den kulturmüden Weltwanderer unserer Zeit erfüllt. Schiller bezeichnet solch einen Dichter, der die Natur sucht, als einen »sentimentalen«, den Dichter, der selbst Natur ist, als den »naiven«. Bei M. wechseln Naivität und Sentimentalität — sein Wesen war komplex und zeigte Kontraste, die durch sein

Temperament verschärft wurden. So treten auch in seiner Kunst krasse Kontraste auf.

An manchen Stellen seiner Partituren findet sich die Bezeichnung: »Wie ein Naturlaut.« M. schildert nicht äußerlich die Naturbilder und Geschehnisse, sondern vertont sie als Erlebnisse; in ihrer künstlerischen Wiedergabe liegt nach dem Beethovenschen Ausspruche »mehr Ausdruck der Empfindungen als Malerei«. Die Motive werden nach streng musikalischen Stilprinzipien verarbeitet und erheben sich auf diesem Wege zum Tonbilde der Erlebnisse. M. ist nicht Programmatiker in äußerlicher Art, er will keine realen Programme wiedergeben, immer mehr entfernt er sich von solchen Streben, die den Meister der Technik verführerisch auf Wege bringen konnten, die sich von seinem eigensten Arbeitsgebiete entfernten. Die Titelvignetten, die die erste und dritte Symphonie als Ganzes und einzelne Sätze der »Dritten« erhalten hatten, entfernte er, da sie Mißdeutungen ausgesetzt waren, gerade so, wie Robert Schumann beim vierten Satz der Es-dur-Symphonie vorgegangen war, mit der Begründung: »man soll den Leuten nicht das Herz zeigen, ein allgemeiner Eindruck des Kunstwerkes tut ihnen besser, sie stellen dann wenigstens keine verkehrten Vergleiche an«. M.s Überschriften, die nicht der Partiturausgabe beigegeben, nur in den Programmen der ersten Aufführungen explikativ mitgeteilt waren, hatten von Anfang an bloß allgemein andeutenden Charakter, ohne die Phantasie des Hörers irgend binden zu wollen. Sie waren Schlüsselzeichen, die ins Gebäude einführen konnten und die bei der Konzeption die Phantasie des Schaffenden möglicherweise beflügelten, ohne die Ausgestaltung zu bestimmen. Die Textworte, die einzelnen Teilen beigelegt wurden, waren nicht von vornherein bestimmend für die Stimmung, den Ausdrucksgehalt der betreffenden Stücke oder Sätze, sondern schienen nur willkommen als Assoziationsgenosse der Musik. »Wenn ich ein großes musikalisches Gemälde konzipiere, komme ich immer an den Punkt, wo ich mir das Wort als Träger meiner musikalischen Idee heranziehen muß«, schrieb er 1897 an Arthur Seidl. Er kam nicht immer dazu, im Gegenteil, nach der »Vierten« verzichtet er dauernd auf die Begleitung von Worten zu seiner Musik (denn dies ist das wahre, reelle Verhältnis in den M.schen Symphonien, nicht: Begleitung der Musik zu den Worten), nur in der achten Symphonie, in der er den Grundplan der zweiten in völlig neuer Weise ausführt, greift er bei beiden Teilen zum Text. Trotz ihrer äußeren Erscheinung als Kantate ist sie nach Bezeichnung und innerer Haltung eine Symphonie. Das Formale ist hier das Mitbestimmende: der erste Satz entspricht gänzlich einem Sonatensatz, während der zweite Teil eine Synthese von Adagio, Scherzo und Finale ist, ähnlich wie Liszt in seiner einsätzigen H-moll-Sonate eine solche Zusammenschiebung vornimmt. Wie J. S. Bach einzelne Kantaten als »Concerto« bezeichnete, so konnte M. diese zyklische Komposition als Symphonie, als »Achte«, in die Welt schicken. Noch eher. Dort ist das »Concerto« (ein Instrumentalgebilde) nur die begleitende Bezeichnung, denn das Ganze ist entschieden auf dem Boden der Kantate erwachsen, hier war das Symphonische das Vorausbestimmende, während die Worte — so wichtig und bedeutend sie sind — für die Komposition das Sekundäre, das Begleitende sind. Darin liegt auch der Wesensunterschied von der Schumannschen Komposition des Goetheschen Textes, des Schlußteiles des »Faust«, der da den Abschluß der »Szenen aus

Faust« bildet. Bei M. ist er die textliche Unterlage des zweiten Symphonie-
teiles, der mehrere Sätze umfaßt, wie dies schon früher bei Symphonien M.s der
Fall war. Der Hymnus »*Veni creator spiritus*« ist vollständig sonatenmäßig
gegliedert und eingeteilt. Die Form war so bestimmend, daß dem Künstler
während der Komposition Textteile für den Schluß fehlten und er nachträglich
noch die Doxologie heranzog — und dies entsprach sonderbarerweise auch dem
kirchlichen Gebrauch, der liturgischen Verwendungsart bei Psalmen und einzel-
nen Hymnen.

So steht denn das formale Moment im Zentrum der ganzen symphonischen
Produktion M.s, wie in seinen Liedern der Strophenbau. M. hat ebensowenig
die Symphonienform gelockert und zerstört, wohl erweitert und teilweise um-
gebaut, wie Beethoven, Schubert, Bruckner, Brahms, deren Werke wie darin,
so im allgemeinen die Ahnen seiner Symphonienfamilie sind. Am stärksten
schlägt der Atavismus Beethovens durch. Der Einfluß Schuberts ist be-
merkbar im zweiten Satz der »Zweiten«, im zweiten Thema des ersten Satzes
und im Trio des Scherzos der »Ersten«. Die »moderne« Haltung und Behand-
lung schließt sich anfangs dem Vorgange Bruckners an, sowohl orchestral wie
durch chorale Anklänge und die Art kontrapunktischer Behandlung. Spe-
zifisch österreichische Einschlüsse machen sich dauernd geltend durch Verwen-
dung von Weisen seiner mährisch-böhmischen Heimat (wie allenthalben, so
besonders im dritten Satz der »Zweiten« und »Dritten« und noch im zweiten
Satz der »Neunten«), ferner in den Scherzi, in denen Ländler und Walzer in
Umbildung und Synthese verarbeitet werden (wie in der »Ersten«, so auch in
der »Neunten« usw.). Die österreichische Soldateska spielt, wie erwähnt, eine
nicht unwesentliche Rolle.

M.s Kunst ist kein Konglomerat aus diesen Bestandteilen, sondern eine
Neugeburt aus des Künstlers Urwesen, aus seiner Eigenanlage. Das Wort
»Eklektizismus« ist auch bei M. angewendet worden, besonders von solchen,
deren Anschauungen aus den Aufstellungen in Chamberlains »Grundlagen des
19. Jahrhunderts« (den schiefen Grundlagen, wo alles Wahre abgeleitet) und
ähnlichen literarischen Erzeugnissen gebildet oder richtiger durch diese ver-
bildet sind. M. steht auf dem festen Grunde deutscher Bildung, wie seine ge-
nannten Vormeister. Aus seiner jüdischen Abstammung ließe sich vielleicht
die stellenweise hervortretende Überschärfung der Ausdrucksgewalt, die fanati-
sche Übertreibung in der Wiedergabe seiner seelischen Regungen erklären.
Ob dies aber wirklich einzig darauf zurückzuführen ist, bleibt eine offene Frage,
denn auch bei urdeutschen Meistern ist es bemerkbar. So bei Richard Wagner,
der, wie er »sich nur wohl fühlte, wenn er außer sich war«, so den Ausdruck
ins Extreme, ins Extremste steigerte. Und gerade da ist seine Macht am
größten, wie im »Tristan«. M. als Anhang von Berlioz zu bezeichnen, ist
stilkritisch ein arger Irrtum, sowohl in der Art der Stimmführung, als auch in
der ästhetischen Haltung; denn wie ihm das Programmatische fernlag, so sah
er das Klangliche nie als Selbstzweck an und benutzte es als bloßes Mittel; wohl
lernte er auch von diesem Farbenkünstler. Daß er in koloristischer Meister-
schaft Berlioz gleichkommt, ist eine Folgeerscheinung der Ausdrucksmacht
der M.schen Kunst und des Klangsinnes des Meisters. Sie wendet sich, wie jede
echte Kunst, an alle musikalischen Kulturnationen, die sie auch mählich zu
erobern vermag. In den Aufführungen des »Allgemeinen Deutschen Musik-

vereins«, in dem besonders Richard Strauß als Vorsitzender, auch Hermann Kretzschmar dafür eintrat, hat M. seine ersten Eroberungen gemacht, die von Dauer waren; in den philharmonischen Konzerten der Deutschen Prags hat er seine ersten Siege erfochten, in München, Mannheim, Graz, Amsterdam sowie in andern Städten hat er dauernde Erfolge errungen, in Wien hat er später eine starke Gemeinde erworben. In den beiden erstgenannten Städten wurden Mahler-Feiern veranstaltet. »Das Genie Gustav M.s ist repräsentativ im Sinne der großen Traditionen deutscher Musik«, sagt Gerhart Hauptmann, und: »Er hat die Dämonie und Feuermoral deutscher Meister«. »Es gibt wohl keinen deutschen Musiker, der sachlicher lebt als M.«, ruft der Grazer Musikschriftsteller Ernst Decsey mit Emphase. Vielleicht ist diese Sachlichkeit kein Separatgut von uns Deutschen. Sicher ist, daß M.s Melodik auf dem Boden der heimatlichen Volksmusik erwachsen ist, seine Satzweise sich an der Thematik der obgenannten Meister herangebildet hat, daß seine Lieder schon in sprachlicher Behandlung die engste Zusammengehörigkeit des Tonsetzers mit dem Wortdichter, bei den von ihm verfaßten und vertonten Gedichten die untrennbare Einheit deutschen Sprach- und Musikgefühls offenbart. Wer zudem Wagner, Beethoven, Mozart, Lortzing u. a. so stilrein aufführte wie M., und dies zumeist ohne äußere Vorbilder, sondern aus sich heraus, aus Intuition, der ist ein wahrer deutscher Künstler, der wie jeder universale Meister die Fähigkeit besaß, sich auch in andere Stilrichtungen einzuleben.

Im Dirigieren eigener und fremder Werke gab sich die Person des Leiters und das geleitete Kunstwerk gleicherweise kund. Er vertiefte sich in das Werk, und dieses zog ihn an sich, so daß er sich ihm restlos hingab. Subjekt und Objekt wurden eins. Indem er das Kunstwerk nachbildete, führte er die mit ihm Wirkenden und von ihm Geführten, seine Gefährten, mit unwiderstehlicher Suggestionskraft und zog sie zu seiner Auffassung heran. Er ließ jedem Mitwirkenden gerade so viel Freiheit, als ohne Verletzung der einheitlichen Wiedergabe irgend möglich war. Er holte aus den Spielern das Äußerste ihrer Leistungsfähigkeit heraus und stellte alle in den Dienst des Werkes. Er machte sie dabei seinem Willen untertan, und mit Feldherrnblick verteilte er die Teile der Truppen nach Generalplan, der in dem Musikstück selbst gelegen, und nach der Situation, nach den vorhandenen Kräften eingerichtet wurde. Bei den Proben konnte man beobachten, wie Schritt für Schritt das Terrain gewonnen und erobert wurde, wie bei dem minutiösen Ausfeilen der kleinsten Details der Blick auf den Zusammenhalt des Ganzen gerichtet war. Bald gibt er eine vergleichende Erklärung, bald bläst und geigt er mit Kehle und Lippen ein Motiv oder einen Gang vor, zeichnet mit Arm und Hand die Linie, die Art der Bewegung, stößt in die Luft, wächst beim *Crescendo* zu einem Riesen empor, verkleinert sich beim *Decrescendo* zu einem Zwerg, entlockt mit seinen Mienen, den dräuenden Brauen, den bittenden Mundwinkeln, der gefurchten Stirn das Intimste und die größte Spannkraft vom *pppp* bis zum *ffff*. Er ermuntert mit humoristischen Worten, tadelt in sarkastischer Weise — immer nur, um den Spieler, den Sänger zu »neuen Taten« anzuspornen. Er erzählt ein Geschichtchen, das die Phantasie neu beleben soll. Die leiseste Mittelstimme im viestimmigen Satz erhört und rügt er, wenn sie falsch erklingt; mitten im tosendsten Ansturm weist er den Ton eines Instrumentes zurück, das nicht richtig angesetzt hat, bemerkt einen Sänger im großen Chor, der eine Oktave zu tief

intoniert, einen Geiger im *Tutti*, der den Ton richtig, aber auf der ungeeigneten Saite anstreicht. Aus für einzelne Aufführungen seiner Symphonien und andern Werken eigens zusammengestellten, richtiger zusammengewürfelten Orchestern schafft er in wenigen Proben einheitliche Instrumentalkörper. Bei Klavierproben für Oper und Konzert meisterte er in vollendeter Weise das Instrument, mit dessen Klängen er die Sänger begleitete. Er vermochte die Illusion des Orchesters zu geben und hielt sich dabei in den Grenzen, die den Gesangsstimmen gegenüber eingehalten werden müssen. Im Ensemble von Kammermusikstücken bewährte er sich als feinfühligster Genosse seiner Partner — da zeichnet er mit feinen Linien im Rahmen des Miniaturbildes; Kammermusikspiel pflegte er mit Vorliebe. Als Akkompagnateur von Liedern vermochte er dem Sänger sich anzuschmiegen und zugleich ihn zu führen, ohne diese Führung fühlen zu lassen. In Einzelproben von Bläsern, von Streichern suchte er das Klangverhältnis zum Gesamtorchester festzuhalten, und jeder Spieler mochte sich dabei gleichsam als Solist fühlen.

Wie er ganz im Kunstwerk aufgeht bis zum letzten Nerv, so erwartet er es auch von seinen Mitarbeitern. Er will nicht nachgeben, bis alles erreicht ist, was ihm erreichbar erscheint. Er verlangt Fortsetzung der Probe, Wiederholung und Vermehrung. Da stößt er an des Widerstandes realste Mächte — den Musikern ist des Lebens Erwerb von gleicher Wichtigkeit, die übervolle Anspannung unliebsam. Den meisten Menschen erscheint es als unverzeihliches Vergehen, ihnen unbequem zu werden — besonders auch gewissen Musikern. Daraus entstanden in Wien Konflikte — nicht in lauter Opposition sich äußernd, sondern in wachsendem stillen Grolle, der sich sammelte und in der Folge in Scherbengerichten Luft machte. Werke, die, obzwar sie ihn am Anfang nicht sympathisch berührten, von ihm zur Aufführung angenommen wurden, sei es, daß er sich ihnen allmählich näherte, wie dies z. B. bei Pfitzners »Rose vom Liebesgarten« der Fall war, sei es, daß er sich ihnen, durch verschiedene Umstände bestimmt, nahebringen mußte — was allerdings ganz ausnahmsweise geschah —, solche Werke behandelte er mit der gleichen Aufmerksamkeit und dem gleichen Pflichteifer wie Werke, die Fleisch von seinem Fleische, Seele von seiner Seele waren, ob sie von andern oder von ihm geschaffen waren. Nichts haßte er mehr als das Handwerkertum im Reiche der Kunst — nicht zu verwechseln mit dem Handwerkszeug des Musikers, dem »goldenen Handwerk« der Kunst in Schaffen und Nachschaffen. Er konnte sich wie der Jüngling im »Entfesselten Prometheus« erzürnen:

»Handwerker sind sie, die um schnöden Lohn,
Die großen Väter äffend, Kunst erkünsteln!
Ja, glüht in ihrer Brust die tiefe Sehnsucht,
Der schmerzreiche Drang nach ihrer Göttin?
Sie glauben nicht an ihre eigne Sache,
Darum wird ihnen nimmermehr geglaubt!
Sie können nicht ergreifen, denn sie selbst
Sind nicht ergriffen! . . . «

Diese Worte Lipiners waren gleichsam ein Geleitbrief des Wirkens seines Freundes M. Er konnte ergreifen, weil er selbst tief ergriffen war, im heiligen Opferdienst seiner Kunst.

Wenn der kleine Mann mit den lebhaften Bewegungen sich dem Pulte näherte, trat Stille ein. Er grüßte mit freundlicher, klarer, sympathischer Stimme die Musiker, die, sobald er den Taktstock erhob, von seinem Blicke gebannt, seinem führenden Willen sich ergaben. Aus seinen Zügen spricht Ernst und heiliger Eifer, die leuchtenden Augen verbreiten Licht und Helligkeit, bei mystischen Stellen wie verträumt dreinblickend; im kraftvollen Kinn äußert sich energischer Wille wie in den belebten Flügeln der scharfgeschnittenen Nase und in der hohen Stirn, in die sich Falten legten, sobald Zweifel und Zorn sich erhebt, wogegen aus den feinen, schmalen Lippen ein mildes Lächeln sprechen kann. In allem überlegend und überlegen läßt er sich in seinen Körperbewegungen frei ergehen, manchmal ins Groteske, mit nervösem Zucken und Aufschlagen des Fußes. Doch seine Bewegungen wurden im reiferen Alter immer konzentrierter. Die Arme scheinen sich mit der notwendigen Angabe von Takt und Tempo begnügen zu wollen, Auge und Miene bohren sich in die aufmerksam Aufsehenden ein, Handgelenk und Fingerspitzen leisten mehr als früher Arme und Füße. M.s Dirigieren vergeistigte sich immer mehr und mehr, und der Wille teilte sich wie in elektrischen Entladungen mit, die dem Auge des Zuschauers unsichtbar blieben. M.s Arbeit im Dirigieren und Komponieren verinnerlichte sich stetig. Dies zeigt sich besonders in der stilistischen Faktur seiner Werke. Die Bögen der Melodien bleiben weit gespannt, allein die Motive werden immer komplizierter, das Stimmengewebe intrikater und verdichtet sich stellenweise zu einem fast undurchdringlichen Dickicht. Die Stimmungen werden aus den verborgensten Winkeln der Seele herausgeholt, und alle Regungen und Strebungen werden in der stets wachsenden Verklitterung zu fassen gesucht. Vielleicht ging er darin zu weit. Jedenfalls ist er auch darin einer der Stiltführer seiner Zeit, ein echter und rechter Vertreter der »Moderne« des letzten Jahrzehnts des vorigen und des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts. Er vermochte sich immer freier zu entfalten und hielt doch fest an den überkommenen Formen. Die Mittel vermehrt er, bereichert die Koloristik, intensiviert den Ausdruck, vervielfältigt die harmonischen Reize, bleibt dabei mehr oder weniger auf diatonischer Grundlage, so sehr er die leiterfremden Töne verwendet und sie mit den leitereigenen verbindet — in gleichzeitigem Erklingen, mit kühnster Benutzung von Verhalten (oft gehäuft), Antizipationen und Durchgängen. Innerhalb seiner Diatonik (nicht absolut, nur der Intention nach) sind übermäßige und verminderte Intervalle, Querstände aller Art verwendet, mit möglichster Vermeidung der direkten chromatischen Harmonik, wohl aber mit Anbringung chromatischer Läufe als klangsteigernder koloristischer Mittel. Dur und Moll assoziieren sich bei ihm gleichsam in einer und derselben Grundtonart, er bindet sie nach- und miteinander. Die Folge von Dur-Moll in einem Akkorde (Beibehalten von Grundton und Dominante, Wechsel von großer und kleiner Terz) ist gleichsam ein Symbol für Freud und Leid, die im Leben so rasch und unmittelbar aufeinanderfolgen, ein tonliches Spiegelbild der Lebenserfassung in Optimismus und Pessimismus, die in den Werken des Tondichters M. ohne Tendenz ausschließlicher Geltung nach der einen oder andern Seite hervortreten. Bald kommt eine plötzliche Wendung von Moll zu Dur, wie im zweiten Satz der »Vierten«, bald bildet der Klang Dur-Moll das Leitmotiv für eine ganze Symphonie (»Sechste«) und wieder aufgenommen im zweiten Satz der »Sieben-

ten«, schon angeschlagen im ersten Satz der »Zweiten«, von besonderer Bedeutung im »Lied von der Erde« (erstes, zweites und letztes Stück, »Abschied«, das zwischen Moll und Dur schwebt). Dann kombiniert er sie gelegentlich, wie überhaupt verschiedene Tonarten im gleichzeitigen Erklängen verknüpft werden — eine Wesenseigenschaft des Stiles der Meister unserer Zeit. Harmonische Steigerungen und Niedergänge werden mit Mitteln erreicht, die neu sind und ebenso der Detailbeschreibung würdig wären wie die durch die Verbindung der Stimmen sich steigernden Kombinationen, die rhythmischen Steigerungen und Senkungen überhaupt. In all dem unterscheidet er sich von den Zeitgenossen und wirkt stilbildend. Er schiebt die Tonarten (auch Kreuz- und Betonarten), das harmonische und melodische Mollsystem, Dur und Moll ineinander, auch hier nur dann, wenn das Außergewöhnliche zum Ausdruck gebracht werden soll, wenn die melodischen Eigengänge, die zusammengeführt werden, solche harmonische Behandlung als logische Konsequenz nach sich ziehen. Unvermittelt folgen Tonarten aufeinander, in tonlicher Spiegelung des Überraschenden, so besonders markant im Scherzo der »Fünften« (B-dur-D-dur), im ersten Satz der »Sechsten« (E-moll-C-dur) u. a. In einzelnen Liedern und Symphonien schließt er nicht in der Tonart, in der er begonnen hatte, nicht aus Skurrilität, nicht wegen Insuffizienz der Kraft des Zusammenhaltens, wohl aus psychologischen Motiven, so schon in Liedern des »Fahrenden Gesellen«, »Ging heut morgens übers Feld« und »Die zwei blauen Augen von meinem Schatz«. Der Wanderer kommt in eine Richtung, die von der ursprünglich eingeschlagenen abweicht, die Augen des Schätzleins führen wohl seitab. Ebenso im Zyklus der Symphonie. Die »Fünfte« beginnt in Cis-moll, endet in D-dur, die »Siebente« H-moll-C-dur, die »Neunte« D-dur-Cis-moll mit tiefem Sinn, dort ein Aufschwung, hier ein Sinken, besonders bedeutungsvoll in der letzteren, in deren Schlußsatz der Tondichter gleichsam Abschied nimmt. Alles entstammt der inneren Not, dem Drange, nicht aus Sucht zu reizen, und nicht in der Absicht zu blenden. Solche Vorwürfe wurden von Gegnern erhoben, die nach Wagnerschem Rezept bei andern Effektsucht wittern.

Die rhythmischen Gliederungen vermännigfaltigen sich sowohl in der Linie der Einzelmelodie durch stellenweise rasch wechselnde Taktarten, auch in der Verbindung mehrerer Melodien, die dort und da, selbst mit Außerachtlassung geregelter Stimmführung, in heterophoner Art aneinanderstoßen — wie die Widerstände im Leben, wie die Gegensätze der Natur: denn (wie Goethe sagt) in der Natur ist alles, das Rauhe, Gelinde, das Liebliche und Schreckliche, das Kraftlose und Allgewaltige. Man könnte hinzufügen, das Schöne und Häßliche. Das Rauheste findet sich in den Symphonien wiedergegeben, so im zweiten Satz der »Sechsten«. Der Humor steigert sich manchmal ins Wilde, Groteske (wie im zweiten Satz der »Fünften«).

Die melodischen Gänge reiben sich stellenweise in Sekunden oder Septimen oder Nonen aneinander, sei es, um die Eigenzügigkeit der hart im Raume sich stoßenden Stimmen zu wahren, sei es in unerbittlicher Wiedergabe der Unerbittlichkeiten des Lebens, der Kakophonien des Seelenlebens. Dort gehen sie in Quartan nach Art der alten Niederländer oder in modern koloristischem Dienst, zur gegenseitigen Klangverstärkung. Auch Quintengänge dienen solchem Zwecke, oder Quinten- und Oktavenparallelen zeigen einen archaisierenden Charakter, sie sind »organal« geführt in der Art primitiver Musikbehandlung,

an der Schwelle der Kunst stehend; dann haben sie gelegentlich einen gleichsam rustikalen Charakter, in bäuerlicher Art, wie dies schon in den Villanellen des 17. Jahrhunderts üblich war, besonders drastisch im dritten Satz der »Dritten«. Die Naivität solcher Stimmführung, die in altehrwürdige Kirchengebräuche zurückleitet, kann die Tondichtung in höhere Regionen geleiten, so im Auferstehungschor der »Zweiten«, im vierten Satz der »Vierten« (»St. Peter im Himmel sieht zu«) und in hochwichtigen Stellen der »Fünften« und »Achten«.

Mit auffallender Vorliebe stützt M. einfache und komplizierte Teile auf Orgelpunkte, oben, unten, in der Mitte. Von der Möglichkeit, fortsingende Stimmen in allen Lagen zu bringen, macht er so ausgiebigen Gebrauch wie wenige Meister. Ganze Teile werden so tonlich gestützt, so das Trio des zweiten Satzes der »Zweiten«, der Anfang des zweiten Satzes der »Achten«, da durch 164 Takte das dreigestrichene *es* in der ersten Violine erklingt, während die andern Streichinstrumente auf einem Motiv festsitzen, — ein tiefsymbolischer, unheimlicher Zug des da zum Ausdruck gelangenden Anachoretencharakters. Orgelpunkt und *Ostinato* gehen unmerklich ineinander über: so schwankt der »feste« Ton im dritten Satz der »Zweiten« zwischen E und Es, Bässe murmeln *quasi ostinato*-Töne, die fast oder wirklich ein Motiv sind, im ersten Satz der »Zweiten«, im fünften Satz der »Dritten«, im zweiten Satz der »Sechsten«. Oder ein Akkord beharrt mit blödem, törichtem Eigensinn wie ein Verrannter auf seinem Recht des Erklingens, wie zur Belustigung, unbekümmert um das, was daraus harmonisch entsteht — wie im Leben: Hauptthema des ersten Satzes der »Siebenten« mit dem rhythmisierten E-moll-Akkord in der zweigestrichenen Oktave. Dann gerät ein Ton allmählich in Bewegung. Der Halteton wird in rhythmische Unterteile aufgelöst, mit Ornamenten und Melismen umschrieben, in Motive umgesetzt, die mit einer Beharrlichkeit wiederholt werden, die auf Beethoven weist und besonders auch in Meisterwerken des 17. Jahrhunderts beliebt war, freilich in anderer Art der Ausführung und aus anderen psychischen Motiven hervorgegangen. Die polyphone Schreibweise zieht mit wachsender Bedeutung für die Gesamtstruktur in seinen Stil ein. Von der »Fünften« an werden seine Leistungen darin außergewöhnlich. Kanons verwendet er nur selten, wie im zweiten Satz der »Fünften« (eine Episode zwischen Holzbläsern und Celli), dagegen führt er die Fugenarbeit in Verbindung mit Sonatensatz oder Rondo im Sinne des letzten Beethoven weiter, so im dritten Satz der »Zweiten«, im letzten Satz der »Fünften« (Tripelfuge), in der Durchführung des ersten Satzes der »Achten« (Doppelfuge), im dritten Satz der »Neunten« (mit der Aufschrift im Manuskript »an meine Brüder in Apoll'«). Schon im zweiten Satz der »Zweiten« setzt er einen schlank gewachsenen Gesang des Violoncells, eine süße Weise, als Kontrapunkt zum ersten Thema (im doppelten Kontrapunkt); im ersten Satz erscheint der zweite Teil des ersten Themas vorerst als Kontrapunkt. Doch steigern sich die Künste besonders in der »Fünften«, »Sechsten«, »Siebenten«, in deren erstem Satze das Hauptthema in gerader und Gegenbewegung mit dreifacher Engführung erscheint. Doppelte, dreifache Augmentationen, Diminutionen stellen sich mehrfach ein, und solcher Mittel viele. Variationen im eigentlichen Sinne, als selbständige Form, begünstigt er nicht, der dritte Satz der »Vierten« bringt solche in freier Ausführung, als Metamorphosen der Hauptmelodie. Dagegen ist die Variierung der Themen ein Hauptmittel der Konstruktion und vermannigfaltigt sich in

den Werken seit der »Fünften«. Seine Lehrer dürften darauf zu wenig Gewicht gelegt haben. Je mehr er sich in die symphonische Arbeit vertieft, je mehr er in diese eindringt, desto mehr wächst sein Geschick.

Ein köstliches Kleinod gerade in dieser Beziehung ist »Das Lied von der Erde« — auch auf symphonischem Grunde erbaut. Er zerlegt da die Themen in ihre Urbestandteile, bildet aus diesen neue Weisen und verteilt das Material in alle Stimmen. Sein Hauptaugenmerk ist auf klare Gliederung gerichtet. So weit er die Bögen spannen möge — die Themen an sich weiten sich in bis dahin unerhörter Weise (vgl. meinen »Stil in der Musik«) — so sehr ist sein Augenmerk auf Logik des Ausbaues gerichtet. Auf- und Abstieg der Themen ist von eindringlichster Plastik. Man sieht manchmal die Themen entstehen — aus den Eingangsmotiven werden sie vor Aug' und Ohr entwickelt, geboren, so in den ersten Sätzen der »Dritten« und »Sechsten« und in deren Schlußsatz. Sie werden dann wieder verkleinert, verkürzt, erweitert; einzelne Themen stehen im näheren und fernerer Verwandtschaftsgrade zueinander, oder Teile von ihnen sind ähnlich (so im zweiten Satz der »Fünften«). Sie kombinieren sich miteinander, so im ersten Satz der »Siebenten«, Haupt- und Seitenthema. Manchmal häufen sich die Nebengedanken in einer Art, die selbst den aufmerksamen und geübten Hörer verwirrt, so im Scherzo der »Fünften«, im Finale der »Sechsten« fast in babylonischer Turmbauart. In andern Fällen eliminiert er nachträglich Stimmeneintritte, die ihm unnötig erschienen, so im zweiten Satz der »Zweiten«. Im Finale der »Siebenten« finden sich innerhalb weniger Takte die wichtigen Themen vereinigt, ebenso in der Reprise des ersten Satzes der »Fünften«. Die Themen sind so eindringlich, scharf profiliert, daß ihre Physiognomie auch unter den Mummereien der Variierungen erkennbar bleibt. Gewisse Idiotismen stellten sich ein, wie bei jedem Künstler von Eigenart; sie lassen sich von der »Ersten« an verfolgen, auch vom ersten Lied an — M.sche Wendungen, die besonders auch innerhalb der »Fünften« und »Sechsten« sich finden, zur Zeit, da M. seinen Eigenstil ganz ausgebildet hat und unwiderleglich dokumentieren, daß dieser Meister kein Eklektiker ist. Er beschränkt sich natürlich nicht darauf, nur in der Exposition das Material einzuführen, sondern bringt gelegentlich auch im weiteren Verlauf neue Themen. Schon Beethoven hat in der Durchführung des ersten Satzes der »Eroica« ein neues Thema gebracht, und so hält es auch M. im ersten Satz der »Zweiten«. Dem großen Meister folgend, enthält auch in seinen Werken dieser Teil den Höhepunkt. In der Reprise werden die Themen oft in anderer Reihenfolge gebracht; der Stoff wird nach den Vorgängen der seelischen Bewegungen gestaltet bei Innehaltung der Hauptforderungen, der Grundpfeiler der betreffenden Formen. Auch wo freie Episoden, phantasieartige Gebilde in scheinbar ungebundener Gestalt eingeschaltet sind, ordnen sie sich in den Organismus der Regulärform restlos ein. Noch in der »Sechsten«, die der tragischen Lebensfassung in fast schwelgerischer Weise sich ergibt, werden die Exigentsien streng formaler Behandlung so weit beobachtet, daß sie förmlich bestimmend auch auf den inneren Verlauf wirkten: äußerlich erkennbar durch die sonst nicht mehr übliche Wiederholung der Exposition des ersten Satzes.

Als Hilfsmittel behufs Klarheit und Eindringlichkeit dient neben der Ebenmäßigkeit des formalen Baues, der melodischen Linien die Perspektivik der Orchestrierung, die, so stark sie scheinen mag, nie die Deutlichkeit der

Gruppierung verwischt. »Die Plastik der Instrumentationskunst M.s ist absolut vorbildlich«, sagt Richard Strauß, wohl der berufenste Beurteiler koloristischer Behandlung. Die Gedanken und Ausdrucksweisen werden ins Klangbild umgesetzt. Erstere sind das Primäre, die Kolorierung das Sekundäre, wie es das gesunde Verhältnis ist. Daß sich mit einzelnen Themen die Klangfarben gewisser Instrumente schon bei der Erfindung verbanden, ist dabei nicht ausgeschlossen. M. gestand, daß es ihm oft schwer fiel, die passende Orchestrierung zu finden — so leicht er sich dies auch hätte machen können. So wurde die »Fünfte« sogar nach ihrer Veröffentlichung einer gründlichen Uminstrumentierung unterzogen, was in diesem Falle mit der Umbildung seines Stiles von der »Vierten« zur »Fünften« teilweise zusammenhängt. Auf der Palette seines Orchesters sind alle Farben, alle Mischfarben der Moderne zu finden, und er hat sie in nicht unerheblicher Weise vermehrt.

Die üblichen Streich- und Blasinstrumente bilden das Grund- und Hauptmittel, wie zur Zeit der Klassiker und Romantiker, nur vermehrt (einzelne Gruppen verdoppelt, verdreifacht) und mit neuen ergänzt, in noch mehr Stimmen zerlegt, darin in gleicher Weise vorgehend wie manche seiner Zeitgenossen. Die Es-Klarinette wird vom Militärorchester übernommen und war schon von Berlioz verwendet worden. Ihr Klang ist überscharf. Celesta, Gitarre, Mandoline sind schon von andern gebraucht worden, von niemandem in mehr kennzeichnender Weise als von M. Klavier und Harmonium werden als klangvermittelnde, bindende Instrumente herangezogen. Die Sologeige wird dort und da umgestimmt, wie dies im 17. Jahrhundert nicht selten war und von einzelnen Virtuosen der nachfolgenden Zeit, besonders von Paganini, geübt wurde. Der Orgelklang in der »Zweiten« und »Achten« ist nichts Ephemerer in der Literatur und erscheint in diesen Werken M.s durch die poetische Stimmung geboten. Die Schlaginstrumente hat er in ungeahnter Weise differenziert und darin selbst Berlioz weit übertroffen (Pauken, große und kleine Trommel, Becken, Tamtam, Tambourin, Holzklapper, Xylophon); die Besenrute hat schon Mozart verwendet. M. lehrte sie eine Sprache, die früher unbekannt war; er füllt mit ihnen Generalpausen und gliedert sie in rhythmischer Weise, er macht sie dem Zwecke der Überleitung dienstbar. Sie werden als klangliche Hilfsmittel und als Begleiterscheinungen seelischer Regungen und Eindrücke verwendet, z. B. als Gespensterzeichen im ersten Satz der »Dritten«. Im Finale der »Sechsten« erdröhnt zweimal (an verschiedenen Stellen) ein Hammerschlag (nach der Vorschrift »kurz, dumpf, mächtig hallend von nicht metallischem Charakter«) als Verstärkung des Orchesterschlages, gleichsam ein dumpfer Schicksalsschlag. Glocken erklingen als sphärische Lebenszeichen oder wie zur Begleitung von Vorgängen der belebten Natur: im fünften Satz der »Dritten«, in den ersten Sätzen der »Fünften« und »Achten«. Sie ertönen auch aus Kindermund, wie von Engeln angestimmt — als Himmelsglocken. Diese Nachahmung von Glockenstimmen findet sich schon in mittelalterlichen Tonstücken, auch zur Zeit der Hochblüte der *A capella*-Musik. Die Herdenglocken in der »Sechsten« erklingen nicht in tonmalerischer Absicht, etwa um eine Kuh- oder Schafherde zu kennzeichnen. M. wollte, wie er erklärte, damit »nur ein ganz aus der weitesten Ferne verhallendes Erdengeräusch charakterisieren, das der auf einsamer Höhe Stehende erlauscht, als Symbol weltfernster Einsamkeit«. Sie wiederholen sich im zweiten Satz der »Siebenten«. Solche und ähnliche

Klangwirkungen sind Ausnahmeerscheinungen im Gesamtklang seiner Werke. Auch ein Großmeister der Koloristik macht Versuche, die nicht immer gelingen. Wenn er einen Irrtum oder Mangel wahrnahm, änderte er, bis das zu Sagende klar und faßlich im Klangbilde sich mitteilte. Die ungewöhnlichen Lagen einzelner Holz- und Blechblasinstrumente dienen gleichem Zwecke wie die zeitweilige Vorschrift, daß sie mit hochgehobenem Trichter geblasen werden sollen oder daß die Spieler sich erheben sollen. Wer kann behaupten, daß darin ein Zuviel an Verdeutlichung angestrebt sei? Daß er nicht aus Farbensucht die Forderungen stellt, erkennt man schon daraus, daß er für die »Vierte« weder Posaunen noch Tuben verlangt. Im *Adagietto* der »Fünften« werden nur Streicher und Harfen verwendet. Auch die Orchestrierung seiner Lieder zeigt, wie wählerisch er im Heranziehen der Klangfarben war und bald mehr, bald weniger verlangte. Der Vorwurf, daß seine Instrumentierung zuweilen überladen sei, ist von Verständigen auch gegenüber Wagnerschen Partituren, so besonders der des »Tristan«, erhoben worden. Wer hat recht behalten? Alles ist nach seiner Art; wenn diese nur etwas sagt und bedeutet, dann muß man sie anerkennen und nicht in andere Art umsetzen wollen. Die Anschauung hat sich an das Objekt zu halten, sie wechselt ohnedies mit jedem Erschauenden, Erhörenden. Der innerste Lebensnerv der Musik ist und bleibt das melodische Element. In der Beobachtung dieser Grundthese unterscheidet sich M. gar sehr von manchem seiner »Brüder in Apoll'«, die neben ihm wirkten oder seine Kunstübung fortzuführen vermeinen. Seine Weisen zeugen immer von Charakter und wirken überzeugend für den, der da kommt, um zu glauben. Sie sind nicht immer gewählt, dann will er das Vulgäre, das er als Antithese verwendet. Er läßt auch den Plebejer sprechen, stimmt bäuerische Weisen an, wie vor ihm Bruckner. Solche Weisen entbehren nicht selten der Originalität, so besonders, wenn er das Philistertum zeichnet, das Liebespaar der Gasse, den verliebten Postillon, den »Pülcher«, der die Burgmusik begleitet (eine Wiener Spezialität), gaßab trödelt und die kostbare Zeit vertrödelt. Die Trivialitäten kann der Symphoniker wiedergeben, wenn sie, wie schon gesagt, auf dem Grunde ernster Lebensauffassung gelagert sind. Beethoven hat in seiner Pastorale die Dorfmusikanten geschildert, wie ihnen schlaftrunken der Ton stecken bleibt und sie erschreckt wieder einfallen. Wie es damals »ortsüblich« war in der Hinterbrühl, in Gaaden (wohin er sich zurückziehen wollte), so hat er es künstlerisch gefaßt und eingeordnet. Der Ton-»Mahler« des *vanity fair* hat andere Töne am Markt des Lebens gefunden, aufgelesen. Werden sie in einem Jahrhundert auch so veredelt klingen, wie heute die Töne der Dorfschenke bei Beethoven? Melodisch schwach sind z. B. das zweite Thema des ersten Satzes der »Sechsten«, einige Themen der »Neunten«, während das erste Thema dieser Symphonie zu seinen schönsten musikalischen Einfällen gehört. M.s Melodik schwebt zwischen Volkstümlichkeit und höchster Kunstentfaltung. Im dritten Satz der »Ersten« steht die Bemerkung: »schlicht und einfach wie eine Volksweise«. Er will damit auch die Natürlichkeit im Vortrage kennzeichnen. Naturweisen werden ins moderne Kunstterrain hinübergezogen, sei es durch Umbiegung einzelner Töne, wie etwa noch im zweiten Satz der »Sechsten«, sei es durch eine Fassung, die dem Kern eine ganz neue Einhüllung gibt. Septsprünge findet man in österreichischen Landweisen, die bei M. beliebten Nonsprünge sind auf dem Eigenboden der stets fortschreitenden Umbildung M.-

scher Melodik erwachsen. Die sogenannten Choräle in M.s Symphonien gehören oft nur mehr dem Stimmungsgebiet des Chorals an und sind Eigenweisen in der Melodik des Künstlers. Als die motivische Synthese seine Technik beherrschte (seit der »Fünften«), betrat er musikalisches Neuland, so eigen auch seine Sprache in vorangegangenen Werken im einzelnen sein möge. Dies ist der natürliche Prozeß in jedem Künstler, der »selberaner« geworden ist, wie Schubert sagte, als man ihn fragte, ob er Mozartianer oder Beethovenianer sei. M.s Ausdrucksweise wird zur Eigensprache in allmählichem Ringen nach voller Entfaltung der Individualität. Dies ist ein organisch notwendiger Vorgang bei jedem Künstler mit eigener Physiognomie.

Wären M.s Jugendwerke erhalten, hätte er nicht mit unerbittlicher Selbstkritik alles vernichtet, was er bis etwa 1882 geschrieben hat (Kammermusik, Opern »Heinrich von Schwaben«, »Argonauten«, »Rübezahl«, verschiedene Orchesterwerke, darunter eine »Nordische Suite oder Symphonie«), so könnte man die erste Periode der Entwicklung dokumentarisch belegen und beschreiben. Das »Klagende Lied«, komponiert im Alter von 18—20 Jahren, erfährt 1888 eine gründliche Umarbeitung durch Weglassung des dritten Teiles, Zusammenziehung der beiden ersten Teile und Kürzung der instrumentalen Zwischenspiele und nach geraumer Zeit eine nochmalige Revision der Instrumentation. Ihr Verhältnis zur ersten Komposition ist nicht sicherzustellen. Es ist kein Lied, war ursprünglich als Märchenspiel für die Bühne gedacht und wurde als Kantatenstudie ausgeführt. Der Text ist von ihm nach einem von Bechstein erzählten Märchen gedichtet und scheint mir poetisch mehr beschwingt als die Musik, die nicht geringe Anforderungen an Soli, Chor und großes Orchester stellt. Sie schwebt zwischen Konzert und Theater und kann ihre ursprüngliche Bestimmung für letzteres nicht verleugnen. Neben einzelnen melodischen Wendungen zeigt sie Eigenzüge: im raschen Tonartenwechsel (Cis-moll-C-dur), im Gebrauch von harten Septimenakkorden, im raschen Wechsel von *fff* und *ppp*. Da neben diesem Werk aus seiner Jugendperiode nur einige unter dem Titel von »Jugendliedern« (1885) erschienene Lieder erhalten sind, kann der Historiker nicht die erste Periode behandeln, wenngleich er sie als vorhanden annehmen muß. Von diesen Liedern lehnt sich eines (»Frühlingsmorgen«) an Schumann an, ein anderes steht am Boden des Volksliedes (»Hans und Grete«). In den nachfolgenden Werken müssen den obigen Ausführungen zufolge zwei Perioden geschieden werden, wie dies auch von Bruno Walter erkannt wurde: die erste (im Gesamtgebiete des M.schen Schaffens also die zweite) Stilperiode umfaßt die Zeit von 1883—1900. In ihr entstanden vier Symphonien, als besonders kennzeichnend die »Lieder eines fahrenden Gesellen« (1883) (von ihm auch gedichtet) und die Lieder aus »Des Knaben Wunderhorn« (1888—1899). M. hatte diese Sammlung erst im Alter von 28 Jahren kennen gelernt, deren Geist aber schon vorher (schon in der Dichtung vom »Klagenden Lied«) im Sehnen des Dichters erspäht; denn, wie Goethe sagt, kennt der Dichter die Welt durch Antizipation. Diese Sehergabe spielt in M.s Leben eine besondere Rolle: so schrieb er die Kindertotenlieder, bevor er seine geliebte erstgeborene Tochter verloren hat. Er komponierte den Schlußsatz des »Liedes von der Erde« und der »Neunten« als Abschied vom Leben, bevor der Todesengel ihn gestreift hatte. Im Lied erreichte er gerade in dieser zweiten Periode vorerst seine volle Eigenart: »Reveglie«, »Der Schildwache Nachtlid« sind der eigenste M., ich möchte

sagen, der »echte«, wenn diese Bezeichnung nicht Mißdeutungen gegenüber andern Werken zur Folge haben könnte. Sie sind so ureigen, wie in der Folgezeit, in der folgenden Periode »Ich bin der Welt abhanden gekommen«, »Um Mitternacht«, »Die Kindertotenlieder« (überhaupt die Rückertlieder) und »Das Lied von der Erde«, die Spitze der Liederpyramide. Vom »Klagenden Lied« zum letztgenannten führt eine Weltreise, in völliges Neuland. Dort sind Spuren, hier die Erfüllung. Dieser dritten Schaffensperiode gehören neben den Rückertliedern und dem »Lied von der Erde« des weiteren die folgenden Symphonien (»Fünfte« bis »Neunte«) an. Der Italiener Casella (in Paris lebend) und der Franzose William Ritter wollen mit der »Neunten« eine neue Periode beginnen. Ich wüßte keinen plausiblen Grund hierfür. Die stilistische Faktur ist nicht verschieden, nur die Art der Ausführung und Zusammensetzung dem Stimmungsgehalt entsprechend. M. war von Lied, Kammermusik und Oper ausgegangen und beackerte in der Folge nur mehr die Gebiete von Lied und Symphonie. Als einer der gewandtesten Operndirigenten wandte er sich von der Opernproduktion gänzlich ab: für diese wurde er ein Führer in der Wiedergabe, für die Symphonie ein Pfadfinder und seine Werke werden ein Meilenzeiger für die Zukunft. Diese Abwendung von der Opernproduktion ist in der Natur M.s tief begründet. Die Opernmache beherrschte er, wie wohl wenige. Allein er wollte ganz eintauchen in das Reich der reinen Musik. Seine Dirigenten- und Direktionstätigkeit bot ihm den Lebenserwerb — er hatte für Mitglieder seiner elterlichen Familie und dann für die eigene Familie zu sorgen.

Man nannte ihn den »Sommerkomponisten«. Im Winter führte er gewöhnlich das aus, was er im Sommer, während der Ferien, konzipiert hatte. Im Augenblick, da er die Oper verließ, gehörte er sich an, kehrte »zu seiner Weise« ein, wie Beethoven sagte, als er sich von der Oper abwandte. Weltentrückt schuf er in ländlicher Zurückgezogenheit seine Symphonien. Das Schaffen war ihm Erholung. Da sang er seine Lieder, die wie Vorhallen zu seinen symphonischen Gebäuden erscheinen. Erstere sind die intimen Seelenlandschaften, letztere die großen Seelengemälde; Genrebilder neben tondichterischen Darstellungen des Kosmos. Die musikalische Seele, die beide Gattungen belebt, ist die gleiche und verbindet sie in eins. Wie die Lieder der mittleren Periode in die Symphonien der gleichen Zeit hinübergezogen sind (im ersten Satz der »Ersten« ein Lied des fahrenden Gesellen »Ging heut morgen übers Feld«, motivisch im dritten und vierten Satz wiederkehrend, im dritten Satz der »Zweiten« die »Fischpredigt des hl. Antonius von Padua«, im Scherzo der »Dritten« »Der Kuckuck hat sich zu Tode gefallen«), so finden sich allüberall in seinen Symphonien Beziehungen zu Stellen aus seinen Liedern. Sein letzter Liederzyklus »von der Erde« ist — ich möchte sagen — eine Symphonie im Innern, sogar mit Anlehnung der formalen Behandlung einzelner Teile. Die »Neunte« ist geradezu die volle symphonische Verarbeitung des im »Lied von der Erde« enthaltenen tonpoetischen Stoffes, so stimmt besonders der erste Satz mit dem »Abschied« überein. Indem er in der Liedkomposition von der strophischen Behandlung als Grundlage der Vertonung ausgeht, verbindet er diese mit spezifisch musikalischer Ausarbeitung und gelangt so zu Gebilden, bei denen die letztere als das Ausschlaggebende, Formbestimmende erscheint, besonders durch motivische Verarbeitung in Zwischenspielen, wie dies in Liedern der dritten Periode, vorerst im Anschluß an den Vorgang von Schumann und

Brahms, dann in gemeinsamem Vorgehen neben Hugo Wolf, Richard Strauß u. a., hervortritt. Das wäre im einzelnen zu untersuchen und nachzuweisen. Seine Lieder werden auch koloristisch ins Orchestergebiet übergeleitet. Es sind da instrumentierte Kammerlieder von eigentlichen Orchestergesängen zu unterscheiden. Erstere im Sinne der »großen Kammermusik« des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die nicht so sehr für die kleine Kammer oder die bürgerliche Stube, als vielmehr für die große fürstliche Kammer der früheren Zeit geschaffen und wohl für den kleinen Konzertsaal unserer Zeit geeignet ist. Ich möchte die Lieder »Blicke mir nicht in die Lieder«, »Ich atmet' einen linden Duft«, »Ich bin der Welt abhanden gekommen«, »Rheinlegendchen« und den Zyklus der Kindertotenlieder trotz der koloristischen Gewandung als eigentliche Kammermusik ansehen, die andern instrumentierten Lieder als eigentliche Orchesterlieder, für den großen Konzertsaal bestimmt. Es sind deren zwölf nebst dem »Lied von der Erde«. Im ganzen hat M. 42 Lieder komponiert. Die Bezeichnung »symphonische Lieder«, die Philipp Spitta für die Brahms'schen Gesänge verwendet, ist im höheren Sinne für die Lieder von M. anwendbar. Sie umfassen Natur, die Welt der Kinder und Großen in den mannigfaltigsten Stimmungen der Liebe, weltlich und heilig, vollste Hingabe in absteigender Linie bis zur Resignation, die in verklärtester Weise in dem unvergleichlichen »Ich bin der Welt abhanden kommen« zum Ausdruck kommt. Parodistische Wendungen finden sich in einzelnen Liedern, ausdrücklich so bezeichnet im »Aus! Aus!«, da der Soldat von seinem Liebchen Abschied nimmt (im »kecken Marschtempo«) und dieses in den Antworten zu erkennen gibt, daß beide sich irgendwie trösten werden. Eine banal travestierende Wendung ähnlicher Art im »Trost im Unglück«, dem Zwiegespräch von Husar und Mädchen. Bezeichnungen markanter Art finden sich sowohl in Liedern wie besonders in Symphonien: im dritten Satz der »Ersten« auch »mit Parodie«, zur Charakterisierung des Bildes der den Leichenzug des Jägers begleitenden Tiere des Waldes, ein Trauermarsch mit Benutzung des Studentenkanons »Bruder Martin«. In den Symphonien steigern sich Anweisungen ins Extreme, z. B.: »in großer Wildheit« (vierter Satz der »Ersten«), »mit großer Vehemenz« (im zweiten Satz der »Fünften«), »mit roher Kraft« und »wie gepeitscht« in der »Sechsten«. Solche Stellen dürfen im Vortrag ebensowenig aus dem Rahmen des Ganzen gerissen werden, wie dies der Komponist in formaler Behandlung vermeidet. Alles ist eingeordnet, bei den Liedern in das Grundgerüst der textlichen Vorlage. Freilich erlaubt er sich da manche Änderungen — mit Rücksicht auf spezifisch musikalische Momente. Wenn ganz ausnahmsweise in der Deklamation eine Abweichung vorliegt, wie etwa im »Urlicht« (vierter Satz der »Zweiten«) beim Worte »abweisen«, so ergibt sich dies aus dem musikalischen Kontext in natürlicher, fast zwingender Weise. Wenn er in vielstrophigen, durchkomponierten Liedern Strophen ausläßt, geschieht es entweder aus Rücksicht auf die Ökonomie des musikalischen Gebildes oder im Hinblick auf die Untauglichkeit, die Ungeeignetheit der betreffenden Worte. Wenn er Worte, Sätze, Verse einfügt, z. B. im Auferstehungslied von Klopstock (im Schlußsatz der »Zweiten«), so verlangt dies der musikalische Gedankengang oder es ist die Erfüllung einer poetischen Forderung des Tondichters. Er schiebt auch gelegentlich zwei Texte in einen Gesang zusammen, wie im »Wer hat dies Liedlein erdacht?« oder in der Schlußnummer des »Liedes

von der Erde« — damit ist ein Stimmungsbild geschaffen, das etwas ganz Neues bringt, ein Neuerzeugnis des Wort- und Tonpoeten M., eine Umgießung der beiden Vorlagen. Durch ausnahmsweise Wiederholung von Textstellen gewinnt die musikalische Stelle an Eindringlichkeit. Die bloße Sangesfreudigkeit läßt sich in Melismen ergehen, so in »Wer hat dies Liedlein erdacht?« — ein mitreißender Strom von Koloraturen. Von den 428 Liedern, die Rückert unter dem Eindruck des Todes seiner Kinder gedichtet, wählt M. fünf und schafft einen Zyklus, dessen Stimmung mit erschütterndem Ausdruck edelste, vornehmste Haltung vereint. Er endet mit einer Weise, die rhythmisch an ein Wiegenlied anklingt — die Kinder ruhen in der Erde wie von der Mutter gewiegt! Der Trost lindert den unsäglichen Schmerz, der eigentlich unstillbar ist! Einheitlicher, noch konzentrierter ist der Zyklus des »Liedes von der Erde« trotz der einander gegenüberstehenden Stimmungen, die in Gegensätzen aufeinanderstoßen. Diese Macht der Konzentrierung vermag nur die Musik in der vollendeten Meisterschaft des Künstlers zu üben. Die fünf Gesänge ruhen auf einem Grundmotiv ($a_2 g_2 c_2$), dessen Töne in allen möglichen Varianten, Umformungen in gerader, umgekehrter, rückgängiger Folge erscheinen. Optimismus und Pessimismus stoßen hart im Raume aneinander. Ersterer besonders in Nr. 3 »Von der Jugend«, in Nr. 4 »Von der Schönheit«, deren Motive sich nahe stehen, letzterer besonders in Nr. 2 »Der Einsame im Herbst« und Nr. 6 »Der Abschied«, hier in einer wechselseitigen Mischung und Abfolge, die schon in Nr. 1 »Das Trinklied vom Jammer der Erde« und Nr. 5 »Der Trunkene im Frühling« Vorgänger hat, dort (in Nr. 6) zur Abklärung gelangt im Bewußtsein, daß nach dem Tode des einzelnen »die liebe Erde allüberall im Lenz blüht und aufs neue grünt« und in der Musik zu den Worten »O Schönheit, o ewigen Liebens, Lebens trunkene Welt« poetisch und musikalisch ihren Höhepunkt erreicht. Alles ist ins Erhabene gezogen; dies wird auch nicht gestört durch das Bild des Affen (in Nr. 1), der im Mondschein auf den Gräbern hockt, »eine wildgespenstige Gestalt«, deren Spuk dem Künstler und Menschen M. so widerwärtig schon im Leben mitgespielt hat! Die Texte sind der Gedichtsammlung »Die chinesische Flöte«, Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge, entnommen und in freier Weise zusammengestellt. Die Gefühls- und Stimmungswelt der vier Dichter aus dem achten Jahrhundert, an deren Spitze Li-Tai-Po steht, ist von dem Tondichter in einer Weise erfaßt, daß ein fast restloses Ineinanderaufgehen alter und neuer Kultur zuwege gebracht ist. Über die Grenzen zweier Künste und über einen Zeitraum von 1200 Jahren wird eine Verbindung gezogen, als ob »Alt« und »Neu« sich völlig glichen: mit den Mitteln einer neugeschaffenen, modernen Kunst. Die Verwendung der Fünftonreihe altchinesischer Musik im dritten und vierten Stück und des daraus genommenen Abschnittes im Grundmotiv des Zyklus ist nur eine begleitende Zufallserscheinung. Die Tenorstimme (bei zwei), Alt oder Bariton (bei vier Gesängen) singen in einem neuen Stil mit den subtilsten Farbentönen des Orchesters vereint, als ob es das Ergebnis der Seelenbewegung einer längstvergangenen Zeit wäre. So ist es immer mit den echten Kunstwerken, die Stoffe alten Kulturen entnehmen und deren allgemein menschlicher Kerninhalt in den verschiedenen Kulturperioden der gleiche bleibt.

Wie M. in diesem Zyklus und in einzelnen Liedern die Lebensprobleme in verschiedener Weise künstlerisch faßt und von der tondichterischen Seite sich

ihnen zu nähern sucht, so sind seine Symphonien von gleichem Inhalt erfüllt — nur in größeren Dimensionen und auf ausschließlich musikalischem Boden erbaut, dort und da zum Worte, zur menschlichen Stimme greifend, als einer willkommenen Verdeutlichung der künstlerischen Strebungen und Absichten, als einer Assoziation des ähnlich oder gleichartig zum Vorschein kommenden Stimmungs- und Gedankenausdruckes, als einer Vervollkommnung und Bereicherung des sinnlichen Klanges im Dienste der Mitteilung des Seelischen. Dann werden die Phrasen der Instrumentalstimmen übergangslos von den Singstimmen übernommen oder umgekehrt — es ist eine Weise, in die sich die Instrumente und die menschliche Stimme als Instrument teilen — wie in seinem »Lied von der Erde«, so in seinen Symphoniesätzen mit Gesang. Man sehe sich darauf hin etwa den vierten Satz der »Dritten« oder die ganze »Achte« an. Ich möchte diese Symphonien als kosmische Kunstwerke bezeichnen. Natur und Leben, Werden und Vergehen, Zeit und Ewigkeit, Tag und Nacht werden in Tonsymbole gefaßt. Die Stimmen der Tiere des Waldes ertönen, die Stimme des Rufers in der Wüste erschallt, die Schreie, das Stöhnen, Kreischen und Ächzen, das Jubeln wird vernehmbar, die »Juchezer« in freier Natur und das Jubilieren am offenen Markt und Platz, die stillen Heimlichkeiten in engen Gassen und Räumen. Die Freuden im Diesseits und die erträumten und im Glauben ersehnten »himmlischen Freuden« des Paradieses werden besungen und verklärt. In der Mehrzahl seiner Symphonien ringt sich der Künstler durch Kämpfe und Trauerklänge zur Befreiung vom Leid empor, wie in der »Ersten«, »Zweiten«, »Dritten«, »Fünften«, »Siebenten«. Diese Befreiung ist verschieden geartet; nur in der »Ersten« gelangt der Weltwanderer zu einem Siege, zu einem »Triumphale«, in der »Fünften« ringt sich der Strebende zum Ideal empor, das ihm schon im ersten Satz wie verschleiert vorschwebt, in der »Siebenten« enthüllt sich ihm endlich strahlendes Sonnenlicht. In der »Zweiten« erreicht der Trauernde nach Verzweiflung und im Sehnen nach Gott und Liebe den Glauben, nicht im konfessionellen Sinne, wohl den Glauben an die Allmacht der Liebe. Der höchste Rätselschluß ist bei M. die reine Liebe zu Gott, Mensch und Natur, wie im Schlußsatz der »Dritten« des Lebens Harmonie in der Hingabe sich verklärt. Die »Achte« bringt gleichsam die Erfüllung der »Zweiten«: da ist alles auf das »*accende lumen sensibus, infunde amorem cordibus*« auf Licht und Liebe, als den Kernpunkt alles Daseins, gerichtet. »Vierte« und »Sechste« stehen im absoluten Gegensatz zueinander, dort die Freude, Behaglichkeit in verschiedensten Nuancen und Abstufungen, hier die unerbittliche Tragik, die zum Untergang führt. In der »Neunten« nimmt der Künstler nach wechselnden Bildern des Daseins von diesem Abschied, sie schließt »ersterbend«. Überhaupt kommen in jeder Symphonie entsprechend dem Wechsel im irdischen Leben, im Weben und Walten der Natur die mannigfaltigsten, einander ablösenden Seelenstimmungen zum Ausdruck. Kontraste stoßen aneinander, wie in der Wirklichkeit des Daseins. Eine fast verwirrende Menge von Gesichtern wechselt und schiebt sich aneinander. Sie sind eingegliedert nach den Forderungen formaler Behandlung und der notwendigen Abwechslung in der Folge der Sätze des Zyklus zu einer Symphonie. Manchmal vertauscht er die übliche Folge (so besonders in der »Neunten«, da zwei langsame Sätze zwei schnelle umschließen) im Dienste der poetischen Grundidee, die keine realen Forderungen in programmatischer Beziehung stellt, nur rein musikalisch sich einfügt und so

erkennbar ist. Auch in den düster gehaltenen Sätzen tauchen ruhigere Momente auf in Erfüllung unabweisbarer Forderungen tonkünstlerischer Behandlung. Wollte man jede der neun Symphonien in ihrem seelischen Verlaufe verfolgen, so müßte eine Detailanalyse gegeben werden, die das Maß des hier zu Bietenden weit überschreiten würde und vielleicht den, der sich daran wörtlich hielte, in unnötiger Weise binden und der freien Auffassung Fesseln anlegen würde. Denn die psychische Ausdeutung hat mehrfache Möglichkeiten, fast unendliche Varietäten, und dies ist ein Vorzug musikalischer Werke. Manchmal fühlt sich der das Werk Aufnehmende so gestimmt, wie der Konzipierende beim Schaffen — ja sogar dieselben Bilder oder Poesien tauchen auf. Allein solch Zufall kann nicht die Bedingung für das Verständnis sein.

Bei den M.schen Symphonien wird das Verständnis insofern erschwert: vorerst, weil so sehr jede für sich steht, alle mehr oder weniger zusammengehören, sich gegenseitig ergänzen, sogar in Gruppen einander gegenüberstehend wie die »Zweite«, »Dritte«, »Vierte« gegenüber der »Fünften«, »Sechsten« und »Siebenten«, die erstere Gruppe mehr dem religiösen Gebiet angehörend, wie die »Achte«, die zweite Gruppe mehr dem Irdischen zugewendet. Ferner weil die Sätze der einzelnen Symphonien in Abteilungen zusammengezogen und endlich weil die Sätze einer und derselben Symphonie miteinander motivisch verbunden sind. Die tonpoetische Deutung dieser Zusammenhänge verlangte Spezialuntersuchungen, die sich auch mit den Grundfragen symphonischen Schaffens zu beschäftigen hätten. Gleiche Motive gelangen an verschiedenen Stellen verschiedener Sätze und Symphonien zu mannigfach abwechselnder Bedeutung und stellen doch einen inneren Zusammenhang her. So stellt sich, um nur noch einen Fall zu erwähnen (von motivischen Beziehungen der »Dritten« und »Vierten« war schon die Rede), das Finale der »Fünften« neben das der »Siebenten«, schon äußerlich in der Weiterführung der Rondoform. Die Gründe für die Zusammenziehung einzelner Sätze einer Symphonie in Abteilungen sind teilweise äußere — wegen der Ausdehnung eines Satzes und der relativen Kürze anderer — teilweise innere, wegen der engen Zusammengehörigkeit. In der »Zweiten« hat der zweite Satz erst »nach einer Pause von mindest fünf Minuten« einzusetzen, und dann gelangt der dritte, vierte, fünfte fast ohne jede Unterbrechung zur Aufführung. In der »Fünften« sind drei Abteilungen: die erste (der erste und zweite Satz thematisch im Zusammenhang) und dritte (der vierte und fünfte Satz ebenso thematisch zusammenhängend) umschließen die zweite Abteilung (den dritten Satz »Scherzo«). In der »Siebenten« ist der zweite Teil aus drei Sätzen gebildet (den Nachtmusiken), der eingeschlossen wird vom ersten Satz als erstem und dem letzten Satz (Rondofinale) als drittem Teil. Dies alles wäre aus dem Organismus der Zyklen zu erklären. In verschiedener Weise sind die motivischen Verbindungen der einzelnen Sätze einer Symphonie hergestellt. Dies läßt sich bei allen Symphonien nachweisen. Da gelangt ein Thema erst in einem nachfolgenden Satz zu wahrer Geltung, das Streben und Sehnen gelangt zu seinem Ziel, dort wird ein Thema in schmerzvoller Erinnerung an Vergangenes angeschlagen, dann verändert es sich, wechselt in Haltung und Charakter, erscheint wie ein Zerrbild oder in Verherrlichung. Wie dankbar wäre es, dies im einzelnen zu verfolgen und dadurch die hohe Kunst des Musikers und Seelenmalers klarzulegen. Darüber ließe sich ein Buch schreiben, das sicherlich nicht ungeschrieben bleiben wird. Die Schwierigkeit der Aufnahme

der M.schen Symphonien wird endlich noch gesteigert durch ihre Ausdehnung und die Dauer der Aufführung. Es war bis zum Datum der Erstaufführung der »Dritten« wohl nichts Gewöhnliches, daß eine Symphonie zwei Stunden in Anspruch nimmt (der erste Satz nach Angabe der Partitur allein 42 Minuten das Finale 22 Minuten). Jede von ihnen (mit Ausnahme der »Ersten«) kann einen Konzertabend ausfüllen (im Durchschnittsmaß von $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Stunden); einzelne verlangen ihn, so die »Zweite«, »Dritte« und »Achte«. Das Merkwürdige ist, daß ich selbst von Gegnern der M.schen Richtung — welche hätte sie nicht! — nie darüber klagen hörte, daß sie sich gelangweilt hätten. Die Werke halten den Hörer in Spannung, ob Freund oder Feind. Immerhin gehören einige zu den gangbareren, andere zu den schwerer oder schwer erringbaren Werken der Tonkunst. Ich möchte sie nicht bezeichnen und unterscheiden, weil die heute beliebteren in Zukunft die weniger aufgeführten sein können und umgekehrt. Dies ist kein seltener Fall in der Geschichte der Musik — vielleicht sogar der reguläre. Die Statistik der Aufführungen ergibt bisher folgende Reihenfolge: »Vierte« (seit 1901) 61 mal, »Zweite« (seit 1895) 44 mal, »Erste« (seit 1889) 44 mal, »Dritte« (seit 1896) 33 mal, »Fünfte« (seit 1904) 22 mal, »Achte« (seit 1910) 21 mal, »Sechste« (seit 1906) 21 mal, »Neunte« (seit 1913) 3 mal, wobei mit Hinblick auf die Daten der Entstehung und Erstaufführung die »Vierte« (in einem Jahre allein 17 mal), die »Zweite« (in einem Jahre 8 mal) und die »Achte« (in einem Jahre 13 mal) besonders hervortreten. Bei der letzteren, die vom Konzertunternehmer als »Symphonie der Tausend« (Mitwirkenden) bezeichnet wurde — eine Bezeichnung, die M. nichts weniger als sympathisch war —, ist also der stark erhöhte Anspruch an Mitteln der Verbreitung bisher nicht hinderlich gewesen. Die Aufführungen erstrecken sich auf folgende Länder (nach der Reihenfolge der Aufführungsziffer): Deutsches Reich, Österreich, Holland, Frankreich, Schweiz, Amerika, England, Finnland, Rußland, Italien, Schweden. Das »Lied von der Erde« ist seit 1911 in den drei erstgenannten Ländern 14 mal aufgeführt worden. Die »Achte« wurde in Deutschland 19 mal, in Österreich, Holland, Schweiz je einmal aufgeführt. Dieses Verhältnis rechtfertigt wohl schon äußerlich die Widmung des Werkes »An die deutsche Nation«.

Die Werke M.s haben sich Schritt für Schritt das Terrain erobern müssen. Am Anfang ging es gar langsam vor sich. So sehr seine Muse ein Kind seiner Zeit war, so sehr aus der Seele seiner Kunst die Gegenwart spricht, so ist sie doch fern der Mode. Seine Tonsprache ist eindringlich, allein in ihren höchsten und letzten Äußerungen nicht leicht zugänglich. Die sonderbare Mischung des Naiven und Sentimentalen gibt Rätsel, die nicht leicht zu lösen sind. Seine Kunst wirkt beim ersten Eindruck da anziehend, dort abstoßend und muß liebevoll umworben werden. Das Groteske, Bizarre, Ironische, Parodistische in einzelnen Stellen und Sätzen kann leicht mißverstanden werden. Das hohe Pathos, der befreiende Humor, die zarte Heiterkeit heben über die Schroffheiten hinweg, die vielleicht einer kommenden Generation nicht als solche erscheinen. Diese edlen, vornehmen Eigenschaften sind ein Palladium, eine Schutzwehr gegenüber der in einzelnen Stellen und Teilen von manchen bisher empfundenen Überreizung und dem dort und da sich geltend machenden, in unserer Zeit im allgemeinen hervortretenden Hypersubjektivismus. Nur darf man sich den Symphonien vorerst nicht mit Hilfe

des Klaviers nähern wollen: denn was orchestral möglich ist, klingt auf den Tasten nicht selten befremdlich. Nach dem, dem Kunstwerk entsprechenden Eindruck in der angemessenen Klangerscheinung läßt sich das weitere Studium in der üblichen Weise betreiben. Einwände gibt es überall, und am meisten dort, wo Neues, Selbständiges zutage tritt. Und M. hatte Weitblick. Im organischen Anschluß an das Überkommene baute er auf. Seine Produktion hat neben dem Eigenwerte auch Bedeutung für die Zukunft. Beethoven, Schubert, Bruckner, Brahms auf symphonischem Gebiete, Bach in der Polyphonie (seit der »Fünften«), Wagner, Liszt, Berlioz in orchestraler und tonpoetischer Beziehung sind die Stützen des Aufbaues des M.schen Kunstwerkes, das auf dem Boden der österreichischen Volksmusik errichtet ist. Es reiht sich neben die Werke seiner fortschrittlichen Zeitgenossen, besonders neben die mehr programmatische Richtung von Richard Strauß und die mehr formalistische von Max Reger. Diese drei sind die Hauptträger der Kunst der Zukunft. M.s Muse ist tonpoetisch die verklärteste und ideell dem Höchsten zustrebende. Ob und inwieweit eine besondere Schule sich an ihn anschließt, ist gleichgültig. Einen verwandten österreichischen Einschlag zeigen jüngere, wie Zemlinsky, Schoenberg, Schreker und jüngste wie E. W. Korngold. Die letzten Wege von Schoenberg und Anhang führen allerdings weit ab von ihrem Ausgangspunkte. Die Jugend liebt M. und seine Kunst, und so dürfte ihm das Recht auf Zukunft nicht genommen werden. Für seine Werke wirken Dirigenten, die sich an ihm herangebildet haben und in Verehrung sein Andenken wahren. So wird er der »Welt nicht abhanden kommen« und sein Leben wird der Nachwelt nicht mit einem unaufgelösten Vorhalt, mit dem »das Lied der Erde« am Ende schicksalsbange in die Zukunft blickt, sondern mit dem im Schlußsatz der »Neunten« von Moll zu Dur sich wendenden, vollen Dreiklang (in der Tonart der Erhabenheit) nachklingen.

Chronologische Tabelle.

G e b o r e n 7. Juli 1860 in Kalischt, Böhmen, an der mährischen Grenze, als zweitältestes Kind.

E l t e r n: Bernhard und Maria Mahler (geb. Hermann).

Vater (Kaufmann) * in Kalischt am 2. August 1827, † in Iglau am 18. Februar 1889.

Mutter * am 3. März 1837 in Ledec, † am 25. Oktober 1889 in Iglau.

G e s c h w i s t e r: Hans, Justine (verehelicht mit Professor Arnold Rosé in Wien).

Emma (verehelicht mit dem Solocellisten Eduard Rosé in Weimar).

Das älteste der Geschwister starb im 1. Lebensjahre.

Im Dezember 1860 Übersiedlung nach Iglau (Mähren).

1866 erster Musikunterricht bei Theaterkapellmeister Victorin und Lehrer Brosch.

Besuch der Volksschule und seit 1870 der ersten Klassen des Gymnasiums in Iglau und Prag.

1875 n a c h W i e n, Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde. Klavier: Professor Julius Epstein; Harmonielehre: Professor Robert Fuchs; Kontrapunkt und Komposition: Professor Theodor Krenn (nach den Matrikeln 1876/7). Direktor: Josef Hellmesberger; absolviert Juli 1878, preisgekrönt. Gymnasialstudien privat fortgesetzt, Matura in Iglau.

1878/9 Besuch der Universität Wien (philosophische, historische und musikhistorische Kollegien).

F r ü h w e r k e vernichtet, darunter Quintett für Streicher und Klavier (Scherzo mit erstem Preis gekrönt), Sonate für Klavier und Violine, Oper »Heinrich von Schwaben«.

- 1878 Klavierauszug der 3. Symphonie von Anton Bruckner, gewidmet Richard Wagner (erste Fassung), erschienen bei Bösendorfer und Röttig, Wien. Inniger Verkehr mit dem Meister, dessen Kolleg über Harmonielehre an der Universität M. sporadisch besucht.
- 1879 Sommer, Theaterkapellmeister in Hall (Ober-Österreich) mit monatlich 30 fl. Gehalt und 50 Kreuzern »Spielhonorar«, leitet Operetten und Possen. Herbst, Wien, Klavierstunden; abwechselnder Aufenthalt in Iglau.
- 1880 »Das klagende Lied«, Dichtung und Musik, angefangen 1878, beendet 1880 (1. Fassung). Umgearbeitet um 1898, erschienen 1899. Die Instrumentation revidiert in den Jahren nach 1900.
Oper »Argonauten«, Dichtung (in Stabreimen) und Musik, unvollendet, vernichtet.
- 1881/2 Winter, Theaterkapellmeister in Laibach, Rückkehr nach Wien.
- 1882/3 Saison, Theaterkapellmeister in Olmütz, dann Chordirektor einer italienischen Stagione im Karltheater in Wien.
- 1882 Märchenspiel »Rübezahl«, Dichtung und Musik (vernichtet).
Verschiedene Ansätze zu Orchesterwerken, darunter »Nordische Symphonie« (vernichtet).
- Lieder, komponiert vor und um 1883, erschienen 1885 als 1. Heft der »Lieder und Gesänge aus der Jugendzeit«.
R. Leander, »Frühlingsmorgen«,
„ „ »Erinnerung«,
Volkslied: »Hans und Grete«,
Tirso de Molina, Serenade aus »Don Juan« } Gelegenheitskompositionen.
„ „ „ Phantasie aus »Don Juan« }
- 1883 Sommer, Besuch in Bayreuth (»Parsifal«).
- 1883 Königlich Musikdirektor in Kassel.
- 1884 Dezember, Lieder eines fahrenden Gesellen, Dichtung und Musik, erschienen 1897:
Nr. 1 »Wenn mein Schatz Hochzeit macht«,
Nr. 2 »Ging heut Morgen über's Feld«,
Nr. 3 »Ich hab' ein glühend Messer in meiner Brust«,
Nr. 4 »Die zwei blauen Augen von meinem Schatz«.
Sommer 1885, Dirigent des Musikfestes in Münden.
Juli 1885, Probemonat Stadttheater in Leipzig, Verpflichtung für die Spielzeit 1886/7 (einstweilen verschoben).
Entwurf der ersten Symphonie (als solche vom Komponisten bezeichnet).
Musik zu lebenden Bildern nach Scheffels »Trompeter« (aufgeführt in Kassel, Mannheim, Wiesbaden, Karlsruhe).
- 1885 Herbst, Zweiter Kapellmeister am Deutschen Theater in Prag neben Anton Seidl (Direktor Angelo Neumann).
- 1886 Sommer, Zweiter Kapellmeister im Stadttheater in Leipzig neben Arthur Nikisch (Direktion Staegemann).
- 1887 selbständige Bearbeitung und Einrichtung der Skizzen von Carl Maria von Webers »Drei Pintos«, erschienen unter dem Titel »Die drei Pintos, komische Oper in 3 Aufzügen von C. M. v. Weber, unter Zugrundelegung des gleichnamigen Textbuches von Th. Hell, der hinterlassenen Entwürfe und ausgewählter Manuskripte des Komponisten ausgeführt: der dramatische Teil von C. v. Weber (Sohn), der musikalische von Gustav M.«. Zum erstenmal in Leipzig aufgeführt am 20. Januar 1888 (hierauf in vielen deutschen Städten, in Wien Januar 1889).
- 1888 8. Oktober, Direktor der Königlich ungarischen Oper in Budapest mit Kontrakt für 10 Jahre (Jahresgehalt 10 000 Gulden) (Intendant Stefan v. Beniczky).

lernt »Des Knaben Wunderhorn, alte deutsche Lieder, gesammelt von L. Achim v. Arnim und Clemens Brentano, 1806/08« kennen. Fortlaufend die Komposition einer Reihe von Gedichten in den nachfolgenden Jahren (bis 1900), und zwar:

komponiert vor 1892 (erschieden 1892 als II. und III. Heft der »Lieder und Gesänge aus der Jugendzeit«):

II. 1. »Um schlimme Kinder artig zu machen«; 2. »Ich ging mit Lust durch einen grünen Wald«; 3. »Aus! aus!«; 4. »Starke Einbildungskraft«.

III. 1. »Zu Straßburg auf der Schanz«; 2. »Ablösung im Sommer«; 3. »Scheiden und Meiden«; 4. »Nicht Wiedersehen!«; 5. »Selbstgefühl«;

ferner:

»Der Schildwache Nachtlied«,

»Verlorene Müh'«,

»Trost im Unglück«,

»Wer hat dies Liedlein erdacht«,

»Lied des Verfolgten im Turme«,

»Lob des hohen Verstandes«,

»Urlicht« (Altsolo aus der 2. Symphonie 1893/4),

»Des Antonius von Padua Fischpredigt« (Scherzo der 2. Symphonie),

»Das irdische Leben«,

»Wir genießen die himmlischen Freuden« (4. Symphonie 1894),

»Rheinlegendchen«,

»Es sangen drei Engel einen süßen Gesang« (Frauenchor in der 3. Symphonie, für eine Singstimme eingerichtet) (1895),

»Wo die schönen Trompeten blasen«,

»Reveglie« (1899, erschienen 1905),

»Der Tambourgesell« (erschieden 1905).

1888 V o l l e n d u n g d e r e r s t e n S y m p h o n i e , 1. Aufführung 1889 im philharmonischen Konzert in Pest, erschienen 1898.

1891 13. März, verläßt die Pester Oper. Intendant: der einarmige Klaviervirtuose und Komponist Graf Géza Zichy. (Rücktrittsvergütung 25 000 Gulden.) Berufung als Erster Kapellmeister des Stadttheaters in Hamburg (Direktor Pollini). Antritt: 1. April.

1892 Sommer, Leitung deutscher Opernaufführungen im *Drury Lane*-Theater in London.

1893 Sommer, Steinbach am Attersee (auch in den Jahren 1894, 1895, 1896).

1894 Juni, beendet die z w e i t e S y m p h o n i e , deren Anfänge sieben Jahre zurückreichen, erschienen 1896, 1. Aufführung 1895 in Berlin.

1895 August, Entwurf der d r i t t e n S y m p h o n i e beendet, fertiggestellt Sommer 1896, erschienen 1898, 2. und 3. Satz zum erstenmal aufgeführt 1896 Berlin (Weingartner), das ganze Werk 1902 am Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Krefeld.

1897 1. Mai, Kapellmeister am k. k. Hofoperntheater in Wien. 21. Juli, betraut mit der Stellvertretung des Direktors Jahn.

8. Oktober, artistischer Direktor des k. k. Hofoperntheaters, anfangs 24 000, dann 36 000 Kronen Jahresgehalt.

1900 Sommer, Mayernigg am Klagenfurter See, auch die folgenden Sommer bis 1907. V i e r t e S y m p h o n i e beendet, begonnen Sommer 1899 in Aussee, erschienen 1901, 1. Aufführung 1902 in München (Kaimorchester).

1900/02 Zyklus der »K i n d e r t o t e n l i e d e r « nach Rückert, das 1., 2. und 3. 1900/01, das 4. und 5. 1901/02, erschienen 1905:

1. »Nun will die Sonn' so hell aufgehn«,

2. »Nun seh ich wohl, warum so dunkle Flammen«,

3. »Wenn dein Mütterlein«,

4. »Oft denk ich, sie sind nur ausgegangen«,
5. »In diesem Wetter!«

zum erstenmal aufgeführt 1905 in Wien.

1901/02 F ü n f L i e d e r n a c h R ü c k e r t, erschienen 1905:

1. »Blicke mir nicht in die Lieder«,
2. »Ich atmet' einen linden Duft«,
3. »Ich bin der Welt abhanden gekommen«,
4. »Um Mitternacht«,
5. »Liebst du um Schönheit«.

1902 F ü n f t e S y m p h o n i e beendet, begonnen 1901, erschienen 1905, 1. Aufführung 1904 in Köln (Gürzenich).

10. März, Vermählung mit Alma Maria Schindler, Tochter des Landschaftsmalers Jakob Emil Schindler, Stieftochter des Malers Karl Moll.

Kinder: Maria Anna, * 3. November 1902, † 5. Juli 1906;

Anna Justina, * 15. Juni 1904.

1904 Beendigung der s e c h s t e n S y m p h o n i e, begonnen 1903, erschienen 1905, 1. Aufführung 1906 in Essen beim Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins.

1905 Beendigung der s i e b e n t e n S y m p h o n i e, begonnen 1904, erschienen 1908, 1. Aufführung 1908 Prag (Ausstellung).

1906/07 A c h t e S y m p h o n i e, erschienen 1910, 1. Aufführung in München am 12. September 1910.

1907 Dezember, Rücktritt von der Wiener Oper (ah. Entschließung vom 5. Oktober). Am 15. Oktober dirigierte er zum letztenmal »Fidelio«.

9. Dezember, Antritt der ersten Reise nach Amerika; dirigiert in New York Opern von Mozart und Wagner, Leitung von Konzerten.

1908 Sommer, in Altschluderbach bei Toblach, auch die folgenden Sommer 1909, 1910. Sommer, Vollendung des »L i e d v o n d e r E r d e«. Zum erstenmal aufgeführt November 1911 (München unter Bruno Walter).

1908/09 Wintersaison, zweiter Aufenthalt in Amerika, Bildung einer *Philharmonic Society*.

1909 N e u n t e S y m p h o n i e fertiggestellt, begonnen 1908, erschienen 1912, zum erstenmal aufgeführt Juni 1912 (in der Wiener Musikwoche unter Bruno Walter).

1909/10 Skizzen zur Zehnten Symphonie (unvollendet).

1910/11 Saison, dritter Aufenthalt in Amerika, dirigiert 48 von den 65 vereinbarten Konzerten.

1911 21. Februar, dirigiert zum letztenmal. Erkrankung. Anfang April Überfahrt nach Paris, dann Heimkehr nach Wien.

18. Mai, n a c h t s 11 U h r, T o d.

Begraben am Friedhof in Grinzing.

Alle Werke von Gustav M. sind im Verlage der »Universal-Edition« in Wien erschienen oder sind in ihren Verlag übernommen worden, mit Ausnahme der 5. Symphonie, die bei C. F. Peters erschien und in diesem Verlage blieb.

Die Literatur über M. ist verzeichnet in der Schrift von Dr. Paul Stefan, »Gustav Mahler, eine Studie über Persönlichkeit und Werk«, 3. Auflage, 1912 (München, R. Piper & Co.), ferner im »Gustav Mahler-Heft« der »Musik«, Berlin, Schuster & Löffler, X. Jahrgang, Heft 18 (zusammengestellt von Otto Keller) und in der Ergänzung X. Jahrgang, Heft 21, zusammengestellt von Dr. Arthur Seidl.

Eine Bronzestatue ist von Auguste Rodin in zweifacher Ausführung angefertigt. Eine Radierung von Fritz Erler, ein Bild von Emil Orlik, die Totenmaske von Karl Moll aufgenommen. 22 Schattenrißbilder von Otto Boehler. Unter den Karikaturen erwähnenswert die Blätter von Oskar Garvens und Lindloff. Im übrigen ist eine große Zahl von Photographien zu verzeichnen. Reproduktionen findet man u. a. in der »Musik« (Schuster & Löffler)

Jahrgang I Heft 7 und 17, Jahrgang IV Heft 4, Jahrgang V Heft 16, Jahrgang VII Heft 9 und 15, Jahrgang X Heft 18.

Die dem vorliegenden Aufsätze resp. der chronologischen Übersicht zugrunde liegenden Daten sind mit teilweiser Benutzung der Schrift von P. Stefan, soweit als möglich überprüft und festgestellt nach Mitteilungen der k. u. k. Hoftheaterintendanz in Wien (übermittelt durch die Herren Hofrat v. Horsetzky und Regierungsrat A. J. Weltner), des Herrn Generalmusikdirektors Bruno Walter (München), der Frau Justine Rosé (Wien), des Herrn Dr. Béia Diósy (Budapest), der »Universal-Edition« (Direktor Hertzka) und Lektor Hans Daubrawa. Hierfür sei auch an dieser Stelle der geziemende Dank erstattet.

Guido Adler.

Wilmanns, Wilhelm, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bonn, * 14. März 1842 in Jüterbog, † 29. Januar 1911. — W. ist durch beide Eltern ein Westfale von Abstammung, aber auf dem Boden der Mark Brandenburg geboren und aufgewachsen, hat er sich stets als Brandenburger gefühlt, und so erschien er auch, nach Sprache und Wesensart, seinen Freunden und Schülern. Er kam als viertes unter zwölf Kindern des damaligen Kreisbauinspektors Franz Wilmanns in Jüterbog zur Welt; die Mutter Josephine geb. Eikenbusch gehörte der katholischen Kirche an, aber die Kinder wurden sämtlich im evangelischen Glauben erzogen. Der Knabe besuchte zunächst die Bürgerschule der Landstadt; als dann der Vater nach Berlin versetzt wurde, trat er 1852 in das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster ein, dessen Schüler er, zuletzt als Alumnus des Internats, bis 1860 geblieben ist. Seine Neigung war zeitweise auf den Beruf des Vaters gerichtet, für den er als guter Mathematiker und tüchtiger Zeichner die nötige Befähigung mitzubringen glaubte, aber der alte Wilmanns widerstrebte diesem Wunsche und lenkte den Sohn, unterstützt von dessen Lehrern und besonders von dem Direktor J. W. Bellermann, auf das Studium der Philologie hin. Ostern 1860 wurde W. an der Berliner Universität immatrikuliert, die er bis zum Abschluß seiner Studien nicht verlassen hat. Er hat noch bei dem alten Boeckh gehört, außerdem bei Droysen, Trendelenburg, Haupt, Müllenhoff und Hübner; zu den beiden letzten trat er in persönliche Beziehungen, und gegen Abschluß seiner Studienzeit hat er auch die Aufmerksamkeit Moriz Haupts erregt. Er promovierte mit einer philologischen Dissertation »*De didascaliis Terentianis*«, der aber die versprochene Fortsetzung nicht gefolgt ist; mit einem im gleichen Jahre erschienenen Aufsatz zur römischen Altertumswissenschaft (Rhein. Museum f. Philologie, N. F. 19, 528—541) hat seine Betätigung auf dem Gebiete der klassischen Philologie ihr Ende erreicht.

Schon zwei von den Thesen, welche der Promotionsschrift angefügt sind, verraten W.s Hinneigung zu den germanistischen Studien und sein Interesse für den deutschen Unterricht. In den nächsten Jahren ist dann ein fester wissenschaftlicher Mittelpunkt gefunden: die Arbeiten über Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter in der Zeitschr. f. d. Altertum Bd. 13, 217 ff., 434 ff. zeigen ihn mit den Grundlagen und Aufgaben der Geschichte des deutschen Minnesanges wie mit der Methode der Forschung wohl vertraut. Eine Reihe von gehaltvollen und zum Teil umfangreichen Kritiken in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen Bd. 21 ff. über wissenschaftliche und pädagogische Literatur zur deutschen Sprachkunde bezeugt wachsendes Wissen und gereiftes Urteil.

Nach Ablegung des Staatsexamens hat W. zunächst von Herbst 1864 bis Ostern 1867 eine Hauslehrerstelle bei dem Baron v. Scheel-Plessen bekleidet und in dieser auch Gelegenheit zu größeren Reisen gefunden. Er bewahrte dem politisch und geistig angeregten Hause des ersten Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein zeitlebens eine aufrichtige Dankbarkeit, denn diese Zeit hatte seinen Blick beträchtlich erweitert und ihm, soweit es sein sprödes Wesen vertrug, die Weltbildung gegeben, die ihm die engen Verhältnisse seiner Schul- und Universitätsjahre vorenthielten.

Ostern 1867 trat er sein Probejahr am Berlinischen Gymnasium an, dessen Leitung im gleichen Jahre der aus Wien zurückgekehrte Herm. Bonitz übernahm; Ostern 1868 erhielt er eine Lehrerstelle, und in dieser blieb er an seiner alten Schule, bis ihn im Herbst 1874 ein Ruf als ordentlichen Professor der deutschen Philologie an die Universität Greifswald führte. Der neue Direktor des »Klosters« hatte rasch die wissenschaftliche Tüchtigkeit, die Pflichttreue und Lehrfreudigkeit seines jüngsten Mitarbeiters erkannt, er wurde ihm ein Freund fürs Leben und hat sich, als er 1875 als Nachfolger Wieses ins Kultusministerium berufen wurde, gern seines sachkundigen und immer sachlichen Rates bedient. W.s Verdienste um das Gymnasium zum Grauen Kloster aber feierte Bonitz in dem letzten Programm das er redigiert hat (Ostern 1875), mit den Worten: »Die Schule aber ist ihm zu besonderem Danke dafür verpflichtet, daß er, trotz seiner umfassenden literarischen Tätigkeit, ein Meister in Benutzung der Zeit, seinem Berufe mit voller Kraft und mit segensreichstem Erfolg angehörte und das Gesamtergebnis seiner wissenschaftlichen Arbeit dem Schulunterricht zugute kommen ließ.«

Das lebhafteste Interesse für den Unterricht bekundete W. außer durch fortlaufende Besprechungen pädagogischer Literatur durch sein Programm »Die deutsche Sprache und Orthographie als Unterrichtsobjekt in den untersten Gymnasialklassen« (1870), aus dem später die »Deutsche Grammatik für die Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten« (1877, 6. Aufl. 1885 als »Deutsche Schulgrammatik«) erwuchs; ferner seit 1871 durch seine Betätigung für die orthographische Reform, die er nie anders als unter praktischen Gesichtspunkten angesehen hat. Der Wissenschaft aber schenkte er in diesen Jahren in seiner kommentierten Ausgabe des »Walther von der Vogelweide« (1869) ein Buch von dauerndem, in der zweiten Auflage (1883) noch gesteigertem Werte und bot ihr in den beiden 1873 erschienenen Büchern »Die Entwicklung der Kudrundichtung« und »Die Reorganisation des Kurfürstenkollegiums durch Otto IV. und Innozenz III.« neue Hypothesen über vielumstrittene Fragen, die freilich nicht als Lösungen anerkannt wurden, aber doch unleugbar die Diskussion gefördert haben.

Die ersten Jahre des Universitätsprofessors scheinen literarisch zunächst weniger fruchtbar als die Gymnasiallehrerzeit. W. hat es alsbald für seine Pflicht erachtet, in seinen Vorlesungen und Übungen das Gesamtgebiet der deutschen Sprache und Literatur wenigstens mit einer Auswahl von Kollegien zu umspannen. Und da gab es für ihn freilich noch allerlei nachzuholen, in der Sprachwissenschaft so gut wie in der neueren Literaturgeschichte. Dazu trat 1876 die Arbeit für die Berliner Orthographische Konferenz, die gewiß keiner der Teilnehmer so ernst genommen hat wie er: sein »Kommentar zur preußischen Schulorthographie« (1880), in zweiter Auflage als »Die Orthographie in den

Schulen Deutschlands« (1887) erschienen, ist unstreitig die wertvollste literarische Frucht dieser oft angefochtenen Verhandlungen.

Ostern 1878 siedelte W., der sich auf dem Greifswalder Katheder auch als akademischer Lehrer vortrefflich bewährt hatte, mit seiner jungen Gattin nach Bonn über, wo die deutschen Studien, die unter Simrock und Birlinger hier mehr als an irgendeiner andern Hochschule in den Hintergrund getreten waren, durch ihn zu neuem Leben erweckt wurden. Der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität ist er dann auch treu geblieben bis an sein Lebensende, an ihr hat er eine große Anzahl dankbarer Schüler gefunden, ohne freilich je eine Schule zu begründen. Er bewahrte den höheren Schulen und ihren Interessen seine alte Liebe, und ihre zukünftigen Lehrer mit einem tüchtigen Wissen auszustatten, ihnen eine auf historisches Verständnis begründete Liebe zur deutschen Sprache und Literatur einzuflößen, erschien ihm als wichtigste Aufgabe seines akademischen Berufes. Freilich gab er seinen Schülern im Kolleg wie vor allem im Seminar auch einen gründlichen Einblick in die Arbeit der Wissenschaft und ließ sie seine eigene Betätigung miterleben, aber zur Mitarbeit hat er sich nur wenige seiner Zuhörer erzogen.

In den ersten Jahren hat W. noch, zeitweise mit besonderer Liebe, die Vorlesungen über neuere Literatur gepflegt, die er in Greifswald begonnen hatte; eine Reihe von Arbeiten über Goethes Singspiele, über das »Jahrmarktsfest von Plundersweilern« und den »Satyros« aus den Jahren 1878—1881 geben davon Kunde. Später, als die neuere Literaturgeschichte eine besondere Vertretung gefunden hatte, überließ er dies Gebiet dem jüngern Kollegen und vermehrte dafür sein Repertoire in anderer Weise: so noch in den letzten Jahren durch eine Einführung ins Altnordische.

Den Vorrang in seiner literarischen Produktion nimmt während der siebziger und achtziger Jahre durchaus die Geschichte der altdeutschen Dichtung ein, in den neunziger Jahren tritt die Sprachwissenschaft in den Vordergrund, und mehr und mehr gruppiert sich, ohne doch je einseitig zu werden, W.s Hauptarbeit um ein großes grammatisches Lebenswerk, das zu vollenden ihm leider nicht beschieden gewesen ist.

Man darf wohl sagen, daß ihn in der Geschichte der deutschen Dichtung von den Anfängen bis ins 14. Jahrhundert hinab alle großen Probleme und alle literarischen Mittelpunkte einmal stärker beschäftigt haben, wenn er sich auch nicht zu allen Fragen vor der Öffentlichkeit geäußert hat. Und er blieb nie an dem einmal gefundenen Ergebnis, an der einmal aufgestellten Hypothese kleben, sondern war stets bereit, sich belehren zu lassen und sich selbst zu korrigieren. Zur Kudrun hat er erst 30 Jahre nach seinem ersten kecken Wurf wieder das Wort genommen (Gött. Gel. Anz. 1902, S. 767 ff.): völlig frei und unbefangen. Die Probleme, welche das Nibelungenlied und die Nibelungensage bergen, hat er immer von neuem gewälzt: von Greifswald aus in den »Beiträgen zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes« (1877), in der Bonner Zeit in eindringenden Kritiken der Bücher von Busch (1882), Lichtenberger (1892), Kettner (1898) und zuletzt wieder in einer selbständigen Schrift »Der Untergang der Nibelunge in alter Sage und Dichtung« (1903). Seine Auffassung von der ritterlichen Kultur und Poesie hat sich zwischen der ersten Auflage des kommentierten Walther (1869) und der zweiten (1883), der das umfangreiche, des Dichters formale Kunst gründlich analysierende Buch »Leben und Dichten

Walthers von der Vogelweide« (1882) vorausgegangen war, bedeutsam verschoben; und der Versuch einer selbständigen Anordnung der Gedichte Walthers, den er mit seiner Textausgabe (1886, wiederholt 1905) machte, geht abermals über diesen Standpunkt hinaus. Eine dritte Auflage der großen Ausgabe war fest geplant und durch die Vorlesung vom Sommer 1910 vorbereitet.

In W.s gesamter literarhistorischer Tätigkeit beobachten wir einen eigentümlichen Wechsel zwischen solider Grundlegung, ja oft peinlich sauberer Ordnung des Materials, und dann wieder kühner, oft gewaltsamer Hypothese, da, wo — wirklich oder vermeintlich — die philologischen Kriterien und die methodischen Hilfsmittel nicht ausreichen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die beiden Bücher über die Entwicklung der Kudrundichtung und über das Kurfürstenkolleg gründlich verfehlt sind: nicht nur in den Ergebnissen, sondern auch in Voraussetzungen und Methode. Und ebenso darf man wohl das Schriftchen »Der sogenannte Heinrich von Melk« (1885), das diesen österreichischen Satiriker aus dem 12. ins 14. Jahrhundert und obendrein aus Deutschland nach Ungarn verlegt, als eine wundersame Verirrung bezeichnen. Aber in derselben Serie »Beiträge zur ältern deutschen Literatur« folgte ein 2. Heft »Über das Annolied« (1886), das, ohne sichere Resultate bieten zu können, doch höchst anregend wirkte, und dann Heft 3 »Der altdeutsche Reimvers« (1887) und Heft 4 »Untersuchungen zur mittelhochdeutschen Metrik« (1888), die methodisch musterhaft und sachlich grundlegend sind.

Jene Wagelust der Hypothese, das Bedürfnis geradezu, einmal die Enge des sei es ohne Not beschränkten, sei es allzu sicher geglaubten Wissens zu durchbrechen, hat dem jungen W. die Freundschaft seines Lehrers Müllenhoff gekostet; sie war ihm noch im Alter nicht fremd geworden, und er liebte sie auch bei andern, wenn irgend Geist und Scharfsinn damit im Bunde waren. Aber freilich auf einem Gebiet der eigenen Arbeit zog er ihr stets enge Grenzen: auf dem grammatischen.

W. war von Haus aus kein Sprachgelehrter: auf der Universität hat er dieser Disziplin überhaupt keine Neigung entgegengebracht. Er ist zum Grammatiker geworden auf dem Wege über den Unterricht, der bei ihm in der Sexta des Berlinischen Gymnasiums begann und auf den Kathedern von Greifswald und Bonn endete. Erst legte er sichere Fundamente, dann breitete er sein Wissen aus, zuletzt vertiefte er es durch gründliches Studium der größten sprachwissenschaftlichen Leistungen unserer Wissenschaft und stets wiederholtes Nachprüfen ihrer Ergebnisse und Aufstellungen. Und so fühlte sich der Fünfzigjährige, der außer einem wenige Seiten umfassenden Aufsatz über »Die Flexion der Verba *tuon, gân, stân*« (Zeitschr. f. d. Alt. 33) niemals eine grammatische Spezialuntersuchung an die Öffentlichkeit gebracht hatte, vollauf gerüstet, ein darstellendes Werk zu schreiben, das nach durchaus eigenem Plane den Stand der Forschung in ihren gesicherten Resultaten und mit kritischer Auswahl der Hypothesen wiedergeben sollte. Von dieser »Deutschen Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch« erschien die I. Abteilung: »Lautlehre« 1893; die II. Abteilung: »Wortbildung« 1896; die III. Abteilung »Flexion« folgte 1906 und 1909 in zwei Teilen. Inzwischen war von I und II eine zweite Auflage nötig geworden, eine dritte, verbesserte Auflage von I war im Druck (erschieden 1911). Der Beifall war ein absolut einhelliger, der Erfolg des Werkes übertraf die Erwartung derart, daß eben dadurch der Fortgang aufgehalten wurde. Doch W.

arbeitete zielbewußt an Bd. IV, der »Syntax«, weiter, ohne sich freilich den Verzicht auf anderweitige wissenschaftliche Betätigung aufzuerlegen. Seine zuverlässige Gesundheit, seine einfache und geregelte Lebensweise, seine früh bewährte Meisterschaft in Ausnutzung der Zeit schienen dafür zu bürgen, daß uns der Siebzigjährige den IV. Band schenken würde, und daß es nur von seinem guten Willen abhinge, ob er auch noch den nicht fest versprochenen, aber doch in Aussicht genommenen V. Band, die »Geschichte der deutschen Sprache«, fertig machte. Schrieb er ihn nicht, das wußten wir, dann gab es für ihn andere Arbeiten, deren Wert für den heutigen Stand der Wissenschaft er höher taxierte. Denn ein Ausruhen war für ihn undenkbar, und ein langes Leben schien uns allen wie selbstverständlich.

Es ist anders gekommen! Am 29. Januar 1911, einem Sonntag, kehrte W. von dem gewohnten Nachmittagsspaziergang nicht heim: die Maschine einer Lokalbahn, deren Signal er überhört haben muß, hatte ihn erfaßt, niedergeworfen und getötet. Mit ihm sanken Hoffnungen ins Grab, die unserer wissenschaftlichen Literatur gesichert schienen, mit ihm verlor die deutsche Philologie, deren ältester akademischer Vertreter er war, einen reinen und festen Charakter, eine ihrer stärksten sittlichen Persönlichkeiten.

Literatur: Geschäftl. Mitteilungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1911, Heft 1 (Gedächtnisrede von E. Schröder); Zeitschrift f. d. Philologie Bd. 43, S. 435—449 (Joh. Franck, mit vollständigem Verzeichnis der Schriften).

Göttingen.

Edward Schröder.

Escherich, Theodor, ordentlicher Professor der Kinderheilkunde an der Universität Wien, k. k. Hofrat, * 29. November 1857 in Ansbach, † 15. Februar 1911 in Wien. — Als Sohn eines Arztes geboren, studierte er in Straßburg, Kiel, Berlin, Würzburg und wurde 1881 in München zum Doktor promoviert. Er war zuerst Assistent an der Gerhardschen Klinik im Juliusspital in Würzburg, dann bei v. Ranke an der Münchner Kinderklinik, wo er sich 1886 als Privatdozent für Kinderheilkunde habilitierte. Als im Jahre 1890 v. Jaksch die Professur der Kinderheilkunde in Graz mit der Professur für innere Medizin in Prag vertauschte, wurde E. nach Graz berufen. Im Jahre 1894 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, eine Stellung, die in der Kinderheilkunde vor ihm nur Widerhofer in Wien und Heubner in Berlin erreicht hatten. In Graz verheiratete sich E. mit der Tochter des Physikers Pfaundler; von seinen beiden Kindern ist der Sohn im ersten Knabenalter an einer akuten Appendizitis gestorben. Im Jahre 1902 wurde E. nach dem Tode Widerhofers zum Professor der Kinderheilkunde in Wien ernannt und mit der Leitung des klinischen St. Anna-Kinderspitales betraut; 1906 wurde ihm der Titel eines k. k. Hofrates verliehen.

Die wissenschaftlichen Leistungen E.s für die Pädiatrie beginnen mit dem Jahre 1882. Er bearbeitete als erstes ein Thema, das seinem Lehrer Gerhardt am Herzen lag, die marantische Sinusthrombose bei der Cholera infantum. Gleichfalls unter Gerhardts Einfluß entstanden mehrere Arbeiten über Erkrankungen des Larynx und der Lunge, über Diazoreaktion und Sputumferment. Durch Beobachtung der Choleraepidemie in Neapel wurde er im Jahre 1884 auf das Gebiet gebracht, in dem er seine wichtigsten Werke leisten sollte, auf die Bakteriologie des Darminhaltes.

In seiner ersten diesbezüglichen Arbeit (Klinisch-therapeutische Beobachtungen an der Choleraepidemie in Neapel. Münchener med. Wochenschr. 1884, 51) beschränkte er sich im wesentlichen noch darauf, die Befunde Kochs nachzuprüfen. Während er Koch in bezug auf die Beschaffenheit der Cholera-bazillen vollkommen beipflichtet, kann er sich noch nicht dazu verstehen, von den epidemiologischen Anschauungen seines Münchener Lehrers Pettenkofer abzukommen, und bezweifelt die Kontagiosität der Choleradejektionen. Aber sein Interesse in pädiatrischer Richtung war rege geworden: er suchte nach Cholerabazillen beim Brechdurchfalle der Säuglinge. Er nahm die Sache mit der größten Gründlichkeit auf und widmete sich von 1884 auf 1885 beinahe ausschließlich dem bakteriologischen Studium des Säuglingsstuhls.

In der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München gab er am 17. Dezember 1884 eine neue Methode zur Untersuchung der Säuglingsfäzes an. Auf diese Art konnte er zehn Bazillenarten, fünf Kokken, mehrere Sarzinen und zwei Sproßpilzarten isolieren.

Diese Mannigfaltigkeit des Befundes führte ihn zu dem Wunsche, die Versuchsverhältnisse zu vereinfachen und die Einwanderung eines Bakteriums nach dem andern in den Darmkanal der Neugeborenen zu beobachten. Es zeigte sich, daß das Mekonium steril sei. Aber 14 bis 16 Stunden nach der Geburt fanden sich schon Keime verschiedener Art. Erst bei noch weiterer Fortsetzung der Versuche wurde die Flora wieder einheitlich, sobald nämlich der Einfluß der Muttermilch im Stuhle erschien. Er gab nun eine genaue Beschreibung der Morphologie und der kulturellen Eigenschaften des Bakteriums, welches die ausschlaggebende Rolle spielt, und bezeichnete es mit dem Namen: »*Bacterium coli commune*«. Ein zweites regelmäßig anzutreffendes Bakterium, das sich von einem von Hueppe gefundenen Erreger der Milchsäuregärung durch Gasbildung unterschied, nannte er: »*Bacterium lactis aerogenes*«.

Von den einfachen Verhältnissen des kindlichen Darms ausgehend, konnte er dann auch im Kote älterer Kinder und bei Erwachsenen das *Bacterium coli* als den Hauptbewohner des Darmes nachweisen.

Wenn er auch nach Injektion der beiden Bakterienarten bei Versuchstieren Darmsymptome eintreten sah, ließ er sich doch nicht verleiten, die gefundenen Bakterien als lebenswichtig anzusehen, sondern schätzte sie mit bemerkenswerter Nüchternheit vollkommen richtig ein »als harmlose Schmarotzer, so lange die Funktionen des Darmtraktes ungestört ablaufen«. Auch auf die Verdauung, so schloß er aus eingehenden Versuchen, haben diese Bakterien wenig Einfluß, der einzige durch sie in nennenswerter Menge veränderte Bestandteil der Nahrung sei der Milchzucker. (Die Darmbakterien des Neugeborenen und Säuglings. Vortrag in München 1885, Fortschritte der Medizin 3, 515, 517, und Monographie, Enke, Stuttgart 1886.)

Neben diesen wichtigsten, mittels der damaligen kulturellen Methoden nachweisbaren Darmbakterien — die spätere Forschung hat gezeigt, daß gerade beim Brustkinde auch anaerobe Mikroorganismen in großer Menge vorkommen — beschrieb er noch in einer Reihe von Mitteilungen weitere, mehr akzidentelle Befunde: das Helikbakterium, den *Vibrio felinus* und verschiedene andere Vibrionen (Münch. med. Wochenschr. 1886).

Mit der Erforschung des Stuhles verband er die bakteriologische Untersuchung der Frauenmilch, und zwar tat er dies in Wien, in dem Institute von

Kundrat, wo er durch einige Monate im Jahre 1885 arbeitete. Er fand, daß die Milch gesunder Frauen steril sei, während bei fiebernden Wöchnerinnen weiße und gelbe Staphylokokken in den Kulturen wachsen; die Beziehung dieser Kokken zum Puerperalprozeß ließ er dahingestellt (Fortschritte der Medizin 1885).

Ein Musterstück der bakteriologischen und gleichzeitig klinischen Untersuchung eines Krankheitsbildes war seine Studie über die Furunkulose des Säuglingsalters (Münch. med. Wochenschr. 1887). Er wies nach, daß Staphylokokken von außen her in die Hautdrüsen eindringen, und begründete mit seinen bakteriologischen und mikroskopischen Befunden auch das therapeutische, antiseptische Verfahren.

In den Jahren 1886—1888 beginnt E. sich mit einer Reihe von klinisch-pädiatrischen Fragen zu beschäftigen — der Chorea, der Saugbewegung der Neugeborenen, den bei Scharlach gefundenen Mikroorganismen, der Verbreitung des Scharlachs durch Milch —, aber bald kommt er wieder auf sein eigentliches Gebiet — die Verdauung — zurück und beginnt nun sein bakteriologisches Wissen mit den Erfahrungen der Chemiker und Physiologen zu vereinigen, um daraus Maximen für die Kinderheilkunde zu formen.

In seiner zusammenfassenden Arbeit aus dem Jahre 1888 — »Die normale Milchverdauung des Säuglings«, Jahrb. f. Kinderheilk. 27 — kam er zu Schlüssen, welche den damaligen Ansichten der Pädiater über die Schädlichkeit des Eiweißes der Kuhmilch vollkommen entgegengesetzt waren.

Er wandte bei der Untersuchung des Stuhles mikrochemische Reaktionen an. Die Schollen, die er bei einem künstlich ernährten Versuchskinde im Stuhle fand, erwiesen sich bei Erwärmung mit konzentrierter Schwefelsäure unter dem Mikroskop als aus Kalkseifen bestehend. »Es gelang mir wiederholt, in den wässerigen, quarkähnlichen Stühlen atrophischer Säuglinge, die ich nach dem Aussehen und der mikroskopischen Untersuchung als aus unverdauten Kaseinteilchen bestehend angesprochen hätte, mittels dieser Reaktion die reichliche Anwesenheit von Fett (bis 60%) nachzuweisen.« »In der Tat fand ich: daß nur ein ganz geringer, beim Neutralisieren des salzarmen Auszugs ausfallender Teil des Eiweißes als unverändertes Kasein oder als ein demselben nahestehender Körper aufzufassen war. . . . Ich war im ersten Augenblick nicht wenig erstaunt, bei diesem allgemein für so unverdaulich gehaltenen Nährstoffe trotz der unmäßigen Zufuhr eine fast ideale Ausnutzung zu finden.« Er ging dann dem Ursprunge des »Dogmas von der Schwerverdaulichkeit und Schädlichkeit des Kaseins« nach und fand, daß es nur auf Grund weniger Verdauungsversuche mit künstlichem Magensaft hin sich in der Literatur festgesetzt hatte. Nach seiner Ansicht beruhte das schlechte Gedeihen der Flaschenkinder auf der habituellen Überfütterung mit Kuhmilch, die bei dem Bestreben des Kindes, seinem Magen eine bestimmte Flüssigkeitsmenge einzuverleiben, durch die hohe Konzentration der unverdünnten Kuhmilch einträte.

Daß er als wichtigste Ursache bei den Verdauungsstörungen Bakterien ansieht, wird uns nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, daß damals das Bestreben dahin ging, alle Krankheiten durch Bakterienwirkung zu erklären.

Aber trotzdem bewahrt er sich in seinen »Beiträgen zur antiseptischen Behandlungsmethode der Magendarmkrankheiten des Säuglingsalters«, Jahrb. f. Kinderheilk. 1888, ein ruhiges Urteil. Er führt des längeren die Wirkung

der löslichen, unlöslichen und der im Darmspaltbaren Desinfizienzien, endlich die mechanische Desinfektion durch Magen- und Darmspülung an, kommt aber dann zu dem Schlusse, daß die Desinfizierung des Darmkanals gerade den Dünndarm, den klinisch und funktionell wichtigsten Abschnitt, nicht erreiche. »Die dort ablaufenden Gärungsvorgänge sind nur von einer Seite her mit Sicherheit zu beeinflussen, durch die Zufuhr bzw. Entziehung gärungsfähigen Materials in der Nahrung.« Wenn er sagt: »die Entziehung aller Kohlenhydrate, die sogenannte Eiweißdiät, erscheint daher als ein sicheres Mittel, um diese Prozesse zu unterdrücken«, so hat er damit eine therapeutische Richtung verteidigt, die erst kürzlich nach verschiedenen Irrwegen wieder aufgenommen wurde, ebenso in seinen andern Worten: »umgekehrt gelingt es, die unter pathologischen Verhältnissen im Darm des Säuglings ablaufende stinkende Eiweißfäulnis durch Zufuhr geeigneter Kohlenhydrate zu unterdrücken«. Wir haben erst kürzlich nochmals durch Freund gelernt, die Fettseifenstühle, die jetzt allerdings nicht mehr als so pathologisch gelten, durch Zuckerzusatz zur Nahrung zu verändern, und können auch heute noch E. beipflichten, wenn er weiter sagt: »Jedenfalls bietet der gegenwärtige antiseptische Heilapparat kein anderes Mittel, das in ebenso sicherer und rascher Weise die Gärungsvorgänge zu beeinflussen imstande wäre.«

Im weiteren Ausbau der bakteriologischen Anschauung — Zur Pathogenese der bakteriellen Verdauungsstörungen im Säuglingsalter, 1889 —, in dem er eine Zucker- und Stärkedyspepsie voneinander trennte, ist er wohl über das Ziel hinausgeschossen.

Auch in dem Ausbau einer grundlegenden Theorie über Säuglingsernährung, die in der Schrift vom Jahre 1886 zum erstenmal geäußert, 1889 näher ausgeführt wurde, pflichten wir ihm jetzt nicht mehr ganz bei. Von der richtigen Idee ausgehend, daß für den Säugling an der Mutterbrust ein gewisses Nahrungsvolumen physiologisch sei, wollte er auch für das künstlich genährte Kind beweisen, daß es mehr auf eine Imitation des dem Alter entsprechenden Volumens ankäme als auf die Menge der Nährstoffe. Auf Beobachtung stillender Mütter gründete er so die volumetrische Methode (»Eine neue Methode der Nahrungsmengenberechnung«, Münch. med. Wochenschr. 1889) mit zahllosen Abstufungen nach Alter und Körpergewicht, eine Methode, die wegen ihrer Kompliziertheit wohl niemals größere Anhängerschaft fand, auch nicht, als E. eigene Milchsterilisierapparate dafür angegeben hatte (1890). Auch die Gärtnerische Fettmilch, welche auf E.s Prinzipien aufgebaut war, fand trotz seiner Empfehlung (1894) keine durchgreifende Anerkennung.

In den späteren Jahren hat E. auf die Ausarbeitung theoretischer Systeme der Ernährung verzichtet und sich, besonders bei der großen Organisation der Milchverteilungsstätten, an die Praxis gehalten: möglichst einfache Darstellungsweise, nur wenige verschiedene Verdünnungen, empirische Nahrungsmengen innerhalb bestimmter Grenzlinien.

Mit dem Jahre 1889 beginnt ein neues Thema in den Mittelpunkt des Interesses bei E. zu treten, die Diphtherie. Er bestätigte die Löfflerschen bakteriologischen Entdeckungen (Festschrift für Hensch, 1889), stellte die Indikationen der damals ganz neuen Intubation fest (1891) und grenzte das bakteriologische und klinische Bild gegenüber ähnlichen Erkrankungen der Mundhöhle scharf ab (Über diphtheritische Rachenerkrankungen, 1893, zur

Frage der Pseudodiphtheriebazillen und der diagnostischen Bedeutung des Löfflerschen Bazillus, 1893). Sehr wichtig waren seine Untersuchungen mit Klemensiewicz 1893 (Über einen Schutzkörper im Blute der von Diphtherie geheilten Menschen), in denen er das Auftreten von Antitoxin nach der spontanen Diphtherie konstatierte, ferner sein späterer Befund, daß die passive Immunisierung vom Darmkanal aus (*per os* oder *rectum*) wirkungslos ist, da auf diese Weise bei älteren Kindern und Erwachsenen keine Spur Antitoxin in den Blutkreislauf übergeht. Genaue Studien über den Diphtheriebazillus gab er 1894 heraus, und 1895 faßte er die gewonnenen klinischen und bakteriologischen Erfahrungen in einem Buche »Diphtherie, Croup, Serumtherapie« zusammen. Er unterscheidet darin eine allgemeine Disposition und eine Oberflächendisposition. Die Personen mit allgemeiner Disposition sind sehr empfindlich gegenüber dem vom Bazillus abgegebenen Gifte, sie erkranken an den schweren Intoxikationen und Lähmungen, während die Menschen mit Oberflächendisposition zu der Ausdehnung der diphtherischen Membranen in Nase, Kehlkopf, Bronchialschleimhaut neigen, ohne deshalb Vergiftungssymptome zu zeigen.

In dieser Zeit, seiner letzten Münchner und ersten Grazer Jahre, hat E. eine kolossale Arbeitskraft entwickelt: neben all den andern Gebieten faßte er 1890 noch ein neues Thema an, das ihn bis in die letzten Jahre seines Lebens beschäftigte, die Tetanie. Er war es, der die Tetanie der Säuglinge (welche nur von der alten französischen und englischen Schule klinisch gut beschrieben worden war) von den anderweitigen Krämpfen der Kinder zuerst scharf abgrenzte, die ersten elektrischen Untersuchungen vornahm und zeigte, daß bei der Tetanie eine elektrische Übererregbarkeit besteht, die eine vollkommene Analogie zur Tetanie der Erwachsenen ergibt (Idiopathische Tetanie im Kindesalter, 1890). E. zog die wichtige Schlußfolgerung, daß die Stimmritzenkrämpfe nichts anderes seien als die durch das Alter und die Konstitution der Kinder bedingte Erscheinungsweise einer bestehenden Tetanie. Diese Auffassung, welche er 1890 auf dem internationalen medizinischen Kongresse in Berlin vertrat, erfuhr zuerst die nahezu einstimmige Ablehnung der Pädiater. Er bedurfte erst einer Reihe von weiteren Arbeiten, um seinen Standpunkt zur Geltung zu bringen. Im Jahre 1896 konnte er sich auf ungefähr 300 eigene Beobachtungen stützen; er gab hier eine neue Einteilung des Begriffes Tetanie und unterschied die Säuglingstetanie als »Tetanie der Rachitiker« von den andern Formen, wobei er sie allerdings nicht im Sinne von Kassowitz als ein Symptom der Rachitis auffaßte, sondern nur die zeitliche Koinzidenz der beiden Krankheiten betonte, die vielleicht auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen seien.

Er bearbeitete die Kindertetanie noch mehrmals und zuletzt 1909 in einer Monographie, in der er sich der Hypothese anschloß, daß die Tetanie durch eine Insuffizienz der Epithelkörperchen bedingt sei. Sehr gern hätte E. noch in den letzten Lebensjahren seine volle Kraft und die seiner ganzen Klinik zu einem groß angelegten Arbeitsplane über Rachitis und Tetanie vereinigt — aber er kam nicht mehr dazu.

In den Jahren 1894—1900 hatte er das Bestreben, die Arbeit seiner Schüler auf den Ausbau der Bakteriologie des kindlichen Darmes zu richten, und er selbst brachte noch einige Arbeiten, die aber viel weniger bedeutend waren als seine ersten auf diesem Gebiete. Er beschrieb eine Spirillengattung bei Diar-

rhöen kleiner Kinder, »blaue Bazillen« und den *Pyocyaneus* als Ursache von Darmstörungen. Von dauerndem Wert ist jedoch seine Entdeckung der *Coli-cystitis* (»Über *Cystitis* bei Kindern, hervorgerufen durch das *Bacterium coli commune*«, 1894). Er zeigte, daß das gewöhnliche Darmbakterium nach Durchwanderung der kurzen Harnröhre bei kleinen Mädchen häufig eine Blasen-erkrankung verursacht, die klinisch eine große Bedeutung besitzt.

Die Entdeckung der bazillären Dysenterie ist E. leider nicht geglückt, wenn er auch ganz nahe daran war, ihren Erreger zu bestimmen. Er sah die Dysenteriebazillen, unterschied sie aber nicht von *Bacterium coli* und glaubte, pathogen gewordene Kolibakterien verursachten die Erkrankung, die er »*Coli-colitis*« nannte (Zur Ätiologie der Dysenterie, 1899). Die Streptokokken, die er als Ursache infektiöser Enteritiden beschuldigte (Über Streptokokken-enteritis im Säuglingsalter, 1897—1899), werden jetzt von den meisten Kinder-ärzten und Bakteriologen nicht als Erreger der Darmstörungen angesehen, und E. selbst hat wohl in den letzten Jahren seine damalige Ansicht aufgegeben.

Wie E. für alle neuen Methoden besonders diagnostischer Art stets lebhaftes Interesse bekundete, war er auch unter den Ersten, die Tuberkulin- und Röntgen-diagnostik erprobten. Er versuchte mit Röntgenstrahlen zu ergründen, ob der Lebertran schnelleres Wachstum der Knochenkerne verursache, und konstatierte eine schmerzstillende Wirkung der Strahlen auf den akuten Gelenkrheumatismus. Seine Arbeit aus dem Jahre 1894 über die Wirkung der Kochschen Lymphe, des Alttuberkulins, bewies in gründlicher Weise an zahlreichen Fällen von Tuberkulose des Kindesalters, daß die ersten Hoffnungen der Tuberkulinära unberechtigt waren. Die Arbeit enthält nebenbei auch einen Hinweis auf die schon von Epstein bemerkte subkutane Reaktion der Tuberkulösen auf Tuberkulin. E. gab ihr den Namen »Stichreaktion«. Er selbst vergaß wieder den Befund und legte ihm keine große Bedeutung bei, bis in den letzten Jahren die Spezifität der lokalen Tuberkulinreaktion bewiesen wurde. Damit begann er sich wieder lebhaft für Tuberkulose zu interessieren und hat noch im Jahre 1909 sehr wertvolle Beiträge zur Tuberkulosefrage geliefert. In »Die Infektionswege der Tuberkulose, insbesondere im Säuglingsalter« stellte er an der Hand von 22 klinisch beobachteten und zur Obduktion gelangten Fällen von Säuglingstuberkulose fest, daß die Infektion fast durchweg in der Lunge erfolge, und stellte die Theorie auf, daß es der Schreikakt der Säuglinge sei, der in diesem Alter besonders die direkte Inhalation von Tuberkelbazillen begünstige. In »Was nennen wir Skrofulose?« stellte er einen Begriff der Skrofulose auf, der jetzt vielfache Anerkennung gefunden hat; daß nämlich die Skrofulose eine Reaktionsart auf die tuberkulöse Infektion bei jenen Kindern sei, welche die konstitutionelle Anomalie des Status lymphaticus (oder der exsudativen Diathese) an sich tragen. Auch die therapeutische Einwirkung auf Tuberkulose und Skrofulose hat ihn vielfach beschäftigt (Leysin, als Kurort für Tuberkulose, 1909), und er plante ein großzügiges Zusammenarbeiten der Kinderkliniken mit Fürsorgestellen und Heilstätten für tuberkulös infizierte Kinder.

Damit kommen wir zu jener Richtung im Leben E.s, die neben seinen ersten bakteriologischen Entdeckungen wohl am meisten bleibende Bedeutung erhalten wird: die Organisation und Prophylaxe im großen Stile. E. hatte wenig Interesse für den Einzelfall. Er fand keine dauernde Befriedigung an kleinen

Reparaturen der Lebensmaschine. Er war aber einer derjenigen, welche die großen prophylaktischen Errungenschaften der letzten 20 Jahre auf die Klinik übertrugen, und mehr noch als das, auf das wirkliche Leben, auf möglichst breite Kreise der Bevölkerung.

Charakteristisch für seine Tendenz zur großzügigen Prophylaxe ist, daß er schon als ganz junger Doktor in München den Vorschlag machte, die Städte sollten die Milchsterilisation selbst in die Hand nehmen, ein Plan, den er 25 Jahre später bis zu einem gewissen Grade praktisch durchführen konnte. Die Verbesserung der Kinderspitäler, die gegenseitige Verständigung der für Kinder gewidmeten Anstalten und nicht zuletzt das einträchtige Zusammenwirken der Kinderärzte untereinander und mit den Vertretern der andern Fächer beschäftigte ihn immer wieder und besonders in seiner letzten Schaffensperiode in Wien.

In der Verwirklichung seiner Ideen kam ihm sein ausgezeichnetes Organisationstalent zustatten. Er war kein Detailkaufmann, der stets weiß, was in allen Laden ist, auf jede Kleinigkeit sein Auge gerichtet hat, und bei dem der Betrieb so auf das Auge des Herrn eingerichtet ist, daß alles stillsteht, wenn einmal der Herr nicht da ist. Er hatte immer einige wenige Arbeiten und Pläne, denen er sich ganz widmete, der Rest mußte so organisiert sein, daß der Betrieb von selbst weiterging. Ein Plan nach dem andern wurde erwogen, ausgearbeitet, eingeführt und zuverlässigen Leuten übergeben; diesen vertraute E. dann die weitere Fortführung an, wandte sich neuen Plänen zu und behielt sich tatsächlich nur eine gelegentliche Nachschau vor. Eigentümlich war, daß er sich dieser Methode nicht bewußt war: er nahm sich immer wieder vor, alles selbst zu tun, alles in der Hand zu behalten; aber sein Unterbewußtsein bewahrte ihn vor der Zersplitterung, die die notwendige Folge der Durchführung seines eigentlichen Wunsches gewesen wäre.

Schon in Graz begann er mit der Organisation der Klinik; er hatte ein kleines Provinzspital vorgefunden und wußte durch stetes Verbessern und Vereinigen daraus eine bedeutende wissenschaftliche Anstalt zu formen, die mit allen Hilfsmitteln der Diagnostik ausgerüstet wurde, an der zahlreiche Schüler an der Arbeit waren und die viele Ausländer anlockte. Schon von dort aus gewann er eine solche Popularität in Amerika, daß er im Jahre 1904 als einziger Vertreter der europäischen Kinderheilkunde nach der Weltausstellung von St. Louis eingeladen wurde.

In Wien kam er in das St. Anna-Kinderspital, das den wissenschaftlichen Ruhm und gleichzeitig den baulichen Nachteil hatte, die älteste deutsche Kinderklinik zu sein. Er faßte von Beginn an den Plan eines Neubaus, mußte sich aber dann mit Um- und Anbau begnügen. Zäh hing er an dem Gedanken der Verbesserung und gab sich nicht mit der Möglichkeit einer zukünftigen allgemeinen Veränderung zufrieden. Fast jedes Jahr kam etwas dazu, nach Maßgabe der Geldmittel, die er dafür flüssig machen konnte. Es war seine Hauptstärke, daß er Staat, Land, Stadt und die private Wohltätigkeit wechselweise in Kontribution zu setzen wußte. So wurde die Verbesserung der Klinik größtenteils aus Staatsmitteln bezahlt, die Verbesserung an den andern Teilen des Krankenhauses vom Spitalverein, und zur Einrichtung einer neuen, ganz modernen Säuglingsabteilung bediente er sich einer Gesellschaft, die er zu diesem Zwecke 1904 gegründet hatte. Hier wurden die unter den gegebenen

Umständen idealsten hygienischen Verhältnisse praktisch realisiert und die großen Couveusen eingebaut, die E. schon in Graz in einem weniger vollkommenen Modell hatte erstehen lassen. Mit dieser Säuglingsabteilung verband E. die Schöpfung einer Pflegerinnenschule für spezielle Säuglingspflege, eine Institution, die sich seit ihrer Gründung von Jahr zu Jahr mehr bewährt hat. Der beste Typus von E.s Gründungen ist der »Säuglingsschutz«. Auf dem Boden des Anna-Kinderspitals läßt E. durch einen Verein einen zierlichen Bau, das Muster einer Mütterberatungs- und Milchverteilungsstelle aufführen. Wegen Mangels an Kapital werden die ersten Kosten sorgfältig verteilt. Viele Einrichtungsdetails werden von den Firmen zu Reklamezwecken billig gegeben. Die Ärzte des Kinderspitals versehen den Dienst. Dann weiß er der Gemeinde Wien den eminenten Nutzen für die Zwecke der Armenunterstützung zu demonstrieren und setzt es durch, daß die Armenverwaltung sich der finanziellen Erweiterung annimmt und den Säuglingsschutz schließlich mit einer jährlichen Subvention von 35 000 Kronen tatsächlich als eine städtische Wohltätigkeitsanstalt verwendet. Vier Filialen unterstützen jetzt die Hauptanstalt. Es ist das Muster einer Organisation, weil in dieser Weise die private Initiative für jenen Teil der Arbeit verwendet ist, für den die Bürokratie zu schwerfällig ist. Mit Beamten etwas Neues einzuführen, ist kostspieliger, geht langsamer und wird weniger einheitlich, als wenn es nach dem Kopfe eines einzelnen gemacht werden kann. Ist die Sache einmal fertiggestellt und im Betrieb, dann ist der Beamte der Richtige, um die Durchführung zu übernehmen. Und das Schöne an diesem Wohltätigkeitswerke ist, daß es nicht eine blinde Sentimentalität zur Basis hat. E. wollte mit dem Säuglingsschutz eine zielbewußte Aufklärung der Mütter über die Art verbinden, wie man die Kinder am besten pflegt, wollte die Säuglingssterblichkeit durch die Unterstützung des Stillens bekämpfen, gleichzeitig aber auch wissenschaftlichen Zwecken dienen: der Erforschung der Ernährungsstörungen, der Rachitis und Tetanie, der Gewinnung von physiologischen Daten über Wachstum, Nahrungsmenge, Gewichtsprogression im ersten Kindesalter.

Den großzügigsten Plan in dieser Richtung hat E. leider nicht mehr vollenden können: die Organisation der österreichischen Reichsanstalt für Mutter- und Säuglingsfürsorge. Auf seinen Vorschlag war es zurückzuführen, daß die Spenden aus Anlaß des letzten Jubiläumsjahres unter dem Motto: »Für das Kind« gesammelt wurden, und er wirkte dahin, daß ein beträchtlicher Teil des gewonnenen Kapitals der Säuglingsfürsorge zugute kommen wird.

Eine andere große Arbeit, der E. gleichfalls vor der Vollendung entrissen wurde, ist der Bau einer neuen Klinik auf dem Boden des neuen allgemeinen Krankenhauses. Im Krankenhausbau und speziell dem von Kinderkrankenhäusern schon seit Jahren versiert, hat er alle Erfahrungen und Pläne seines Lebens in diesem Bau verwendet, der tatsächlich gegenwärtig die schönste Kinderklinik der Welt darstellt.

Wie E. durch Verbindung der verschiedenen Wohltätigkeitsanstalten große, einheitlich arbeitende Komplexe formieren wollte, so hat er auch, und sehr erfolgreich, danach gestrebt, die Kinderärzte zu vereinen, zum gegenseitigen Meinungsaustausch zu bringen und das Interesse der allgemeinen Ärzteschaft für pädiatrische Fragen zu gewinnen.

Als er nach Wien kam, bestand keine derartige Vereinigung, und eine

seiner ersten Taten war die Gründung der Wiener pädiatrischen Sektion. Auch das war wieder ein ganz ausgezeichneter Schachzug. Er wußte, daß die Kinderärzte in Wien an sich zu schwach zu einer eigenen Organisation, einem eigenen Blatte wären, und so setzte er es durch, daß die Gesellschaft für innere Medizin die Kinderheilkunde als beigeordnete Spezialität in Titel, Sitzung und Journal aufnahm. An den Sitzungen der Gesellschaft war er unermüdlich als Vorsitzender und als Förderer beteiligt, indem er fast jeden interessanten Fall der Klinik zur Vorstellung brachte und besprach. Im Jahre 1910 war er zum Präsidenten der ganzen Gesellschaft gewählt worden, nachdem er seit der Gründung der pädiatrischen Sektion im Vorstande gewesen. Er war auch an der Gründung der österreichischen Gesellschaft für Kinderforschung mitbeteiligt. Zu ihren pädagogischen Bestrebungen zog ihn vorzüglich die Schularztfrage, welcher er auch mehrere Arbeiten widmete (Monatsschr. f. Gesundheitspflege 1908, 5, 6).

Verzeichnis der Arbeiten Escherichs. Die marantische Sinusthrombose bei Cholera infantum. Jahrb. f. Kinderheilk. 19, 1883. — Zur Kasuistik der Bronchitis fibrinosa. Deutsche med. Wschr. 1883, Nr. 8. — Laryngologische Mitteilungen aus der Klinik des Herrn Geheimrates Prof. Dr. Gerhardt: a) Über respiratorischen und phonischen Stimmritzenkrampf. b) Einige seltsame Formen von Neubildungen des Larynx. c) Zur Kasuistik der Trachealstenosen. Ärztl. Intelligenzbl. (Münch. med. Wschr.) 1883, S. 173, 187. — Embolie und Lähmung bei Pleurairrigation. Ärztl. Intelligenzbl. 1883, Nr. 40, S. 429. — Zur diagnostischen Bedeutung der Diazoreaktion. Deutsche med. Wschr. 1883, Nr. 45. — Hydrämische Leukozytose. Berl. klin. Wschr. 1884, Nr. 10. — Klinisch-therapeutische Beobachtungen aus der Choleraepidemie in Neapel. Ärztl. Intelligenzbl. (Münch. med. Wschr.) 1884, Nr. 51, S. 561. — Über Sputumferment. Archiv f. klin. Med. v. Ziemssen 37, 1885. — Bakteriologische Untersuchungen über Frauenmilch: I. Die Milch gesunder Frauen. II. Die Milch fiebernder Wöchnerinnen. Fortschritte der Medizin 1885, Nr. 5, S. 231. — Methode zur Untersuchung der Säuglingsstühle. Mitt. d. Gesellsch. f. Morphol. u. Physiol. in München. Sitzung vom 17. Dezember 1884. — Die Darmbakterien des Säuglings und Neugeborenen. Fortschritte der Medizin 1885, III, S. 515, 547. — Über tropho-neurotische Störungen bei Chorea. Mitt. a. d. med. Klinik zu Würzburg 2, 1886. — Beiträge zur Kenntnis der Darmbakterien: I. *Helicobacterium* (Klebs). Münch. med. Wschr. 1886, Nr. 1. II. *Vibrio felinus*. Münch. med. Wschr. 1886, Nr. 43. III. Über das Vorkommen von Vibrionen im Darmkanal und den Stuhlgängen der Säuglinge. Münch. med. Wschr. 1886, Nr. 46. — Die Darmbakterien des Säuglings. Stuttgart 1886. — Zur Ätiologie der multiplen Abscesse im Säuglingsalter. Münch. med. Wschr. 1886, Nr. 51 u. 52. — Notiz zur Phosphorthherapie der Rachitis. Münch. med. Wschr. 1887, Nr. 1. — Ursachen und Folgen des Nichtstillens bei der Bevölkerung Münchens. Münch. med. Wschr. 1887, Nr. 13. — Die im Blute und in den Organen Scharlachkranker gefundenen Mikroorganismen. Centralbl. f. Bakt. u. Parasitenkde. 1, Nr. 13, 1887. — Über Darmbakterien im allgemeinen und diejenigen der Säuglinge im besonderen, sowie die Beziehungen der letzteren zur Ätiologie der Darmerkrankungen. Centralbl. f. Bakt. u. Parasitenkde. 1, Nr. 24, 1887. — Die desinfizierenden Behandlungsmethoden der Magendarmkrankheiten des Säuglingsalters. Centralbl. f. Bakt. u. Parasitenkde. 2, 1887. — Über die Saugbewegung beim Neugeborenen. Münch. med. Wschr. 1888. — Die normale Milchverdauung des Säuglings. Jahrb. f. Kinderheilk. 27, 100, 1888. — Ein Fall von Typhus abdominalis mit seltenen Komplikationen (Aphasie — Dementia — Erysipel). Münch. med. Wschr. 1888, Nr. 3, gemeinsam mit Dr. R. Fischl. — Beiträge zur antiseptischen Behandlungsmethode der Magendarmkrankheiten des Säuglingsalters. Therap. Monatshefte, Oktober 1887, und Jahrb. f. Kinderheilk. 27, 126, 1888. — Die Gärungsvorgänge im kindlichen Darmkanal. (Erwiderung gegen Baginsky.) Deutsche med. Wschr. 1888, Nr. 24. — Über die Verbreitung des Scharlachs durch Milch. Münch. med. Wschr. 1889, Nr. 31. — Beitrag zur Pathogenese der bakteriellen Magen- und Darmerkrankungen im Säuglingsalter. Wiener med. Presse 1889, Nr. 41, 42. — Über

künstliche Ernährung und eine neue Methode der Nahrungsmengenberechnung. Münch. med. Wschr. 1889, Nr. 23 u. 24. — Zur Frage der Nahrungsmengenbestimmung für den Säugling nach Alter oder nach Körpergewicht. (Erwiderung.) Münch. med. Wschr. 1889, Nr. 19. — Über die Keimfreiheit der Milch nebst Demonstration von Milchsterilisierungsapparaten nach Soxhletschem Prinzip. Münch. med. Wschr. 1889, Nr. 46. — Bakteriologische Untersuchungen über Diphtherie. Festschrift für Henochs 70. Geburtstag, 1. XII. 1889. — Zur Reform der künstlichen Säuglingsernährung. Wiener klin. Wschr. 1889, Nr. 40. — Die örtliche Behandlung der Rachendiphtherie. Wiener klin. Wschr. 1890, Nr. 7, 8, 9, 10. — Zur Ätiologie der Diphtherie. Centralbl. f. Bakt. u. Parasitenkde. 1, 18, 1890. — Entwicklung und Stellung der neueren deutschen Kinderheilkunde. Wiener med. Wschr. 1890, Nr. 26—29. — Idiopathische Tetanie im Kindesalter. Wiener klin. Wochenschr. 1890, Nr. 40. — Über Milchsterilisierung zum Zwecke der Säuglingsernährung mit Demonstration eines neuen Apparates. Berl. klin. Wschr. 1890, Nr. 43. — Beiträge zur Frage der künstlichen Ernährung. Jahrb. f. Kinderheilk. 32, 1, 231, 1891. — Über die Indikationen zur Intubation bei Diphtherie des Larynx. Wiener chir. Wschr. 1891, Nr. 7, 8. — Zur Frage der Milchsterilisierung zum Zwecke der Säuglingsernährung. Münch. med. Wschr. 1891, Nr. 30. — Über perniziöse Anämie im Kindesalter. Vortrag im Ärzteverein in Graz. Wiener med. Wschr. 1892, Nr. 13 u. 14. — Die Resultate der Kochschen Injektionen bei Skrofulose und Tuberkulose. Jahrb. f. Kinderkrankh. 33, 369, 1892. — Über diphtheroide Rachenerkrankungen. Mitt. d. Ver. d. Ärzte in Steiermark 1893, Nr. 2. Wiener med. Presse 8, 1893. — Zur Frage des Pseudodiphtheriebacillus und der diagnostischen Bedeutung des Löfflerschen Bacillus. Berl. klin. Wschr. 1893, Nr. 21. — Über einen Schutzkörper im Blute der von Diphtherie geheilten Menschen. (Gemeinsam mit Prof. Klemensiewicz.) Centralbl. f. Bakt. u. Parasitenkde. 13, Nr. 5 u. 6, 1893. — Croup. Bibliothek d. ges. med. Wissensch. Abt. 1, Bd.: Interne Medizin und Kinderkrankheiten H. 5, 6, 7. — Vier mit Tizzonis Antitoxin behandelte Fälle von Trismus und Tetanus neonatorum. Wiener klin. Wschr. 1893, Nr. 32. — Über Cystitis bei Kindern, hervorgerufen durch das Bacterium coli commune. Vortrag im Verein der Ärzte in Steiermark. Mitt. d. Ver. d. Ärzte in Steiermark 1894, Nr. 6. — Zur Pathogenese der Diphtherie. Vortrag, gehalten beim Kongreß in Rom, März 1894. Wiener klin. Wschr. 1894, Nr. 22. — I. Rapporti del Laringospasmo con la rachitide. La Pediatria Fasc. 7, 1894. — Notiz zu dem Vorkommen feiner Spirillen in diarrhöischen Dejektionen. Centralbl. f. Bakt. u. Parasitenkde. 15, Nr. 12, 1894. — Die Gaertnersche Fettmilch, eine neue Methode der Säuglingsernährung. Vortrag, gehalten in der pädiatrischen Sektion der 66. Naturforscherversammlung in Wien. 1894, und Wiener klin. Wschr. 1894. — Ein Fall von infantilem Mixödem. Mitt. d. Ver. d. Ärzte in Steiermark 1894, Nr. 8. — Ätiologie und Pathogenese der epidemischen Diphtherie. I. Der Diphtheriebacillus. Wien 1894, 294 Seiten. — Diphtherie, Croup, Serumtherapie nach Beobachtungen an der Universitätskinderklinik in Graz. Carl Prohaska, Wien 1895, 154 Seiten. — Die Bedeutung der Gaertnerschen Fettmilch für die Säuglingsernährung. Separatabdruck a. d. Mitt. d. Ver. d. Ärzte in Steiermark 1895, Nr. 1. — Über die künstliche Ernährung mit spezieller Berücksichtigung der Gaertnerschen Fettmilch. Hebammen-Zeitung 1895. — Rachitis. Separatabdruck a. d. Bibliothek med. Wissensch. I. »Interne Medizin und Kinderkrankheiten« 2. — Bemerkungen über den Status lymphaticus der Kinder. Berl. klin. Wschr. 1896, Nr. 29. — Die Verwendung des Tanningen bei Diarrhöen der Kinder. Therap. Wochenschr. 1896, Nr. 10. — Begriff und Vorkommen der Tetanie im Kindesalter. Berl. klin. Wschr. 1897, Nr. 40. — Promemoria betr. Krankenabteilung der steiermärkischen Landesfindelanstalt. Blätter für Ammenwesen 1897. — Versuche zur Immunisierung gegen Diphtherie. Wiener klin. Wschr. 1897, Nr. 36. — Krankheitserreger der Säuglingsdiarrhöen (Streptokokkenenteritis). Wiener klin. Wschr. 1897, Nr. 42. — Tetanie. Extrait du Traité des Maladies de l'Enfance IV, 1897. — Zur Dysenteriedebatte. Separatabdruck a. d. Mitt. d. Ver. d. Ärzte in Steiermark 1897, Nr. 3. — Der Keuchhusten, der Bostoksche Sommerkatarrh. Referat. Sonderabdruck der Wiener klin. Wschr. 1897, Nr. 5. — Ein weiterer Fall von Pseudotetanus. Sonderabdruck a. d. Wiener klin. Rundschau 1898. — Ätiologie der Magendarmerkrankungen der Säuglinge. Deutsche med. Wschr. 1898, Nr. 40, 41. —

Resultate der Heilserumtherapie auf der Diphtheriestation des St. Anna-Kinderhospitals in Graz. Monatsschr. »Die Heilkunde«, Wien 1898. — Die diagnostische Verwertung des Röntgenverfahrens bei Untersuchung der Kinder. Mitt. d. Ver. d. Ärzte in Steiermark 1898, Nr. 2. — Über Streptokokkenenteritis im Säuglingsalter. Jahrb. f. Kinderheilk. 49, H. 2 u. 3, 1899. — Über die künstliche Ernährung mit spezieller Berücksichtigung der Gaertnerschen Fettmilch. Hebammen-Zeitung. — Pyocyaneusinfektionen bei Säuglingen. Centralbl. f. Bakt. u. Parasitenkde. u. Infektionskrankh. 25, 117, Nr. 4, 1899. — Zur Kenntnis der Darmcolibacillen unter physiologischen und pathologischen Verhältnissen. Verhandl. d. XVII. Kongr. f. interne Medizin. — Der Borsäureschnuller, eine neue Behandlungsmethode des Soor. Therap. d. Gegenw., Juli 1899. — Zur Ätiologie der Dysenterie. Centralbl. f. Bakt. u. Parasitenkde. 25, 385, 1899. — Rôle des microbes dans les gastro-entérites des nourrissons. Arch. de Médecine des Enfants, Nr. 12, Decembre 1900. — Die Ätiologie der akuten primären Magen-Darmerkrankungen der Säuglinge bakteriellen Ursprungs. Referat, erstattet in der päd. Sektion des XIII. intern. med. Kongresses. Wiener klin. Wschr. 1900, Nr. 38. — Über das Vorkommen von Ductusgeräuschen bei Neugeborenen. International Contributions to medical Literature. Festschrift für Jacobi, 1900. — Die Einrichtung der Säuglingsabteilung im Anna-Kinderspitale nebst Beschreibung einer neuen Brutkammer für frühgeborene und lebensschwache Kinder. Mitteilungen des Vereins der Ärzte in Steiermark 1900, Nr. 3. — Studien über die Morbidität der Kinder in verschiedenen Altersklassen. Jahrb. f. Kinderheilk. 51, 1, 1900. — Zur Kenntnis der Unterschiede zwischen der natürlichen und künstlichen Ernährung des Säuglings. Wiener klin. Wschr. 1900, Nr. 51. — Epidemisch auftretende Brechdurchfälle in Säuglingsspitälern. Jahrb. f. Kinderheilk. 52, 1, 1900. — Beitrag zur Statistik und Behandlung der Nabelinfektionen. Wiener klin. Rundschau 1900, Nr. 30. — Demonstration eines Falles von Chondrodystrophia foetalis. Mitt. d. Ver. d. Ärzte in Steiermark 1901, Nr. 5. — Ein Fall von kongenitaler Dilatation des Kolon. Mitt. d. Ver. d. Ärzte in Steiermark 1901, Nr. 5. — Vorschläge zur Hintanhaltung der Verbreitung ansteckender Krankheiten in den Schulen. Mitt. d. Ver. d. Ärzte in Steiermark 1901, Nr. 5. — Diphtherie (Säku-larartikel). Berl. klin. Wschr. 1901, Nr. 2. — Die akuten Verdauungsstörungen des Säuglingsalters. Deutsche Klinik von E. von Leyden u. F. Klemperer 1901. — Fürsorge für die tuberkulosegefährdeten Kinder. Beilage zu den stenogr. Protokollen des n.-ö. Landtages, September 1902. — Die Bekämpfung der Tuberkulose im Kindesalter. Annales méd. et Bulletin de Statistique de l'Hôpital des enfants Hamidié III, 1902. — Bacterium celi commune. Handb. d. pathog. Mikroorganismen 1902. — Diskussion über den gegenwärtigen Stand der Lehre vom Pemphigus. Verhandl. d. V. Deutschen dermatol. Kongresses. — Erfolge der Serumbehandlung des Scharlachs. Wiener klin. Wschr. 1903, Nr. 23. — Demonstration zweier Geschwister mit Bleilähmung. Wiener klin. Wschr., Febr. 1903. — Die tetanoiden Erkrankungen des ersten Kindesalters. Vortrag. November 1903. — Enteroptose. Mitt. d. Gesellsch. f. inn. Med. in Wien 1903, Nr. 10. — Bitte an die Wiener Frauen. Broschüre, 1903. — Promemoria in Angelegenheit der Unterbringung der pädiatrischen Klinik im Neubau des Allgemeinen Krankenhauses, 1903. — Die Behandlung der Nabelhernien der Kinder mittels Paraffinpelotte. Vortrag a. d. intern. med. Kongreß in Madrid, Juli 1903. — Kinderklinik im neuen allgemeinen Krankenhause. »Deutsches Tagblatt«, Juni 1904. — Eröffnungsrede der Gesellschaft für innere Medizin und Kinderheilkunde in Wien am 4. Februar 1904. Wiener med. Wschr. — Über epidemische Ruhr. Gesellsch. f. inn. Med. u. Kinderheilk., Sitzung 11. Februar 1904. Wiener med. Wschr. — Ein Fall von idiopathischer Pulsarrhythmie im Kindesalter. Sonderabdruck aus Wiener med. Wschr., Sitzung vom 16. Juni 1904. — Demonstration zweier Fälle von Erythema contagiosum. Offizielles Protokoll der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien vom 20. Mai 1904 aus Wiener klin. Wschr. — Demonstration zweier Fälle von Angina ulcerosa (Bernheim). Offizielles Protokoll der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien vom 11. November aus Wiener klin. Wschr. 1904. — Demonstration eines typischen Falles von Barlowscher Krankheit (infantil Skorbut). Offizielles Protokoll der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien vom 11. November aus Wiener klin. Wschr. 1904. — Erythema infectiosum, ein neues akutes Exanthem. Separatabdruck a. d. Monatsschr. f. Kinderheilk.,

Oktober/November 1904. — Tetanie. »Traité des Maladies de l'Enfance« von Comby-Marfan 1904. — Die Grundlagen und Ziele der modernen Pädiatrie. Vortrag in St. Louis am 21. September 1904. Jahrb. f. Kinderheilk. — Über Säuglingsfürsorge mit Besprechung der Organisation der Schutzstelle des Vereins »Säuglingsschutz«. Wiener med. Wschr. 1905. — Antrag auf Einsetzung eines Komitees behufs Ausarbeitung von Vorschlägen zur Förderung der Brusternährung. Wiener klin. Wschr. 1905, Nr. 23. — Pädiatrische Reiseeindrücke in Amerika. Wiener med. Wschr. 1905, Nr. 44. — Die neue Säuglingsabteilung im St. Anna-Kinderspital in Wien. Verhandl. d. Gesellsch. f. Kinderheilk., Meran 1906. — Zur Kasuistik der Hirschsprungschen Krankheit. Wiener klin.-therap. Wschr. 1906, Nr. 3. — Multiple Leberabszesse (Demonstration in der Gesellschaft f. inn. Med. u. Kinderheilk.). Wiener med. Wschr. 1906, Nr. 6. — Embolische Prozesse bei postdiphtheritischer Herzschwäche (Demonstration in der Gesellsch. f. inn. Med. u. Kinderheilk.). Wiener med. Wschr. 1906, Nr. 6. — Durch Thoraxpressung entstandene Veränderungen (Demonstration in der Gesellsch. d. Ärzte). Wiener klin. Wschr. 1906, Nr. 7. — Über Krankenpflegerinnenwesen in Österreich (Gesellsch. d. Ärzte). Wiener klin. Wschr. 1906, Nr. 19. — Kindersterblichkeit. IV. intern. Kongreß f. Armenpflege, Mailand 1906. — Über Ursachen und Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. IV. intern. Kongreß f. Armenpflege, Mailand 1906. — Die Verwendung der Pyozyanose bei der Behandlung der epidemischen Säuglingsgrippe und der Meningitis cerebrospinalis. Wiener klin. Wschr. 1906, Nr. 25. — Der Verein Säuglingsschutz auf der hygienischen Ausstellung in der Rotunde 1906. Wiener klin. Wschr. 1906, Nr. 28. — Über Isolierung und Kontaktverhütung in Kinderspitälern. Verhandl. d. Gesellsch. f. Kinderheilk., Stuttgart 1906. — Barlowsche Krankheit (Demonstration in der Gesellsch. d. Ärzte). Wiener klin. Wschr. 1906, Nr. 47. — Studien und Vorschläge zur Förderung des Selbststillens. Österr. Sanitätswesen 1906, Nr. 37. — Festrede zur Enthüllung der Büste Widerhofers in der Aula der Universität. Wiener klin. Wschr. 1907, Nr. 48. — Rapport: Question générale du congrès intern. de la protection de l'enfance à Bruxelles, Sept. 1907. — Zur Organisation der Säuglingsfürsorge mit spezieller Berücksichtigung der Wiener Schutzstelle. Berl. klin. Wschr. 1907, Nr. 48. — Geschlechtskrankheiten im Kindesalter. Wiener klin. Wschr. 1907, Nr. 51. — Zur Kenntnis der tetanoiden Zustände des Kindesalters. Münch. med. Wschr. 1907, Nr. 42. — Hirnembolie im Verlaufe der postdiphtherischen Herzschwäche. Wiener med. Wschr. 1907, Nr. 10. — Diskussionsbemerkung zum Vortrag Pirquets über Blatternexanthem. Wiener klin. Wschr. 1907, Nr. 9. — Entwicklung und Leistungen der Kinderheilkunde in den letzten 25 Jahren. Verh. d. Gesellsch. f. Kinderheilk., Köln 1908. — Ein Fall von chronischer Tetanie im ersten Kindesalter. Wiener med. Wschr. 1908, Nr. 49. — Diskussion zum Vortrag Dr. Jehles, Entgegnung auf Chvostek. Wiener klin. Wschr. 1908, Nr. 52. — Über die hypoplastische Konstitution und ihre Bedeutung. Wiener med. Wschr. 1908, Nr. 33. — Demonstration eines Kindes mit Fettdiarrhöe und Ekzema seborrh. Wiener med. Wschr. 1908, Nr. 3. — Die Bedeutung des Schularztes in der Prophylaxe der Infektionskrankheiten. Monatsschrift f. Gesundheitspflege 1908, Nr. 5. — Allgemeine Bemerkungen zur Schularztfrage. Monatsschr. f. Gesundheitspflege 1908, Nr. 6. — Über Säuglingsernährung. Österr. Ärzteztg. 1908, Nr. 21–24. — Die Tetanie der Kinder. Wien 1909. Alfred Hölder. 268 S. — Leysin als Kurort für Tuberkulose. Wiener med. Wschr. 1909, Nr. 29. — Die Infektionswege der Tuberkulose, insbesondere im Säuglingsalter. Wiener klin. Wschr. 1909, Nr. 15, S. 514. — Der gegenwärtige Stand der Lehre von der Skrofulose. Deutsche med. Wschr. 1909, Nr. 38. — Was nennen wir Skrofulose? Wiener klin. Wschr. 1909, Nr. 7. — Beitrag zur Kasuistik der Pneumonie des Kindesalters. Wiener med. Wschr. 1910, Nr. 5. — Über Indikationen und Erfolge der Tuberkulin-Therapie bei der kindlichen Tuberkulose. Wiener klin. Wschr. 1910, Nr. 20.

Quellenverzeichnis zur Biographie: M. Pfandler, Nekrolog in der Münchner med. Wschr. 1911, 12. — Fr. Hamburger, Wiener med. Wschr. 1911, 9. — C. v. Pirquet, Zeitschr. f. Kinderheilk. 1911 und Wiener med. Wschr. 1911, 12.

C. v. Pirquet.

König, Richard, Dr. Freiherr von und zu Warthausen,* 6. Februar 1830, † 4. Januar 1911. — Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt K., Majoratserbe, von dem von ihm hochverehrten späteren Dekan Landerer und dann auf dem Gymnasium in Ulm; nach abgelegter Maturitätsprüfung besuchte er die Universität Tübingen, die Forstakademie Tharand und die landwirtschaftliche Akademie Hohenheim. In der Wahl dieser Bildungsstätten kam die ausgesprochene Neigung für die Naturwissenschaften zum Ausdruck, die ihn von früher Jugend an erfüllte.

Die äußeren Verhältnisse gestatteten ihm, von der Annahme irgendeiner staatlichen Stelle abzusehen und ganz seinen Neigungen zu leben. In mehreren kleineren Reisen trat der junge Freiherr besonders in Beziehungen zu hervorragenden Ornithologen Deutschlands. In weit zurückliegende Zeiten führen uns diese Erinnerungen. Mit dem alten Brehm, Naumann, Homeyer, Finsch, Baldamus u. a. stand K. in regem brieflichen und persönlichen Verkehr. Es war die große Zeit der Ornithologie in Deutschland; begeisterte Anhänger hatte die Wissenschaft der Vogelkunde in der ersten Hälfte und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders in Deutschland in allen Kreisen; es wurde in groß angelegten und großzügig durchgeführten Monumentalwerken der Boden vorbereitet für die Detailforschung späterer Jahre. Zu den klangvollen Namen, die auch heute noch fest eingeschrieben stehen im Buch der Wissenschaft, gesellte sich bald auch K.

Sein besonderes Interesse wandte er dem Studium der Eierkunde, der Oologie, zu, dem im ganzen wenig gepflegten Zweig der Vogelkunde; zum Teil unter Aufwendung bedeutender Mittel legte er eine Eiersammlung an, deren Reichhaltigkeit sie im Lauf der Jahre zu einer der bedeutendsten Privatsammlungen machte. Das Interesse von K. an der Zoologie beschränkte sich aber nicht nur auf Eier und ausgestopfte Vögel, sondern als feinsinniger Beobachter stellte er sich von früh an die Aufgabe, das Leben der Vögel zu studieren, Ankunft und Abzug der Zugvögel genau festzustellen, die Lebensweise zu beobachten, und mit zahlreichen Notizen füllten sich im Lauf der Jahre die Tagebücher, wobei K. die Freude hatte, in seinen Kindern das gleiche Interesse heranwachsen zu sehen, welches ihn beseelte und besonders in seinen Beobachtungen und deren Verarbeitung von einer seiner Töchter unterstützt zu werden.

Bei all diesen Studien wurden dem Forscher, der das Glück hatte, inmitten einer reichen Natur zu leben, die Tiere, besonders die Vögel, seine Freunde, und nichts konnte ihn mit gerechterem Zorn erfüllen, als unnütze Verfolgung der Tiere, Aasjägerei und Prämienschießerei. Energisch betonte er das Recht eines jeden Lebewesens auf seine Existenz, und zu einer Zeit, in der noch lange nicht von Naturschutz die Rede war, protestierte er gegen die bis zur Ausrottung gehende Verfolgung einzelner Tiere, selbst wenn sie sich dem Menschen in seinem Besitztum schädlich erweisen sollten. Warmen Herzens und mit scharfen Worten trat er für die verfolgte Tierwelt ein, und manche Gesetzesvorlage in der württembergischen Ständekammer, welcher er als ritterschaftlicher Abgeordneter von 1862 bis 1894 angehörte, gab ihm Gelegenheit, eine Lanze für seine gefiederten Freunde einzulegen. Es war selbstverständlich, daß K. als Autorität in allen Fragen des Vogelschutzes galt.

Wenn K. auch keine größeren ornithologischen Arbeiten verfaßte, so war

doch seine mannigfache Betätigung auf dem Gebiete der Ornithologie nach verschiedenen Richtungen hin eine so ersprießliche, daß die naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen ihn mit Recht durch Verleihung des naturwissenschaftlichen Doktors *h. c.* auszeichnete.

Neben der Vogelwelt hatten es ihm besonders die Mollusken angetan, und die heimische Molluskenfauna, in erster Linie natürlich die Oberschwabens, hat K. im Lauf der Jahre vollständig gesammelt.

Es ist selbstverständlich, daß ein Mann mit solch ausgeprägtem naturwissenschaftlichen Sinn und Verständnis eine Rolle spielen mußte im Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg. Schon im Jahre 1853 trat er dem Verein als Mitglied bei und wurde 1898 zum Ehrenmitglied desselben ernannt. Zahlreich sind die Veröffentlichungen aus seiner Feder in den Jahreshften des Vereins für vaterländische Naturkunde, besonders sind ihm die »Naturwissenschaftlichen Jahresberichte« zu danken, in welchen er in erster Linie über ornithologische Vorkommnisse, sodann aber über allgemeine zoologische Beobachtungen berichtete, sowohl auf Grund eigener Feststellungen wie auf Grund von Mitteilungen anderer Naturfreunde, mit denen er zu diesem Zweck eine ausgedehnte Korrespondenz pflog. Leider haben diese »Naturwissenschaftlichen Jahresberichte« bis jetzt keine Fortsetzung gefunden.

Besonders eng war K. mit den naturwissenschaftlichen Kreisen Oberschwabens verbunden. Freunde der Geologie und Paläontologie, die in den Ablagerungen Oberschwabens manch schönes Stück fanden, hatten sich zu dem »Molasseklub« zusammengetan; im Mai 1874 schloß sich der Klub dem Verein für vaterländische Naturkunde als »Oberschwäbischer Zweigverein« desselben an und K. übernahm als Vorstand seine Leitung. Alljährlich am Lichtmeßfeiertag versammeln sich die Mitglieder des »Oberschwäbischen« zu dem Jahrestag in Aulendorf, und wer Gelegenheit hat, dieser fast stets von etwa 100 Freunden der Naturwissenschaft in Oberschwaben von weither besuchten Versammlung beizuwohnen, wird sich des regen Interesses freuen, welches unter der Leitung von K. immer eine eifrige Pflege fand. Bis zum Jahre 1898 stand K. an der Spitze des Oberschwäbischen Zweigvereins; zunehmende Altersbeschwerden nötigten ihn, die Leitung der Geschäfte in jüngere Hände zu legen; aber bis in die letzten Wochen seines Lebens bewahrte er das regste Interesse für alles, was mit dem vaterländischen Verein und seinem Zweigverein zusammenhing. Schon schwer leidend erkundigte sich der liebenswürdige Schloßherr über alle Vorgänge des Vereins, über Personen und Dinge bei dem Verfasser dieser Zeilen, der wieder einmal den Burgberg hinaufgestiegen war zu dem gastlichen Schloß, in welchem er und so viele andere in anregendem Gespräch schöne, in dankbarer Erinnerung verbleibende Stunden verlebt haben.

Die Eigenart des Besitzers dieses stolzen Schlosses trat dem Besucher sofort entgegen. Auf mächtige Findlinge, die eine ferne Eiszeit in oberschwäbische Gefilde getragen, fiel der erste Blick, eine Mauer aus den verschiedensten erratischen Kieseln aufgebaut, deren mannigfache Färbung besonders hübsch bei Regenwetter hervortrat, umgab einen Teil des Gartens; den Zugang des Hauses bewachten französische Geschütze, eine Erinnerung an die große Zeit, an welcher auch K. teilgenommen, indem er als Ritter des Johanniterordens Verpflegungszüge nach Frankreich führte und hierfür mit dem Eisernen Kreuz am weißen Bande geehrt wurde. In den weiten Gängen des Schlosses und in den hohen

Zimmern bewunderte der Gast in prächtigen Schränken und kostbarem Porzellan nicht minder das feine Verständnis des Schloßherrn für die Erzeugnisse aus der Blütezeit des deutschen Kunstgewerbes wie den Erfolg einer unermüdlichen und verständnisvollen Sammeltätigkeit. Diese ausgesprochene Neigung für Sammeln ließ K. auch im Verein mit seiner von dem gleichen Interesse beseelten Schwester eine Siegelstocksammlung zusammenbringen, die an Vollständigkeit kaum ihresgleichen hat.

So hinterließ K. Sammlungen ganz eigener Art, die noch lange zeugen werden von dem forschenden Geiste des Dahingeshiedenen, den zahlreiche Freunde an dem sonnigen Wintertag des 7. Januar zu der einsamen Ruhestätte im Park begleiteten, in dem er so oft die Natur beobachtet und seinen Blick hinaus-schweifen ließ über die weite Ebene seines geliebten Oberschwabens.

Nach den Jahreshften f. vaterl. Naturkunde in Württemberg.

L a m p e r t.

v. Tümping, Luise, geb. v. Boyen, * Berlin 26. Mai 1852, † Jena 3. Juli 1911. — Als einziges Kind des Generals der Infanterie und General-Adjutanten Wilhelms I., Hermann v. Boyen und der Fanny geb. Prinzessin Biron von Kurland, empfing sie durch Lehre und Beispiel in allem Edlen und Guten eine vornehme und gediegene Erziehung. Besonders tiefen Eindruck brachte auf ihr Gemüt der Religionsunterricht hervor, der 1869 mit der Konfirmation durch den bekannten Prediger Müllensiefen in Berlin seinen Abschluß fand. Fast jeden Sommer verbrachte sie auf dem Schlosse Löbichau in Sachsen-Altenburg, dessen Besitzerin, die feinsinnige Herzogin Johanna von Acerenza-Pignatelli geb. Prinzessin Biron von Kurland, eine Tante ihrer Mutter, großen Einfluß auf sie gewann. Auch Italien lernte sie frühzeitig kennen und lieb-gewinnen, und in Rom war es, daß sie sich 1878 mit dem damaligen Kaiserlichen Legationssekretär und Königlich Preußischen Rittmeister a. D. Wolf v. Tümping verlobte. Ihr Tagebuch über diesen Aufenthalt in Italien hat sie für Freundeskreise drucken lassen (»Eine Reise nach Italien 1877—1878.« Bern 1879. 188 Seiten in 8^o). Müllensiefen vollzog am 19. Juni 1878 in Berlin mit einer Rede über Josua 24, 15 (»Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen«) die Trauung. Kaiser Wilhelm I., welcher sie als Pate einst über der Taufe gehalten hatte, war damals von Verbrecherhand verwundet und ließ sich durch den Kronprinzen bei der Feier vertreten.

Sie verlebte zunächst einige Monate mit ihrem Gemahl auf seinem Gute Thalstein bei Jena und folgte ihm dann in seine verschiedenen diplomatischen Stellungen nach Bern, Brüssel, wiederum Bern und dem Haag. Mit Würde und Takt vertrat sie überall die deutschen Interessen und rief in Bern den »Deutschen Frauen-Hilfsverein« ins Leben. Als ihr Gemahl nach dem Tode seines Vaters, des kommandierenden Generals Wilhelm v. Tümping, 1884 seinen Abschied als Legationsrat genommen hatte, wurde der Thalstein ihr dauernder Wohnsitz. Sie pflegte ihn aber jährlich ein paar Monate lang mit Löbichau zu vertauschen, nachdem ihr beim Tode ihrer Mutter (1888) dieses schöne, durch Erinnerungen an die letzte Herzogin Dorothea Biron von Kurland geweihte Besitztum zugefallen war. In ihren beiden behaglich und künstlerisch ausgeschmückten Heimen entwickelte sich eine edle und anregende Geselligkeit, durch die ihr Salon ein bevorzugter Mittelpunkt geistiger Aussprache wurde.

Ihre Hauptarbeit aber galt der Linderung fremder Nöte und Leiden, und sie fand darin ein weites Feld zur Betätigung christlicher Nächstenliebe. Mit heiligem Ernst erfaßte sie jede Aufgabe, die sie sich stellte, und setzte ihre ganze Persönlichkeit ein für das Durchführen der begonnenen Werke. Da sie im Auslande die Bedrängnisse der Evangelischen aus eigenster Anschauung kennen gelernt hatte, wurde sie eine warme Freundin der Gustav-Adolf-Sache. So gründete sie 1888 in Jena einen Gustav-Adolf-Frauenverein, dem sie bis zu ihrem Tode vorstand, und schrieb manche Aufsätze für den »Boten des Gustav-Adolf-Vereins für Thüringen«. Auch für das Evangelisationswerk in Spanien hatte sie immer ein warmes Herz, und Fritz Fliedner, mit dem ihr Gemahl von seiner Madrider Zeit her befreundet war, weilte oftmals auf dem Thalstein. Von der Verehrung, die ihr infolge ihres wohlthätigen Schaffens zuteil wurde, legte 1903 die Feier der silbernen Hochzeit in Löbichau ein sprechendes Zeugnis ab.

Ihr Wirken im Dienste der Nächstenliebe krönte sie dadurch, daß sie, die kinderlos geblieben war, mit Zustimmung ihres Gemahls, Vorstandsmitgliedes der Deutschen Adelsgenossenschaft, im Jahre 1907 ihr Schloß und Rittergut Löbichau der genannten Deutschen Adelsgenossenschaft zur Errichtung eines adeligen evangelischen Damenstifts schenkte. Am 2. Mai 1907 gab sie ihre dahingehende Erklärung zu Protokoll, am 30. August erteilte Herzog Ernst I. von Sachsen-Altenburg seine landesherrliche Genehmigung dazu, und am 10. August 1908 konnte die Stiftung im Beisein der Herzogin Adelheid von Sachsen-Altenburg eröffnet und eingeweiht werden. Sie erhielt den Namen »Evangelisches Johanna-Luisen-Stift«, zur Erinnerung an die Herzogin Johanna von Acerenza-Pignatelli und an die Gräfin Luise von Hohenthal-Königsbrück (eine Schwester der Frau v. Boyen), deren Vorname zugleich auch den der Stifterin wiedergibt. Nach den Satzungen vom 11. Februar 1908 hat das Stift, das unter dem Schutze der Herzogin von Sachsen-Altenburg und unter der Leitung einer Äbtissin sowie eines Kuratoriums steht, den Zweck, gebildeten adeligen evangelischen Witwen und Jungfrauen, die dessen bedürftig sind, im Schlosse Löbichau ein sorgenfreies Dasein zu gewähren. Von den Stiftsstellen sind sechs volle Freistellen, auf welche die Angehörigen der Familien v. Tümppling und Biron von Kurland das erste Anrecht haben; für die übrigen Stellen haben die Inhaberinnen jährlich 600 M. zu entrichten. Die Stiftsdamen sollen sich an gemeinnütziger Arbeit und christlicher Liebestätigkeit beteiligen. Die Adelsgenossenschaft hat dem Stifte eine wirtschaftliche Frauenschule angegliedert, die ihren Sitz in dem älteren Löbichauer Schloßchen hat und einer pädagogisch gebildeten Vorsteherin unterstellt ist. Diese Frauenschule begann schon einige Monate vor der Eröffnung des Stiftes, nämlich am 26. Mai 1908, den ersten ihrer Unterrichtskurse, die immer ein Jahr lang dauern. Seitdem zählt die Schule alljährlich eine stattliche Menge von jungen »Maiden« zu ihren Schülerinnen. Der erste Jahrgang (1910) der »Löbichauer Maidenzeitung« brachte auch einen Aufsatz der Stifterin über Löbichaus Vergangenheit. In dem Gedeihen dieser Anstalten fand Frau v. T. den besten Lohn ihrer Hochherzigkeit, aber es ward ihr auch von allerhöchster Stelle eine Anerkennung zuteil, indem Kaiser Wilhelm II. ihr im Oktober 1908 den Luisenorden verlieh.

Im Frühjahr 1911 weilte Frau v. T. mit ihrem Gemahl, wie schon oftmals vorher, in Italien und kehrte gegen Ende des Monats Mai froh und frisch nach

dem Thalstein zurück. Da zeigten sich bei ihr nach wenigen Wochen plötzlich Anfänge einer ernsten Erkrankung, die rasch eine schlimme Wendung nahm. Mit hohem Mut und gläubiger Ergebung ertrug sie alle Schmerzen und verschied nach zehntägigem Leiden in der Klinik zu Jena. Bei der Leichenfeier, die am 6. Juli auf dem Thalstein erfolgte, sprach der Generalsuperintendent D. Lohoff aus Altenburg nach den Bestimmungen der Verstorbenen über den einstigen Trautext, den er auch schon 1903 seiner Rede bei der silbernen Hochzeit zugrunde gelegt hatte. Im Thalsteiner Park fand Frau v. T., die letzte aus dem Geschlechte der Boyen, ihre Ruhestätte, tief betrauert von allen, die ihren großen Charakter, ihren frommen, idealen Sinn, ihr edles, aufrichtiges Herz und ihre gesegnete Wirksamkeit kennen gelernt hatten.

W. v. Tümping, Geschichte des Geschlechts v. Tümping. 2. Bd. (Weimar 1892) S. 720—723 mit Bildnis und Stammtafel. — Derselbe, Erinnerungen aus dem Leben des Generaladjutanten H. v. Boyen (Berlin 1898), S. 107, 126, 227, 230, 236. — Rede des Generalsuperintendenten D. Lohoff in der Kirche zu Groß-Stechau am 19. Juni 1903 bei der Silberhochzeitsfeier (Jena 1903). — Rede desselben auf dem Thalstein am 6. Juli 1911 bei der Beerdigung (Jena 1911). — Zum Gedächtnis von Frau v. Tümping geb. v. Boyen, mit Bildnis (Jena 1911). — Nachruf im »Deutschen Adelsblatt«, 29. Jahrg. Nr. 28 vom 9. Juli 1911. — »Bote des Gustav-Adolf-Vereins für Thüringen«, 64. Jahrg. Nr. 8 (August 1911) S. 113, und 65. Jahrg. Nr. 2 (Februar 1912), S. 19—26, mit Bildnis. — »Löbichauer Maidenzeitung«, 2. Jahrg. (1912) S. 1—7, mit Bildnis. — Satzung für das Evangelische Johanna-Luisen-Stift zu Schloß Löbichau, veröffentlicht von der Deutschen Adelsgenossenschaft (Neudamm 1908). — O. Schreiner in den »Thüringer Monatsblättern« 20. Jahrg. Nr. 10 (Januar 1913) S. 130. — Lebensgroßes Kinderbildnis von Frz. X. Winterhalter, aus dem Jahre 1856, im Festsaal auf dem Thalstein. — Reliefbildnis in karrarischem Marmor, aus dem Jahre 1908, im Johanna-Luisen-Stift zu Löbichau.

Weimar.

Paul Mitschke.

Salomon, Ludwig, Dr. phil., Dichter, Journalist, Literar- und Kulturhistoriker, * in Gorden bei Elsterwerda 25. November 1844, † 19. November 1911 in Dornburg bei Jena. — Er entstammte einer alten hallischen Gelehrtenfamilie, und wenn er auch in einem kleinen Walddorfe im Kreise Merseburg als Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren wurde, so betrachtete er doch die Stadt Halle als seine eigentliche Heimat. Denn da waren seine Vorfahren seit Jahrhunderten seßhaft gewesen, und da war es auch, wo er selbst seine akademischen Studien vollendete und den Grund zu seiner schriftstellerischen Tätigkeit legte. Seine erste Veröffentlichung war ein Buch Hallescher Geschichten, »Unter dem Halbmond«, so betitelt, weil die Stadt Halle einen Halbmond im Wappen führt. Bald aber wandte er sich dem Journalismus zu und trat 1871 in den Redaktionsverband der »Elberfelder Zeitung« ein, dem er bis Ende 1873 angehörte. Dann übernahm er die Chefredaktion des »Täglichen Anzeiger für Berg und Mark« in Elberfeld, die er bis zum Frühjahr 1875 führte. Um diese Zeit gründete er einen eigenen Herd und führte eine Hausfrau heim, die mit Verständnis und feinem Empfinden ihm auch oft eine kluge Beraterin in literarischen Dingen wurde. Mehrere Jahre war er Redakteur der illustrierten Zeitschrift »Das Buch für alle« in Stuttgart, lebte dann aber von 1879 ab, um sich ungeteilt seinen Studien widmen und die inzwischen begonnene »Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts« vollenden zu können, in Dornburg bei Jena, um schließlich Anfang 1882 wieder an die Wupper

zurückzukehren und wieder die Chefredaktion der amtlichen Zeitung der Stadt Elberfeld zu übernehmen, die er bis zum Jahre 1906 leitete. Ein für eine Industriestadt außergewöhnlich reges literarisches Leben herrschte in jener Zeit in Elberfeld, an dem S. regen und anregenden Anteil nahm. Dem Poetenkreise, in dem er verkehrte, gehörten Emil Rittershaus, Fritz Roeber, Reinhard Neuhaus, Ernst Scherenberg, Ludwig v. Lilienthal, Albert Roffack an. Auch Johannes Fastenrath in Köln hatte Beziehungen zu ihnen. Bei den von Fastenrath gestifteten Kölner Blumenspielen war S. von 1899 bis 1906 Preisrichter. Nach seiner Literaturgeschichte veröffentlichte er von kulturgeschichtlichen Werken »Aus der Künstlerwelt der Rokokozeit« und »Deutschlands Leben und Streben im 19. Jahrhundert«. Nebenher entstand eine ganze Reihe feinerfundener Novellen, und den Roman »Agnes von Lilien« von Katharina v. Wolzogen hat er neu herausgegeben (1881). Sein Hauptwerk aber, die Frucht einer dreißigjährigen emsigen Forscherarbeit, das er selbst als sein Lebenswerk bezeichnete, ist die dreibändige »Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches«, ein Unternehmen, in dem dieser weitschichtige Stoff zum erstenmal zusammenhängend und abgeschlossen behandelt wurde, und das so eine empfindliche Lücke des deutschen Schrifttums ausfüllte. Nicht eine Aufzählung der Titel der ungeheuren Massen von Zeitungen bietet dieses Werk, sondern ein erfreulich lesbares Buch, das eine bis dahin verschüttete und schwer zugängliche Quelle deutschen Kulturlebens erschließt. Und nicht nur seinen engeren Zunftgenossen vom deutschen Journalismus hat er damit ein den ganzen Stand ehrendes Denkmal gesetzt, aus dem die großartige kulturelle Bedeutung der Presse überzeugend hervortritt, auch dem gesamten gebildeten, insbesondere dem zeitunglesenden deutschen Volke hat er damit ein Geschenk gemacht, das eine Fülle von Aufschluß auf einem von vielen kaum gekannten Felde bietet. Außer in diesem Hauptwerke behandelte er denselben Stoff in knapperer Form, jedoch unter Hineinbeziehung der Presse der ganzen Welt in dem Werke »Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens«, die in der Göschenschen Sammlung erschien. Seine letzte Arbeit auf diesem Gebiete war der Aufsatz »Zeitungen«, der im achten Bande der dritten Auflage des »Handwörterbuches der Staatswissenschaften« gedruckt wurde. — Nahezu dreißig Jahre seines Lebens hat S. in Elberfeld zugebracht, also daß ihm die Wupperstadt gleich seinem Freunde, dem Swinemünder Ernst Scherenberg, fast zur zweiten Heimat geworden war. Da aber zog es ihn, als er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, sein Redakteuramt niederlegte, wieder nach dem idyllischen Dornburg bei Jena. Bei seinem Austritt aus dem praktisch-tätigen Journalistentum wurde ihm der preußische Rote Adlerorden verliehen, und bei seinem Abschiede von Elberfeld ernannte ihn die Literarische Gesellschaft in Elberfeld, deren Vorstand er angehörte, zu ihrem Ehrenmitgliede. Fünf freundliche Jahre waren ihm noch in dem von ihm selbst geschaffenen »Bergnest« in Dornburg beschieden, einmal unterbrochen durch eine längere Reise nach Italien, das er auch vorher mehrere Male besucht hatte. Zurückgekehrt, kränkelte er ernstlicher, und am 19. November 1911 schied er, 67jährig, infolge eines Schlaganfalles aus einem überaus arbeitsamen Leben, tiefbetrauert von der Gattin und der einzigen Tochter, denen er durch seinen Hingang zum ersten Male Schmerz bereitete, wehmütig betrauert auch von seinen vielen Freunden, denn er war selbst ein treuer Freund,

immer heiter und voll goldenen Humors, und ein außergewöhnlich liebenswürdiger Mensch.

W e r k e : Unter dem Halbmond. Nov. 1870. — Verwehte Spuren. Nov. 1873. — Hellsdunkel. Nov., 2. Aufl. 1877. — Geschichte einer Geige. Nov. 1877. — Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts 1881, 2. Aufl. 1887. — Aus der Künstlerwelt der Rokokozeit, 1891. — Deutsches Leben und Streben im 19. Jahrhundert. 1894. — Signora Francesca. Nov. 1896. — Spaziergänge in Süditalien. 1897. — Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. I 1900, II 1902. III 1906. — Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens. 1907. — Die Blüchertrompete. Nov. 1909. — Sieben Harzgeschichten. Nov. 1910. — Unter italienischem Himmel. Nov. 1911. — Berliner Schloß- und Stadtgeschichten. Nov. 1912.

N e k r o l o g e : Kölnische Zeitung, 24. Nov. 1911, zweite Morgenausgabe. — Jenaische Zeitung, 24. Nov. 1911, zweites Blatt. — Täglicher Anzeiger für Berg und Mark (Elberfeld), 22. Nov. 1911, 1. Beilage, und 24. Nov. 1911, 1. Beilage. — Bergisch-Märkische Zeitung (Elberfelder Zeitung), 21. Nov. 1911, Abendausgabe. — Berliner Neueste Nachrichten, 24. Nov. 1911, Unterhaltungsbeilage. — Berliner Morgenpost, 22. Nov. 1911. — Badische Presse (Karlsruhe), 21. Nov. 1911, Abendausgabe. — Danziger Zeitung, 23. Nov. 1911, Abendausgabe. — Züricher Post, 26. Nov. 1911. — St.-Petersburger Zeitung, 12./25. Nov. 1911. — Jahrbuch der Kölner Blumenspiele, XIV, S. 61. Köln 1912; ebenda X, S. 56: Bild. — Selbstbiographie in »Für unser Heim, Spenden deutscher Dichter und Denker für das Schriftstellerheim in Jena«, herausgegeben von Dr. Timon Schroeter, Leipzig (J. J. Weber), ohne Jahr.

Köln.

Fritz Zilcken.

Baerndorff, Auguste v., verw. Jaksch v. Wartenhorst, geb. Bauerhorst, kaiserlich russische Hofschauspielerin a. D., Ehrenmitglied des Königlichen Hoftheaters zu Hannover, * zu Berlin am 11. Mai 1823, † zu Rom am 8. März 1911. — Einer alten märkischen Familie entsprossen, Tochter eines früheren Gutsbesitzers und späteren preußischen Postbeamten, wurde B. schon in jungen Jahren Schülerin der Tragödin Auguste Crelinger in Berlin, wo sie auch zuerst auftrat. Gegen Ende der vierziger Jahre erhielt sie ein Engagement an dem damals in hoher Blüte stehenden (später, unter Alexander III., aufgelösten) Kaiserlichen Deutschen Theater in St.-Petersburg, das sie im Jahre 1857 mit einer Anstellung am Hoftheater zu Hannover vertauschte, das zu jener Zeit mehrere der bedeutendsten deutschen Dirigenten, Sänger und Schauspieler — u. a. Heinrich Marschner, Bernhard Scholz, Albert Niemann, Marie Seebach, Karl Porth, Karl August Devrient — zu seinen Mitgliedern zählte. Nach dem Übergange des Theaters in die Verwaltung der preußischen Krone verblieb B. nur noch bis zum 12. März 1868 in ihrer Stellung, unternahm während der beiden folgenden Jahre längere erfolgreiche Gastspielreisen in den Vereinigten Staaten und zog sich alsdann, nach ihrer Verheiratung mit dem Universitätsprofessor Dr. Anton Jaksch v. Wartenhorst in Prag, von der Bühne zurück. Kaiser Wilhelm I. verlieh ihr am 8. April 1870 eine lebenslängliche Pension sowie am 19. Dezember 1881 den Titel eines Ehrenmitgliedes des Hoftheaters Hannover. Im Jahre 1887 Witwe geworden, lebte B. zuletzt in Baden-Baden und starb auf einer Erholungsreise in Rom. — Im übereinstimmenden Urteile der Zeitgenossen erscheint B., was Würde und Vornehmheit der äußeren Erscheinung, glanzvolle Mittel und künstlerische Intelligenz anbetrifft, als eine der bedeutendsten Darstellerinnen großen Stils, die ihr Spiel wie ihre Rede überall mit dem Hauche des wärmsten Lebens zu durchdringen wußte. Ihre

bedeutendsten Leistungen lagen auf dem Gebiete des klassischen und nachklassischen Trauer- und Schauspiels, des höheren Lustspiels und des vornehmen Intriguenstückes; aus der großen Zahl ihrer Rollen seien folgende hervorgehoben: Eboli, Orsina, Adelheid, Iphigenie, Jungfrau von Orleans, Lady Milford, Maria Stuart, Königin Elisabeth, Lady Macbeth, Gräfin Terzky, Porzia, Brunhild, Adrienne Lecouvreur, Minna v. Barnhelm, Donna Diana, Herzogin Marlborough, Gräfin von Autreval. — Ein lebensgroßes Bildnis B.s, von Rosa Petzel, befindet sich im Museum zu Hannover, zwei Kostümbilder — Milford und Iphigenie — von derselben Malerin, in Straßburger Privatbesitz (Kopien im Museum zu Hannover); Grabdenkmal mit Reliefporträt, von Seeböck, auf dem protestantischen Friedhofe am Monte Testaccio in Rom.

Q u e l l e n : Nachgelassene Papiere B.s; Sammlung zeitgenössischer Kritiken; Mitteilungen der Kgl. Intendantur des Hoftheaters zu Hannover und der Kgl. Hofschauspielerin Auguste Diakono in Dresden.

M a r t i n B e r g e r.

Götz, Wilhelm. Am 22. Juni d. J. wurde im Luitpoldpark zu München im Beisein zahlreicher Freunde und Verehrer das Denkmal des am 26. März 1911 verstorbenen Geographen Dr. Wilhelm Götz in feierlicher Weise enthüllt. In einen etwas über 3 m hohen Gedenkstein aus fränkischem Muschelkalk ist das vorzüglich gelungene Bronzerelief des verewigten Forschers und Gelehrten eingefügt, einfach und schlicht, entsprechend dem ganzen Wesen des Heimgegangenen. Geboren am 27. Juli 1844 zu Schnabelwaid in Oberfranken als der Sohn eines Pfarrers, hatte G. als Lebensberuf zunächst das Studium der Theologie erkoren. Er studierte auf den Universitäten Erlangen, wo er sich der Burschenschaft Bubenruthia anschloß, und in Leipzig und fand nach sehr gut bestandener theologischer Prüfung zu Ansbach als Gefängnisgeistlicher in Sulzbach (Oberpfalz) und Lichtenau (Mittelfranken) Verwendung. Körperliche Verhältnisse haben aber G. genötigt, von diesem Berufe abzugehen und sich den Realwissenschaften zuzuwenden. Dies tat G. im Jahre 1874, wo er die staatliche Lehramtsprüfung für Realien (Deutsch, Geographie und Geschichte) mit bestem Erfolg ablegte. An der kgl. Kreisgewerbeschule Kaiserslautern war seine erste Anstellung im neuen Berufe, im Jahre 1877 kam er als Hauptlehrer an die städtische Handelsschule in München. Das Jahr 1890 brachte dann seine Beförderung zum kgl. Gymnasialprofessor für Erd- und Naturkunde, nachdem er sich vorher auch, 1886, an der Technischen Hochschule mit der Arbeit »Die persische Reichspoststraße in Vorderasien« habilitierte. 1900 erfolgte seine Ernennung zum Honorarprofessor an der Technischen Hochschule. Im Herbst 1909 trat er von seiner Lehrtätigkeit am Kadettenkorps zurück, so daß er von da ab nur mehr an den beiden Hochschulen (Kriegsakademie und Technische Hochschule) weiterwirkte. Dies tat er bis zu jenen Tagen, wo die schwere Krankheit und der nahende Tod ihn zwangen, davon abzustehen. Rührend ist, wie einige Tage vor seinem Tode der Verewigte schriftlich seinen Vorstand von der Kriegsakademie, Oberst Schoch, noch ersuchte, man möge doch nicht die ihm liebgewonnene Arbeit in fremde Hände übergehen lassen, man solle ihm vielmehr eine kurze Spanne Zeit zur Erholung gönnen; dann — so hoffe er — werde er mit doppelter Arbeitsleistung das Versäumte wieder einholen können.

Ist nicht in diesen Worten schon der hohe Ernst ausgesprochen, den G. als Lehrer für seinen Beruf hatte? Auch durch zahlreiche Vorträge in wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen, ferner in den jährlichen Ferienkursen für Gymnasial- und Reallehrer wirkte er äußerst fruchtbar für sein Fach. Sein Vortrag war wenig rhetorisch; aber die schmucklose, durch die Selbstständigkeit der Auffassung fesselnde Einfachheit der Darstellung ließ das Gehörte nur um so fester haften. So wenig jemand seine imposante Gestalt leicht aus dem Gedächtnis verlieren wird, so wenig wird, wer seine Kollegien je besucht hat, Art und Inhalt seines Vortrages vergessen.

Seinen bedeutendsten Ruf erwarb sich G. aber durch seine literarische Tätigkeit. Infolge Raummangels können wir hier leider nur die Richtung derselben charakterisieren und eine kleinere Anzahl von Belegen anführen. Die Wirtschafts- und Handelsgeographie beschäftigte ihn bald nach seinem Übertritt in das Lehramt, sicherlich angeregt durch seine Tätigkeit an der Münchner Handelsschule. Seine erste bedeutende Arbeit war hier »Das Donaugebiet mit Rücksicht auf seine Wasserstraßen« (Stuttgart 1882), sein größtes Werk das Buch »Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels« (Stuttgart 1888). Auf dem Gebiete der modernen Länderkunde schenkte er außer zahlreichen kleineren Arbeiten seinem Vaterlande zwei vorzügliche Bücher, sein »Geographisch-historisches Handbuch von Bayern« (München, 1. Bd., 1895, S. 1—900; 2. Bd., 1898, S. 1—1158) und sein »Frankenland« (Bielefeld-Leipzig 1909). Auch ein erfolgreicher Förderer der »Historischen Erdkunde« war G., welchem Wissenszweig er durch seine »Historische Geographie« (Leipzig und Wien 1904) neue Grundlinien gab. In der physikalischen Geographie beschäftigte ihn am meisten das Problem des »Diluviums«. Durch seine vergleichenden Besichtigungen (Bayern, Balkan, Rußland, Finland, Schweden, Norddeutschland, Vogesen usw.), die er auf seinen zahlreichen Reisen anstellte, ist er auf diesem Gebiete ein bedeutender Kenner geworden. Seine bekanntesten Arbeiten sind nach dieser Richtung »Die Frage der Vergletscherung des Zentralbalkan« (Ztschr. f. Erdkunde zu Berlin 1900) und »Der Verlauf der diluvialen Eiszeit in Schwaben« (Verh. d. Deutsch. Geographentages in Berlin 1901). Sehr rege war G. endlich auch auf dem Gebiete der Schulgeographie tätig. Hier sind seine wichtigsten Arbeiten: »Schulwandkarte von Bayern und Süddeutschland« (München 1903), »Geographie für die bayerischen Gymnasien« (Bamberg 1889), »Geographie für die technischen Lehranstalten Bayerns« (zusammen mit S. Günther), Bamberg 1889/91, 97. In der »Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche« und in »*The new Encyclopedia of Religions knowledge*«, *New York and London* war er ständiger und eifriger Mitarbeiter.

Im Dienste der Wissenschaft standen auch die zahlreichen Reisen, die G. gemacht hat. In den Jahren 1882/83, 1886/87 und 1895 besuchte er den Balkan, 1897 und 1899 Ost- und Südrußland, 1905 die Ardennen und 1910 Lappland und Mittelschweden. Bei letzterer Reise scheint er den Keim zu seiner Krankheit, die ihn nach einem halben Jahre dahinraffte, geholt zu haben. Die nächtlichen Freilager und die großen Touren waren sicher für den Sechsendsechzigjährigen zu anstrengend gewesen.

Einen guten Teil seiner Zeit und seines Interesses widmete Professor G. endlich dem Vereinsleben. Der Geographischen Gesellschaft München gehörte der Verstorbene seit 1882, dem Ausschuß seit 1896 an. Für seine ertragreichen

Forschungsreisen und für seine hervorragenden Bemühungen um die bayerische Landeskunde erhielt er von der Gesellschaft die silberne »Prinz-Ludwig-Medaille«. G. war auch ein eifriges Mitglied der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde in Deutschland, ferner wirkte er durch Wort und Schrift äußerst befruchtend in dem 1893 gegründeten »Kanalverein« und in dem mit ihm ins Leben gerufenen »Donauverein«. In der Münchner Kolonialgesellschaft war er zweiter Vorstand, voran aber stand ihm stets der große Verein für die Erhaltung des Deutschtums im Ausland, in dessen Zweigverein München sowie dem Landesverband Bayern er als erster Vorstand eine unverdrossene und zielbewußte Tätigkeit ausübte. Zum Danke hierfür stehen auch auf dem Denkmal im Luitpoldpark außer den von seinen Freunden und Verehrern gewidmeten Worten »dem erfolgreichen Förderer der bayerischen Landeskunde« die vom letztgenannten Verein gewidmeten Zeilen: »und dem kräftigen Verteidiger des Deutschtums«.

Mit G. ist in Bayern und besonders im geistigen Leben Münchens eine markante Persönlichkeit dahingegangen. Wie hoch er in der Achtung jener stand, die beruflich und durch inneres Geistesleben mit ihm zu tun hatten, das zeigte sich bei seinem großartigen Leichenbegängnis vor zwei Jahren und erst wieder vor wenigen Tagen bei der Enthüllung seines Denkmals. Noch heute ist die große Lücke nicht ausgefüllt, die der unermüdliche, aufrechte Mann im geistigen Leben Münchens hinterließ.

Ein ausführlicher Nekrolog findet sich (von S. Günther) im Jahresbericht der Kgl. Technischen Hochschule zu München für das Studienjahr 1910/11 (München 1912).

Dr. Jos. Reindl.

Buschbeck, Hermann, kgl. Professor und Maler, Vorstand des Kostüm- und Requisitenwesens der Münchener Hofbühnen, * 17. Oktober 1855 zu Prag, † 11. April 1911 zu München. — In B. vereinigten sich in seltenem Grade zwei ganz verschiedene künstlerische Anlagen: halb war er Maler, halb Schauspieler. Das Leben selbst führte ihn dazu, beide Anlagen nacheinander auszubilden und zu verwerten, bis zuletzt die eine siegreich bis zu seinem frühen Ende blieb. B. war in Prag als der Sohn eines Großkaufmanns geboren, der aus Deutschland, aus Gotha, dorthin übergesiedelt war und sich darauf in Österreich hatte naturalisieren lassen. In Prag selbst und in Schnepfental genoß B. seine erste Schulbildung. Als sich aber sein Talent zu den bildenden Künsten unverkennbar bemerkbar machte, ging er nach München an die Akademie, um sich dort der Malerei zu widmen. Es dauerte nicht lange, bis er sich in den Bann einer andern Kunst gezogen sah. Als fleißiger Besucher des Hoftheaters ließ er sich immer mehr für die Schauspielerei begeistern, und insbesondere Possart, dessen Ruhm damals im Aufsteigen begriffen war, hatte es ihm angetan. B. wurde sein Schüler und betrat dann als jugendlicher Held in Hamburg unter Pollini zum ersten Male die Bretter. Seine schlanke Gestalt, sein feuriges Temperament und sein klangvolles Organ sicherten ihm bald die schönsten Erfolge als Mortimer, Max Piccolomini, Don Carlos, Romeo usw. Gastspiele führten ihn nach Berlin und an die Mannheimer Hofbühne, wo er seine spätere Frau, Rosa Swoboda, kennen lernte, die kurz vorher ihre Laufbahn als Sängerin begonnen hatte. Nur sechs Jahre war B. an der Bühne gewesen, als er kurz

entschlossen heiratete und mit seiner Frau die Bühne verließ, um sich in Paris energisch wieder dem Studium der Malerei zu widmen. Das junge Paar übersiedelte hierauf nach München, wo er nun als Porträt- und Landschaftsmaler auftrat und sich später ein kleines Anwesen in Arlaching am Chiemsee erwarb. Dort sowohl wie in München selbst lebte er in ständiger Fühlung mit der Künstlerschaft und machte sich bald durch sein überaus liebenswürdiges und offenes Wesen, aber auch insbesondere durch seine stets hilfsbereite und außerordentlich geschickte Mitarbeit an allen künstlerischen Veranstaltungen und Festen beliebt. Seine beiden Talente als Künstler wie als Schauspieler stellte er u. a. auch in den Dienst jenes glänzenden Festes, mit dem das neuerbaute Münchener Künstlerhaus eröffnet wurde. Als bildender Künstler half er die prunkvolle Szenerie aufbauen, als Darsteller verkörperte er den »Jüngling« in Benno Beckers Festspiel. An diesem Tage und später als getreuer künstlerischer Assistent Lenbachs und Rudolf Seitz' bei allen künstlerischen Unternehmungen machte er sich bekannt und beliebt. Inzwischen war Ernst Possart nach dem Tode Freiherrn v. Perfalls Intendant der Münchener Hofbühnen geworden, und als der Kostümier des Hoftheaters, Professor Flüggen, starb, erinnerte sich Possart seines einstigen Schülers. Wer wäre besser geeignet gewesen, das Kostüm- und Requisitenwesen eines Theaters in die Hand zu nehmen als B., der von früher her auf der Bühne zu Hause war und als Maler jene künstlerischen Eigenschaften besaß, die zu diesem Amt erforderlich sind. Am 1. November 1903 übernahm er sein neues Amt, und von diesem Augenblick an hat er seine ganze Kraft, seinen ganzen jugendlichen Enthusiasmus seiner schönen Aufgabe gewidmet. Zahlreiche Neuausstattungen: des Rings des Nibelungen, der »Feen« Richard Wagners, von Glucks Maienkönigin, von Pfitzners Rose vom Liebesgarten, der Mozart- und Wagner-Festspiele, der Aïda usw. sind sein Werk. Sein letztes Schaffen, das schon früher durch den Titel Professor ausgezeichnet worden war, galt der Neuinszenierung der »Manon« Massenets. Da war er schon ein kranker Mann: ein tückisches Darmleiden hatte den erst 55 jährigen Mann jäh überfallen. Eine schwere Operation konnte ihn nicht mehr retten; er überlebte sie zwar, sein Herz jedoch war ihr nicht mehr gewachsen gewesen. In schönen künstlerischen Träumen und Phantasien schwand er dahin. Sein Tod zerriß ein glückliches Familienleben, beraubte die Münchener Hofbühne eines ihrer glücklichsten Helfer und Berater und seine Freunde eines liebenswerten Menschen und Künstlers, dessen Andenken wie dessen Ideen und Taten sicher noch lange nachwirken werden.

München.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Fränkel, Bernhard, *Med. Doctor*, Geheimer Medizinalrat, Professor für Laryngo-Rhinologie an der Berliner Universität, Direktor der Universitäts-Poliklinik für Hals- und Nasenkrankheiten in Berlin, * 17. November 1836 als Sohn eines praktischen Arztes in Elberfeld, † 12. November 1911 in Berlin. — F. war einer der bedeutendsten Laryngologen; als erster hat er sich im Deutschen Reiche die Laryngo-Rhinologie zu seinem Fache erwählt, und bald gewann er einen großen Ruf, der sich über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus verbreitete. — Fr. studierte in Würzburg und Berlin. Auf seine geistige Entwicklung nahmen hervorragende Männer Einfluß, und zu seinen Lehrern zählten u. a. Johannes Müller, Traube, Virchow und Langenbeck. 1860 wurde er in

Berlin zum Doktor der Medizin promoviert und bald darauf ließ er sich als praktischer Arzt in Berlin nieder. Er machte die Feldzüge in den Jahren 1864 und 1866 und im Jahre 1870 den Deutsch-Französischen Krieg als Arzt mit. Für seine Tätigkeit im Felde erhielt er das Eiserne Kreuz.

1872 erfolgte seine Habilitierung als Privatdozent für Laryngo-Rhinologie an der medizinischen Fakultät der Berliner Universität und seine Bestallung als dirigierender Arzt am Augusta-Hospital, wo er bis zum Jahre 1875 wirkte.

Gerade als F. seine medizinischen Studien vollendet hatte, begann die von den Wiener Gelehrten Türck und Czermak inaugurierte laryngologische Wissenschaft praktische Bedeutung zu gewinnen; insbesondere trug Czermak durch seine zahlreichen Reisen, die er behufs Abhaltung von Vorträgen und Bekanntmachung des Kehlkopfspiegels unternahm und die ihn auch nach Berlin führten, viel dazu bei, das Interesse F.s für die laryngoskopische Untersuchungsmethode zu wecken. F., der schon vorher verschiedene Aufsätze und Mitteilungen aus der ärztlichen Praxis publiziert hatte, wandte sich nunmehr dem neuen Fache zu. Nach verschiedenen Richtungen gab es da vielversprechende Aussichtspunkte. Seine Arbeiten beschäftigen sich mit dem Ausbau der physikalischen Untersuchungsmethoden und mit anatomischen und klinischen Studien. Frühzeitig umgrenzte er das klinische Bild der »Ozaena«, und im Jahre 1881 war F. Referent über das Thema »Ozaena« auf dem internationalen medizinischen Kongreß in London. Er studierte die von der Nase ausgehenden Reflexneurosen, insbesondere das Symptomenbild des nasalen Asthmas; er zeigte, daß bei den reflektorisch ausgelösten nervösen Erscheinungen eine gewisse nervöse Disposition eine wichtige Rolle spielt. Durch physiologische Untersuchungen, Abkühlungsversuche des *Nervus recurrens*, die er gemeinsam mit Gad unternommen hatte, gab er dem Semon-Rosenbachschen Gesetz eine mächtige Stütze, indem er nachwies, daß die Nervenfasern des *M. crico-arytaenoides posticus* empfindlicher sind und einem Insulte früher erliegen als die Antagonisten. Er beschäftigte sich mit der Pachydermie des Kehlkopfes, dem Kehlkopfkrebs; und alle seine Arbeiten, von denen ein kleiner Bruchteil am Schlusse angeführt werden soll, tragen den Stempel einer ausgesprochenen Individualität, eines originellen Geistes und scharfen Verstandes; alle zeugen von seiner bis in Details gehenden allgemeinen medizinischen Bildung, ohne welche eine gedeihliche Tätigkeit auch auf spezialistischem Gebiete einseitig bleibt und unfruchtbar ist.

1887 wurde in Berlin die Königliche Universitäts-Poliklinik für Hals- und Nasenkrankheiten gegründet und F. zu ihrem Vorstande bestellt; dann kam seine Ernennung zum außerordentlichen Professor, und er erhielt auch eine klinische Abteilung im Charité-Krankenhaus. Später wurden Abteilung und Poliklinik in einem eigenen Gebäude vereinigt und F. im Jahre 1893 zum Direktor der Klinik ernannt. Hier entfaltete er fast durch zwei Jahrzehnte hindurch eine fruchtbare Tätigkeit als Arzt, Forscher und namentlich als Lehrer. Aus aller Herren Ländern kamen Ärzte, um Laryngo-Rhinologie zu studieren und sich in diesem Fach auszubilden, wobei ihm eine anschauliche und glänzende Vortragsweise sehr zustatten kam. Der Unterricht war ihm Lebensfreude und Lebenszweck. Im Jahre 1911 legte er jedoch diese Stelle infolge andauernder Krankheit nieder.

Unter F.s Mitwirkung wurde im Jahre 1894 die Berliner laryngologische Gesellschaft gegründet; F. wurde zum Vorsitzenden derselben gewählt, und bis

zu seinem Tode leitete er die Sitzungen in objektiver und wohlwollender Weise. Anlässlich seines 50 jährigen Doktorjubiläums wurde er zum Ehrenpräsidenten der Gesellschaft gewählt.

In dasselbe Jahr fällt die Gründung des »Archivs für Laryngologie« durch F., einer vornehmen Zeitschrift, welche sich einer großen Verbreitung erfreut.

Sein besonderes Augenmerk hatte F. frühzeitig auf die Bekämpfung der Tuberkulose gewendet; schon seine ersten Arbeiten beschäftigten sich mit dieser Krankheit; er unternahm in Gemeinschaft mit Cohnheim eine Reihe von Tierversuchen, aus denen hervorging, daß es sich bei der Tuberkulose um ein spezifisches Virus handle, und nach der Entdeckung des Tuberkelbazillus durch Koch vervollkommnete er die Technik der Sputumuntersuchung auf Tuberkelbazillen. F. trat gleich im Beginn mit Nachdruck für den Wert des Tuberkulins bei der Diagnose und Therapie der Tuberkulose ein, trotzdem er nach dieser Richtung hin viele und gewichtige Widersacher hatte, und er behielt Recht. Er gehörte mit zu den leitenden Persönlichkeiten und Gründern, als sich im Jahre 1895 das Deutsche Zentral-Komitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke konstituierte; die segensreiche Tätigkeit dieser Schöpfung ist jetzt allgemein anerkannt. Gemeinsam mit Althoff und v. Leyden rief er den Berlin-Brandenburger Heilstätten-Verein ins Leben, der die muster-gültige Institution in Belzig schuf. Auf F.s Antrag fand im Jahre 1899 in Berlin der I. Internationale Tuberkulose-Kongreß statt, der einen glänzenden Verlauf nahm und den eigentlichen Anstoß zur Volksbewegung gegen die Tuberkulose gab; er erkannte als einer der ersten die soziale Bedeutung der Tuberkulosefrage, indem er auf die frühzeitige Erkennung der Tuberkulose und die Feststellung tuberkulöser Familien (Anzeigepflicht) das größte Gewicht legte, und trat besonders für die Schaffung von Asylen und für die Isolierung vorgeschrittener Tuberkulöser ein; er war auch Mitherausgeber der Zeitschrift für Tuberkulose.

Er besuchte die meisten wissenschaftlichen Kongresse und nahm regsten Anteil insbesondere an den Vorarbeiten für den I. Internationalen Laryngo-Rhinologen-Kongreß im Jahre 1908 in Wien und leitete den Internationalen Laryngo-Rhinologen-Kongreß in Berlin im Jahre 1911 trotz Kränklichkeit mit Umsicht und Energie.

F. hat neben seiner spezialistischen Tätigkeit als Arzt und Lehrer, als Herausgeber mehrerer Fachzeitschriften auch noch Zeit gefunden, literarischen und künstlerischen Studien zu obliegen, und er publizierte eine seinem speziellen Gebiet fernliegende Arbeit: »Über des jungen Goethe schwere Krankheit«.

Bis ins hohe Alter bewahrte er sich seine geistige Elastizität, sein gutes Herz kam den Kranken gegenüber stets voll zur Geltung. Im Beginn etwas verschlossen, wurde er bei näherer Bekanntschaft liebenswürdig und entgegenkommend. Er besaß viel Humor und war ein angenehmer Kauseur.

In seinen letzten Lebensjahren litt F. an Arterienverkalkung und stenokardischen Anfällen, und er erlag der Krankheit in einem solchen Anfall von *Angina pectoris*.

F. veröffentlichte mehr als 200 Arbeiten, und von seinen hervorragenden Publikationen seien folgende erwähnt: Abhandlung über Skrofulose und Tuberkulose, in Gerhardts Handbuch der Kinderheilkunde; Die allgemeine Diagnostik

und Therapie der Krankheiten der Nase und des Nasenrachenraumes, des Rachens und des Kehlkopfes, in Ziemssens Handbuch; Differentialdiagnose zwischen Pachydermie und Krebs des Kehlkopfes; Gefrierdurchschnitte zur Anatomie der Nasenhöhlen; Studien zur feineren Anatomie des Kehlkopfes; Zur Anatomie des Stimmbandes; Über den Zusammenhang zwischen *Asthma nervosum* und Krankheiten der Nase; Über adenoide Vegetationen; Die Anwendung des Kokains; Natur und Behandlung der *Ozaena*; Erste zur Heilung führende Ausrottung eines Larynxkankroids *per vias naturales*; Über die von der Nase ausgehenden Reflexneurosen; Über die Beschäftigungsschwäche des Stimmorganes: Mogiphonie; Über das Empyem der Oberkieferhöhle; Teilweise geheilte Basedowsche Krankheit durch Kauterisation der Nasenmuscheln; Zur Histologie der Stimmbänder; Der Kehlkopfkrebs, seine Diagnose und Behandlung; Erkrankungen der oberen Luftwege im Gefolge von Influenza; Demonstration einer exstirpierten Epiglottis; Der Prolaps des Morgagnischen Ventrikels; Entwicklung der Lehre von der *Ozaena*; Zur Regeneration exstirpierter Stimmlippen; Differentialdiagnose zwischen Tuberkulose, Karzinom und Syphilis; Die infektiösen Erkrankungen des Rachens; Die Laryngologie und Rhinologie vom allgemeinen medizinischen Standpunkte: Unterricht und Prüfung in diesem Gegenstand in den verschiedenen Staaten; Laryngologie und Otologie: keine Vereinigung, sondern Trennung; Die Zukunft der Laryngologie.

L. R é t h i.

Cloetta, Wilhelm, Universitätsprofessor für romanische Philologie, * 16. November 1857 in Triest, † 24. September 1911 in Straßburg. — Obwohl in Triest geboren, war C. seiner Nationalität nach Schweizer; seine Familie stammte aus Graubünden. Von Ostern 1872 ab verbrachte er denn auch seine Schuljahre auf dem Gymnasium von Zürich, wo er Herbst 1876 die Reifeprüfung bestand. Nach kurzem Aufenthalt an der Züricher Universität begab er sich 1877 nach Paris, wo er sich fünf Semester lang aufhielt. An der *Ecole des Hautes Etudes*, der *Ecole des Chartes*, dem *Collège de France* wurde er von G. Paris, P. Meyer, L. Gautier, A. Darmesteter und E. Picot eingeführt in das Studium der romanischen Sprachen und Literaturen. Daneben beschäftigte er sich mit Latein, Sanskrit und Hebräisch. Seine romanischen Studien setzte er in einem sechsemestrigen Aufenthalt in Berlin unter der Leitung A. Toblers und A. Gasparys fort und ergänzte sie durch eine Studienreise nach den Bibliotheken von London und Oxford. 1883 promovierte er in Göttingen, blieb 1884—1885 wieder in Paris und begab sich 1885 nochmals nach Oxford, dann nach Italien. Die erste Frucht seiner Studien und Reisen war die kritische Ausgabe eines wallonischen Textes aus dem Anfang des 13. Jahrhundert, des *Poëme moral*, das er, mit einer gründlichen, sorgfältigen Einleitung, 1886 im 3. Bande der »Romanischen Forschungen« herausgab. In demselben Jahre wurde C. Assistent am romanischen Seminar zu Göttingen und habilitierte sich da im Jahre 1889. Es begann nun für ihn ein ziemlich bewegtes Leben: Eine Vertretung führte ihn 1891 nach Greifswald. In demselben Jahre habilitierte er sich nach Berlin um, kam gleich darauf als Vertreter Gasparys wieder nach Göttingen, kehrte noch 1892 nach Berlin zurück und folgte 1893 einem Rufe als Extraordinarius nach Jena. Zum 1. November 1895 wurde er daselbst Ordinarius. Zum 1. Oktober 1909 kam er als Nachfolger Gröbers nach Straßburg. Nur ein Jahr durfte er da

tätig sein. Da zwang ihn schwere Krankheit, sein Amt niederzulegen. Einige Monate später raffte den 54 jährigen sein Leiden dahin, ohne daß es ihm möglich geworden, das volle Maß seines Wissens und Könnens zu geben. Literaturgeschichte und Textausgaben sind die beiden Hauptgebiete seiner Forschung; auch da hat er sich enge Grenzen gesteckt. Zunächst waren es die ersten Entwicklungen der dramatischen Literatur speziell Frankreichs, die ihn beschäftigten. Es entstanden seine »Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance«, deren erster Band die »Komödie und Tragödie im Mittelalter« (1890), der andere »Die Anfänge der Renaissancetragödie« (1892) behandelten. In denselben Zusammenhang gehört noch ein Aufsatz, der sich mit einigen der Hauptvertreter der Arrasischen Dichterschule beschäftigt (»Zu Jean Bodel [Adam de la Halle und Baude Fastoul]« im Archiv f. d. Stud. der neueren Sprachen und Literaturen Bd. 91, 1893) und die Ausgabe des alten latein-französischen Sponsus-Mysteriums (Romania Bd. 22, 1893). Dann aber wandte sich C. einem ganz andern Gebiete zu: die schwierigen, fesselnden Probleme des südfranzösischen Epenkreises, um Guillaume d'Orange herum kristallisiert, nahmen seine Aufmerksamkeit gefangen und hielten ihn fest bis zu seinem Lebensende. Außer kleineren Aufsätzen, in denen er einzelne Punkte aus jenem vielverzweigten Gebiete herausgriff und untersuchte, und die er in Gelegenheitschriften veröffentlichte, in den Sammelbänden für Tobler, Foerster, Mussafia, Chabaneau, sind auch mehrere größere Publikationen aus diesen Studien hervorgegangen: eine Untersuchung über »Die beiden altfranzösischen Epen des *Moniage Guillaume*« (Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. u. Lit. 93, 1894 und 94, 1895) und über »Die Stellung des Prosaromans in der Überlieferung des *Moniage Guillaume*« (ibid. Bd. 98, 1897); eine Studie über »Die *Enfance Vivien*. Ihre Überlieferung. Ihre zyklische Stellung« (Eberings Roman. Studien Bd. 4, 1898), endlich sein Hauptwerk »*Les deux rédactions en vers du Moniage Guillaume*« (in den Schriften der Soc. des anc. textes franç.), deren erster Band (1906) den kritischen Text, der zweite (1911) die ausführliche Einleitung enthält. Eben hatte er die letzten Bogen revidiert, als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Krankheit und frühes Ende erklären es leider nur zu leicht, warum seine literarische Tätigkeit eine verhältnismäßig beschränkte geblieben ist. Aber auch die Art der Ausführung kann es erklären, denn C. arbeitete mit peinlichster Sorgfalt und Gründlichkeit. Er war von großer wissenschaftlicher Ehrlichkeit und streng gegen sich wie gegen die andern. Damit verband er ein vorsichtiges, sorgsam abwägendes Urteil, das ihn wohl auch zu allzu großer Zurückhaltung verleitete. Auf denjenigen Gebieten aber, auf denen er sich betätigte, hat er durch seine gewissenhaften und eindringenden Untersuchungen die Erforschung der altfranzösischen Literatur ganz wesentlich gefördert und die Kenntnisse davon durch sichere Ergebnisse erheblich bereichert.

E. Hoepffner.

Loës, Karl, Senatspräsident, * 7. Januar 1844 in Oberöwisheim bei Bruchsal, † 22. Mai 1911 in Karlsruhe. — L. war seit dem Jahre 1871 als Richter im badischen Justizdienste tätig. In den letzten zwölf Jahren seines Lebens gehörte er als Senatspräsident dem Oberlandesgericht zu Karlsruhe an. Er war ein Mann, der mit einem klaren, stets auf das Praktische und Zweckmäßige gerichteten Blick eine seltene Milde und Ruhe des Urteils verband. Neben

seinem Berufe hat er eine weitgehende und segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiete gemeinnütziger, namentlich charitativer, Bestrebungen entfaltet.

Heydweiller.

Mottl, Felix, Geh. Hofrat, kgl. bayrischer Hofoperndirektor und erster Direktor an der kgl. bayrischen Akademie der Tonkunst, * 24. August 1856 in Unter St. Veit bei Wien, † 2. Juli 1911 in München. — M.s Entwicklungsgeschichte stand in erster Reihe unter dem mächtigen Einfluß Richard Wagners. Er erinnerte sich selbst ganz genau, wie bestimmend eine Aufführung des Lohengrin in Wien in seiner Knabenzeit auf ihn eingewirkt hatte. Seine Eltern — der Vater war Hausverwalter der Fürstin Palm — dachten an einen gelehrten Beruf für den reichbegabten, geistig früh entwickelten Knaben, aber sein hervorragendes musikalisches Talent und sein eigener heißer Wunsch wiesen auf andere Wege hin. Nachdem er um seiner schönen Stimme willen in seinem zehnten Jahre Sängerknabe in der k. k. Hofkapelle des Löwenburgischen Konviktes geworden, trat er im Jahre 1870 in das Wiener Konservatorium ein. Ein Besuch des Schottengymnasiums war ohne den gewünschten Erfolg geblieben. Auch im Konservatorium war er kein Musterschüler nach dem Sinne seines Klavierprofessors, trotz seines unbestrittenen großen Talentes. Die Proben eines Schülerorchesters und eine Pauke oder Trompete schienen ihm »wichtiger und wertvoller zu sein als alle in Europa gebauten Klaviere«, und er spielte lieber »mit ebenso großer Empfindung als schlechtem Fingersatz Isoldens Liebestod als Cramersche Etüden«. Ein Pianist im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist er auch nie geworden. Aber er wußte wie kein anderer die größten Meister durch sein Spiel in ihrem eigensten Wesen wiederzugeben.

Schon vor der Konservatoriumszeit hatte er sich alle Wagnerschen Werke, völlig zu eigen gemacht. Er versäumte nie die Aufführungen des Holländer, Tannhäuser, Lohengrin und der Meistersinger. Den damals noch nicht aufgeführten Tristan studierte er aus dem Bülow'schen Klavierauszug. Der Tristan war, wie er selbst sagte, »seine musikalische Jugendliebe«, und er ist ihr zeitlebens treu geblieben. Schon der Gedanke, sich wieder mit dem geliebten Werk beschäftigen zu können, verursachte dem Jüngling Herzklopfen. Es war aber damals nicht das rein Musikalische, was ihn so zu Wagners Werken hinzog, sondern »der poetische Zauber und die glühende Empfindungswelt, die daraus sprachen«. Seine musikalischen Kenntnisse waren noch zu gering, als daß er den Musiker Wagner ganz hätte fassen können. Das wurde ihm später klar, als er erkannte, auf welch bedeutungsvollem symphonischem Aufbau jener poetische und dramatische Zauber beruht. Unter seinen Lehrern hatte einer den größten Einfluß auf seine musikalische Ausbildung: Anton Bruckner, der vielgewaltige Orgelspieler und Komponist, der in Wien damals Aufsehen erregte, viel gepriesen und noch viel mehr geschmäht wurde. Bruckner unterrichtete M. in der Harmonielehre und im Kontrapunkt. Und Bruckner war für Wagner begeistert und sprach bei jeder Gelegenheit seinen Schülern von seinem Meister. — Wagners Aufruf zur Unterstützung der Festaufführung des Nibelungenrings in Bayreuth fand in diesem Schülerkreis den empfänglichsten Boden. Die jungen Leute gründeten sofort den akademischen Wiener Wagner-Verein, veranstalteten musikalische Aufführungen und Vorlesungen, und M. wurde Dirigent des Vereinschors. Ein warmes Dankschreiben Wagners, dem sie die

Gründung angezeigt, rief helles Entzücken hervor. Und nun kam Wagner nach Wien, um Konzerte zu Gunsten des Bayreuther Fonds zu dirigieren, und M. war hingerissen von der Art, wie er die *Eroica* und Bruchstücke aus *Tristan* und aus dem *Nibelungenring* vorführte. Er ist von nun an für M. »der herrlichste und überzeugendste Dirigent, der je gelebt hat«. Dazu kam bei M. die persönliche Verehrung für Wagner. »Seine ganze Art«, so erzählt M., »mit uns jungen Leuten, die wir anbetend zu ihm hinaufsahen, zu verkehren, war so entzückend und freundlich, daß sich bei uns zu der Begeisterung für den Künstler auch noch die größte Liebe für den Menschen Wagner gesellte.«

Mittlerweile war M. Korrepetitor am Wiener Opernhause geworden. Während er eine Klavierprobe hielt — es war im Mai 1876 — trat Kapellmeister Hans Richter ein und erklärte, M. müsse sofort nach Bayreuth reisen. Wagner hatte telegraphisch die Hilfe des jungen Musikers bei den Festspielproben verlangt. Schon früher, bei einem zweiten Aufenthalt Wagners in Wien, war M. zu ihm und seiner Aufgabe in nähere Beziehung getreten. Am 22. Mai, Wagners Geburtstag, traf M. in Bayreuth ein. In seinen »Bayreuther Erinnerungen« erzählt er von dieser wunderbaren Zeit, von dem begeisterten Arbeiten unter der Leitung des Meisters, der auch oft, wenn etwas nicht nach seinem Sinn war, leidenschaftlich dreinfahren konnte, von der Güte, mit der er den Geknickten wieder aufrichtete, von den herrlichen Stunden, während deren er sich im Gespräch erging. — Das Herausarbeiten des inneren Zusammenhanges zwischen dem Orchester und der dramatischen Dichtung, die Möglichkeit, in dieser Weise auch solche innere Vorgänge auszusprechen, die im Gegensatz zu dem gleichzeitig gesprochenen Wort und dem Bühnenvorgang stehen, wurde M. unter Wagners Leitung in unvergeßlicher Weise lebendig. Er erkannte, wie gerade dadurch tiefe tragische Konflikte zum Ausdruck gebracht werden: so wenn in der *Götterdämmerung* Hagen mit den Worten »Heil Siegfried! Teurer Held!« diesen begrüßt, beim Eintritt Siegfrieds aber Alberichs Fluchmotiv im Orchester ertönt, oder wenn Isolde als Liebeszeichen die Fackel auslöscht und das Todesmotiv gleichzeitig erklingt. Bei den Spezialproben in Wagners Haus, in welchen M. abwechselnd mit Joseph Rubinstein die Klavierbegleitung zu übernehmen hatte, hörte er, wie Wagner seine Sänger zur Gestaltung ihrer Rollen anwies, und da er keine Bühnenprobe versäumte, war er auch Zeuge der schauspielerischen Anweisungen des Meisters, der, ein Schüler Shakespeares und Lessings, auf möglichste Einfachheit und Sparsamkeit der Bewegung drang und Bewegung überhaupt nur dann verlangte, wenn damit etwas auszudrücken war. M. lernte damals, was »ein begeisterter Schüler von dem größten Meister lernen kann«. Sein eigenes geniales Erfassen eines Kunstwerks gewann jetzt völlige Macht über die Ausdrucksmittel.

Im Jahre 1878 wirkte er kurze Zeit als Kapellmeister am Ringtheater in Wien, ja, auch einmal als Sänger. Denn als er eine Operette dirigieren sollte und der Tenor in letzter Stunde absagte, gab er seinen Dirigentenstab dem ersten Geiger und spielte und sang die Rolle — er hatte einen Schulmeister darzustellen — mit einer Vollendung und einem Humor, die ihresgleichen suchten. — Gar mannigfach war damals der junge Musiker bewegt. Neben dem Streben nach weiterer Ausbildung regte sich in ihm auch die Schaffenslust. Er arbeitete an einer Oper »*Agnes Bernauer*«, deren Text er nach dem Drama Hebbels selbst verfaßte. Schon in früher Jugend hatte sich sein Kompositionstalent an

Liedern, einem Violinkonzert, einer Messe versucht. Im Jahre 1880 wurde seine Oper auf Veranlassung Liszts in Weimar unter M.s eigener Leitung mit großem Beifall aufgeführt. Dazu trug wohl auch die Persönlichkeit des jungen Künstlers bei, der bezaubernd liebenswürdig war, und da wo es sich um seine Kunst handelte, die Naivität, das Einfache, Selbstverständliche echter Künstlerschaft besaß; dabei einen sieghaften Mut, ja Übermut, dem geistvolle, feingeschnittene Züge und eine gewisse Vornehmheit der Haltung einen charakteristischen Ausdruck gaben. Ernst v. Wolzogen erzählt davon, wie Liszt den jungen Musiker damals ganz ins Herz geschlossen, und wie beide eines Nachmittags in einem befreundeten Hause in glücklicher, lachender Heiterkeit Schuberts Militärmarsch in Liszts Arrangement in einer Weise vierhändig gespielt, daß die Hörer die Stimmen eines ganzen Orchesters, mit rhythmischer Gewalt und mit glorreichem Schwung zu vernehmen glaubten.

Trotz des Weimarer Erfolges seiner Oper war M. später zu einer nochmaligen Aufführung nicht zu bewegen. Seiner wachsenden Einsicht genügte offenbar sein Werk nicht mehr. Er erzählte in Karlsruhe mit heiterem Humor, daß einer seiner früheren Lehrer ihm geraten, s e i n e Agnes Bernauer auch in die Donau zu werfen. Eine Reihe späterer Kompositionen, ein Festspiel zur Feier der silbernen Hochzeit des Großherzogs von Baden, Graf Eberstein (Text von Putlitz, auf Grundlage der Uhlandschen Ballade), eine einaktige Oper »Fürst und Sänger«, mit dem persischen Dichter Firdusi als Helden (Text von Widmann nach einem Plan M.s), ein Tanzpoem »Pan im Busch« von Bierbaum mit Musik von M. wurden in den Jahren 1885, 1893 und 1900 in Karlsruhe aufgeführt. Die anmutige, vornehme musikalische Sprache, die charakteristische Art der dramatischen Deklamation, die den Einfluß Wagners zeigt, die farbenreiche Instrumentation dieser Schöpfungen, sie hatten doch nichts von jener zwingenden Eigenart, die sich einen dauernden Platz in der musikalischen Welt erobert. M. besaß nur als reproduzierender Künstler jene gewaltige Kraft, die ihn zum Dolmetscher höchster Kunst machte. Das hat er wohl auch selbst gefühlt, und er hat außer einigen tief empfundenen Liedern und trefflichen musikalischen Bearbeitungen kaum etwas drucken lassen.

Von Kapellmeister Dessoff und von Weimar aus empfohlen, wurde M. im Jahre 1880 ans Hoftheater in Karlsruhe als erster Kapellmeister berufen, und Karlsruhe wurde wieder unter ihm, wie einst unter Levi, zu einem der Zentren deutschen Musiklebens. Die Intendanten Gustav zu Putlitz und Dr. Albert Bürklin ließen dem jungen Kapellmeister fast völlig freie Bahn, und es währte nicht sehr lange, so stand Karlsruhes Musikleben auf einer Höhe, daß man nach Karlsruhe fast wie nach Bayreuth pilgerte, um den Ring der Nibelungen oder den Tristan zu hören. Die früheren Werke Wagners waren in Karlsruhe eingebürgert, aber bei dem Ring und dem Tristan galt es, alles neu zu schaffen und M. setzte seine ganze Kraft dafür ein. Mit den verhältnismäßig kleinen Mitteln des Karlsruher Hoftheaters wußte er Großes zu leisten. Seine flammende Begeisterung begeisterte alle Mitwirkenden und hob sie weit über ihre gewöhnlichen Kräfte hinaus, sein unermüdlicher Fleiß ruhte nicht, bis das Kunstwerk im Sinne Wagners lebendig wurde. Für den Tristan allein hielt er selbst über 70 Proben. Das dramatische Element in dieser Seelentragedie kam dabei mit einer so gewaltigen Leidenschaft, das mystische Element in ihr mit so geheimnisvollem Zauber zur Geltung, daß jede andere Tristanaufführung

matt dagegen erschien. »Das macht ihm keiner nach«, sagte Levi, als er einer Tristanaufführung in Karlsruhe beigewohnt hatte. Einzelne hervorragende Künstler, wie Joseph Hauser, später Fritz Planck, standen M. in Karlsruhe zur Seite. Aber einen großen Teil seiner Sänger erzog er sich selbst. Unter seiner Leitung wuchs die mit einer herrlichen, unendlich ausdrucksfähigen Stimme begabte Sängerin Pauline Mailhac zur größten musikalischen Tragödin heran, und unter seiner Leitung entwickelte ihre Nachfolgerin Zdenka Faßbender ihr großzügiges dramatisches Talent. Vor der ersten Aufführung der Götterdämmerung führte M. mit Pauline Mailhac dem Wagnerverein im Foyer des Hoftheaters die Szene vor, wie Brünhilde zur Leiche Siegfrieds schreitet. Der Trauermarsch leitete die Szene ein, und unter M.s Händen wuchs der Flügel zum vielsprachigen Orchester und erhob sich der Gesang der Walküre zu einer Höhe der Weltentragik, die für die Hörer die wundervollste Einführung in die Nibelungentragödie bedeutete. — Auch Szenen aus dem Parsifal führte M. im Philharmonischen Verein auf, einem Chorverein, dessen Dirigent er war, und in den Proben sang er die Solostellen mit seiner nicht eben großen, aber sehr edlen Tenorstimme so wunderschön und mit solch charakteristischer Wahrheit, daß keiner der Bayreuther Sänger ihn darin übertraf. Bei den Worten, mit welchen Parsifal den Gral zu enthüllen gebietet, war es, als ob eine höhere Macht zu den Menschen niedersteige. — Im Jahre 1886 wurde M. zum erstenmal als Dirigent nach Bayreuth berufen. Der Schüler Wagners gesellte sich jetzt als Ebenbürtiger den ersten dortigen Dirigenten zu und leitete bis zum Jahre 1907 ganz im Sinne seines verehrten Meisters nach und nach alle dort aufgeführten Werke. Als nach mannigfachen Wandlungen in Bayreuth die Namen der Dirigenten ungenannt blieben, war es doch für die mit M.s Art Vertrauten unverkennbar, wenn er am Dirigentenpult saß. Er hatte etwas so Großzügiges, er hob das Charakteristische der Gestalten und Situationen so mächtig hervor, wußte das Empfindungsleben von dem leisesten Erbeben bis zur gewaltigsten Ergriffenheit so unmittelbar und wahr darzustellen, zeigte eine so durchsichtige Klarheit bei der Wiedergabe von Massenszenen, daß die Werke Wagners die monumentale Plastik gewannen, wie sie sich ihr Schöpfer gedacht haben muß.

Während seiner Karlsruher Tätigkeit ließ M. sich's angelegen sein, neben Wagner auch Berlioz zu Gehör zu bringen. Er führte alle dessen Opern auf, zum Teil in Neueinstudierungen, zum Teil, wie die zweiteilige große Tragödie »Die Trojaner« (1890), zum erstenmal. Französische Zeitungen zollten der Wiedergabe dieses bedeutendsten Berliozschen Werkes eine begeisterte Anerkennung. Die lebenswürdige Oper »Der Barbier von Bagdad« von Peter Cornelius brachte M. zum erstenmal in der von ihm und Levi geschaffenen Bearbeitung, und nachdem Levi in München vorangegangen, führte M. auch den »Cid« von Cornelius auf. Im Konzertsaal war neben Berlioz unter seiner Leitung auch Liszt in seinen Hauptwerken vertreten, und nicht in letzter Reihe Bruckner und Richard Strauß.

M.s musikalische Entwicklungsgeschichte trägt einen eigentümlichen Charakter. Wenn sich seine jugendliche Begeisterung an Wagner zuerst entflammte, so war er doch, ebenso wie Wagner selbst, zu sehr Musiker, als daß er nicht einem Bach, einem Beethoven, einem Mozart, einem Schubert die tiefste Verehrung entgegengebracht hätte. Aber als er nach Karlsruhe kam, war er am Dirigentenpult in Wagners Werken am meisten zu Hause, und erst all-

mählich, bei wachsender Vertiefung in seine Aufgaben, erreichte er bei der Wiedergabe einer Bachschen Passion, einer Beethovenschen Symphonie die Größe, die solche Aufführungen unter ihm zum Feste machten. Vor seinem Abgang von Karlsruhe führte er die Matthäuspassion ohne Striche mit einer Zwischenpause von zwei Stunden auf, und die Beteiligten und der größte Teil des Publikums waren dabei in der begeistertsten Stimmung. Die neunte Symphonie gab er fast ganz in dem Sinne, wie Wagners Programm dies vorschreibt, und mit einer zündenden Wirkung. Mozarts Opern hatten besonders zu Anfang von M.s Dirigententätigkeit einen leidenschaftlicheren, stürmischeren Charakter, als die Kapellmeisterüberlieferung ihn meist zeigt; erst in späteren Jahren hatte M.s Wiedergabe, besonders die Wiedergabe der Zauberflöte, bei allem Feuer eine hohe Abgeklärtheit. In einer Rede beim Salzburger Musikfest 1904 sagte er, er habe nie begreifen können, daß man bei Mozart »immer nur von Heiterkeit und von der gewissen Schönheit« spreche, als ob Mozart nur die Oberfläche der Erscheinungen berührt habe, während er doch »der tiefste, innigste Mensch gewesen sei, der je gelebt«. »Es gibt«, sagt er weiter, »eine Wehmut in der Heiterkeit, es gibt einen Schmerz in der Freude, der die Menschen in Höhen führt, von denen herab nur die Göttlichsten zu uns armen Menschen sprechen können. Auf dieser Höhe ist Mozart gestanden.« Und in diesem Sinne suchte M. in seiner Reifezeit ihn wiederzugeben.

Auch die verschwenderisch reiche Welt Schuberts, der einer seiner Lieblinge war, mußte ihm fast alle ihre Schätze für den Konzertsaal, ja, auch für die Bühne leihen. Er studierte den »Häuslichen Krieg« neu ein, führte die Oper »Alphonso und Estrella« zum erstenmal in Karlsruhe auf, arrangierte zu Raimunds Zauberposse »Die gefesselte Phantasie« Schubertsche Musik, zumeist Motive aus der Oper »Rosamunde«, brachte im Konzertsaal Szenen aus dem »Lazarus« — und Schubertsche Symphonien, Kammermusik und Chorwerke bildeten einen ständigen Teil seiner Konzertprogramme. Ihn Schubertsche Lieder begleiten zu hören, seine Klavierbegleitung überhaupt, gehörte zu den erlesensten Genüssen. Das Klavier sang unter seinen Händen mit. Zur Feier von Webers hundertstem Geburtstag führte M. im Philharmonischen Verein die selten gehörte Kantate »Kampf und Sieg« auf und erneuerte die Feier, die einst Wagner im Jahre 1844 veranstaltet hatte, als die Reste Webers von England nach Deutschland gebracht und in Dresden bestattet wurden.

Zu Brahms'schen Werken ist M. nie in ein näheres Verhältnis getreten, er wußte nach seinem eigenen Geständnis nichts damit anzufangen, und seinen wenigen Brahms-Aufführungen merkte man das zu ihrem Nachteil an. Seine Abneigung gegen Brahms stand auch wohl im Zusammenhang mit seinen Beziehungen zu Bayreuth, zu Wagner und zu Liszt. Daß er sonst im großen und ganzen bestrebt war, das Bedeutende jeder Richtung gelten zu lassen, dafür spricht seine ganze Dirigententätigkeit mit ihrem unendlich vielseitigen Programm, das auch der Musik der Gegenwart gerecht wurde. M. war einer der ersten, der alle Werke von Richard Strauß aufführte. In einem kurzen Aufsatz über »Klassische und moderne Musik«, in welchem er sich mit Recht gegen den Mißbrauch beider Bezeichnungen wendet, sagt er: »Wir sollen uns vor allem Wahren und Lebendigen ehrfurchtsvoll verneigen, sei es vor zweihundert Jahren oder gestern erst geschaffen worden, sowie wir das Unwahre und Verwelkte unbeachtet lassen müßten.«

Im Sommer 1903, nach Zumpes plötzlichem Tode, wurden von München aus Unterhandlungen mit M., der damals eine Reise nach Amerika unternahm, eingeleitet. Schon Levi hatte ihn zum Nachfolger haben wollen, damals aber ging M. darauf nicht ein. Jetzt lockte ihn doch wohl das größere Schaffensgebiet, und im Sommer 1904 gehörte er München an. Einer Berufung nach Wien im Jahre 1907, die immer der Traum seines Lebens gewesen, konnte er nicht Folge leisten, weil er an München gebunden war und man ihn nicht frei gab. Damals wurde er Hofoperndirektor, eine Stellung, die ihm eine größere Machtsphäre gewährte, als sie bisher ein Münchener Hofkapellmeister besaß. Der Titel eines Generalmusikdirektors war ihm schon früher verliehen worden, und später erhielt er den eines Geheimen Hofrates. Im Grunde bedeuteten derlei Auszeichnungen nur insofern etwas für ihn, als sie es ihm leichter ermöglichten, in seinem Beruf nach eigenem künstlerischen Ermessen zu handeln. — Sein achtjähriges Wirken in München war eine Zeit angespanntester Tätigkeit. Nicht nur die erste Kapellmeisterstelle und die Leitung der Akademiekonzerte, auch die Leitung der Akademie der Tonkunst war ihm übertragen. Dazu kamen in stetig wachsender Zahl Berufungen nach auswärts. München war stolz, daß es nun »den ersten Kapellmeister der Welt« besaß, und den Münchener Festspielen kam M.s Wirken in unvergleichlicher Weise zugute. Die glänzendsten Mittel unterstützten seine glänzende Führung, und München wurde zu einem zweiten Bayreuth. Gleichwohl war seine Übersiedlung nach München, wohin er nun sein ganzes Karlsruher Programm brachte, im allgemeinen nicht nach allen Seiten hin seiner Tätigkeit günstig. Sein Wirken war kein so ungehemmtes wie dort, wo er in erster Jugendkraft sein gewaltiges Dirigententalent entfaltete, wo junge Kräfte unter seiner Leitung heranwuchsen, wo keine Bühnengröße ihm in kurzsichtiger Weise Widerstand leistete, wo ihm nicht immer seine Künstler durch Gastreisen entzogen wurden. Und noch anderes lastete auf ihm. Eine im Jahre 1893 geschlossene Ehe warf allmählich immer tiefere Schatten über sein Leben und schuf dem sonst so Arbeitsfreudigen eine immer schwerere Arbeitslast. Gehässige, grundlose Angriffe gaben ihm zeitweise das Gefühl, »daß er nur eine fremde Pflanze auf diesem Boden sei«, und die glänzendste Rechtfertigung, die ehrlichsten, begeistertsten Huldigungen, die ihm wurden, vermochten ihm nicht immer die frühere frohe, unbekümmerte Schaffensfreude zu geben. Nur dann, wenn er mit seinen erprobtesten Künstlern, mit dem hervorragenden Münchener Orchester, mit den glänzenden Münchener Inszenierungsmitteln in seiner Weise schalten konnte, wenn die Aufführung eines seiner Lieblingswerke ganz seinem Sinn entsprach, fühlte er sich wieder auf der Höhe des Daseins. Dann kam seine Künstlerschaft zu einem überwältigenden Ausdruck.

In seiner letzten Lebenszeit wollte er sein persönliches Leben neu gestalten und nach der Scheidung seiner Ehe (ein Sohn aus dieser Ehe blieb bei dem Vater) einen neuen Lebensbund schließen. Das war ihm nur für kurze Augenblicke noch vergönnt. Für »seine musikalische Jugendliebe«, den Tristan, nahm er zum letzten Mal den Dirigentenstab in die Hand. Er mußte ihn bald nach Beginn der Vorstellung niederlegen. Ein schweres Herzleiden, das durch allzu große Anstrengungen und wiederholte starke Aufregungen gesteigert worden war, machte seinem Leben ein allzu frühes Ende. Auf dem Sterbelager wurde er mit Zdenka Faßbender getraut. Kurze Zeit darauf geleiteten ihn die Klänge des Liebestodes zur letzten Ruhe.

München und die ganze Musikwelt verlor Unersetzliches an ihm. Wenn so manches »Allzumenschliche« in seinem persönlichen Leben in ungünstigem Sinne beurteilt worden ist, so mag darauf hingewiesen werden, daß gerade eine gewisse Liebenswürdigkeit seiner Natur, ein Bedürfnis, mit andern in gutem Einvernehmen zu bleiben, ein momentanes Nachgeben, das später nicht aufrecht zu erhalten war, manche Mißklänge in sein Leben brachte. Aber der Zauber und der Reichtum seiner Persönlichkeit, eine immer wieder hervorbrechende Herzensgüte wog vieles auf, und seinen künstlerischen Idealen ist er stets treu geblieben.

Briefliche und mündliche Äußerungen Mottls. Dessen »Bayreuther Erinnerungen«. Aufsätze und Berichte in Zeitungen und Zeitschriften. Wagner-Jahrbuch 1912. Persönliche Erinnerungen. Büsten Mottls modellierten Professor Beringer und Bildhauer Hans Hemmesberger in München.

Karlsruhe.

A. E t t l i n g e r.

Hölscher, Herrmann Wilhelm Heinrich, Kirchenrat, *D. theol.*, Pfarrer; * 22. April 1845 in Norden (Ostfriesland), † 11. März 1911 in Leipzig. — H. war Sohn des Notars und Advokaten Uvo Adolf H. in Norden und seiner Frau Hilke Margarete geb. Hattermann. Die Vorfahren beider Eltern waren sämtlich friesisch-nordwestfälischen Stammes. In der kleinstädtischen Heimat verlebte der Knabe in zahlreichem Geschwisterkreise seine Kindheit bis zum 15. Lebensjahre, kam dann für drei Jahre auf das Osnabrücker Gymnasium, wo er durch den Direktor Abeken nachhaltige Einflüsse empfing, und bezog 1863 die Universität Tübingen. Seine vielseitige Begabung äußerte sich in einem anfänglichen Schwanken zwischen den Fächern der Medizin, Mathematik und Theologie; den Ausschlag für die Theologie gab vor allem der Eindruck der warmherzigen Persönlichkeit Becks. Bedeutsamer als die drei Tübinger Semester wurden für seine theologisch-philosophische Ausbildung ein Semester in Berlin und zwei Semester in Göttingen, in denen er besonders Dorner und Schöberlein nahetrat. Auf die Studienzeit folgten 1866—1871 fünf Hauslehrerjahre bei dem Reichsgrafen von Medem in Kurland, reich an inneren und äußeren Erlebnissen. Diese Jahre, so bedeutsam für die Geschehnisse der hannoverschen Heimat und des größeren deutschen Vaterlandes, wurden durch den Einblick in viel neue, große und mannigfache Verhältnisse für die Entwicklung seiner Persönlichkeit und seiner Anschauungen von bestimmendem Einfluß. Er legte hier den Grund zu seinen späteren kirchengeschichtlichen Kenntnissen. Um diese zu vertiefen und dann den akademischen Beruf zu ergreifen, reiste er in Begleitung eines nahen philologischen Freundes 1871 nach Italien; da aber die damaligen politischen Verhältnisse Studien dieser Art am Vatikan unmöglich machten, warf er sich in diesem italienischen Halbjahr ganz auf die Kunstgeschichte, in der er sich fachmännische Kenntnisse erwarb. Den Gedanken an die akademische Laufbahn ließ er, 1872 heimgekehrt, fallen — auch mehrfache Berufungen zu Professuren haben ihn später nicht dahin zurückgelockt — und widmete sich ganz dem Beruf des praktischen Geistlichen. An der Norder Kirche, an der einst sein Großvater 62 Jahre lang amtiert hatte, wurde er 3. Geistlicher. Seiner kirchlichen und politischen Stellung nach gehörte er schon damals zur Rechten, ohne doch eine gewisse seiner feinsinnigen Natur und seinen Kenntnissen entsprechende Weitherzigkeit je zu

verleugnen. 1876 heiratete er die Tochter eines Arztes, Sophie Steinbömer; der Ehe entstammen drei Söhne und eine Tochter. 1880 wurde er als Studiendirektor an das Predigerseminar des Klosters Loccum bei Hannover berufen, wo er nunmehr Gelegenheit fand, seine reichen Kenntnisse für den Unterricht jüngerer Theologen nutzbar zu machen. Eine volle Betätigung seiner umfassenden Gaben jedoch brachte erst seine lange Wirksamkeit als Pfarrer an der Leipziger Nikolaikirche 1885—1911. Er besaß in seltenem Maße die Vereinigung außergewöhnlicher Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten und praktischer Befähigung zum Verkehr mit allen Schichten der Bevölkerung. So war er Seelsorger in den Palästen der Reichen und in den Stübchen der Witwen. Weithin bekannt war seine Begabung für den Jugendunterricht, durch den seine Konfirmandenstunden einen Namen in der Stadt hatten. Infolgedessen wurde er Leiter des katechetischen Seminars der Universität, das er bis 1910 verwaltete. 1886 verlieh ihm die Leipziger Fakultät den theologischen Doktor. Seit 1887 saß er im Kollegium der Leipziger Heidenmission, seit 1897 als stellvertretender Vorsitzender; als solcher unternahm er 1903 zur Ordnung schwieriger Verhältnisse eine Reise nach Ostindien. Dem Hauptvorstande der Leipziger Inneren Mission gehörte er seit 1885 an und wurde 1896 deren Vorsitzender; sein Werk vor allem ist das Frauenheim in Borsdorf. Auch dem Gustav-Adolf-Verein gehörte er in den verschiedensten Funktionen an. In weitesten theologischen Kreisen war sein Name bekannt als Herausgeber der (Luthardtschen) Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung (bis 1911) und des Theologischen Literaturblattes (bis 1909). Seine besonnene und für andere Auffassungen verständnisvolle Art, verbunden mit umfassender Sachkenntnis und praktischem Blick, verschafften ihm in all diesen Stellungen nicht nur weitreichenden Einfluß, sondern haben den Arbeiten dieser Vereine, speziell auch der von ihm geleiteten Kirchenzeitung, in den Jahren seiner Leitung den Charakter gegeben. Mitten heraus aus reichster Wirksamkeit warf den rüstigen Mann eine tückische Influenza auf das Krankenbett, von dem er nicht wieder aufstand.

Eine Biographie von der Hand seines ältesten Sohnes erschien (anonym) unter dem Titel: *D. Wilhelm Hölscher, ein Lebensbild. Mit einem Porträt; Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1912.*

G. H ö l s c h e r.

Dingelstad, Hermann, Bischof von Münster; * 2. März 1835 in Bracht, † 6. März 1911. — Als Sohn einfacher, frommer Landleute zu Bracht im Kreise Kempen am Niederrhein, im rheinischen Anteile des Bistums Münster, geboren, empfing der talentvolle Knabe den ersten Unterricht in der Volksschule seines Heimatdorfes, wo ihn ein eifriger Kaplan in die Anfangsgründe des humanistischen Bildungsganges einführte. Die mittleren und oberen Klassen des Gymnasiums wurden an der bischöflichen Unterrichts- und Erziehungsanstalt zu Gaesdonck durchgemacht, unter der Leitung von Weltpriestern, an deren Spitze der verdienstvolle spätere Domdechant *Dr. Perger* stand. Nach glänzend bestandenem Maturitätsexamen trat D. in das *Collegium Borromaeum*, ein bischöfliches Konvikt für angehende Theologen, und studierte drei Jahre Philosophie und Theologie an der damaligen Akademie, jetzigen Universität zu

Münster. Es folgte die Aufnahme in das Priesterseminar, Herbst 1858, und die Priesterweihe am 22. Juni 1859. Schon zwei Monate darauf als Hilfslehrer in das *Collegium Augustinianum* zu Gaesdonck berufen, nahm er im Herbst 1862 das akademische Studium wieder auf, betrieb zu Bonn und Münster altklassische Philologie, erwarb hier, Herbst 1865, den Doktorgrad in der Philosophie mit Auszeichnung und bestand, Ostern 1866, ebenso das Staatsexamen für das höhere Lehramt an den Gymnasien. Nach Gaesdonck zurückgekehrt, war er vorzugsweise in den oberen Klassen als tüchtiger, beliebter Lehrer tätig, bis infolge des preußischen »Kulturkampfes« diese bischöfliche Anstalt staatlicherseits geschlossen wurde, Herbst 1873. Das Sehnen des Professors D. stand immer noch nach Tätigkeit in der einfachen Seelsorge. Darum nahm er seine theologischen Studien wieder auf und legte im Sommer 1874 das Pfarrexamen ab. Auf Wunsch seines Bischofs Dr. Johann Bernhard Brinkmann ging er aber nicht in die Seelsorge, sondern begleitete als Mentor einen Sohn des Grafen v. Hoensbroech-Haag, bei Geldern am Niederrhein, an das Gymnasium zu Vechta im Großherzogtum Oldenburg. Hier ließ sich D. dauernd für dieses Gymnasium als Lehrer gewinnen und blieb ihm treu, selbst als ihm die Stelle eines Direktors für ein anderes Gymnasium angeboten wurde. Seiner überaus segensreichen Wirksamkeit zu Vechta machte, ihm selbst ganz unerwartet, seine am 15. August 1889 durch das Domkapitel erfolgte Wahl zum Bischof von Münster ein Ende. Am 30. Dezember 1889 im geheimen Konsistorium von Leo XIII. präkonisiert, wurde D. am 24. Februar 1890 im Dom zu Münster konsekriert und bestieg den Stuhl des h. Ludgerus als dessen 66. Nachfolger.

Seine Hauptaufgabe war zunächst, die Wunden zu heilen, die der verwüstende »Kulturkampf« unter seinem Vorgänger, dem schon erwähnten Bischof Bernhard, dem Bistum geschlagen hatte. Bischof Hermann, eine reich begabte, fein gebildete, kirchlich treue und bei aller prinzipiellen Festigkeit milde und friedliebende Persönlichkeit von imponierender äußerer Erscheinung war der von der Vorsehung ausersehene Mann, der diese Aufgabe mit Hingabe seiner ganzen Kraft, in unermüdlich treuer Arbeit, unter möglichster Vermeidung alles äußeren Aufsehens trefflich gelöst hat. Als konziliante Natur suchte er die Beziehungen zur Staatsregierung zum Segen seiner Kirche zu pflegen, was ihm die inzwischen veränderte preußische Kirchenpolitik, in der die Duldung und das diplomatische Geschick Leo XIII. wenigstens einen »Zugang zum Frieden« möglich gemacht hatte, wesentlich erleichterte. Im Aufbau der kirchlichen Verhältnisse galt das Augenmerk des Bischofs vor allem der Heranbildung eines wissenschaftlich und sittlich hochstehenden Klerus. Es gelang ihm, die dem Kulturkampf zum Opfer gefallene Gaesdoncker Anstalt zu neuer Blüte zu bringen. In Münster erbaute er ein prächtiges Haus für angehende Theologen, das *Collegium Ludgerianum*, und sorgte dafür, daß an verschiedenen Gymnasien des Bistums Konvikte unter geistlicher Leitung errichtet wurden, in denen neben den Schülern, die die Neigung zum Priesterberufe in sich fühlten, auch andere, den Berufskreisen des Laienstandes zugewandte Jünglinge vorzüglichen Schutz gegen sittliche Gefahren und Anleitung zu regem Studium finden. Als treffliche Mitarbeiter auf dem weiten Felde der Seelsorge hegte und pflegte der Bischof auch klösterliche Orden und Genossenschaften jeder Art und sorgte für eine ganze Reihe neuer Niederlassungen von Ordensleuten, Männern wie Frauen, die sich teils dem kontemplativen, teils dem tätigen Leben,

insbesondere aber der Aushilfe in der Seelsorge und charitativen, sozialen und erziehlichen Aufgaben weihen.

So kamen für die Aushilfe in der Seelsorge Franziskaner nach Stuckenbusch bei Recklinghausen, Dominikaner nach Mackinghofen und nach Vechta, Kapuziner nach Sterkrade, Benediktiner nach Gerleve bei Coesfeld; Trappisten nach Maria-Veen zur Urbarmachung von Heideland und zum Schutze arbeit-suchender, der Bettelei und Landstreicherei verfallender Männer, Barmherzige Brüder zur Pflege von Fallsüchtigen nach Maria-Lindenhof bei Dorsten, Franziskanerbrüder von Waldbreitbach für eine Arbeiterkolonie nach Baal am Niederrhein. Von kontemplativen Orden kamen Klarissen nach Bocholt und Kevelaar, Heimsuchungsschwestern nach Uedem. Für studierende Ordensfrauen wurde das blühende *Collegium Marianum* gestiftet, für soziale Bedürfnisse gesorgt durch das Liebfrauentstift und Agnes-Stift zum Schutze und zur religiösen Pflege dienender Mädchen, durch ein großes Arbeiterhospiz, das zugleich als Exerzitienhaus für Arbeiter und Rekruten dient, durch die Gründung zahlreicher Häuser, Vereine und Kongregationen für Lehrlinge, Gesellen, Arbeiter, Bergarbeiter, für Erziehung von Waisen und Verwahrlosten.

Entsprechend der raschen Zunahme der Katholiken im Bistum wurden die Hilfsseelsorgerstellen fast in allen Gemeinden vermehrt und 50 Pfarrstellen neu gegründet und ausgestattet. Drei besonders segensvolle Veranstaltungen, die durch die Hirtensorgfalt des Bischofs zustande kamen, verdienen besondere Erwähnung. Zunächst die 1891 erfolgte Einführung des sogenannten Ewigen Gebetes zur Förderung der Verehrung des Allerheiligsten Altarssakramentes durch eine von Tag zu Tag, von Gemeinde zu Gemeinde fortschreitende und das ganze Jahr umfassende Anbetungsfeier, die wie ein Segensstrom ununterbrochen durch die Gemeinden des Bistums geht, überall mit Begeisterung aufgenommen und eifrig gepflegt; sodann die Abhaltung einer feierlichen Diözesansynode (1897), als deren reife Frucht die inhaltlich wie formell hervorragenden, das ganze Gebiet der modernen Seelsorge beleuchtenden Synodalstatuten (1898) erschienen; endlich die Hebung des religiösen Sinnes des Volkes durch glänzende Jubiläumsfeierlichkeiten an den Hauptwallfahrtsstätten des Bistums Münster, zu Kevelaar (1892), zu Telgte (1904) und zu Billerbeck (1909). In dem zuletztgenannten Jahre feierte das Bistum mit wärmster Teilnahme das Doppel-fest des 1100jährigen Gedächtnisses des Todes des h. Ludgerus, des Begründers der Stadt und des Bistums Münster, und des goldenen Priesterjubiläums seines 66. Nachfolgers, Hermann D.s. Nicht ganz zwei Jahre später, am 6. März 1911, setzte der Tod dem edlen Wirken des Bischofs ein unerwartet rasches Ende. Er war eine durch und durch edle Priesternatur, unermüdlich hingegen an sein h. Amt, einfach in seiner Lebensweise, allen in Liebe dienend, hochherzig und freigebig, ein besonderer Freund der Kinder und der Armen, ein Bischof nach dem Herzen Gottes.

H ü l s.

Pacher, Ferdinand, Genre- und Landschaftsmaler, * 20. Februar 1852 in Reichenhall, eines Brandinspektors Sohn, † 14. Mai 1911 zu München. Sein Weg ging aus der Schule zu Buchbinderei- und Portefeuillearbeiten, über die Militärzeit in die Kunstgewerbeschule und in die Akademie, wo er bei Wilhelm v. Lindenschmit ein ausgezeichnetes Interieur von Otto Pils sah, welches zu

ähnlichen Versuchen, aber mit gehöriger Staffage weckte. Und da das nette Ding gefiel und Käufer fand, folgten mehrere seinesgleichen mit gesteigertem Behagen nach. Immer neuerfundene, frisch dem Leben abgelauschte Vorgänge, die durch Wärme der Nachempfindung und subtile Vortragsweise lohnenden Anklang fanden. So z. B. zwei blutjunge Briefleserinnen, welchen man beim ersten Anblick schon wohlgeneigt werden könnte. Mit einem Kätzlein im Stall, ein paar Studienköpfen konnte er Interesse erregen, was oft ein anderer mit großem Aufwand nicht vermag. Das Bildnis einer blassen jungen Frau in braunem Kleide erzählt eine ganze, anmutende Biographie. Ein im Walde scheinbar »Verlassenes Kind«, womit Mutter und Schwester »Verstecken« spielten. Aus den fröhlich aufstrahlenden Mädchenaugen leuchtete die Freude eines »Ostermorgen«. Er schildert das glückliche Heim einer jungen Bäuerin, welche dem aus der Stadt kommenden angenehmen »Besuch« ihr herziges Kindlein zeigt, wobei ein Blick durch das offene Fenster in eine lachende Frühlingslandschaft mit der im Stübchen waltenden Stimmung in harmonischer Weise ungesucht zum Ausdruck kommt (als doppelseitiger Holzschnitt in Velhagen & Klasings »Monatsheften«, Juli 1891). Auch die Ankunft einer schwäbischen, ihre Kleiderstoffe auslegenden und zu »Gelegenheitskauf« anpreisenden Händlerin bringt keinen Mißton; die in einer Schenke schäkernde »Leichte Reiterei« beeinträchtigt nicht die sonntägliche Ruhe. Aus solch' immer ihrer »Mache« wegen gern gesehenen Idyllen nahm der Maler plötzlichen Aufschwung in romantische Höhen: ein ganz allein im Kupee eines Eilzuges sitzender Fahrgast scheint kaum ein dankbarer Vorwurf für einen Maler, aber der Künstler offenbart uns dessen geheimsten Gedanken: sinnend verweilen sie bei den Erlebnissen in der verlassenen Stadt; in den rastlos vorbeijagenden Rauchwolken gestaltet sich ein langer Zug von gaukelnden Erinnerungen an eine lustige Ballnacht mit holden Frauen, weinseligen Freunden, abschiedwinkenden Händen und Tüchern — wahrlich eine dankenswerte Attraktion für das Schaufenster einer Kunsthandlung. Mit unerschöpflicher, witzsprühender Phantasie gestaltete P. die selbst einen Herbert König oder Karl Reinhardt überbietenden komischen Einfälle: »Der Kuß im Monde«, den »Bierspuk«, »Nebelreigen« und »Abschiedsgedanken«.

Ein glühender Wintersonnenuntergang bot Anlaß zu einer neuen Spezialität. P. malte denselben des leuchtenden Effektes wegen auf Glas. Und das Diaphanbild war fertig. Allerlei Finessen mit doppelten Platten wurden versuchsweise verwendet, erprobt und machten Glück in ihrer leuchtenden Pracht. So entstanden, da an passenden Motiven kein Mangel war, ein Ausblick vom Stift Bogenhausen auf den »Englischen Garten« mit München im Hintergrunde; eine Mondscheinszene aus dem »Nymphenburger Park«, mit einem magischen Lichtschimmer in Luft und Wolken, die freilich eine eigene Technik erheischten (vgl. Beil. 26 zu A. W. Keims »Mitteilungen für Malerei«, 1. November 1886), welche doch teilweise eine Schattenseite hatte, z. B. in der schwerfälligen Transportfähigkeit des dazu verwendeten Materials. Als bald erfolgten Bestellungen, auch nach auswärts, z. B. nach Mailand, für ein großes Restaurant, für das die Darstellung der bayerischen »Königsschlösser« Neuschwanstein, Herrenchiemsee und Linderhof gewünscht wurde. Die Reitschule des Reichsrats v. Poschinger in Frauenau (bei Zwiesel) dekorierte P. mit Aufsehen erregenden Transparenten. Sogar in der Kirchenmalerei wurden ihm mit

»Madonnen« und »Ölberg«-Darstellungen viele zur vollsten Zufriedenheit erledigte Aufträge erteilt.

Obwohl der Vielbeschäftigte als geschätzter Lehrer an einer Gewerbeschule waltete, erübrigte er doch noch Zeit, die heiteren Feste der »Künstler-Gesellige-Vereinigung« mit plastischen Überraschungen in Staunen zu versetzen, darunter eine »Sprechende Sphinx«, ein »Dreiköpfig-bellender Cerberus«, ein »Universal-Riesengrammophon«. Auch der zum steten Gaudium der Gäste in dem von Gabriel Seidl zu Berlin erbauten Palast der »Münchener Spatenbrauerei« jeden neuen »Faßanstich« mit Gebrüll ankündende Löwe war sein Werk. Zur Vollendung dieses Künstlerporträtkopfes gehörte noch seine Pflege des Flugproblems. Anerkennende Zuschriften von Fachleuten würdigten seine Arbeiten auf dem Gebiete der Aëronautik. Ob sie für die Praxis Bedeutung haben? Jedenfalls wurden die sorgfältigen Zeichnungen und Modelle dem »Deutschen Museum« überwiesen. Unverheiratet lebte P. im Kreise seiner Geschwister, stets aufgeräumt, lieder- und saitenspielkundig. Eines Morgens fand man ihn tot auf seinem Lager.

Vgl. Fr. v. Bötticher: Malerwerke 1901, II, 211. — Nekr. in Nr. 239 »Neueste Nachrichten« 22. Mai 1911 u. Nr. 21 »Allgemeine Zeitung« vom 27. Mai 1911. — Kunstvereinsbericht f. 1911, S. 20.

H. H o l l a n d.

Holmberg, August, Genre- und Porträtmaler, Professor und Galeriedirektor; * 1. August 1851 in München, † 7. Oktober 1911 daselbst; sollte nach dem Willen des Vaters, eines angesehenen Goldschmiedes, dessen Beruf erwählen; dem Wunsche, Maler zu werden, stand ein unbedingtes Veto entgegen. Nur der Fürsprache des Historienmalers Michael Echter, welcher das Talent des intelligenten und begabten Knaben richtig erkannte, verdankte dieser endlich die ungerne gegebene Einwilligung zum Studium der Bildhauerei. Sechzehnjährig in die Akademie aufgenommen, arbeitete derselbe ohne Lust und Liebe in der Bildhauerklasse; dann aber zog es ihn so mächtig zu Farbe und Palette, daß er trotzbiend vorerst in die Zeichnungsschule des auf Formbildung und Linienfluß so streng achtenden Alexander Strähuber übertrat, dessen Rat und Hilfe dem wagemutigen Jüngling die weiteren Wege ebnete. In der Malklasse von Wilhelm Diez fand H. eine Anzahl hochbegabter Genossen, darunter der ihm vielfach verwandte Ludwig Löffitz (vgl. Biogr. Jahrbuch 1913, XV, 148 ff.), G. Kuehl, Viktor Weishaupt, Ernst Zimmermann (ebendas. 1901, VI, 213 ff.) und andere artistische, hohen Zielen nachstrebende Argonauten. Schon sein erstes Bild mit einer bei sturmbewegten Wolken stramm arbeitenden »Windmühle« 1873 machte Glück, noch mehr die mit Klaus Meyer und P. F. Messerschmitt wetteifernden, durch immer anziehende Staffagen doppelt ansprechend ausgestatteten Interieurs einer »Klosterbibliothek«, in welcher weiße Zisterzienser ihrem Patronatsherrn die auf Neubauten bezüglichen Pläne erklären und unterbreiten (vgl. Alfred v. Wurzbach in Nr. 389 »Wiener Allgem. Ztg.«, 10. März 1881). Er führt uns in die Apsis von San Miniato, wo während eines rauschenden Hochamts die Chorherren inzensiert werden, höchst charakteristische Gestalten, welche in Erinnerung an Ludovico Passinis wunderbar detaillierte Aquarelle, trotz den kaum erbsengroßen Porträtköpfen, doch den Beschauer wie ein biographisches Lexikon interessieren (Rad. v. Forberg bei Lützow, 1883, XVIII,

104). Noch anziehenderen Reiz übten jene Seelenstimmungen: Vor dem offenen Fenster eines holzvertäfelten, gobelinbespannten Gemachs blickt ein holdselig blondes Köpfchen tiefeinatmend in den prangenden Frühling, vor sich eine Laute. Notenblätter und als ihr Ebenbild eine Rosenknospe: wie eine bildgewordene Novelle Paul Heyses. Dann ein mit zahllosem Gewirr von Werkzeug ausgerüstetes Goldschmiedatelier mit dem ein köstlich Kleinod tauschierenden jungen Meister Rudolf Seitz (»Vom Fels zum Meer«, Juli 1885). Nebenbei gingen mit gleicher Detailbehandlung reizende Stilleben, auch ein junger, in das Studium einer neuentdeckten Handschrift ganz vertiefter Mönch oder ein sein Fundstück enträtselnder Münzforscher, zur Abwechslung auch ein Kavalier in kühler »Vorbereitung zum Duell«. Bei der Vorliebe für psychische Studien gestalteten sich seine Bildnisse zu wahren Monographien. Darunter Prinzregent Luitpold im malerischen Hubertusritterkostüm (in der Neuen Pinakothek, Münchener Rathaus, Universität Würzburg) und des Künstlers eigenes Konterfei aus jungen und mittleren Jahren, ein trotz kleiner, aber zierlicher Gestalt stets durch heiteren Witz überraschender Geist. Ebenso trug der immer amüsante Inhalt seiner Bilder dazu bei, die Wertschätzung des Publikums zu steigern, so daß »Ein hoher Besuch«, die »Schachpartie«, das »Tobakkolleg König Friedrich Wilhelm I«, eine holländische, »Siesta« betitelte Szene zu den bekanntesten Nummern neuerer Malerei gehören. Für die Kirche in Obernberg (am Main) malte H. ein großes Altarbild. Die Auswahl seiner Bilder schmückte eine ganze Saalwand im Glaspalast 1912. Ehren und Auszeichnungen wurden ihm viele zuteil, auch bekleidete er die Stelle eines ersten Konservators der Staatsgalerien, Direktors der K. Neuen Pinakothek (deren mustergültig redigierter, reich ausgestatteter Katalog schon in 8. Auflage vorliegt). — Seine reiche Sammlung von Kupferstichen, Antiquitäten, Plastiken und Schnitzwerken aller Art, Möbel, Email, Majoliken, Krügen und der ganze artistische Nachlaß von eigenen Bildern, Skizzen, Handzeichnungen nebst Werken seiner Zeitgenossen wurde im Mai 1912 durch Helbing in einer Auktion aufgelöst.

Vgl. Singer 1878, II, 245. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1895. I, 565. — Das geistige Deutschland. 1898, S. 321. — Nekr. in Nr. 41 »Allgem. Ztg.« vom 14. Oktober 1911. — Kunstvereinsbericht 1911, S. 19 (E. v. St.).

H. Holland.

Goldberg, Gustav Adolf, Porträt- und Historienmaler, * 19. Juni 1850 zu Krefeld (Rheinland), † 8. Mai 1911 in München. — Einer zahlreichen Arbeiterfamilie entstammend, war er seit dem 13. Jahre auf sich angewiesen, griff zum Wanderstab, zeichnete für Brüsseler Fabriken Spitzen- und Jacquardmuster, trieb sich in Petersburg und Moskau, schließlich in München umher, wo er für Photographen aquarellierte, und durch eine Komposition »Mein Reich ist nicht von dieser Welt« Wilhelm v. Kaulbachs Aufmerksamkeit erregte, welcher ihn an die Akademie verwies. Hier erwarb er unter Arthur v. Ramberg, Karl v. Piloty, Alexander v. Wagner und zuletzt bei Andreas Müller, unter den bittersten Entbehrungen arbeitend und schaffend, durch riesigen Fleiß 1873 die bronzene und goldene Medaille. In Öl- und Pastelltechnik malte G. eine Reihe charakteristischer Porträts: eines jungen Mannes, eines graubärtigen Pelzträgers, das von weißer Mähne umflatterte Haupt des Historikers und Professors Dr. J. N. Sepp

(vgl. »Biogr. Jahrbuch« 1912, XIV, 201), des tiefsinnigen, grandiosen Dichters Hermann Lingg (ebendas. 1907, X, 185), des Historienmalers Andreas Müller (ebendas. 1904, VI, 155), des Generals und Militärschriftstellers v. Scherff, Staatsminister Graf Crailsheim; für die Ahnengalerie des Kgl. Hoftheaters die Bildnisse des Schauspielers Richter, des Maschinenmeisters Lautenschläger, des Kammersängers Klöpfer, anziehend geschriebenen Biographien vergleichbar, immer den ganzen Mann gebend. Aber auch schöne Damen, z. B. die in Glück und Jugend prangende Prinzessin Josepha von Braganza, Herzog Karl Theodors Gemahlin; eine Dame im gelben Kleide; das Idealporträt der verstorbenen Frau Fleischl; daneben hehre Frauenbilder, z. B. eine »Judith«, ein Reigen der »Klugen und törichten Jungfrauen«, eine »Spanische Tänzerin« und die mandolinspielende »Ninette«, das an den süßen Zauber von Gabriel Max erinnernde reizende Pastell der »Elektra«, »Asträa«, »Semele« und eine allegorische Inkarnation der »Elektrizität«: eine von wallenden Schleiern umspielte jungfräuliche Gestalt, welche in der emporgehaltenen Rechten eine Schale mit dem ausstrahlenden Blitzlicht trägt. Im Wetteifer mit Böcklins »Meerminnen« entstand der »Kampf zweier Kentauern um ein Weib« (Photographie bei Ferd. Finsterlin). Also überall echte Münchener Kunst im besten Sinne des Wortes. Der Herzog von Sachsen-Altenburg erwarb eine »Belehnung Ottos von Wittelsbach mit dem Herzogtum Bayern« (Photographie bei Hanfstängl) und den für einen nächtlichen Überfall etwas zu figurenreich ausgestatteten »Sächsischen Prinzenraub«. Als Besitzer des von seinem Schwiegervater, dem Juwelier Schwabe geerbten Hauses zum sogenannten »Lintwurm-Eck« (am alten »Marienplatz«) freskotierte er die Fassade desselben mit der Darstellung einer alten städtischen Tradition aus der durch einen Brunnendrachen entstandenen Pestzeit, ein Bild, welches beim erweiterten Aus- und Umbau des Rathauses freilich nur zu bald wieder verschwand, aber bei Hauberrissers Pietät für die volkstümliche Sage mit neuem figürlichen plastischen Schmuck- und Zierwerk ersetzt wurde. Durch das Ölbild »Tristans Tod« (Holzschnitt in Nr. 1965 »Illustr. Ztg.« Leipzig 26. Februar 1881) erregte G. die Aufmerksamkeit König Ludwigs II., welcher den Maler zum Kopieren älterer Erzeugnisse nach Italien, Spanien und Frankreich sendete und mit eigenen Kompositionen für die Schloßbauten im »Linderhof« und »Herrenchiemsee« (darunter ein »Festmahl in Versailles unter Ludwig XIV.«) betraute, auch mit Aquarellreproduktionen von M. Eichters Fresken zu Wagners »Ring des Nibelungen«. In die von Albert Schmidt 1896 erbaute protestantische »Lukas-Kirche« stiftete G. drei Altarbilder. — Noch 1910, als schon das tückische Leiden an seinem Lebensmark zehrte, veranstaltete G. in seinem an der Amalienstraße befindlichen, prächtigen, mit reichen Kunstschatzen ausgestatteten, eine eigene Sehenswürdigkeit bildenden Atelier eine Exposition von Bildnissen, darunter jenes des Fürsten von Thurn und Taxis, gemalt für das Offizierkasino in Regensburg. So hat G. die verschiedensten Erscheinungen seiner Zeit spiegelnd umfaßt und getreu wiedergegeben.

Vgl. Fr. v. Bötticher, Malerwerke 1895, I, 793. — Das geistige Deutschland, 1898, S. 237. — Nekrolog in Nr. 20 »Allgemeine Zeitung« 10. Mai 1911. — M. Kunstvereinsbericht f. 1911, S. 17.

H. Holland.

Gogarten, Heinrich, Landschaftsmaler, * 23. August 1850 zu Linz a. Rhein, † 16. November 1911 in München, Sohn eines Oberpostsekretärs, bezog nach dem Gymnasium die Düsseldorfer Akademie, zuletzt Schüler von Oswald Achenbach, lebte 1874—1877 in Paris, dann in Hamburg, wo er für dortige Patrizier und den gräflichen Kunstmäzen Julius von Andrassy mit Vorliebe Winterbilder malte. Infolge eines Besuchs mit dem Marinemaler Dirks in München (1880) übersiedelte G. mit seiner jungen Familie nach dieser Stadt (1889), wo er im Hochgebirge und Zugspitzgebiet, im Isartale, am Chiemsee, zu Schleißheim und in Dachau arbeitete, wohin er, später auch nach dem einsamen Karlsfeld verzog. Indessen brachen über den immer schaffensfreudigen und lebenslustigen Mann schwere Schicksalsschläge und der Tod seiner Frau herein. Als die Wolken endlich sich lichteten, entwickelte sich rasch ein inneres Leiden, wogegen die notwendig werdende Operation sich als verspätet erwies. Zu seinen besten Leistungen zählen die »Adolfsbrücke in Hamburg« (1880), »Winterlandschaften aus Zons« (1881), Holstein und Ostfriesland und dem südlichen Schweden, in wechselnden Mondschein- und Sonnenuntergang-Stimmungen (1883), ein Herbsttag auf der berühmten »Garchinger-Heide«, meist mit sorgsam gewählten Staffagen, ein Blick in das Loisachtal und ein prachtvoller »Alpensee« (1895), die »Rotschwaige« (1900), »Vorfrühlingsabend« (1903), ein Motiv »Am Riesersee« (1908) und das Stilleben mit »Verblühten Disteln« (1911). Auch betätigte sich G. mit kunstgewerblichen Entwürfen, z. B. bei der artistischen Ausstattung des großen Kaufhauses von Hermann Tietz.

Vgl. Autobiographische Notizen in »Das geistige Deutschland«, Leipzig 1898, S. 236. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke 1891, I, 393. — Münchener Kunstvereinsbericht 1911, S. 17.

H. Holland.

Heyden, Hubert v., Tiermaler, * 13. September 1860 zu Berlin, † 20. Januar 1911 in München. — Ein Sohn des Historienmalers, großen Kostümkenners und Fachschriftstellers August v. Heyden, war in frühester Jugend eine überlustige Range, aufgelegt zu toll-mutwilligen Streichen, daß die eigene Mutter zu sagen pflegte, ihn vor Lachen nie strafen zu können. Im ersten Dezennium, befahl ihm eine lebensgefährliche Krankheit, an deren Folgen er lange zart und schwächlich blieb und also geschont werden mußte, daß sogar der Schulbesuch eine Weile unterblieb, was jedoch seinem heiteren Temperament keinen Eintrag tat. Ohne offenkundige Begabung, überraschte der Sechzehnjährige seine Eltern plötzlich mit der Erklärung, Tiermaler werden zu wollen, und bestand darauf so hartnäckig, daß der Vater ihn an der unter Anton v. Werners Direktion neu aufblühenden Akademie anmeldete, welche das unscheinbare Jüngelchen als in eine Kleinkinderbewahranstalt gehörig ablehnen wollte. Nur probeweise angenommen, machte er sich bei Lehrern und Eleven so beliebt, daß er dem Meisteratelier Paul Meyerheims zugeteilt wurde, welcher ihn bald für seinen besten Schüler erachtete, wo er von 1876—1884 verblieb. Da der Vater einen bei Berchtesgaden gelegenen Besitz erwarb, kam Hubert im Herbst 1885 auch nach München, wo es ihm so wohl gefiel, daß er in die Raderschule bei Professor Johann Leonhard Raab eintrat. Damit begann sein eigentliches Leben unter zuverlässigen Freunden, die ihm verständnisinnig gaben, was er längst suchte und brauchte; er wurde und blieb ein froher, glücklicher Mensch. Den Sommer

verbrachte er bis 1889 auf dem väterlichen Landsitz, dann in Osternberg (bei Braunau am Jnn) auf dem malerisch gelegenen Gute des Herrn Hugo v. Preen; im Kreise der dort sommerfrischelnden und anregenden Kunstgenossen Ludwig Herterich, Wilhelm Dürr, Franz Stuck, Julius Exter, Max Küchel, Heinrich Schlitt, Alfons Spring und Becker-Gundahl erweiterte sich sein malerischer Gesichtskreis; bald entstanden jene frischen Freilichtbilder, womit er in kurzer Zeit Ruf und Ansehen erwarb. Der Osternberger Gegend entnahm H. bis an sein Lebensende viele Landschaften und Tiermotive. Seltsamerweise begann er mit, entweder in ganzen Herden oder einzeln sattsam käuenden, ihren Familienpflichten an behaglich sich nährenden jungen Ferkeln obliegenden Mutterschweinen. Während die früheren Niederländer diese Tiere höchstens nur als Staffage bei winterlichen Schlachtfesten zuließen, brachte er diese feisten Beaster in die Kunstaussstellungssalons, wo selbe ebenso von der Kritik emphatisch bejubelt wie ihrer ungewöhnlichen Zulassung wegen scharfe Rüge fanden. Dagegen stießen seine oft ruppig-keck hingetzten Garten- und Stimmungsstudien mit dem blauen »Eisenhut«, das drollige Konterfei eines »Pinschers« nebst seinen Tierbildern in großen Dimensionen nie auf Widerspruch. Sein Federvieh behandelte er weniger im Sinne eines Melchior de Hondcoeter, denn als realistisch beobachtender Ornithologe, ihre Natur und Psyche belauschend und mit charakteristischer Behaglichkeit wiedergebend. Ein wunderbares Beispiel wurde aus der Internationalen Ausstellung 1897 der Neuen Pinakothek einverleibt: In der humoristischen Assemblée schlägt ein charmierender Truthahn ein Rad vor seiner spröden Dulzinea, daneben eine Menge gackernder Hinkel, im Vordergrund zwei Tauben und eine schnatternde Ente! Eine Fülle von Modellen entdeckte H. im Mühlenhofe des bei Starnberg gelegenen mövenreichen Maisinger Sees, wo das piepsende, glucksende, flügel-schlagende Federvieh zu seinen Diensten stand; ein ganzes Korps von watschligen Enten, hell schnarrenden Gänsen, trippelnden Hühnern, trompetenden »*Chante-claires*« harreten auf das einträgliche, nahrhafte Glück, von seinem Pinsel porträtiert zu werden und behagliches Freßmaterial als Honorar gierig entgegenzunehmen. Der Maler war immer ein gern gesehener Gast, welchem beflügelte Herzen zum Willkomm entgegenschlugen und -eilten. Nach individueller Veranlagung der Originale erhielten die Bilder ihre treffenden Benennungen, wie »Zufriedenheit«, »Hinter dem Zaune«, ein »Zärtliches Verhältnis«, »Morgentoilette« oder gar Raufbolde »Vor dem Duell« und »Zwei Philosophen« als Störche. Doch machte sich der Maler auch ausnahmsweise an soziales Raubvögelpack oder höher hinauf an große Potentaten, wie Tiger und Löwen, deren einen die Sezessionsgalerie in gehörigen Ehren hält. Auch ein impertinent hochnasiges Nilpferd. Häufig vertauschte der vielseitige Künstler Palette und Pinsel mit der Radiernadel und Xylographie, auch hier die malerische Wirkung betonend. Eine reiche Reihe von Rohr- und Sumpfgeflügel, Marabus, Tauben, Pfauhennen und händelsüchtig bespornten Kalekuten, aber auch von Hunden und anderweitigen Vierfüßlern vereinte die Sezessionsexposition 1910. So arbeitete H. als »*Peintregraveur*« an den unzähligen Blättern seines »Werkes«, welches hoffentlich bald als selbstredendes Denkmal seines Schaffens erscheinen dürfte, das durch einen plötzlichen Schlaganfall im Atelier, vielleicht durch Unvorsichtigkeit bei Ätzung der Platten, ein so jähes Ende erlitt.

Vgl. Fr. von Bötticher, *Malerwerke* 1895, I, 527. — Nr. 4 »Allgemeine Zeitung« 28. Januar 1911. — M. Kunstvereinsbericht 1911, S. 18. — Nr. 33 »Neueste Nachrichten« 21. Jan. 1911 u. Nr. 24 vom 16. Januar 1912. — Nr. 20 »Augsburger Postzeitung« 2. Febr. 1912.

H. Holland.

Erdtelt, Alois, Porträt- und Genremaler, * 5. November 1851 zu Herzogswalde (bei Grottkau in Schlesien), † 18. Januar 1911 in München, stammte von einfachen Landleuten, die schon wunder was meinten, als sie den Knaben bei einem biedereren »Haus- und Zimmermaler« unterbrachten, bei welchem übrigens der fünfzehnjährige, völlig autochthone Junge das Bildnis seiner Mutter malte, in demselben Lebensalter wie ehebevor der Goldschmiedelehrling Albrecht Dürer sein »eigen pild nach dem spiegel« konterfeite. E.s frühreife Leistung kam nachmals 1906 in den Münchener Kunstverein, wobei ein Kritiker die böswillige Parole gab, »das Wunderkind sei den früher angeregten Hoffnungen später weniger gerecht geworden! Der erste Flügelschlag brachte die glückliche Folge, daß der Besitzer eines benachbarten Herrenhofes dem Knaben die Wege ebnete nach Berlin zu Meister Steffek, von wo sich der Übergang zu Wilhelm Diez nach München von selbst ergab. Hier errang E. mit Porträts und heiteren Genrestücken, wie ehebevor Franz Xaver Winterhalter, bald einen bemerkbaren Namen, darunter ein vergnüglich sein Pfeiflein schmauchender Alter und die humoristische Bude eines »Flickschneiders« (später in Nr. 11 »Daheim« 1892, S. 165) — eine ganz an Gottfried Kellers »Grünen Heinrich« erinnernde ergötzliche Szene, in welcher der billardtuchfarbige Großvaterrock dem armen Enkel auf den zum Nachwachsen wartenden Leib angemessen wird. Lustig empfunden und gegeben war das Bild eines nackten Kindes, das einen Apfel zum Austeilen bereit in der Hand trägt und darum »Paris« betitelt ist. In dieser Zeit wurzelt auch der »Verweigerte Kuß« eines dicken Bengels an sein kosendes Kindermädchen (Nr. 2443 »Illustr. Ztg.«, Leipzig, 26. April 1890). Größere Kompositionen oder erzählende Genrestücke liebte er nicht, wenn er gleichwohl mal ein »Bacchanale« wagte. Dagegen blieben prachtvoll durchgeführte Halbakte und Bildnisse seine Domäne. Davon zeugt eine lange Reihe von mehr oder minder träumerisch-großäugigen, in die Welt schauenden, blumenbekränzten, von hellem Sonnenlicht oder reizendem Lampenschein beleuchteten Mädchenköpfen, die auf Alt- oder Neu-Münchnerinnen oder auch Dachauerinnen und dergleichen getauft, neben ehrwürdigen Matronen, wackeren Hausfrauen und Herrenbildnissen erschienen; darunter das von treuer Elternliebe zeugende Bild des Vaters und der Mutter des Künstlers, des Professors und Kupferstechers Johann Leonhard Raab und anderer bekannter Persönlichkeiten. Rühmend wert war die mit der Farbe gleichsam wetteifernd zeichnende Durchbildung, ein warmes, teilweise schweres oder zu Zersplitterung geneigtes Kolorit, wogegen zuweilen die psychologische Charakteristik nicht gleichen Schritt hielt. Seine Leistungen fanden auf den Wanderzügen durch die Vereine und Kunstausstellungen vielfache Freunde und Prämien, so zu Nürnberg (1882), Antwerpen (1885 und 1891), Berlin (1886), London (1889), München (1896 und 1901), Wien (1897), Paris (1900), St. Louis (1904) usw., während die nicht immer idealen, aber höchst charakteristischen, Kinder- Mädchen- und Damenkopfstudien in verschiedenen Nuancen als Farbendruckschmuck in illustrierten

Zeitschriften und Monatsheften (Velhagen u. Klasing) ein weiteres dankbares Publikum erwarben. — E. war mit der Professur an einer Kunstschule betraut; welches Ansehen er nicht allein durch seine Lehrtätigkeit errang, trat zutage bei seinem Begräbnis, wo ihm die Spitzen der Münchener Künstlerschaft, darunter Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen als »dankbarer Schüler«, das letzte Ehrengelait erwiesen. Bei der folgenden Jubiläums-Ausstellung der »Münchener Genossenschaft« (im Glaspalast 1911) erschienen dreißig Werke seiner Hand.

Vgl. Pecht, *Münchener Kunst* 1888, S. 360. — Fr. v. Bötticher, *Malerwerke* 1895, I, 276. — Autobiographische Skizze in »Das geistige Deutschland«, Leipzig 1898, S. 163. — Nekrologe in Nr. 39 »Münchener Neueste Nachrichten« 25. Jan. 1911. Nr. 4 »Allgemeine Zeitung« 28. Januar 1911. »Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins« 1911, Bd. 61, S. 211. Kunstvereinsbericht 1911, S. 16.

H. Holland.

Czachórski, Wladislaus v., Genremaler, * 22. September 1850 in Lubin als Sohn eines Gutsbesitzers, † 12. Januar 1911 zu München. — Kam über Warschau nach Dresden, wo er das Gymnasium absolvierte und zuerst der Kunst oblag, hospitierte in München die Akademie unter Anschütz, Alexander v. Wagner und Karl v. Piloty. — Bei seinen kleinen, immer minutiös ausgeführten Salonbildern befand man sich stets in bester, feinsten Gesellschaft. Ohne gequält oder geängstigt zu werden, bewegte sich sein Vortrag in angeborener Freiheit und Grazie trotz strengster Formgebung. Er konnte sich nie genug tun, ebenso wie der meist in entgegengesetzter Atmosphäre sich bewegende und darin sich wohlfühlende Leibl. Hier ritterliche Courtoisie und Frauendienst, dort ergötzliche Dorfgeschichte. So standen sich, obwohl alle Vergleiche hinken, ehemals der sprachlich-melodische Minnesänger Gottfried von Straßburg und der ungeschlachte Neidhardt von Reuenthal mit seinen strampfenden Bäuerlichkeiten einander gegenüber. Jeder ein Virtuos im Malen von Stoffen und zupassender Umgebung von Salon und Hütte. Hier Seide und Samt — dort Leder und Lodenstoff; junge, liebliche, holdselig lächelnde Frauengestalten und grämlich verbohnte Bauerngesichter. — Mit der weltflüchtigen »Einkleidung einer Nonne« (»Meisterwerke der Holzschneidekunst« 4. Bd., Tafel LXXVI) introduzierte sich C. rühmlichst und blieb dann immer dem Stilleben getreu, ein lebenswürdiger, geistreicher Causeur mit dem Pinsel. Auch wenn er »Hamlet und die Schauspieler« in Szene setzt (1875). Ein mit dem Rücken gegen die Beschauer gewendetes Dämchen »Am Klavier« ist veritabler Chopin; gemalte Musik. Das »Sie konnten zusammen nicht kommen, sie hatten sich viel zu lieb« (»Illustr. Welt« 1897, S. 665) betitelte Bild lautete wie ein ganzes Finale in Farben: ein Seelenspiegel von tiefstem Leid, trotz kostbarster Seide, unter Orchideen, Palmen und Blattpflanzen. Auch die Freude an dem »Neuen Schmuck«, an einer »Perle« — auch ihre Trägerin ist ein unschätzbares Juwel — wiegt bis in die kleinsten psychischen Nuancen gleichwertig. Wie kannte er die von einem Gerard Dow oder Frans Mieris und Ter-Borch gefeierte Seligkeit eines stillen Rauchers (»Die Kunst unserer Zeit« 1905, I, 127). Nie kokettierte der Maler mit flotten Pinselstrichen, dafür wahrte er eine unbedingte Sicherheit und Frische bei aller Subtilität. Form und Farbe ergänzten sich in vollkommener Einheit. Man fühlte jedoch eine gewisse feinschmeckerische Freude am

Motiv, das stets der gemessenen Vornehmheit seiner eigenen Persönlichkeit entsprach. Er hatte Rasse und eine von seinem ganzen Wesen, nicht nur dem künstlerischen, unzertrennliche Eleganz. Wie eine zierliche Novelle wirkt das »Im Boudoir« eine überraschende Blumenspende beantwortende Dämchen, ein vornehmes »Frauenbildnis« gibt Anlaß zu gleich holdseligen »Erinnerungen am Kamin«. Diese in lässig weicher Grazie auf schwellenden Fauteuils mit echt adligen Allüren tändelnd hingeschmiegt Komtessen, im Atlas- und echten Spitzenschimmer ihrer Gewänder: das alles zu malen in immer reizenden Varianten war ihm die sichtbare Aufgabe und wahrer Lebensgenuß, wozu das ganze stumme Inventar und Material im Atelier aufgespeichert wartete: Rokospiegel und Kommoden mit blitzenden Metallbeschlägen, Palisander, mit Elfenbein tauschiert, Ebenholzkästchen, blitzende Waffen aller Arten und Zeiten, eine ganze Rüstkammer, Porzellan, Nippes und anderes, »Herz, was willst du noch mehr?«; Bilder, Skizzen, vorrätige Ideen zu künftigen Dichtungen; alles übergossen vom goldgleißenden Geflimmer spielender Lichter im vollen Pleinär, ein »Milieu«, wie man jetzt mit wanzenhaft eklig eingenistetem Sprachgebrauch zu schreiben liebt. Eines Tages alles aufgeräumt durch eine Auktion. Nach zweijährigem Aufenthalt in Warschau erfolgt abermalige Rückkehr nach München, mit neuem Sammeleifer und Finderglück auf neuen Fahrten. Diese immer frischen Schöpfungen jene anmutende artistische Tugendlichkeit bewährend. Buchstäblich »*media in vita*« fand man den Maler schlagflußberührt, tot, im Atelier. — Die xylographischen Anstalten von J. Weber in Leipzig und R. Bong in Berlin wetteiferten mit treuer Wiedergabe der in Rußland, England und Amerika vielbegehrten Originale. Auch Prinzregent Luitpold erwarb ein solches Stilleben 1893 und verlieh dem Maler den Professortitel. Auf der dritten internationalen Kunstausstellung zu Wien 1894 hatte C. die Inszenierung des deutschen Saales geleitet (vgl. den Artikel in Nr. 111 »Münchener Neueste Nachrichten« vom 8. März 1894): ein vollendetes Muster von Vornehmheit und Eleganz.

Vgl. H. A. Müller, Lexikon 1882, S. 121. — Pecht, Münchener Kunst 1888, S. 423. — Fr. v. Bötticher, 1895, I, 195. — Nr. 3 »Allgemeine Zeitung« 21. Januar 1911. — Münchener Kunstvereinsbericht 1911, S. 15 (Alex. Braun). — Thieme, Künstlerlexikon, Leipzig 1913, VII, 236.

H. Holland.

Baer, Christian Max, Genre- und Stillebenmaler, * 24. August 1852 in Nürnberg, † 31. Januar 1911 zu München. — Sohn des Stadtpfarrers bei St. Sebald, absolvierte das humanistische Gymnasium, erhielt die erste künstlerische Ausbildung bei Karl Raupp daselbst, bezog die Münchener Akademie als Schüler von Alexander von Wagner, wo er durch die Porträts eines »Blonden Mädchens« (1875) und einer »Alten Frau« (1877) durch Medaillen ausgezeichnet wurde. Weitere Stilleben und Genrebilder folgten. Große Anerkennung erzielte seine in großem Format und mit kulturhistorischem Wissen durchgebildete Komposition, wie »Martin Behaim«, der von König Johann II. von Portugal ob seiner an der Westküste von Afrika 1484 unternommenen Seereise und Entdeckerfahrt zum Ritter geschlagene Kosmograph, seinen 1492 zu Nürnberg gefertigten (noch vorhandenen) »Erdapfel« (Globus) den großgünstigen Freunden und Ratsherren Gabriel Nützel, Paul Volkhamer und Niklas Groland erklärt

und vorzeigt. Dieses streng wissenschaftlich in Kostüm und Bildnissen durchgebildete, brillant gemalte Werk wurde unbegreiflicherweise in der »alten Noris« nicht angekauft, wohl aber durch König Carol von Rumänien (1883) erworben. Als Kolorist schloß B. sich in der Folge innig an Leibl und Trübner, bald auch an Karl Haider und Alfred Zimmermann (»Jahrbuch« 1913, XV, 168) an. Außerdem zierte B. Speisesäle und Schloßräume mit wahrhaften Jagltrophäen, lebensgroßen Hirschen, Rehen, Geflügel aller Art, auch mit Kücheninterieur, darunter eine Fischhändlerin mit ihrer glänzenden Ware, ohne die Bildnismalerei und kleineres Genre zu vernachlässigen, z. B. »Rast nach der Jagd« (1888), »Gemüsegarten« mit der Staffage einer schönen Frauengestalt (1889); »Fastenzeit« (1894), ein »Fischgewölbe« (1901); »Chiemseefergen« an der Fangarbeit, Geräte und Netze strickend oder bessernd; eine »Violinspielerin« (1901), »Bauernmädchen aus dem Chiemgau« — Arbeiten, die vielfach auf den Ausstellungen im Glaspalast mit Medaillen ausgezeichnet wurden, ob ihrer Farbenfrische und strahlenden Lichtfülle.

Vgl. H. A. Müllers Lexikon 1882, S. 25. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke 1891, I, 48. — Münchener Kunstvereinsbericht 1911, S. 73. — Thieme, Künstlerlexikon, Leipzig 1909, II, 341.

H. Holland.

Le Feubure, Carl, Landschaftsmaler, * 1. Januar 1847 zu München, † 2. Dezember 1911 in Bad Tölz, ein Sohn des um die artistische Leitung der Kgl. Porzellanmanufaktur hochverdienten gleichnamigen Inspektors und Malers; erlernte anfangs dieselbe Technik, wendete sich aber durch seinen Schwager Ludwig Sckell ganz zur Landschaftsmalerei und erwarb auf diesem Gebiete bald anerkennende Auszeichnungen und im Kriege 1870/71 das Verdienstkreuz mit den Schwertern. Aus seinem Atelier gingen zahlreiche landschaftliche Stimmungsbilder aus der Schweiz und Altbayern hervor, welche in den Kunstvereinen und bei den Badegästen als *Souvenirs* steten Willkomm fanden, z. B. die »Kirchsteinalpe bei Tölz« (1888 in Wien), zwei überraschend frische kleine Landschaften aus dem »Isartal« (1899), ein »Morgen am Königssee« und »Abend am Klönthalersee«, eine farbensatte Herbststimmung »Im Ellbacher Moos«, ein an M. v. Schwind gemahnendes »Erwachen des Morgens«, wo die in wunderlichen Formen vom Boden aufsteigenden Nebel einen gespenstigen Reigen zu schlingen scheinen, während ein Arbeiter im Vordergrund mit seinem Werkzeug über der Achsel seinem Tagwerk entgegeneilt.

Vgl. Fr. v. Bötticher, Malerwerke 1895, I, 824. — Münchener Kunstvereinsbericht 1911, S. 16.

H. Holland.

Keller, Gustav, Zeichner und Maler, * 20. Oktober 1860 in Etzenhausen, † 18. August 1911 in München; bewies schon in frühester Jugend sein auf diplomatischer Wiedergabe beruhendes Talent. Für seinen ersten, als Eleve der Akademie gelieferten »Weiblichen Akt« erhielt er die goldene Medaille. Neben weiteren Studien bei Defregger, Seitz und Herterich entstanden frühzeitig wissenschaftliche Illustrationen zu Zittel, »Handbuch der Paläontologie« (1867), zu den geologischen Werken des Professors August Rothpletz, später für die anatomischen Publikationen von Rückert und Mollier, zu Johannes v. Rankes prä-

historischer Anthropologie und Schädelmessungen und Hertwigs zoologischen Forschungen. Professor Jesonick berief ihn an das Krankenhaus nach Gießen und betraute ihn mit mikroskopischen Reproduktionen. Für Ammon zeichnete K. Petrefakten und vorsintflutliche Tiere zu Andrés Kompendien. Unter solchen Leistungen trauerte seine selbstschaffende Muse, die mit eigenen Kompositionen an der Ateliertür wartete. Eine große Anzahl solcher feinzügigen, immer im Linienfluß scharf durchdachten, mythologisch-historischen Entwürfe kam erst nach seinem Tode zutage. Er hatte an seiner Gattin, der Wiener Malerin Marie Hermann, eine gute Beratung und Mithilfe gefunden. — Trotz seiner robusten Gesundheit, die er auch als freier Turner und Feuerwehrmann bei jedem Anlaß betätigte, untergrub ein tückisches Leiden seine rastlose Arbeit, wofür ihm der außerordentliche Ehrentitel eines »Universitätszeichners« verliehen wurde. Außer einem kurzen Nachruf im Münchener Kunstvereinsbericht für 1911, S. 20, scheint des hochverdienten, eigengearteten Meisters Name unverdienterweise wenig beachtet geblieben zu sein; nur die nicht jedem Geographen bekannte Heimat bereitete ihm ein stillverborgenes Grab.

H. Holland.

Grünhagen, Colmar, Professor der Geschichte an der Universität Breslau, Kgl. preußischer Archivdirektor, Geheimer Archivrat, *Dr. phil.*, * 2. April 1828 zu Trebnitz in Schlesien, † 27. Juli 1911 zu Breslau. — G.s Jugend stand unter den gleichen Eindrücken wie die seines nur wenige Jahre älteren großen schlesischen Landsmannes Gustav Freytag, des Sohnes der von Trebnitz nicht weit abgelegenen Stadt Kreuzburg; das polnische Sprachgebiet reichte damals noch nahe genug an G.s Vaterstadt heran, um auch in ihm ein lebendiges deutsches Nationalgefühl zu wecken und ihm die Bedeutung des preußischen Staates für die deutsche Kultur und den Protestantismus in Schlesien vor Augen zu führen. In gleicher Richtung wie die Erlebnisse der Knabenzeit wirkten die Erfahrungen der späteren Jahre; G. gehörte zu dem glücklichen Geschlecht, dessen Jünglings- und Mannesjahre in die Zeit von 1848 bis 1871 fielen; er betrachtete infolgedessen die Ereignisse der Gegenwart wie der Vergangenheit von demselben Standpunkte wie Gustav Freytag: der Stolz auf sein deutsches Volk, die Freude an der hehren Größe des preußischen Staates und der Glaube an die kulturelle Überlegenheit des Protestantismus führten ihm stets die Feder.

Von 1841 bis zum Herbst 1847 besuchte er in Breslau das Gymnasium, dann studierte er in Jena, Berlin und das letzte Semester in Breslau Geschichte und klassische Philologie; am 21. Dezember 1850 promovierte er in Halle mit der Dissertation: *Vitae Urbani II. pontificis Romani particula prima*; im März 1851 bestand er in Breslau das Oberlehrerexamen. Ostern 1853 wurde er als Hilfslehrer, wenige Monate später als ordentlicher Lehrer am Breslauer Friedrichsgymnasium angestellt. Das für den Unterhalt seines jungen Hausstandes unzureichende Gehalt von 350 Talern zwang ihn, sich durch Privatstunden an einer Mädchenschule, Turnunterricht usw., einen Nebenverdienst zu verschaffen; für wissenschaftliche Studien blieben so nur wenige Mußstunden übrig. Es zeugt von einem starken Willen und viel wissenschaftlichem Eifer, daß G. unter solchen Umständen 1854 eine zweite Schrift veröffentlichen konnte: »Adalbert, Erzbischof von Hamburg, und die Idee eines nordischen Patri-

archats«; schon im nächsten Jahre erschien seine Habilitationsschrift: »Otfrid und Heliand. Eine historische Parallele.« Am 26. Mai 1855 habilitierte er sich als Privatdozent für Geschichte an der Breslauer Universität. Seine Ernennung zum Nachfolger Wattenbachs als Leiter des schlesischen Provinzialarchivs am 11. März 1862 erlaubte ihm das Ausscheiden aus dem Schuldienste, das Falllassen jener Nebenbeschäftigungen und die völlige Hingabe an seine Wissenschaft. Am 18. Dezember 1866 wurde er zum außerordentlichen Professor befördert, am 10. November 1873 erhielt er den Titel Archivrat, am 8. Dezember 1885 den Charakter eines Geheimen Archivrates. Die Direktion des Staatsarchivs legte er am 1. April 1901 nieder; seine Vorlesungen setzte er bis wenige Wochen vor seinem Tode fort.

Bald nach seiner Habilitation wählte er sich die Pflege der Heimatsgeschichte zur Lebensaufgabe; er fand hierfür recht günstige Arbeitsbedingungen. Denn der 1854 verstorbene Begründer der neueren schlesischen Geschichtsforschung, G. A. H. Stenzel, und der 1862 von Breslau scheidende Wattenbach hatten durch ihre trefflichen Quellenpublikationen und tief bohrenden kritischen Untersuchungen ein unerschütterliches Fundament für die Geschichtsschreibung über das schlesische Mittelalter gelegt; in ihre Fußstapfen konnte jetzt G. treten. In dem um 10 Jahre jüngeren Hermann Markgraf fand er einen Mitarbeiter, wie er ihn sich nicht besser wünschen konnte. Der Verein für Geschichte Schlesiens, dessen tatsächliche Leitung schon in den sechziger Jahren in die energischen Hände G.s kam, gab ihm die Mittel zur Durchführung und Veröffentlichung seiner Arbeiten. Als Direktor des Provinzialarchivs besaß er die Möglichkeit, die andern in dem Maße fehlt, in dem archivalischen Gestein nach Herzenslust zu schürfen, um zu erkunden, wo die Arbeit am lohnendsten einsetzen kann.

Diese günstigen Verhältnisse wußte aber auch G. auszunutzen. Er veröffentlichte eine stattliche Reihe von Urkundenpublikationen und Regestenwerken, die eine Fülle wertvollsten Materials zur schlesischen Geschichte lieferten, z. B. 1860 die Rechnungsbücher der Stadt Breslau von 1299—1358, den *Henricus pauper* genannt, 1864 im Verein mit G. Korn die *Regesta Episcopatus Vratislaviensis*, 1865 zusammen mit Wattenbach das *Registrum St. Wenceslai*, ferner mehrere Bände Regesten zur schlesischen Geschichte usw. Wenn auch die ältesten Regestenbände — an den späteren hat K. Wutke starken Anteil — dem gegenwärtigen Stande der Urkundenlehre nicht genügen, so darf man billig nicht vergessen, daß die gewaltige methodische Entwicklung der historischen Hilfswissenschaften doch recht neuen Datums ist; das erste Beispiel für moderne monographische Behandlung einzelner Urkundengruppen lieferte in Frankreich L. Delisle und in Deutschland im Anschluß an die französische Schule Th. Sickel in den *acta regum et imperatorum Karolinorum* seit 1867. Viele Jahre mußten vergehen, ehe die neue Methode allenthalben angenommen und ihre Technik völlig durchgebildet wurde. G. hatte sich, bisweilen unter Wattenbachs Anleitung, in der Hauptsache als Autodidakt Ende der fünfziger Jahre in die historischen Hilfswissenschaften eingearbeitet; die bekannten Schwächen eines Autodidakten hat er niemals ganz überwinden können.

Neben und zum Teil infolge dieser Publikationen entstanden einige recht gründliche Spezialuntersuchungen, wie die vom Schlesischen Geschichtsverein der Breslauer Universität zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum gewidmete Schrift:

»Breslau unter den Piasten als deutsches Gemeinwesen« und »Die Hussitenkämpfe der Schlesier«, denen G. in den *Scriptores Rerum Silesiacarum* Bd. VI »Geschichtsquellen der Hussitenkriege« hatte vorausgehen lassen. Sehr bald wandte sich G. auch der neueren schlesischen Geschichte zu; 1864 erschien die Schrift: »Friedrich der Große und die Breslauer in den Jahren 1740 und 1741«, 1881 die beste Monographie aus G.s Feder: die zweibändige »Geschichte des ersten schlesischen Krieges«, die auf archivalischen Studien in Berlin, Hannover, Dresden, Breslau, Wien und London beruht und für die politische Geschichte der epochemachenden Jahre 1740—42 unentbehrlich bleiben wird.

So groß aber auch die Zahl dieser der Forschung gewidmeten Arbeiten G.s ist, so wird man trotzdem mit der Behauptung nicht fehlgreifen, daß seine stärkste Begabung auf dem Gebiete der Darstellung lag, daß er hier zum mindesten seine größten Erfolge erzielte. Er gehörte noch halb und halb in das philosophisch-ästhetische Zeitalter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; starke literarische Interessen waren ihm zu eigen; es dürfte kein Zufall sein, daß er sich in einer seiner ersten Arbeiten mit Otfrid und Heliand und in seinen letzten Vorträgen mit »Goethe in Schlesien« und »Schlesischen Erinnerungen an Gustav Freytag« befaßte. Er verfügte über die bekannte schlesische Reimkunst, die er dem Kreise seiner Freunde und der Geselligkeit in seinem Hause gern dienstbar machte; seinen Gymnasiasten erklärte er in den fünfziger Jahren immer wieder, daß jeder das Verseschmieden lernen könne und müsse. Ihm war eine beneidenswerte Leichtigkeit der Feder gegeben. So entfloßen ihr zahllose Aufsätze in den Feuilletons der Breslauer Zeitungen, in den Preussischen Jahrbüchern, der Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde, der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, die er von 1864—1905 herausgab, den Publikationen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, der Zeitschrift der Historischen Gesellschaft der Provinz Posen usw. Noch als Student schrieb er seine ersten Beiträge für die Grenzboten. Er besaß eine starke journalistische Ader. Seine historischen Aufsätze dienten zumeist als Vorarbeiten für seine zweibändige Geschichte Schlesiens bis 1740 und ihre Fortsetzung, das gleichfalls zweibändige Werk über Schlesien unter Friedrich dem Großen. In seinen letzten Lebensjahren widmete er sich den Vorstudien für ein unvollendet gebliebenes Buch über Schlesien unter Friedrich Wilhelm II. Zur Charakteristik seiner Arbeitsweise greifen wir das Werk: »Schlesien unter Friedrich dem Großen« heraus. Es wäre ein Irrtum, wenn man glauben wollte, er hätte hierfür die Bestände des von ihm verwalteten Schlesischen Archivs voll ausgenutzt; Jahrzehnte angestrengtester Arbeit ohne jede Ablenkung durch andere Berufspflichten wären hierzu nötig gewesen. So begnügte er sich mit dem Einblick in einen Teil der Generalakten; er stützte sich in erster Linie auf das gedruckte Quellenmaterial und die vorhandene Literatur, als Wegweiser diente ihm stellenweise das Buch des preussischen, in Schlesien angestellten Verwaltungsbeamten aus den Tagen Friedrichs des Großen von Kloeber: Von Schlesien vor und seit dem Jahre 1740. Aus diesem Material schuf er eine leicht lesbare Darstellung. Die Probleme der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte lagen ihm fern. Das Grundmotiv aller seiner Schriften bildet der Hinweis darauf, wie Schlesien deutsch wurde und trotz aller von der Slavenwelt drohenden Gefahren deutsch blieb, wie es zu einem großen Teile protestantisch wurde und seinen Glauben erfolgreich verteidigte, und endlich, wie es durch

die preußische Eroberung der Entwicklung entgegengeführt wurde, die seiner geographischen Lage, seinen nationalen und religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnissen am besten entsprach. So wurde G. in diesen Schriften für Schlesien zum Verkünder der kleindeutsch-preußisch-protestantischen historisch-politischen Weltanschauung, die im Zeitalter Bismarcks der deutschen Geschichtschreibung aufgeprägt wurde; und seine Wirkung reichte weit, er wurde und wird in seiner Heimatprovinz eifrig gelesen. Dadurch hat er historischen Sinn und die Freude an der Beschäftigung mit der Heimatsgeschichte in weite Kreise getragen. Dauernde wissenschaftliche Geltung wird seine Schlesische Geschichte und ihre Fortsetzung nicht behalten, dazu fehlt das *monumentum aere perennius*, die rücksichtslose kritische Forscherarbeit, die nach allen Richtungen bis auf den Grund zu dringen sucht, wie sie z. B. für die bayrische Territorialgeschichte Siegmund Riezler geleistet hat. Dazu kam, daß G. manchmal durch allzu starke Beschränkung auf sein Arbeitsgebiet die Fühlung mit den Ergebnissen der allgemeinen deutschen Geschichtsforschung verlor.

Als Leiter des Schlesischen Archivs sorgte er für die Ordnung der Akten und Urkunden, ihre Benutzung erleichterte er durch eine Reihe von Hilfsmitteln, wie die Anlegung eines schlesischen Glossars, eines Realindex, von Annalenzetteln usw. Vor allem, er brach mit der bisher herrschenden Übung und machte die Schätze des Archivs jedem Benutzer, der ernstes wissenschaftliches Streben zeigte, leicht zugänglich, und er ermunterte zahlreiche jüngere Kräfte zu archivalischen Studien.

Über seiner akademischen Tätigkeit waltete ein ungünstiger Stern; größere Hörerkreise auf die Dauer zu fesseln, war ihm nicht gegeben. Schwer litt er unter dem Druck dieser bitteren Erfahrung, aber er war eine viel zu gesunde, ausgeprägte und selbstbewußte Persönlichkeit, als daß er über solche Enttäuschungen nicht hinweggekommen wäre. Zugleich war er ein lebenswürdiger Mensch mit starken geselligen Talenten; nicht scharfer Witz und bissige Spottsucht waren ihm zu eigen, sondern der gemütliche, weit ausladende schlesische Humor. Wie er denn überhaupt in seiner Art ein guter Typus des schlesischen Volkes war, daher stammt auch wohl seine starke Liebe zur Heimat, der er seine Lebensarbeit widmete. Die Heimat wird den treuen Sohn so leicht nicht vergessen.

Vgl. den Aufsatz von O. Meinardus »Zu Colmar Grünhagens Gedächtnis« in d. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 46, S. 1 ff. Dasselbst S. 54—65 das Verzeichnis seiner Schriften.
Breslau. J. Ziekursch.

Baumgartner, Peter, Genremaler, * 24. Mai 1834, † 12. Dezember 1911 in München. — Der Weg zur Kunst ging damals häufig über die Polytechnische Schule, wo bei Josef Anton Rhomberg (der letzte Ausläufer des weiland Brengener Grafen d'Aspremonie) eine gute, artistische Grundlage zu holen war, zu dem akademisch steifen Hermann Anschütz, welcher wieder die Zugbrücke bildete zu einem andern, der dann erst den Stempel der koloristischen Weihe auf die Neophyten drückte. Am schnellsten glückte dieses Experiment bei Piloty, der die wunderbare Gabe besaß, einem jeden die Gliedmaßen einzurenken, indem er mit voller Freiheit der jeweiligen Individualität den Zauber seiner Palette handgerecht zu machen wußte. Hieher kam rechtzeitig unser fröhlicher Scholar (1857), welcher nach kaum zweijähriger Praxis mit seinem

»Die sieben Schwaben in der Schmiede« behandelnden Werke (1839) den ersten Meisterwurf zur Selbständigkeit glänzend bewährte. Wenn damals ein bisher Unbekannter, am ersten Tage seines Auftretens im Kunstverein, von einem Kunsthändler mit tausend Gulden honoriert und auf gut Glück mit einem beliebigen Thema betraut wurde, so konnte ein solches Ereignis wohl als gutes Prognostikon gelten, welches B. auch mit einem vor seiner angebeteten Dulcinea knienden »Don Quixote« in überraschender Weise quittierte. Sein Fleiß ermöglichte auch mit kleineren, auf gleiche Humoristik gestimmten Bildern der erwünschten Nachfrage zu dienen, darunter ein »Gestörtes Mittagsmahl«, ein wachsamer »Vorposten« oder »Invalidenhaus« (1861), ohne mit größeren skurrilen Leistungen, wie der von einem ergiebigen Regenguß überraschte »Bittgang« (1863) oder der mannhafte Kampf der »Sieben Schwaben« gegen das grausige Untier (1865) im Rückstande zu bleiben. Auch verlegte der Maler den Schauplatz seiner erheiternden Darstellungen gern in seelsorgerliche Räumlichkeiten, wie »Vormittags in der Pfarrküche«, wo der Hausherr mit Vergnügen das Rupfen eines Festbratens inspiziert, »Nachmittags« den Verdauungsbeschwerden oder andern »Nachwehen« obliegt. Auch ein »Brautexamen« à la Ludwig Knaus und Benjamin Vautier oder das Unheil mit einer langersehnten, aber allzu zäh befundenen »Martinsgans« wurden beliebt; sollte denn nicht auch die Geduld eines Laien aus den Fugen weichen, wenn das unschuldige Kocherl einen antediluvialen Enterich oder mit allzu englischem *Hautgout* belastete Rebhühner den Gästen aufzutischen das Unglück hatte. An Material war kein Mangel. Man brauchte ja nur aus der wohl assortierten Ateliergarderobe die passenden Kostüme auszuwählen, an physiognomischen Modellen aus Packträgerkreisen war genug Vorrat. »*Honny soit qui mal y pense!*« Mit ähnlichen Schwerenötereien haben nachmals Meister Mathias Schmid, Eduard Grützner, Alois Gabe u. a. Furore gemacht und ihren Ahnherrn bald überflügelt. — Zur Ergänzung kamen hübsche Dachauerinnen mit ihren »Schätzen« beim Photographen, botanisierende »Naturforscher« und junge, kollegiale »Maler auf der Alm«, auch ein rundlicher Eheherr, der zum übel verhaltenen Verdruß seiner Gattin mit der schmucken Sennerin ein Tänzchen wagt; allerlei kindliche Ereignisse »Auf dem Wege zur Schule«, ein »Kinderkarneval« (1886), lauernde Wilderer und echte Waidgesellen auf dem Anstand, »Heimkehr vom Markte« (1888), kurz: novellistische Szenen aus dem bayerischen Volksleben, die alle gute Zugkraft in das Ausland, nach England und Amerika übten, aber allmählich doch trotz aller Kraft der Charakteristik und Talent der Farbe, teilweise eine fühlbare Ermüdung verspüren ließen. Da legte B. rechtzeitig das verdiente »*otium cum dignitate*« genießend, Palette und Pinsel nieder, immer noch im Besitz eines guten Namens und frischen Humors, bis er wenige Tage vor seiner goldenen Hochzeit, nach kurzer Krankheit, aus dem Leben schied. Eine reiche Reihe reizender, selbstredender Landschaften, wahre »Lieder ohne Worte« und hochvollendeter Interieurs, die alle als Veduten auf Beseelung durch passende Staffage warteten, die im Kunstverein als Nachlaß-Ausstellung erschienen, bewiesen, welch heitere Überraschungen noch auf Vorrat standen.

Vgl. Fr. Pecht, *Münchener Kunst* 1888, S. 251. — Thieme, *Künstlerlexikon* 1909, III, 85. Nr. 51. — »*Allgemeine Zeitung*« 23. Dezember 1911. — M. Kunstvereins-Bericht f. 1912, S. 14.

H. Holland.

Conröder, Georg, Historienmaler, * 18. Mai 1838 zu München, † 2. Januar 1911 in dem einsamen Flecken Cantrida bei Zamet im Österreich. Küstenland (Abbazia), trat, kaum neunzehnjährig, in die Akademie zu dem als Lehrer damals vielgesuchten Philipp Foltz von Bingen, aus dessen Mal- und Komponierschule der Weg zu Karl v. Piloty führte. Hier machte er sich 1857—60 durch ein ganz in der Methode seines Meisters flott gemaltes Bild, »Tilly am Vorabend der Schlacht von Breitenfeld (am 6. September 1631) der Sage nach im Hause des Totengräbers einquartiert«, rasch einen guten Namen. Das Werk wurde von der Hamburger Kunsthalle nicht allein angekauft, sondern der junge Autor erhielt auch (gleichzeitig mit Franz Lenbach) eine ehrenvolle Berufung an die neuorganisierte Kunstschule in Weimar, welche C. jedoch nach zweijähriger Tätigkeit wieder verließ, um im Auftrage König Max II. ein großes Ölbild (»Zerstörung Karthagos durch Scipio«) für das Maximilianeum und ein die »Stiftung der Münchener Gelehrtenakademie durch Kurfürst Maximilian III.« darstellendes Fresko in der Historischen Galerie des Bayerischen National-Museums auszuführen. Für die bei Jos. Albert erscheinende »Sammlung von Bildnissen schöner Frauen« zeichnete C. die Fürstin Maria von Rumänien, Mlle Montoland und Jacinthe Deponte. Auch lieferte C. einige Genrestücke, wie einen flotten »Falkonier«, die Szene, wie »Charlotte Corday im Kerker porträtiert« wird; die »Ermordung des Sängers Riccio«, wie damals überhaupt Anekdoten aus dem Leben der Maria Stuart bei den Piloty-Schülern ein beliebtes Paradeferdreiten bildeten; das »Blumenorakel« eines zierlichen Rokokodämchens (1877) nebst etlichen Bildnissen. Unvorsichtigerweise wagte sich C. ohne feste Bestellung an große, figurenreiche Kompositionen, in der sicheren Voraussetzung, dadurch ein dankbares Publikum in Österreich zu finden: Die »Zusammenkunft Kaiser Josef II. mit Papst Pius VI. zu Wien« (1782); »Kaiser Josef II. auf dem Sterbebett von allen Ständen betrauert«, die ziemlich kühle Aufnahme fanden und einen ungeheuren Zeitaufwand von porträt- und kulturhistorischen Studien erforderten. Eine Darstellung der »Krönung des Kaiser Franz Josef zum König von Ungarn« wurde vom Museum zu Budapest endlich erworben. C. war in jungen Jahren furchtlos und wacker ausgezogen, das Glück zu suchen und hatte es gefunden; ob es ihm gelang, die Flüchtige bleibend festzuhalten? Auch Abbazias blaue Sommertage wechselten mit winterlichen Stürmen. Die ewige Ruhe und der Nachruf eines redlichen Strebens ist ihm zuteil geworden.

Vgl. v. Spruner, »Die Wandbilder im Bayer. Nat.-Museum« 1868, S. 210. — Lützows »Kunstchronik« 1877, XII, 678 u. Neue Folge 1911, XXII, 211. — Pecht, »Münchener Kunst« 1888, 256. — Fr. v. Bötticher, »Malerwerke« 1895, I, 176. — Nr. 2 »Allgemeine Zeitung« 14. Jan. 1911. — Thieme, »Künstler-Lexikon«, Leipzig 1912, VII, 316.

H. Holland.

Csúzy von Csúz, Karl, Stilleben- und Landschaftsmaler, * 1. April 1843 zu Komorn, † 15. Februar 1911 in Venedig; im Wiener Theresianum erzogen, absolvierte er zur Übernahme der väterlichen Güter die landwirtschaftliche Schule in Hohenheim; unternahm 1872 aus Wissensdrang und Reiselust die erste Weltfahrt, über deren Ergebnisse, insbesondere auch als Jäger und Sportsmann in den Tropen erzielte Resultate in Fachzeitungen er Berichte erstattete. Im Jahre 1874 besuchte er abermals Indien, um dort in den Dschungeln der Elephanten-, Tiger- und Panterjagd zu obliegen, wovon C. nicht allein Trophäen,

sondern auch ethnographisch-kulturhistorische Altertümer zurückbrachte, abermals als Jagdherr im Tiroler Hochgebirge zu Waidring waltend und seine längst geübte Vorliebe zur artistischen Wiedergabe des Erlebten auszubilden. Dieser Wunsch für gründliches Studium führte ihn auf die Akademie nach Venedig und später nach München, wo er bei Nikolaus Gysis und Alexander Wagner frühere Säumnisse mit der ihm eigenen Energie nachholte und in freier Selbständigkeit bewährte. Seit 1888 mit der hochachtbaren Wiener Malerin Ludmilla v. Flesch-Brunningen vermählt und von dieser Kollegin mächtig gefördert, trat er doch nur auf seinem engeren Heimatboden, welchem er immer trotz der langjährigen Abwesenheit die treueste Liebe bewies, nie auf deutschen Ausstellungen hervor. Erst nach seinem Tode erschien im Münchner Kunstverein eine über vierzig Nummern umfassende Kollektion von Landschaften, eigenen historischen Kompositionen, Bildnissen, Genre- und Blumenstücken, darunter ein wundervolles Stilleben, darstellend eine mit Seltsamkeiten, Nippsachen und Quincailleries aller erdenklichen Art angefüllte Glasetagere, ein wahres Unikum und Kabinettstück ausdauernden Fleißes, während alle seine sonstigen Bilder eines freien Striches und breiten Vortrags sich erfreuten. Seine artistische Tätigkeit sicherte ihm in der Öffentlichkeit eine weit über den Dilettantismus gehende Einschätzung.

Vgl. Münchner Kunstvereins-Bericht 1911, S. 14.

H. Holland.

Palmié, J. Charles, Landschaftsmaler, * 22. Oktober 1863 in Oschersleben am Harz, † 14. Juli 1911 zu München. — Schwere Pfade und harte Wege führen oft genug nach den geahnten und ersehnten Gefilden des Lebens in Wissenschaft und Kunst. Wie der nachmals geadelte Historienmaler Karl Ritter v. Blaas und nachdem er noch als Hirtenknabe die ehernen Grabwächter am Kaiser-Maximilian-Denkmal zu Innsbruck geschaut hatte, mit einem alten Nagel und Steinhammer die ersten Bildnerversuche in einem Hause wieder nachzumeißeln versuchte, so trieb auch ein dunkler Drang den kaum zwölfjährigen P., eine weiße Fensterwand des elterlichen Hauses mit Mondscheinlandschaften und Windmühlen auszustatten und in Ermangelung weiterer Flächen seine ersten Schöpfungen wieder auszulöschen und gleichsam als »*Codex rescriptus*« den alten Raum mit frischem Eifer neu zu beleben. Infolge davon wurde ihm durch den Besitzer einer Kegelbahn der erste Auftrag, diese seine Räumlichkeiten auszustatten. Listig verschaffte er sich trotz der abmahnenden Eltern die Mittel zur Anschaffung seines dürftigen Materials, band kranzartig die Farbentöpfe um ein Dreirad und fuhr seelenvergnügt unter dem Lachen der Begegnenden nach dem neuen Wirkungskreis. Nun wünschte auch ein Gastwirt solchen Schmuck für sein Gartenhaus und zwar ohne Honorarvereinbarung. Ob solcher Beeinträchtigung vom Gewerbeneid gerichtlich verklagt, ging der kleine Knirps straflos aus und hatte die Lacher auf seiner Seite. Aus der Bude eines Anstreichers und Tapezierers ging es schon vorwärts bei einem tüchtigen Dekorationsmaler in Chemnitz; hier verdiente er sich seinen freisprechenden Lehrbrief. Wohlwollende Bürger vermittelten den Eintritt bei dem Hoftheatermaler Rieck zu Dresden; von da ermöglichte sich die Aufnahme an die Akademie und der Übergang zu August Fink und Josef Willroider nach München (1884). Sein erstes Bild »Nach dem Gewitter im Hochgebirg« erwarb der Herzog von Nassau für das Schloß Hohenburg bei Lenggries (1886). »Ein schwerer Beruf« (der

Verselbstung eines Priesters auf steilen Schluchten zum letzten Troste eines Sterbenden) reproduzierte in Holzschnitt die Zeitschrift »Über Land und Meer« 1888. Weitere Ergebnisse seiner sommerlichen Studienfahrten in Altbayern, Tirol, auch aus der großartigen Eifel fanden bereitwillige Aufnahme in Kunstvereinen und Ausstellungen. Nun eröffnete sich P.s weiterer Ausblick für die Schönheit der Ebene, besonders in den Talgeländen der Altmühl, Wörnitz und Donau. Auch die Lausitz mit der Spree, den vielen Teichen und großzügigen Schilfpartien begeisterte ihn, zumal der Kommerzienrat Hermsdorf die Dekoration seines dortigen Schlosses Kauppa dem jungen Maler übertrug, dem auf den Expositionen goldene Medaillen und Ankäufe von Museen und Galerien in Magdeburg, Nürnberg, Wien, Budapest und München (»An der Wörnitz« auf der VII. Internationalen Ausstellung 1897, für die Neue Pinakothek) zuteilwurden. Ein bleibendes Heim hatte er kurz nach seiner Vermählung mit Marie Kapferer aus Innsbruck 1895 zu München gegründet. Für seine edle Empfindung zeugt, daß er nach schwerer Schädigung durch einen Atelierbrand, doch ein Bild für charitative Zwecke spendete. Hatte P. bisher dem *Pleinair* gehuldigt, so geriet er durch allerlei Luft- und Licht-, Schnee- und Nebelstudien auf das experimentierende Terrain von physikalischen Gesetzen und Strahlenbrechungen, welche er nun in vollster Impression mit jubelnder Virtuosität auf allen weiteren Schöpfungen inszenierte. In diese seine neugewonnene, wirklich graue Theorie kleidete er alle seine mit figürlichen Staffagen selten ausgestatteten landschaftlichen und architektonischen Aufnahmen, das ebensmäßig universale, weißkreibige Palettenrezept über alle in rastloser Eile entstehenden Skizzen gießend. Vielleicht hätte selbst der Golf von Neapel oder Palermo dieselbe Signatur eines polaren Nebels und Schneegestöbers erhalten. Sein ophthalmischer Magnet deklinierte, gleichsam als ein wirklicher Fehl der Sehkraft. P. wurde ebenso emphatisch erhoben wie unter den wahren Wert seines Strebens gesetzt. So verkündete P. in zahlreichen, meist im gleichen Format gehaltenen Zyklen die Resultate seiner monatelangen Sitzungen auf dem Turme der Peterskirche mit Aufnahmen aus der Vogelperspektive über die Stadt und Umgegend Münchens. Auch Frucht- und Blumenstücke in gleich weißkreibiger Uniformierung wirkten ermüdend, den Beschauer zu Schnupfen und Erkältung reizend. Man erinnerte sich lieber der duftigen Mondnachtstudien von Lichtenheld, Morgenstern, Knut Baade oder Iwan Aivasovski, zu deren hochpoetischen Leistungen unser P. sich in schroffsten, unüberbrückbaren Gegensatz stellte. — Ob der seltsame Meister schon am Abschluß seiner Bestrebungen war oder diese noch in weitere Phasen gelenkt hätte, bleibt wohl eine offene Frage. — Kurz nachdem er seiner Mutter das letzte Ehrengelicht zum Grabe gegeben, entriß ihn ein unerwartet plötzlicher Schlaganfall einer fieberhaft aufregenden, beispiellosen, jetzt im ganzen Umfange noch nicht völlig objektiv abschätzbaren Tätigkeit.

Autobiogr. Notizen in »Das geistige Deutschland« 1898, S. 505. — Fr. v. Bötticher, »Malerwerke« 1898, II, 213. — Nekr. in Nr. 29 »Allgemeine Zeitung« 22. Juli 1911, S. 499. — Nachlaß-Ausstellung im Kunstverein. — Nr. 523 »Neueste Nachrichten« 9. November. — Nr. 261 »Münchener Zeitung« 9. November. — A. Wurm in Nr. 253 »Augsbr. Pstztg.« 8. November 1911.

H. Holland.

Pernat, Franz Sales, Genre- und Porträtmaler, * 4. Juli 1853, † 20. Februar 1911 in München. — Versah schon frühzeitig die kalligraphischen Adressen und Diplome seines gleichnamigen Vaters mit selbsterfundnen Arabesken und Randzeichnungen, die ihn zum Eintritt in die Akademie ermutigten, wo er bei Lindenschmit, Freiherrn Arthur v. Ramberg und W. Diez rasche Förderung fand. Als vielversprechender Schüler derselben bezeugte er seinen Beruf mit kleinen Porträt- und Genrebildern, darunter die neckischen »Geheimnisse« (1874), eine »Kredenzende Dame« (1877) und ein mit koloristischem Raffinement behandelter, den Schädel Yorks apostrophierender »Hamlet«. Ein Gedenkblatt zum »Wittelsbacher Jubiläum« (1886) und eine Grisaille auf Kaiser Wilhelm I. (1888) brachten den Namen des Malers in den Kunsthandel. Seit 1883 machte er sich mit einem Bildnis des Fräulein Julie Heffner im Glaspalast bemerklich. Da der vorherrschende Grundton dunkel blieb, so wurde P. kein mit Vorliebe gesuchter Frauenmaler, obwohl er die Bildnisse einiger junger Dämchen geschickt zu einer anmutenden »Parkszene« zu gestalten wußte. Dafür erschienen im Kunstverein und in den Jahresausstellungen des Glaspalastes die Porträts des streitbaren Historikers *Dr. Sepp* (1889, vgl. »Biogr. Jahrbuch« 1912, XIV, 205), *Fr. v. Poschinger* (1891), Regisseur *Karl v. Brulliot* (nebst zwei andern der Galerie des kgl. Hoftheaters einverleibten Bühnenkünstlern), welches den Beifall des Königs Carol von Rumänien in so hohem Grade errang, daß er P. wiederholt nach Bukarest lud, um sich malen zu lassen; des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg, Professor *Dr. Bauer*, der junge Baron von Preuschen (1897); im folgenden Jahre brachte der Maler eine ganze Kollektion erlesener Werke zur Ausstellung; 1900 S. K. Hoh. Prinzregent Luitpold (als Holzschnitt in Nr. 3010 »Illust. Ztg.«, Leipzig, 7. März 1901); dann folgten Kriegsminister *Frhr. v. Horn*, der Maler *Anton Mangold*, S. K. Hoheit *Prinz Rupprecht* in Generalsuniform (bei Heinemann 1909); Reichsrat *Frhr. v. Soden-Frauenhofen* u. a. Alle in einheitlich ruhiger Geschlossenheit nach dem fühlbaren Vorgang von Van Dyck, Rubens, Velasquez und Franz Hals, welchen er sicher nachstrebte. Auch in der Plastik versuchte sich P. mit einer trefflichen Lenbach-Büste, welche auf der Nachlaß-Ausstellung erst 1911 bekannt wurde. In seiner feinen Empfindung bewies er sich, in oft schweren Kämpfen immer als Optimist, ebenso wie im Leben als Gentleman. Jeder Porträtist übt in seiner Weise den Beruf eines Biographen: das jeweilige Objekt nicht nach einem etwa photographischen Moment, sondern in ganzer Individualität zu erfassen und als Psychologe zu rekonstruieren. Der Maler ist somit immer auf ein doppeltes, auch retrospektives Studium angewiesen, wozu Zeit und tiefere Erkenntnis des jeweiligen Objekts unabweisbares Erfordernis bleibt. Ein momentaner psychischer Barometerstand kann zwar glückliche Fingerzeige geben; verlangt aber fortgesetzte Beobachtung und gründliches Arrangement der blitzartig gewonnenen Eindrücke. Von solchem Gesichtspunkte aus erweisen sich viele von P.s Bildern als wahre Muster- und Meisterleistungen. — In gleich schwieriger Situation befindet sich ein Nekrologist, welcher das Fazit eines künstlerischen Schaffens gewissenhaft zu taxieren versucht. Jedenfalls wäre unser Maler in einer höheren Rangstufe einzuschätzen, als demselben im oberflächlichen Durchschnitt zuteil geworden. Das ihm am Rande des Grabes erwiesene Ehrengelait zeigte von seiner längst und schwerverdienten Anerkennung und Würdigung. »Platz für alle hat die Erde« — freilich manchmal erst, wenn einer unter derselben seine letzte Rast gefunden hat!

Vgl. Fr. v. Bötticher, »Malerwerke« 1898, II, 237. — Nekr. in Nr. 92 »Neueste Nachrichten« 24. Februar 1911. — Nr. 9 »Allgemeine Zeitung« 4. März 1911. — Kunstvereins-Bericht f. 1911, S. 23.

H. Holland.

Rose, Julius, Landschaftsmaler, * 24. Oktober 1828 zu Königsbruck bei Dresden, † 23. Oktober 1911 in München, wurde seines Zeichnungstalents wegen zu einem Bildhauer in die »Lehre« gegeben, kehrte aber aus Heimweh in die Familie zurück, um willig neben seinem in Diensten des Grafen Hohenenthal als Schloßgärtner stehenden Vater Grabscheit und Hacke zu schwingen. Als ausgelernter Gärtner übte er sich aber neben seinem Beruf fleißig im Zeichnen und Malen, wodurch er die Aufmerksamkeit der kunstsinnigen Gräfin von Hohenenthal erregte und Zutritt in ihre Galerie erhielt, um nach Herzenslust zu kopieren. Seine Leistungen fanden Beifall und zeitigten den Entschluß, sich zu Dresden ganz der Kunst zu widmen. Immer noch als Autodidakt arbeitend, gewann er durch weitere Kopien die Mittel zu Reisen nach der Schweiz, nach Italien, wo er, ganz der Landschaft obliegend, treffliche Studien sammelte und zu eigenen Arbeiten verwertete. In München seit 1836 angesiedelt, galt er bald als geschätzter Hochgebirgsmaler, und seine Bilder gingen durch die Kunsthandlung Wimmer (Humplmayer) in die weite Welt. Auf fortwährenden Wanderungen, besonders nach Schweden und Norwegen, jügte und frischte er sich. Die Reihenfolge seiner Motive ist jetzt schon unmöglich und kaum andeutungsweise erreichbar. Am köstlichsten blieben seine kleineren, jedoch immer sorgsam durchgebildeten »Skizzen« nach nordischen Fjorden und Meeresküsten insbesondere gesucht, obwohl er im Salzkammergut, in der Schweiz, im Taunus ebenso seine ständige Domäne hatte. Da er in vorausahnender Angst des »Überlebenseins« rechtzeitig den Pinsel niederlegte, entschwand er dem jüngeren Nachwuchs, ebenso allen Wiederholungen abgeneigt wie etwaigen Reproduktionen in Farbendruck, Stich und Photographie. Sein Nachlaß verschwand rasch in den Kabinetten der Sammler.

Vgl. Fr. v. Bötticher, »Malerwerke« 1898, II, 467. — Kunstvereins-Bericht f. 1911, S. 22.

H. Holland.

Scheuermann, Ludwig Gustav Wilhelm, Landschaftsmaler, * 18. Oktober 1859 zu Burghersdorf in Südafrika als Sohn eines dort begüterten Kaufherrn, † 1. September 1911 zu Herrsching am Ammersee (Bayern). Zweijährig verlor er den Vater; die Mutter kehrte nach Augsburg zurück. Hier absolvierte Sch. Lateinschule und Gymnasium, bezog 1880 die Münchner Akademie als Schüler von Alexander Straehuber Benezur und Ludwig v. Löfftz (vgl. Bettelheim, »Jahrbuch« 1913, XV, 148 ff.). Sein Wandertrieb führte ihn zu Bouguereau und Julian nach Paris und auf eine lange Studienreise durch Algier und Nordafrika, seine reichen Eindrücke zu Genre- und Landschaftsbildern zu München verwertend, wozu weitere abermalige Ausflüge nach Frankreich und Italien neuen Stoff boten. Mit »Arabische Tänzerinnen«, einer lautespielenden »Myriam«, schachspielenden Moslims (in Nr. 18 »Über Land und Meer« 1890, LXIII, 372), Kaffeehausszenen und einer ganzen Reihe von anziehenden orientalischen landschaftlichen Gemälden bewies er seine vielseitige Begabung. Auch im Jägerporträtfach, als Radierer und Schwarzweißzeichner in heiteren Illustratio-

nen in den »Fliegenden Blättern« und witzigen Karikaturen im Kreise der »Allothria« beschäftigt sich Sch. vielseitigst. Mehrere Jahre verwaltete er das Ehrenamt als Vorsitzender des »Münchner Künstler-Unterstützungsvereins«, sein sprichwörtlich »goldenes Herz« reichlich bewährend. Eine Ausstellung von 32 Öltempera, Gouachebildern und Zeichnungen mit Motiven aus Franken, Bayern, Frankreich und dem Orient bewies seine vielseitige artistische Sattelfestigkeit, darunter eine kriegerische Szene, »Erstürmung Kufsteins durch die Bayern« (im bayrischen Armee-Museum). Seit 1887 in glücklicher Ehe mit Désirée Stolberg aus Riga, fand der auch Segelsportkundige Wanderlustige nach langem schweren Leiden die letzte Rast unter den alten Bäumen seines schönen Landsitzes zu Herrsching.

Vgl. Autobiogr. Not. in »Das geistige Deutschland« 1898, S. 598. — Nekr. in Kunstvereins-Bericht f. 1911, S. 23.

H. Holland.

Van der Venne, Adolf, Tier-, Genre- und Landschaftsmaler, einer aus Brüssel eingewanderten Familie entstammend, * 16. April 1828 in Wien, † 23. September 1911 zu Schweinfurt. — Wie die norddeutschen Maler, insbesondere die Hamburger, gern nach München und über die Berge von Altbayern und Tirol nach dem italienischen Süden gingen, so zog es die Wiener nach Ungarn: Heidebilder, Puszten, »Krug«-Szenen, Pferde, Chikôs, Chárdas mit Zigeunern und Slovaken, Geiger und Bettler auf ihre Leinwand zu bannen, nach Vorgang August Pettenkofers, welcher jedoch das Soldatenbild ganz in sein Repertoire zog. Mit offenen Augen wandernd, fand V. d. V. unbewußt die Kunst. Die Natur galt ihm als hohe Schule, der malerische Drang als Lehrmeister. Zu Anfang der fünfziger Jahre hatten seine Bilder schon einen guten Namen, mit Pferden »An der Tränke«, Jagd- und Reiterszenen, Schiffzügen und »Überfahrt an der Maros« — die auch Franz Adam zu einem Prachtbilde begeisterte. Meist leitete unseren Maler wie den Hamburg-Münchner Heinrich Marr (1808 bis 1871) und den Pfälzer Heinrich Bürkel (1802—69) ein etwas knurriger Humor. Das bezeugte die Darstellung eines behäbig offenen Wirtswägelchens, dessen störriger Traber bei überraschter Begegnung mit einem landläufigen Bärenstreiber und dessen zottigem Zögling alle Fassung verliert und kopfüber durchgeht. Oder die Heilung einer behexten Stallrosinante. Vieles dieser Art wurde in Wien und Pest durch Lithographie populär gemacht. Nach anderthalb Dezennien übersiedelte der Maler gen München und errang hier ein dankbares Publikum nebst der Stelle eines Zeichnungslehrers am Kgl. Kadettenkorps. — »Gartenlaube«, »Daheim« und »Über Land und Meer« reproduzierten gern in Holzschnitt seine meist fremdländisch angehauchten und heiter staffierten Stimmungsbilder, wie die »Heimkehr vom Jahrmarkt«, ein »Umgeworfener Schlitten« mit zertrümmerter Hafnerware; Rückfahrt mit reicher Jagdbeute und heißmutig dahinstürmenden Rossen; Wallachische Schmuggler; ein Künstler porträtiert einen Langohr, wobei der zuschauende Schmid als »Kritiker« mit seiner Meinung assistiert; wandernde »Dultschmiere« à la Spitzweg; Heimfahrt von einer ungarischen Hochzeit mit sausendem Fünferzug; Vorbereitung zur »Table d'hôte« — im Kuhstall mit dem obligaten Geißbock; Zigeunerrast im Zeltlager mit sonnen-glastendem, walddurchklingendem Fiedelspiel, eine wahre Verkörperung von Lenaus Poesie; auf der »Hutweide bei Njuarad«; »Danya-Brand« usw. Der

immer mit gleichsam rudernder Armbewegung stetig dahinhastende Mann, welcher die frohen Feste in den Künstlergilden der »Cassandra«, »Allothia« und »Alt-München« zu verschönern mithalf, hielt sich lange in elastischer Frische, brachte noch 1895 achtungsvolle Leistungen zur Ausstellung in den Glaspalast und fand erst im Krematorium zu Gotha die letzte Rast.

Vgl. Wurzbach, »Österreich. Lexikon« 1884, 49, 251. — Fr. v. Bötticher 1901, II, 922. — Nr. 40 »Allgemeine Zeitung« 7. Oktober 1911.

H. Holland.

Weiser, Josef, Genremaler, * 10. Mai 1847 zu Patschkau in Schlesien, † 15. April 1911 in München, hat sich gleich seinen Landsleuten Wilhelm Hausschild, Eduard Schwoiser (vgl. Bettelheim, »Jahrbuch« 1905, VII, 418) und Eduard Grützner, auf schweren Wegen, durch eigene Kraft, rühmlich zur Malerei durchgerungen. Wie Goethe »dem Mütterchen die Frohnatur und Lust zum Fabulieren« verdankt, so berief sich auch W. auf »die gleichgeartete Mutter und die herrliche Umgebung seiner Vaterstadt«. Schon als Kind zeigte er Freude zum Formen, Bilden und Sinnieren mit landschaftlichem Hintergrund. Obwohl zum Kaufmann bestimmt, folgte er doch dem Drange, nach München zu kommen, wo er kurze Zeit im Antikensaal »ohne besondere Freude an dem kalten Gips zu finden«, zeichnete und auf eigene Faust malte. Hinderreichend mit Technik ausgestattet, nach Hause zurückgekehrt, begann W., »recht und schlecht ehrsame Bürger« zu porträtieren und eigene Gedanken, darunter ein »Die letzten Tage der schönen Königin Luise zu Hohenzieritz« darstellendes Bild zu skizzieren. Von 1868—72 malte er wieder in München fleißig, hier und da etwas bei einem Kunsthändler anbringend oder für Verleger illustrierend — darunter die meisterhaften Croquis »Aus unserem Jahrhundert« mit Szenen aus Napoleons Leben und die Zeit des Wiener Kongreß, auch für Hallbergers Schiller- und Goethe-Ausgaben. Dann nahm ihn der jungen Kräften so warm entgegenkommende Wilhelm Diez in seine Schule, sein frisches Talent einrenkend. Die »Weiser-Bilder« brachen bald Bahn und Weg; z. B. die »Freisprechung« eines von ihren Angehörigen im Gerichtssaal freudig begrüßten Mädchens, allerlei Trinkbrüder und Zecher: »Volle Gläser, warme Köpfe«, die »Verteidigung eines Klosters« — vielleicht angeregt durch Scheffels »Ekkehard«, nur vom zehnten Jahrhundert in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges transponiert; da W. den kulturhistorischen Roman »Simplicissimus« des urkräftigen Grimmelshausen unbegreiflicherweise ebensowenig kannte wie sein damit doch geistverwandter Lehrmeister W. Diez, welcher doch den lokalen Farbenton und alle Vorzüge dieses unerschöpflichen Quellenwerkes in geistiger Verwandtschaft so wunderbar traf. Auch W.s »Schnapphähne« (angekauft 1884 für die Galerie des Münchner Kunstvereins) atmen dieselbe Lust des landstürzenden »Springinsfeld«. Die alte Klage, daß die Herren Maler meist so wenig des Buchstudiums pflegen und lieber ihrer Phantasie und Eingebung folgen! In Summa ist nur der Umstand maßgebend, daß sie doch Glück machen, wie W. mit den zwei geizigen, dem Kastellan »Das fatale Trinkgeld« zahlenden Perückenkavalieren, mit dem »Flötenständchen«, dem heimlich rauchenden »Damen-Kränzchen«, den schönen »Nichten des Kardinals«, welchen wieder fahrende »Kriegsknechte« folgten, die in einer Scheune über dem Auswürfeln ihrer kostbaren Beute in Streit geraten. Dann wieder »Feldwachen« und

»Lautenspieler«. Traun: der Dichter hat volles Recht zu der Frage: »Woher ich dies und das gewonnen? Was geht's euch an, wenn es nur mein ward. Fragt ihr, ist das Gebäude vollkommen, woher gebrochen jeder Stein ward!«

Den glücklichsten Wurf tat W. durch seine mit fast lebensgroßen Gestalten in hinreißender Dramatik aufgebaute »Unterbrochene Trauung« — ein auch im außerordentlichen Format und exzellenter Durchführung pochendes Genrestück, ein wahrer Knalleffekt *à la* Birch-Pfeiffer. Es machte zuerst im Münchner Kunstverein (1888), dann bei der Jubiläums-Ausstellung im Glaspalast glänzendes Furore, fand aber erst nach langer Wanderfahrt — vergleichbar einer überall ob ihrer faszinierenden Schönheit bewunderten Frau, die doch keiner heiraten will — endlich 1892 in C. W. Schusters Sammlung zu New York eine bleibende Stätte. Die aufregende Szene spielt in der Apsis einer perspektivisch erfaßten Barockkirche; lichterglänzender Altar, große Assemblée von Klerus und hochnasiger Aristokratie. Es handelt sich um ein bildschönes Kind, welches als letzter Rettungsanker einer sinkenden Familie einem reichen alten Nabod ausgeworfen werden soll, welcher rot befrackt in gleißender Ordenspracht, ein echter Roué, kühl seines Opfers harrt: da stürmt nach langer, abgehetzter Fahrt, offenbar direkt vom Eisenbahnzuge, der von weit über das Meer, gerade noch vor dem entscheidenden Wort, eingetroffene erste Herzensfreund herein, ein sichtlich jetzt gemachter Mann, sein Hut fliegt auf den Boden und die holde Getreue in seine ausgebreiteten Arme. Hier höchster Jubel und Sieg der Treue, dort starres Embarras und stiller Hohn auf vielen Gesichtern. »Habeant!« Eine prächtiges Finale. Das Bild schlug sieghaft ein und gab nach langer Arbeit unzähligen Stoff zu nützlichen Konjekturen und zu des jungen Malers Ruhm. Darauf folgten der heitere »Faschingsrummel im Mädchenpensionat« und das Impromptu mit dem »Am Aschermittwoch« rückkehrenden Schalksnarren, welchem sein inzwischen glücklich angekommener kleiner Weltbürger präsentiert wird (Nr. 3476 »Illustrierte Zeitung«, Leipzig, 10. Februar 1910). — W. blieb übrigens auch ernsteren Szenen nicht abhold, mit zeremoniösen Hochzeitsgratulationen, Einsegnung einer weltentsagenden Nonne, eine Kopulation mitten im Feldlager, Verhaftung eines aristokratischen Bräutigams durch Konventsoldaten, Überraschung eines nächtlich hazardierenden Ehegatten durch die junge Gemahlin; Rekrutierung im Elsaß; Kaiser Wilhelm an der Wiege seines Urenkels; Ausführung des Buchhändlers Joh. Fr. Palm zur Richtstätte durch französische Grenadiere; die »Letzten Tage von Pompeji« usw. Bereitwillig jügte W. seine zu Helldunkel neigende Palette durch italische Studienreisen, wobei er selbst Vineas Einfluß sich nicht verschloß.

Vgl. Fr. Pecht, »Münchner Kunst« 1888, S. 356. — Fr. v. Botticher, »Malerwerke« 1901, II, 987. — »Das geistige Deutschland« 1898, S. 731. — Nehr. in Nr. 17 »Allgemeine Zeitung« 20. April 1911. — M. Kunstvereins-Bericht f. 1911, S. 26 (Alex Braun).

H. Holland.

Voltz, Ludwig, Tier- und Landschaftsmaler, * 28. April 1825 in Augsburg, † 26. Dezember 1911 zu München. — Sein Vater Johann Michael V. (* 16. Oktober 1784 in Nördlingen, † daselbst 17. April 1858) war gleichzeitig mit seinem nachmals so berühmten Fach- und Heimatgenossen Albrecht Adam 1807 nach München gewandert, ihr beiderseitiges Heil suchend. Während Adam dem Adler des korsischen Imperator folgend, auf den österreichischen Schlacht-

feldern zum Maler promovierte und mit zahlreichen Porträts und Ölbildern durch Aufträge vollauf in Anspruch genommen wurde, arbeitete V. immer für Buchhändler und Verleger, die sein illustratives Talent für kriegerische Aktionen, militärische und andere Kostümbilder, Trachten und Volksszenen vollauf in Anspruch nahmen. Mit staunenswerter vielseitiger Leichtigkeit lieferte er Bilder zu den deutschen Klassikern, zu den beliebtesten Opern und Dramen, mit meist kolorierten Blättern und »Küpferchen« zu »Damenkalendern« im Miniaturformat, heitere »Krähwinkeladen« wie selbe fast gleichzeitig auch Moriz v. Schwind für seine Wiener übte, ideale Episoden aus den deutschen Befreiungskriegen, Bilderbogen und -bücher für Kinder, Bürger, Bauer und Landmann: alles erfreulich und unterrichtend, heute noch der Nachwelt als Fundgrube dienend und deshalb jetzt von allen graphischen Sammlern, emsigen Bibliophilen und Kulturhistorikern erwünscht, worüber Dr. Karl Hagen in einer besonderen Monographie (Stuttgart 1863) über 4000 Nummern verzeichnete und die Beziehungen des Künstlers zur Zeitgeschichte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beleuchtete — ein Buch, ebenso verdienstvoll wie C. Jahns diplomatischer Katalog über das ganze Lebenswerk des Malers und Kupferstechers Johann Adam Klein (München 1863), Joh. Fr. Hoffs über Ludwig Richter und Adolf Stolls Monographie Ludwig Emil Grimm (Leipzig 1911). — Dieser zerstreuten Vielseitigkeit des Vaters gegenüber nahm sein ältester Sohn Friedrich V. (* 31. Oktober 1817 zu Nördlingen) die Palette auf, erwarb zu Hause wie spielend die handsame Fertigkeit der Zeichnung, übte in Albrecht Adams Atelier, wetteifernd mit dessen Söhnen Benno, dem genialen Franz und dem sinnigen Eugen die Maltechnik nach dem lebenden Tiermodell mit charakteristisch scharf geschautem Erfassen; hospitierte zum weiteren Figurenstudium die Akademie, ging aber dann auf sommerlichen Streifzügen in die freie Natur der nahen Alpen und deren Seegelände, am liebsten zu Bernried bei Starnberg, Tierbild und Landschaft zu bukolischen Idyllen gestaltend und vereinend, und erreichte mit diesen seinen eigengearteten Nachdichtungen einen frühreifen, wirklich internationalen Ruf, der ihm weit über sein am 25. Juni 1886 erfolgtes Ableben immer getreu blieb, so daß »ein echter Friedrich Voltz« heute noch als ein wahres Juwel in jeder Galerie geschätzt wird. — Dieses ganze Archiv und Aggregat von Erfahrungen gereichte unserem vorgenannten jüngeren Bruder Louis V. gleichsam als Vorbild und Erbe. Besondere Förderung bot die lustige Malerkolonie zu Eberfing (nächst Weilheim), woselbst, längst vor den heutigen »Dachauern«, eine wahre Hochschule für Landschaftsmalerei sich etablierte, unter dem Präsidium Albert Zimmermanns und dessen kurzweg als »Zimmerleuten« notierten Namensbrüdern und -vettern, wie Kotsch, die beiden Seidel, Rosenthal, Ebert, Eberle »*e tutti quanti*«, welche nach ernster Tagesarbeit mit heiterstem Humor ihres jungfrischen Lebens pflagen, wozu mit allzeit bereitwilliger Laune Louis V. die Zielscheibe bot. Obwohl derselbe, wie ehe bevor sein Bruder Friedrich und früher Albrecht Adam, viele »Pferdeporträts« in den Gestüten des Fürsten von Thurn und Taxis und von Wallenstein aufnahm, so mied er doch sorgfältig die Domäne seines brüderlichen Lehrers und erwählte als eigenes Revier, freilich kein wilder Nimrod, als kundiger Jünger das edle Weidwerk zu verherrlichen: auslugende Gamsen, hitzige Gabler, Spießer und Damschaufler, flüchtige Rehe, äugende Füchslin, allerlei Federwild, aber auch mißmutig limmende Eber; die ganze Familie der in ihrem philosophischen Sinn

immer unberechenbaren »Dackel« zählte zu seinem Repertoire, wodurch der Maler die verständnisinnige Gönnerschaft der kgl. Hoheiten des Prinzregenten Luitpold, des Prinzen Leopold, der Grafen v. Arco-Zinneberg und Steppberg und anderer Hubertusritter gewann. Viele Beiträge steuerte V. zu den weltbekannten »Münchner Bilderbogen« der Firma Braun und Schneider, zuletzt auch manches Brauchbare aus dem kolossalen Nachlaß seines Vaters (in den Nummern 225 und 236) verwendend. Das Stoffgebiet, das er sich als Maler wählte, ist, wie oben angedeutet, genau begrenzt, aber in der Auswahl der Motive tritt große Mannigfaltigkeit zutage. Hochbetagt blieb er immer seiner Kunst getreu, brachte sogar noch einen stolzen Zwölfender, der auch einen Käufer fand, in den Kunstverein. Dann spannte er sich ein in der Stille seines Heims und im Anblick seiner eigenen und fremden Bilder. Er hatte durch Kauf und Tausch eine gewählte Galerie seiner besten Zeitgenossen zusammengehamstert: einige sorgsam gehütete Schatzstücke seines neidlos verehrten Bruders. Dann Werke von Ludwig Hartmann, Mali, Habenschaden, Horschelt, Heinrich Lang und Julius Lange, Cäsar Metz, Franz v. Pausinger, Philipp Roth, Schmitzberger usw. Sie wurden am 27. November 1912 zur Freude neuer Besitzer durch eine Helbing-Auktion zerstreut. Er hatte sich daran erwärmt und gefreut, auch als die Schatten jener Tage, die uns so selten gefallen, über seinen Pfad zogen. Es ist nicht immer erfreulich, unter den Palmen eines hohen Alters zu wallen. Erst versagten die Füße den Dienst, dann zerrann in Luft der dünngesponnene Faden des Denkens. Der Rest ist Schweigen. »Wenn auch Leib und Seele scheiden, bleibt der gute Name noch!«

H. Holland.

Umbeck, Philipp Valentin, von 1898—1911 Generalsuperintendent der Rheinprovinz, * 13. November 1842 zu Vallendar a. Rhein, † den 4. Februar 1911 zu Koblenz. — Studierte Theologie von 1861—1865 zu Halle und zu Utrecht, bestand die theologischen Prüfungen 1865 und 1867 zu Koblenz, wurde am 20. Oktober 1868 ordiniert und wirkte als Pfarrer und Rektor zu Rees am Niederrhein von 1868—1877, als Pfarrer zu Windesheim von 1877—1886, als Pfarrer zu Kreuznach von 1886—1898. Im Jahre 1884 zum Superintendenten der Kreissynode Kreuznach gewählt, stand er von 1893—1898 als Präses an der Spitze der rheinischen Provinzialsynode, bis er im Jahre 1898 zum Generalsuperintendenten der Rheinprovinz ernannt wurde.

Eine kraftvolle Persönlichkeit, vor allem mit der Gabe der Leitung und Ordnung ausgerüstet, hat U. durch vielseitiges Wirken im Umfang der Provinz, besonders auch im weiteren Kreise als Mitglied der preußischen Generalsynode sich viel Anerkennung und Liebe erworben. Die Arbeiten der inneren Mission in der Rheinprovinz, besonders das unter seiner Mitwirkung begründete zweite Diakonissen-Mutterhaus zu Kreuznach, verdanken ihm reiche Förderung. Schriftstellerisch ist er nicht hervorgetreten, wiewohl ihm ein reiches Wissen zu Gebote stand. Er wurzelte ganz in der Eigenart der evangelischen Kirche des Rheinlands, in deren Dienst er sich verzehrt hat. Klingemann.

Fischer-Benzon, Rudolf Jacob Dietrich von, Landesbibliothekar der Provinz Schleswig-Holstein, * 2. Februar 1839 zu Westermühlen bei Hohn (Kreis Rendsburg), † 18. Juli 1911 in Wyk auf Föhr. — Seine Gymnasial-

bildung erhielt F.-B. auf der Domschule in Schleswig, die er 1857 verließ. Nach zweijährigem Besuch von Otto Jessens polytechnischer Vorbildungsanstalt in Hamburg bezog er im Herbst 1859 die Universität Kiel, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren. 1865 promovierte er zum *Dr. phil.* und habilitierte sich gleichzeitig an der Christiana Albertina. Nachdem er 1866 Norwegen und Schweden bereist hatte, hielt er sich während der beiden folgenden Jahre als Hauslehrer im Fürstlich Lievenschen Hause in Kurland auf. Im Herbst 1869 gab er die akademische Laufbahn auf und trat zum Lehrerberuf über, dem er sich 23 Jahre hindurch mit größter Hingebung und ebenso großem Erfolge gewidmet hat. Er wirkte an den Gymnasien in Meldorf, Hadersleben, Husum und zuletzt seit 1878 in Kiel, wo er 1889 den Professortitel erhielt. Im Juli 1893 mußte er seiner angegriffenen Gesundheit wegen in den Ruhestand treten. Es folgten zwei schwere Leidensjahre, in denen F.-B. trotz aller körperlichen Beschwerden doch unablässig wissenschaftlich tätig war. Nachdem sein Zustand sich wesentlich gebessert hatte, wurde er am 1. November 1895 zum Landesbibliothekar der Provinz Schleswig-Holstein ernannt und gelangte damit im Alter von 56 Jahren gewissermaßen erst zu seinem endgültigen Beruf, in dem er Großes geleistet und dessen Aufgaben und Pflichten er bis zuletzt mit vorbildlicher Treue erfüllt hat. »Er hat die Verwaltung der Landesbibliothek im Jahre 1895 übernommen und seitdem ihre Ausgestaltung und Erweiterung als seinen Lebenszweck angesehen. Mit hervorragender Sachkenntnis und unermüdlichem Eifer hat er eine Sammlung zusammengebracht und geordnet, die für die Geschichte unserer Provinz von der größten Bedeutung ist und in ihrer Art einzig dasteht.« Mit diesen Worten charakterisierte der Vorsitzende des Provinzialausschusses in seinem Nachruf die Tätigkeit des verstorbenen Landesbibliothekars. Sofort nach Antritt seines neuen Amtes begann F.-B., von bewährten Fachmännern beraten, die Katalogisierung der Landesbibliothek und konnte schon 1898 den ersten über 1000 Seiten starken Katalogband herausgeben. 1907 erschien der zweite, ebenso starke Band, der auch das alphabetische Register brachte.¹⁾ Damit hat F.-B. ein in jeder Beziehung mustergültiges Werk geschaffen, das jetzt die sichere Grundlage für alle landesgeschichtlichen Forschungen bildet und dem Historiker einen unvergleichlichen wissenschaftlichen Apparat darbietet und erschließt. Besonders verdienstvoll war es, daß F.-B., ein gründlicher Kenner der dänischen Sprache und Wissenschaft und Übersetzer einer ganzen Reihe von Arbeiten dänischer Mathematiker, bei der Ergänzung der Bücherbestände auch die dänische historische Literatur in umfassender Weise heranzog.

Seit 1898 versah F.-B. auch das Amt des Sekretärs der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte, zu dem er wie kaum ein zweiter berufen war. Auch hier hat er weithin anregend gewirkt und neue Kräfte zum Leben geweckt, wovon die 13 Bände der Zeitschrift der Gesellschaft, die unter seiner Führung erschienen, ein glänzendes Zeugnis ablegen. Mit vollem Rechte rühmt das erste Blatt des nach seinem Tode herausgegebenen Bandes den heimgegangenen Schriftführer, »der als kenntnisreicher Berater, Sammler und Gelehrter um unsere Gesellschaft wie um die Geschichte Schleswig-Holsteins sich

¹⁾ Katalog der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek. Hauptwerk. Schleswig 1898. 1. Nachtrag für 1898—1906; ib. 1907.

wohlverdient gemacht und sich ein unauslöschliches Andenken unter uns gestiftet hat.«

F.-B.s wissenschaftliche Entwicklung nahm ihren Ausgang von den Naturwissenschaften, speziell von der Geologie, der seine ersten Arbeiten galten. Bereits in den siebziger Jahren wandte er sich dann mit lebhaftem Interesse der Botanik zu, die er durch zahlreiche gründliche Untersuchungen gefördert hat. Mehr und mehr aber gewann das Historische den Vorrang in seinem Denken und Forschen. Entwicklungsgeschichtliche und prähistorische Probleme beschäftigten ihn. Er war einer der ersten, der den Gedanken einer Geschichte des Landschaftsbildes scharf erfaßt und seine Durchführung für Schleswig-Holstein angebahnt und begonnen hat. Seine »Altdeutsche Gartenflora. Untersuchungen über die Nutzpflanzen des Mittelalters, ihre Wanderung und ihre Vorgeschichte im klassischen Altertum« (Kiel und Leipzig 1894) wird nach Fr. Kauffmanns Urteil »unter den vorbildlichen und maßgebenden, streng fachmäßigen Arbeiten zur deutschen Volkskunde allezeit einen vornehmen Rang behaupten.« In das Gebiet der Prähistorie gehört die gleichfalls höchst wertvolle Publikation »Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein. Eine vergleichende Untersuchung«. Hamburg 1891. (Abhandlungen, hrsg. vom Naturwissenschaftl. Verein in Hamburg, Bd 11, Heft 3). Alle Arbeiten F.-B.s zeigen, daß er stets die strengsten Anforderungen an sich und seine Wissenschaft stellte, um die Wahrheit zu ergründen und die historischen Zusammenhänge aufzudecken. Er war nicht nur ein gründlicher Gelehrter, sondern eine durch und durch wissenschaftliche Persönlichkeit, und eben diese Eigenschaft ist es wiederum, die ihn zu einem so hervorragenden Bibliothekar werden ließ, einem Bibliothekar, der darum das ihm anvertraute kostbare Gut so wohl zu verwalten und zu mehren wußte, weil er sich bei allem seinem Tun von dem starken Gefühl der wissenschaftlichen Verantwortung leiten ließ.

F.-B.s Tod hat in dem wissenschaftlichen Leben Schleswig-Holsteins eine Lücke hinterlassen, die sich nicht so bald schließen wird. Und auch für seine Freunde bedeutet sein Hingang einen unersetzlichen Verlust. Wer dem durch und durch vornehmen Menschen, der über harte Leidsenkämpfe zu tief harmonischer Resignation gelangt war, persönlich nahetreten und den durchgeistigten Zauber seines Wesens erleben durfte, dem wird sein Gedächtnis unvergessen und eine stete Mahnung zu allem Guten sein. Auf dem Friedhof Eichhof in Kiel hat F.-B. seine letzte Ruhestätte gefunden. Auf seinem Grabstein steht das Wort: Nichts halb zu tun ist edler Geister Art.

Vgl. besonders P. v. Hedemann-Heespen, Prof. Dr. R. v. F.-B., Eine Erinnerung. (Die Heimat. Monatsschr. d. Vereins z. Pflege d. Natur- u. Landeskunde in S.-H. Jg. 22, 1912, S. 33—39; 59—67. Bildnis.) — Ferner: Zeitschr. d. Gesellschaft f. Schlesw.-Holst. Geschichte Bd 41, 1911, S. I—XII (F. Kauffmann), mit Bildnis u. Schriftenverzeichnis von O. Agricola. — Kieler Zeitung 2. Februar 1909, Morg.-Ausg. (70. Geburtstag); 1911: 18. Juli, Ab.-Ausg., 20. Juli, Morg.-Ausg., 22. Juli, Morg.-Ausg. (Die Adelsfamilie von F.-B.), Ab.-Ausg. (Nachruf d. Provinzial-Ausschusses). — Alberti, Schriftstellerlexikon, 1829—1866, 1, S. 215; 1866—1882, 1, S. 182/183. — Jahrbuch d. Deutschen Bibliotheken Jg. 9, 1911, S. 88.

J o h a n n S a s s.

Uhlig, Viktor, Professor der Geologie an der Universität Wien, * 2. Januar 1857 zu Karlshütte-Leskowitz (Schlesien), † 4. Juni 1911 in Karlsbad. — U. war ein Sohn des Hüttenverwalters, nachmaligen erzherzoglichen Bergrates Karl U. Damals leitete noch Ludwig Hohenegger die erzherzoglichen Eisenwerke in Teschen. Dieser um das österreichische Eisenwesen so hochverdiente Mann hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die armen Eisenerze der damals noch geologisch gänzlich unbekannten schlesischen Forste systematisch auszubenten und erkannte den Zusammenhang der Toneisensteinhorizonte mit gewissen Ammonittypen.

U.s Vater war später Amtsnachfolger Hoheneggers in Teschen, und der junge Gymnasiast, dessen Schulzeugnisse uns ein Bild geben von regem Eifer und Begabung, war schon mit Hoheneggers Studien bekannt und auch durch den Beruf seines Vaters für naturwissenschaftliche Studien angeregt worden.

Seine Universitätssudien begann er 1874 in Graz und war schon im vierten Semester daselbst als Demonstrator an der damals vereinigten Lehrkanzel für Mineralogie und Geologie bei C. F. Peters beschäftigt. Die späteren Studienjahre verbrachte er in Wien und wurde hier insbesondere durch die Vorlesungen von E. Sueß und M. Neumayr gefesselt. Zu seinen liebsten Erinnerungen zählten die Reisen, die er während seiner Studienzeit unter Führung seiner Lehrer nach Italien, Salzburg, Südtirol, Böhmen und andere Gebiete unternehmen konnte. Als Assistent Neumayrs in den Jahren 1877—1883 wurde er im täglichen Verkehr mit diesem an strenge Arbeit gewöhnten Lehrer eingeführt in das Studium der Fossilien, die sorgfältigste Beobachtung ihrer Merkmale und die Verwertung der genauen Artbestimmung für die Stratigraphie und die Systematik. Neumayr, ein Schüler Albert Oppels, hatte von diesem die Methoden aus der Tradition des Erforschers des schwäbischen Juras und großen Ammonitenkenners Friedrich August Quenstedt in Tübingen übernommen und pflanzte nun den exakten Forschergeist der berühmten Schule fort auf U.

Neumayr selbst, einer der ersten Kenner der Juraformation und lange mit der Stratigraphie des Jura der karpatischen Klippen beschäftigt, lenkte seinen Schüler zunächst auf ihm naheliegende Fragen. So behandelte U.s Erstlingsarbeit und Doktordissertation (1878) den Nachweis und den Fossilinhalt der Kelloway-Stufe, neben den bisher bekannten Horizonten des oberen Jura an einigen karpatischen Klippen südlich von Neumarkt in Galizien.

Es folgten Jahre intensivster Betätigung auf paläontologischem Gebiete. Die Beschäftigung mit zahlreichen Fossilsuiten des Jura und der Kreide aus verschiedenen Gebieten machten U. zu einem der gründlichsten Kenner des Formenreichtums dieser Formationen.

Aus der stattlichen Reihe größerer Abhandlungen und kleinerer Notizen aus dieser Zeit seien hier nur genannt die Beschreibung der Juravorkommenisse der Umgebung von Brünn (1881), ferner die umfangreiche, mit Neumayr gemeinsam verfaßte Monographie der Hilsammoniten: U. war hier mitbeteiligt an den für die Schaffung einer Ammonitensystematik grundlegenden Arbeiten, an sie schloß sich die Beschreibung der karpatischen Wernsdorfer Schichten, durch welche die gründliche Durchforschung der schlesischen Kreideformation angebahnt wurde.

Inzwischen hatte U. im Jahre 1881 die *Venia legendi* für allgemeine Paläontologie an der Wiener Universität erworben; im selben Jahre wurde er als

freiwilliger Mitarbeiter von der Direktion der k. k. Geologischen Reichsanstalt, damals unter Hofrat Franz v. Hauer, an den geologischen Aufnahmen beteiligt; 1883 wurde er zum Praktikanten und 1887 zum Assistenten an dieser Anstalt ernannt.

Der Aufnahmedienst entzog ihn zwar zeitweise seinen so erfolgreich begonnenen paläontologischen Studien, führte ihn zunächst auch in kein dankbares Gebiet, in dem weittragende Entdeckungen zu erwarten gewesen wären, er blieb aber für ihn, wie für so viele andere spätere Lehrer unserer Wissenschaft, die wertvollste Schulung für das Studium der Geologie im Felde.

Zusammen mit Bergrat C. Paul bereiste er im ersten Sommer ausgedehnte Strecken der reizlos einförmigen, baumarmen, oft steppenartigen Lößebenen nördlich von Lemberg und östlich von Przemyśl, nahe der russischen Grenze. Später rückten seine Aufnahmen westwärts vor in die karpathischen Sandsteinzonen. Die Gewissenhaftigkeit, welche er auch diesem unfruchtbaren Gebiete widmete, bezeugen die eingehenden Berichte und die Fülle von Detailbeobachtungen, sowohl aus der westgalizischen Tiefebene als auch über die einförmigen Flyschgebiete westlich von Przemyśl mit ihren kretazischen Aufbruchszonen.

Willkommener war ihm die Aufnahmestätigkeit in seinen heimatlichen Gebieten: in den schlesischen Beskiden. Hier konnte er an die Aufnahmen Hoheneggers anknüpfen, und er entschloß sich, die große Arbeit einer Gliederung des unter den Kreidebildungen Österreichs an Fossilreichtum und Mannigfaltigkeit einzig dastehenden Schichtkomplexes der schlesischen Unterkreide in Angriff zu nehmen.

Die umfangreichen Berichte über die Sandsteinzone zwischen dem pieninischen Klippenzug und dem Nordrande der Karpathen (1888) und über den pieninischen Klippenzug (1890) sind auserlesene Muster sorgfältigster Beobachtung und exakter Darstellung.

So hatte U. während seiner zehnjährigen Arbeitszeit im Dienste der Geologischen Reichsanstalt bis zum Tode seines Lehrers M. Neumayr und bis zu seiner Berufung an die Lehrkanzel für Mineralogie und Geologie an der deutschen Technischen Hochschule in Prag, als Nachfolger Wilhelm Waagens, im Jahre 1891 — ein gewaltiges Stück Arbeit geleistet und war zu einem der ersten Kenner der Karpathengeologie und zugleich der Stratigraphie der Jura- und Kreideformation vorgerückt. Bald nachdem er 1893 einen Ruf an die Universität Breslau abgelehnt hatte, wurde er zum ordentlichen Professor in Prag ernannt.

Immer vielseitiger gestaltete sich U.s Tätigkeit im folgenden Jahrzehnt seines Aufenthaltes in Prag. Neben seinem Lehrberufe führte er die Studien in den Karpathen fort, nunmehr im Auftrage der Akademie der Wissenschaften. Schon früher hatte er diese Studien auf die Hohe Tatra ausgedehnt. Größere paläontologische Arbeiten wurden um diese Zeit teils fertiggestellt, teils begonnen; so wurde die Bearbeitung der großen Jurasuiten des Himalaya zu Anfang der Neunziger Jahre von U. in Angriff genommen. Außerdem war er als Referent der Erdbebenkommission der Akademie der Wissenschaften für die deutschen Gebiete Böhmens tätig, und die Bergwerksgebiete Böhmens gaben ihm häufig Gelegenheit, in Fragen der praktischen Geologie seinen Rat zu erteilen; ich erwähne hier nur seine Beteiligung an den kommissionellen Arbeiten, betreffend den Schutz der Karlsbader Heilquellen.

Unter den verschiedenen Arbeiten dieser Jahre war aber die bedeutendste die Herausgabe einer neuen Auflage von Neumayrs Erdgeschichte (1895). und in den Jahren 1897 und 1900 legte er der Akademie der Wissenschaften seine Berichte über das Tatragebirge vor.

Im Jahre 1900 kehrte er als Nachfolger Wilhelm Waagens an die Stätte seiner ersten Tätigkeit, an die Lehrkanzel für Paläontologie an der Universität in Wien, zurück; aber ihn fesselten in höherem Maße stratigraphisch-tektonische als entwicklungsgeschichtliche Probleme. So übernahm er mit Freuden schon im Jahre 1901 die durch das Scheiden E. Sueß' aus dem Lehramt erledigte Lehrkanzel für Geologie. Hier beschäftigten ihn immer größere Aufgaben; das Feld seiner Tätigkeit wurde stets erweitert durch die zahlreichen, sich herandrängenden Schüler, die er in den verschiedensten Teilen der Monarchie zu selbständiger Arbeit mit regster Anteilnahme an deren Aufgaben und Fortschritten anleitete.

Nach Vollendung des ersten Teiles seiner großen Arbeit über die Fauna der Spiti shales des Himalaya verfaßte er eine allgemeine Übersicht des Karpathengebietes unter dem Titel »Bau und Bild der Karpathen«, und zwar im Rahmen des Gesamtwerkes: »Bau und Bild Österreichs«, das bestimmt war, am Geologenkongresse in Wien 1903 zu erscheinen. Mehr als die andern Teile des Werkes, über die böhmische Masse, über die Alpen und über die Ebenen, entsprach die Darstellung der Karpathen einem Bedürfnisse; denn hierüber lagen noch keine größere Zusammenfassungen vor, und die Literatur über das streckenweise wenig bekannte Gebiet war zerstreut und gehörte zum Teil älteren Forschungsepochen an. Vor allem aber verleiht die gründliche Kenntnis ausge dehnter Gebietsteile, welche der Verfasser teils bei seinen Arbeiten im Dienste der Geologischen Reichsanstalt, teils auf besonderen Reisen sich erworben hatte, dem Werke einen hervorragenden Wert.

Am meisten aber trat U. in den folgenden Jahren seiner vielseitigen Tätigkeit in den Vordergrund durch seine verschiedene Stellungnahme zur neuen Lehre vom Deckenbau der Kettengebirge. Es war dies eine weitere Fortführung der Lehre von der Entstehung der Kettengebirge durch einseitigen Schub, die schon früh an die Stelle der älteren Vorstellungen einer zentralen Hebungsachse der Gebirge getreten war. Gestützt auf die Erkenntnis großer flacher Überschiebungen in den schottischen Gebirgen, in Belgien, in Skandinavien, war die neue Lehre insbesondere in den Westalpen von schweizerischen und französischen Geologen weiter ausgebaut worden. Man erkannte, daß diese Gebirge aus einer Folge von 80—100 km weit flach übereinandergeschobenen Decken bestehen.

Die Übertragung dieser großzügigen Vorstellungen auf die Ostalpen war ein weiterer notwendiger Schritt. Die Grenze zwischen den beiden verschieden gebauten Hälften der Alpen im Osten und im Westen des Rätikon war schon früher, als große Überschiebungslinie erkannt worden. Lugeon (Lausanne), Termier (Paris) und Haug (Paris) haben zur Zeit des Geologenkongresses 1903 in Wien die kühne Synthese aufgestellt, daß die ganzen östlichen Kalkalpen in einer Länge von 480 km vom Rätikon bis zum Wiener Becken als ortsfremde Deckscholle dem tieferen Gebirge aufruhon. Die Decke oder Summe von Decken, welche unter dem Namen der Ostalpen zusammengefaßt wird, liegt auf den tieferen westalpinen Decken.

Nicht plötzlich hat sich der Umschwung der Meinungen vollzogen. Ein großer Teil der Geologen verhielt sich zurückhaltend oder ablehnend gegenüber der neuen Lehre. Der Reihe nach aber sah man die führenden Autoritäten, wie Heim (Zürich), Rothpletz (München), Steinmann (Bonn), Hoernes (Graz) u. a. sich ihr zuwenden.

Endlich folgte U. mit der Umdeutung der Tektonik der Karpathen.

Im Jahre 1903, während des internationalen Geologenkongresses in Wien, war der Kampf der Meinungen am lebhaftesten, und so auch in der Diskussion, nachdem Lugeon in einem Vortrag über die »*Nappes de recouvrement des Alpes Suisses*« die neue Deutung der Ostalpen dargelegt hatte. Noch vor dem Kongresse hatte unter U.s Führung die denkwürdige Exkursion nach den karpathischen Klippen stattgefunden. Die lebhaften Kontroversen zwischen U. und Lugeon waren der Schmuck dieses Ausfluges und hielten die Teilnehmer in anregender Spannung. Eine Einigung der durchaus gegensätzlichen Vorstellungen konnte in der kurzen Zeit, welche der Ausflug währte, nicht erwartet werden, und die beiden Forscher kehrten mit unversöhnten Meinungen nach Wien zurück.

Aber Eindrücke und Argumente wirken in der Stille nach. Allmählich löst sich das Netz der alten gewohnten Gedankenbahnen; allmählich treten die neuen Beziehungen der Begriffe immer schärfer und klarer hervor. U. war ebensowenig ein blinder Nachbeter wie ein Streber nach neuen Effekten. Erst nach sorgfältiger Prüfung aller Gründe und Gegengründe hat er sich der neuen, früher von ihm selbst bekämpften Auffassung, dann aber mit vollster Entschiedenheit zugewendet. Er gab hiermit ein leuchtendes Beispiel eines offenen und ehrlichen Bekenntners der Wahrheit, den nicht Eigenliebe festhält an seinen eigenen Schöpfungen, sobald er das Bessere erkannt hat.

Eine von seiner früheren gänzlich verschiedene Vorstellung über den Bau und die Bildungsgeschichte legte U. in seiner denkwürdigen Abhandlung im Jahre 1907 »Über die Tektonik der Karpathen« der Akademie der Wissenschaften vor.

Die genauen kartographischen Darstellungen und Beschreibungen U.s haben die neue Erkenntnis in allen Stücken vorbereitet.

Die in so eigentümlicher Weise gruppierten verschiedenen Ausbildungsformen (Fazies) der Formationen werden zu verschiedenen Decken. So liegt in der Sandsteinzone über der äußeren subbeskidischen die innere beskidische Decke. Die merkwürdige Klippenzone der Karpathen stellt nicht mehr die Reste eines autochthonen Gebirges dar, sondern die Kopfteile einer oder mehrerer emporgestauter Decken. Die granitischen Kerngebirge sind nicht mehr als alte Inseln im mesozoischen Meere aufzufassen. Auch sie sind Teile einer gemeinsamen Decke, die auf eine fremde Unterlage von Süden vorgeschoben wurde. Die sonderbaren Enklaven der sogenannten hochtatratischen Fazies der mesozoischen Formationen, welche die Kerngebirge umranden, früher als Untiefen im mesozoischen Meere aufgefaßt, erklären sich nun als in Aufwölbungen bloßgelegte Teile einer gemeinsamen tieferen Decke, ummantelt von der höheren Decke mit subtatratischen Fazies der mesozoischen Sedimente.

Diese wenigen Angaben sollen nur ein Hinweis sein auf die umstürzende Bedeutung der neuen Hypothese vom Bau der Karpathen. Auf die weitere Fülle neuer Feststellungen, auf die oft recht schwierigen Deduktionen, welche die mannigfachsten geologischen Tatsachen miteinander in Beziehung bringen,

auf viele neue sich eröffnende Gesichtspunkte kann hier natürlich nicht eingegangen werden.

Die wichtigste Stütze für die neue Deutung der Karpathentektonik und für die Annahme, daß die Faziesgruppen, welche ganze Formationen umfassen, nicht an Ort und Stelle, sondern in weit voneinander geschiedenen Regionen entstanden sind, ist der von U. erbrachte Nachweis der Analogie der einzelnen karpathischen Decken mit den Decken der Ostalpen.

An die Stelle der isolierten Hebungscentren der früheren Vorstellung tritt eine einheitliche große Bewegung, und die zerstückelten Umrisse vereinigen sich zu einem einheitlichen Bilde, welches Alpen und Karpathen gleichzeitig umfaßt.

Es ist eine Notwendigkeit alles wissenschaftlichen Fortschrittes, daß die Lösung eines Problems zumeist an das zufällige Zusammentreffen gewisser äußerer Umstände oder Gedankenreihen gebunden ist, welche oft unvermutet dem Beobachter die Augen öffnen. Nicht selten müßte man das Hauptverdienst an einer neuen Erkenntnis jenen zuschreiben, welche den Baum gepflegt und durch sorgfältige Sammlung und Klärung der Beobachtungen die Frucht zum Reifen gebracht haben. Zufall ist es oft, wem gerade die reife Frucht einer Entdeckung oder Erfindung in den Schoß fällt. In den Karpathen hat U. selbst gesät und auch selbst noch geerntet.

Nicht selten wird man bei Verfolgung einzelner Theorien in der Geschichte der Naturwissenschaften bemerken, daß ein Beobachter gegenüber einer unerschöpflichen und schwer übersehbaren Fülle von Erscheinungen allzu leicht sein Augenmerk unwillkürlich jenen zuwendet, welche ihm die herrschenden Theorien nahelegen, während Erscheinungen, welche nicht in den Rahmen der ihm geläufigen Auffassung sich fügen wollen, leicht übersehen werden. Dies gilt durchaus nicht für U.s Arbeiten. Keine einzige Beobachtungstatsache, keine einzige der oft schwierigen, stratigraphischen Feststellungen, kein einziges Fallzeichen mußte geändert werden, um sie der neuen, gänzlich umstürzenden Auffassung anzupassen. Die beobachteten Profile sind völlig unverändert geblieben. Was sich geändert hat, sind, mit U.s eigenen Worten, nur jene Verbindungslinien, durch welche das beobachtete Bild nach oben und unten, in die Luft und in das Innere hinein ergänzt wird. Hier kann ihm die volle Anerkennung und Würdigung auch der nicht versagen, der die Grenze zwischen dem, was erkannt und was erschlossen wurde, zwischen Beobachtung und Hypothese, anders ziehen würde als U.

In der vollen Objektivität gegenüber den Beobachtungstatsachen offenbart sich der wahre Naturforscher; aber auch ebenso in dem entschlossenen und radikalen Aufgeben des eigenen Gedankenbaues, sobald der Zeitpunkt hierzu gekommen ist und der Entwicklungsgang der Forschung einen besseren Ersatz gebracht hat: in der edlen Selbstüberwindung im Dienste der Wahrheit, ebenso wie in der Unverzagtheit, gegenüber der Größe der Erscheinungen in der Natur.

Das nicht zu überschauende Feld spannender Fragen und Aufgaben, welche die Deckenlehre in den Alpen eröffnete, mußte U. veranlassen, seinen regen Forschungseifer, nachdem er den Bau der Karpathen in Hauptumrissen erschlossen hatte, nun dem zweiten, größeren unserer Gebirge, den Ostalpen, zuzuwenden.

Um U.s Verdienste um die Wissenschaft wahrhaft und voll zu würdigen, genügt es nicht, sich auf die Werke seiner Feder, auf die Liste seiner Publikatio-

nen zu beschränken. Man müßte zunächst sein Wirken als Lehrer und seinen Anteil an den Arbeiten seiner Schüler mit ins Auge fassen. Als Lehrer wußte U. nicht nur gründliche Kenntnisse und Methodik der Forschung zu vermitteln, sei es in der Beobachtung im Felde, sei es in der Verwertung des Sammlungsmaterials; er wußte auch zu selbständigem Denken und Forschen anzuleiten und das regste Interesse einzuflößen. Die Kühnheit, mit welcher er seine Schüler an die umstrittensten und spannendsten Probleme heranführte, lohnten sie ihm mit dem lebhaftesten jugendlichen Eifer. Viele von ihnen wurden bald seine Mitarbeiter und scharten sich gerne um ihn, als ein freiwilliges und begeistertes Gefolge seines Strebens. Eine Schule, auf die er gewiß mit berechtigtem Stolz blicken durfte.

Was kann man sich auch Schöneres für die Jugend denken, als auf frischen Wanderungen durch einen verehrten und mit seinem Wissen freigebigen Lehrer eingeführt zu werden in die Rätsel unserer herrlichen Berge. Ihm war der fröhliche Humor und Sang und Klang, mit dem die Jugend sich den Ernst der Arbeit zu würzen vermag, ein herzerwärmendes Ergötzen.

So waren denn die Alpen für viele seiner Schüler das Feld der ersten Tätigkeit, und gern lenkte er sie auf Gebiete, von denen entscheidende Aufschlüsse zu erwarten waren.

Einige seiner Schüler vereinigte er um sich, um gemeinsam mit Professor Becke eines der schwierigsten Gebiete der Zentralalpen, die Radstädter Tauern, zu erforschen. Es war ihm nicht gegönnt, die Fertigstellung dieser großen Arbeit zu erleben. Seine ersten Berichte geben uns schon einen Begriff von der außerordentlichen Komplikation des Gebirgsbaues, die vielfachen, nachträglichen, verwickelten Faltungen, Schuppen oder Teildecken, mit welchen die mesozoischen Tauerndecken über das Hochalpmassiv hinweg, nordwärts unter die Grauwackenzone an der Basis der ostalpinen Decke hinabtauchen.

Durch ein eigentümliches Zusammentreffen der Umstände wurde U. in der letzten Zeit seines Daseins wieder zu der Aufgabe zurückgeführt, welche ihn in den allerersten Jahren seiner wissenschaftlichen Tätigkeit beschäftigt hatte, nämlich zu der Erforschung der Zustände unseres Planeten an der Grenze der Kreide- und Juraformation.

Die Beschreibung einer großen Fossilsammlung aus dem Zentralhimalaya hatte ihn durch viele Jahre neben den tektonischen Studien beschäftigt. Die Beziehungen der Wiener Lehrkanzel zu Indien sind schon älteren Datums und zugleich ein Ruhmesblatt in der Geschichte der österreichischen Geologenschule. F. Stoliczka und C. L. Griesbach, W. Waagen, später A. Krafft v. Dellmensingen waren von Wien aus in indische Dienste gegangen. Die ersteren beiden hatten dort leitende Stellungen erreicht.

Die Verbindungen der Wiener geologischen Kreise mit Indien kommen vor allem zum Ausdruck in der Mitarbeiterschaft an der *Palaeontologia indica*, wohl der größten paläontologischen Zeitschrift der Gegenwart. Neben W. Waagen, E. v. Mojsisovics und C. Diener fiel hier U. eine Hauptrolle zu. Er hatte die übernommene Bearbeitung der reichen Sammlung der Spiti shales vollendet, und der Abschluß der Drucklegung der umfangreichen Monographie in Calcutta rückte heran.

Diese große Arbeit, naturgemäß verbunden mit ausgedehnten vergleichenden Studien, mußte ihn zu allgemeinen Ergebnissen führen. Dieselben Fragen

tauchen hier auf, welche bereits im Jahre 1883 Neumayr in einer berühmt gewordenen Abhandlung zu lösen versuchte, mit der Unterscheidung klimatischer Zonen während der Jura und Kreidezeit. Auf Neumayrs Abhandlung sind viele neue Beobachtungen gefolgt. Manche Autoritäten hatten sich gegen Neumayr ausgesprochen und wenigstens für die Meere des Jura ein gleichförmiges Klima als erwiesen angesehen.

Niemand war mehr als U. geeignet, die von Neumayr angeregten Fragen von der Verbreitung und den klimatischen Verhältnissen der Meere in diesem Abschnitte der Erdgeschichte neuerdings zu prüfen. Er unternahm es, und das letzte Jahr seines Lebens war der Abfassung eines durch bewunderungswürdige Beherrschung des weiten Stoffes ausgezeichnete Arbeit, über die marinen Reiche der Jura und Unterkreide, gewidmet.

In Karlsbad auf dem Krankenbette, wenige Tage vor seinem Tode, hat er noch seine letzten Kräfte an die Zusammenfassung des Ergebnisses gewendet. Es besagt, daß Neumayr in der Abtrennung klimatischer Zonen zu weit gegangen ist, daß aber auch seine Gegner nicht das Ziel getroffen haben. Es ist allerdings nach U. um diese Zeit eine arktische Zone in den Meeresfaunen erkennbar, die im westlichen Nordamerika und im europäischen Rußland ziemlich weit gegen Süden greift, aber südlich von dieser Zone verschwimmt alles in einem sehr breiten äquatorialen Gürtel, in dem nur durch sekundäre Merkmale abzugrenzende Provinzen unterscheidbar sind.

U. war vielseitig und ein gewiegter Spezialforscher zugleich; durchaus kein weltabgeschiedener Gelehrter. Neben seinen theoretischen Studien fehlte ihm durchaus nicht der Sinn für das reale Leben, und ohne einseitige Überschätzung war er tief durchdrungen von der Bedeutung der Wissenschaft von der Erde für die allgemeine Weltanschauung sowohl, wie für zahlreiche Bedürfnisse des praktischen Lebens. So erhob er denn im Jahre 1907 den Ruf nach einem Zusammenschluß aller an der Geologie interessierten Kreise, nach der Schaffung einer Stätte für die freie Diskussion über alle Richtungen der Geologie und für den Austausch der Erfahrungen von Theorie und Praxis. Der Aufruf sprach aus, was viele gefühlt hatten, und fand lebhaften Widerhall. Bei der Gründung und später bei der Leitung der geologischen Gesellschaft in Wien konnte man U.s nimmermüde Tatkraft und Umsicht, sein gewinnendes Wesen, seine Fähigkeit, Beziehungen anzuknüpfen und Gegensätze auszugleichen, ganz besonders schätzen lernen. Hier fand er seine liebste Hörschaft, vor der er neben seinen größeren theoretischen Anschauungen, wie über den Bau der Ostalpen und der Karpathen, auch praktische Fragen entwickeln konnte. Er betrachtete das Gedeihen der Gesellschaft mit vollem Rechte als einen der schönsten Erfolge seines Lebens.

U. war von frühester Jugend auf an ernsten Lebenskampf und harte Arbeit gewöhnt. Schon während der Studienzeit war er genötigt, was ihm zum Lebensunterhalte geboten werden konnte, durch eigene Kraft zu ergänzen. In späteren Jahren erzählte er gern mit Humor von den primitiven Zuständen und Quartierverhältnissen seiner galizischen Aufnahmsgebiete, die dem Forscher mehr Entbehrung auferlegen konnten als manche Reise in entlegene Weltteile.

Manchen schweren Schicksalsschlag hatte U. erlitten; so den Tod seiner ersten Frau (1894) und wenige Jahre später den Tod seines kleinen Sohnes (1897).

Im Jahre 1899 war ihm ein Trost geworden in der zweiten Ehe mit Louise

Freiin v. Pechmann, die ihm eine stete treue Begleiterin war, auch auf fast allen seinen Reisen.

Von den zahlreichen äußeren Ehren, mit denen ihn nicht nur sein Vaterland, sondern auch Deutschland, Ungarn und Rumänien ausgezeichnet haben, die sich zu den wissenschaftlichen Erfolgen gesellten, sei hier nur genannt seine Wahl in die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien, der er seit 1894 als korrespondierendes, seit 1901 als wirkliches Mitglied angehörte.

U. ist nur 54 Jahre alt geworden. Sein Haar war zwar weiß geworden, aber seine mittelgroße, ebenmäßige Gestalt bewahrte bis in die letzten Tage eine Elastizität und Lebhaftigkeit der Bewegungen, welche bei mancher Gelegenheit, so beim Übersetzen eines Baches oder beim Aufstieg über eine Steinbruchhalde, seinen Begleitern erfreulich auffiel. Er war von einer so natürlichen Liebenswürdigkeit des Benehmens, daß niemand im Verkehr bemerkte, einen wie berühmten Gelehrten er vor sich hatte. Er kannte keinen Dünkel und kein Besserwissen, keinen überlegenen Ton, auch nicht im Verkehr mit seinen Schülern. Er kannte kein zähes Festhalten an vorgefaßten Meinungen, er war nach besserer Einsicht stets rückhaltlos überzeugbar. Seinem Vortrage konnte man oft entnehmen, daß er sich mit der Bescheidung des wahren Gelehrten stets selbst auch als Lernender fühlte. War er aber seiner Sache sicher, so wußte er sie auch, wie manche polemische Schriften zeigen, mit Energie und nicht ohne Schärfe zu verfechten.

Seine publizistische Tätigkeit war begünstigt durch eine glückliche Gabe der Darstellung, durch eine rasch und leicht laufende Feder.

Als Lehrer war er stets freigebig mit Rat und Belehrung, nach aller Möglichkeit bemüht, dem Arbeitseifer seiner Schüler in allen Stücken entgegenzukommen. Er liebte großzügiges Streben, alle kleinlichen Hemmnisse waren ihm verhaßt. Ein Hauptzug seines ganzen Wesens war aber unermüdlicher Drang nach Erweiterung seines Wissens und nach Betätigung, der ihn zur Ausdauer und Anspannung aller Kräfte zwang, wenn es galt, etwas zu Ende zu führen und die ihm keine Muße und Beschaulichkeit gestattete; kaum noch volle Rast auf dem letzten Krankenbette.

Gekürzt und abgeändert nach dem Nekrolog in den Mitteilungen der Geol. Gesellschaft in Wien Bd. III, 1911. Das. auch Verzeichnis der Schriften V. U.s.

F. E. Sueß.

Weitbrecht, Richard, Dr., evangelischer Stadtpfarrer in Wimpfen am Berg, * 20. Februar 1851 in Heumaden bei Stuttgart, † 1. Mai 1911 in Heidelberg. — Geboren als Sohn eines Pfarrers und Bruder des am 10. Juni 1904 verstorbenen Dichters und Literaturhistorikers Karl W., vorgebildet in den Lateinschulen zu Kirchheim und Eßlingen und im Seminar zu Blaubeuren, studierte W. 1869—74 in Tübingen Theologie, Geschichte und Germanistik, promovierte mit einer Arbeit über den Verfasser des Nibelungenliedes, war dann Vikar und Repetent am theologischen Seminar in Urach und wurde 1878 als Pfarrer in dem kleinen Dorfe Mähringen bei Ulm angestellt, wo er 15 Jahre in ländlicher Stille verbrachte, seine Mußezeit reicher literarischer Betätigung widmend. 1893 wurde er durch seinen Landsmann, den Geheimen Kirchenrat Dr. Köstlin, in den hessischen Kirchendienst gezogen und verlebte die letzten 18 Jahre seines Lebens als erster Geistlicher der hessischen Gemeinde Wimpfen, die eine Enklave

im württembergischen Gebiete, ganz in der Nähe von Heilbronn, bildet, zugleich auch als Lehrer der Geschichte und Literatur an der höheren Töchterschule daselbst. Ein schweres Unterleibsleiden nötigte ihn im Frühjahr 1911, die Heidelberger Universitätsklinik aufzusuchen, in der er nach erfolgloser Operation gestorben ist. W. war ein reichbegabter, vielseitiger Geist, in dessen Lebensführung und literarischer Betätigung scheinbar disparate Gebiete harmonisch sich verschwisterten: ein Pfarrer durch und durch, an dem seine Gemeinden in Predigt, Seelsorge und Jugendunterricht viel gehabt haben, und doch ein Weltkind von liebenswürdiger, offener Weltweite; ein scharf kritischer Verstand und eine blühende, reichgestaltende Phantasie; tiefer, heiliger Ernst und schalkhaft froher Humor; hellblitzende Kampfesfreude und lauterste Friedfertigkeit; kernfestes Schwabentum in Denkart, Sprache und Schrift und heilig glühendes Deutschtum. Literarisch am bekanntesten wird sein Name bleiben als feinsinniger schwäbischer Dialektdichter. Er war mit seinem Bruder Karl einer der ersten, der die neue Epoche moderner mundartlicher Dichtung aufs Schwäbische anwandte. Schon 1877 erschienen die »Geschichte-n aus-m Schwöbaland« und 1882 »Nohmöl Gschichte-n aus-m Schwöbaland« von Karl und Richard W.; ihnen gesellte Richard allein im Lauf der Jahre noch bei »Allerhand Leut, Schwöbegschichte« (1888), »Neue Schwöbegschichte« (6 Bändchen, 1893—99), »Verzwickte Gschichte, luschtige Schwöbegschichte« (1901). Manche dieser Geschichten haben in seinem Heimatland eine klassische Berühmtheit erlangt, so: D'Stadtjompfer; So a Beck (auch aufgenommen in das Hausbuch schwäbischer Erzähler, 1911); Oinaweg; A Goischt; D'Überwerch; D'Pfarrmagd; sie zeigen, daß er mit allen Fasern seines Wesens wurzelte im Heimatboden des Schwabenlandes, das ihn geboren und großgezogen hat, und daß er wie wenig andere einzudringen wußte in die Tiefen schwäbischen Volkstums und Volksgemüts, insbesondere einzudringen in die harte, nach außen schwer sich öffnende Schale des schwäbischen Bauerntums, das doch manch edlen Kern von Treue und Biederkeit in sich birgt. Und noch sein letztes, ein halbes Jahr vor seinem Ende erscheinendes Werk »Bohlinger Leute, ein schwäbischer Bauern- und Pfarrerroman« (1910) ist ein Stück edelster schwäbischer Heimatkunst, ein überaus wertvoller Beitrag zur heimatlichen Kulturgeschichte, namentlich auf dem Gebiete der religiösen Geistesrichtungen. Zum Preis der schwäbischen Heimat hat er mit Gust. Neuffer eine Sammlung schwäbischer Dialektdichtungen: »'s Schwöbaland in Lied und Wort« herausgegeben, (1885), mit demselben auch 1889—1892 den volkstümlichen Kalender: »Ulmer Donaubote«. Aber auch die eigentlich geschichtliche Erzählung größeren Stils war seine Domäne, auf der er seine reichen historischen, insbesondere kirchen- und literarhistorischen Kenntnisse aufs schönste mit den Ranken der dichtenden Phantasie umspann. Hierher gehören: »Ein kühner Reiteroberst« (Herzog Magnus von Württemberg, in Karl Flemmings vaterländischen Jugendschriften Bdch. 74); »Götz von Berlichingen« für die Jugend erzählt; »Der Prophet von Siena«, Erzählung aus dem Zeitalter der Reformation (1881); »Feindliche Mächte«, geschichtliche Erzählungen aus 17 Jahrhunderten (1883); »Der Bauernpfeifer«, eine Weltfahrergeschichte (1887); »Ketzergerichte, neue geschichtliche Erzählungen« von der Unduldsamkeit des religiösen Fanatismus in beiden Kirchen von 1559—1776 (1891, 3. Aufl. 1913); »Die letzten Ritter« (in »Stürmische Zeiten«, Erz. aus der Zeit des Faustrechts von R. Scipio, R. W., A. Ohorn,

A. Kleinschmid); »Der lange Fähnrich« (in »Aus schwäbischen Gauen«, zwei Erzählungen aus Schwabens Vergangenheit von R. W. und Paul Lang); »Der Einsiedler von Scharfenbach, eine Geschichte aus dem Zillertal« (1899, auch ins Polnische übersetzt); »Deutsche Art, drei vaterländische Erzählungen« (1900); »Der Leutfresser und sein Bub, eine Landsknechtsgeschichte aus der Zeit Georgs v. Frundsberg« (1905); »Prinz Eugen und seine Getreuen« (1908). Hierher mag noch gerechnet werden: »Kaiser und Reich, goldene Blätter aus den Taten und Worten Kaiser Wilhelms I. und seines Reichskanzlers Bismarck« (1884). — Auch als dramatischer Dichter hat er sich zweimal mit Glück versucht: »Im Wechsel der Zeiten« (1903) und »In Treuen fest«, Festspiel zum 400. Geburtstag Philipps des Großmütigen (1904). Tiefgründig waren seine Studien und Kenntnisse auf dem literaturgeschichtlichen Gebiete. Hierher gehören: »Geschichte der deutschen Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart, für Frauen und Jungfrauen« (1880); »Deutsches Heldenbuch« für die Jugend; »Joh. Fischart als Dichter und Deutscher« (Neue Volksbibliothek III, 6); »Fischarts Ehezuchtbüchlein«, neu bearbeitet (1881); »das Gudrunlied in neu-hochdeutschen Versen nachgedichtet« (1884); »Klopstocks Messias«, ausgewählt (1885); »Simplicius Simplicissimus« (1885); »Deutscher Humor neuerer Zeit, Beiträge zur Kultur- und Sittengeschichte von der Mitte des 18. bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts« (gemeinsam mit Heinr. Mertens, 1881); »Religiöse Lyrik« (1898). Auf seinem eigentlich beruflichen Gebiete, dem der Theologie, sehen wir ihn tätig in »Das Christenbuch«, ein evangelischer Hausschatz in Morgen- und Abendandachten, Predigten und Liedern, gemeinsam mit Ad. Bilfinger und Rud. Pfeiderer (1902). Dies leitete endlich über zu seiner Preßtätigkeit für den Evangelischen Bund zur Wahrung der deutsch protestantischen Interessen. Von 1887—1911 war er Vorstandsmitglied des württembergischen Hauptvereins desselben und hat 1892 bis zu seinem Tode die Schriftleitung der »Württembergischen Bundesblätter«, des Vereinsorgans desselben, wie schon 1889—93 die des »Protestantischen Familienblatts« geführt mit dem ganzen Einsatze seiner warmherzigen, begeisterten, temperamentvollen Persönlichkeit, mit reicher Kenntnis der literarischen Strömungen der Gegenwart und, wenn's nottat, eine scharfe Klinge führend gegen Unduldsamkeit und Übergriffe, gegen alles Schlechte und Unreine. Von besonderen Schriften gehören hierher: »Die deutsche Literatur in römischer Beleuchtung«; »Protestantische Bücherschau«, ein Führer und Ratgeber für die Mitglieder des Evangelischen Bundes (1889); »Verzeichnis dramatischer Spiele zu Aufführungen für das evangelische Volk« (1897, 3. Aufl., 1906); »Angriff und Abwehr zur Geschichte der konfessionellen Polemik im 19. Jahrhundert« (Flugschriften des Evangelischen Bundes Nr. 65/66 und 69/70, 1892); »Konfessioneller Literaturbetrieb« (Flugschriften 240, 1906); »Wie gewinnen wir unser Volk für den Evangelischen Bund?« (1902). Endlich ist er ungezählten Tausenden ein alljährlich lieber Hausfreund geworden als Herausgeber (1897—1911) des Evangelischen Bundeskalenders, des »Evangelischen Volksboten«, in dem er besonders seine Gaben volkstümlicher Erzählung vielfach betätigte. So ist es ein in literarischer Arbeit reich ausgefülltes Leben, das R. W. gelebt hat und das für seine Freunde viel zu früh geendet hat. Wenn er in seinem letzten, Weihnachten 1910 erschienenen Buch »Bohlinger Leute«, in dem er in harmlos-scherzhafter Weise auch des »Pfarrers Richard«, d. h. sich selbst auftreten läßt, die Heldin der Geschichte

von demselben sagen läßt: »Er ist halt auch ein Pfarrer geworden, aber kein so gläubiger wie sein Vater; und dann hat er allerlei Geschichten geschrieben, auch über uns Bauern, aber keine extra christlichen. Im Hessischen drunten sei er gestorben — vielleicht lebt er aber auch noch«, so mag der vorletzte Satz aus einer dunklen Vorahnung des nahen Erdenziels ihm aus der Feder geflossen sein; der letzte aber gilt von seinen Werken und gilt von den Herzen seiner Freunde. Er lebt noch im dankbaren Gedächtnis von Tausenden und Abertausenden, denen er geistiger Führer und Lehrer war, gut schwäbisch, echt deutsch, treu evangelisch.

Dr. Hermann Mosapp.

Brenner, Ernst Dr., schweizerischer Bundesrat, * Basel 9. Dezember 1856, † 11. März 1911, Menton. — Einer alten Basler Bürgerfamilie entstammend, Sohn eines Kaufmanns, der jüngste von vier Geschwistern. Halbjährig, verlor er seine Mutter durch den Tod. Die Stiefmutter, die er erhielt, ersetzte sie ihm; sie war eine vortreffliche Frau, an der B. zeitlebens mit großer Liebe und Verehrung hing; ein bitterer Schmerz war es für die neunzigjährige Greisin, daß sie den Hinschied des so hochgestiegenen geliebten Sohnes noch erleben mußte.

Ernst war ein mehr in sich gekehrter Knabe; er las viel und dachte viel; doch kein weltabgewandter Sonderling; vielmehr wurde er ein fröhlicher Jüngling, der mitgeturnt und mitgesungen hat. Die juristischen Studien begann er in Basel, wo er, als aktives Mitglied der Studentenverbindung Helvetia, auch oft zur Mensur angetreten ist. Vollendet hat er die Studien, denen er dann mit großem Eifer oblag, in München und in Leipzig. Sein Onkel war Dr. Karl B., der unerschrockene und hochangesehene Führer der Basler Radikalen in den stürmischen vierziger Jahren und in den fünfziger und sechziger Jahren. Die beiden standen in einem intimen Verhältnisse, und der Feuereifer des Onkels ist auf den Neffen übergegangen, der schon als Student an politischen Bewegungen teilgenommen hat. Nach bestandnem Doktor- und Anwalts-examen im Jahre 1879 hat B. die Anwaltspraxis ausgeübt, bis er 1884 in den Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt gewählt wurde, nachdem schon seit einiger Zeit das Augenmerk der Basler Freisinnigen auf den regsamen und energischen jungen Mann sich gerichtet, und er als der kommende Mann gegolten hatte. »Er ist unsere *spes*« hat ein bedeutender Basler Gelehrter Anfangs 1884 einmal zum Schreibenden gesagt. Dem Großen Rate hatte er schon seit 1881 angehört. Fast während der ganzen Zeit der Mitgliedschaft des Regierungsrates hat B. das Justizdepartement verwaltet, erst im letzten Jahre, 1896/97, noch das Erziehungsdepartement. Als Justizdirektor hat er das Gerichtswesen in einer, wie allgemein anerkannt wurde, sehr zweckmäßigen Weise reorganisiert. In den Jahren 1887/88 und 1894/95 war er Präsident des Regierungsrates. Längere Zeit hat er dem weitem Bürgerrate angehört. Von 1887—97 war er Vorsteher der Safranzunft. Er war auch Präsident des eidgenössischen Turnvereins, Präsident des eidgenössischen Sängervereins, Präsident des von der Regierung bestellten Komitees für das große St. Jakobsfest von 1894. Es würde zu weit führen, alle Ämter aufzuzählen, die er bekleidete. Er war eben der Mann in Basel, an den man sich für die Leitung größerer Veranstaltungen zu wenden pflegte. — Der Redaktor der Basler »Nationalzeitung«, der B.s Wirksamkeit als baslerischer Regierungsrat geschildert hat, rühmte an ihm das rasche Erfassen der Tragweite der gesetzgeberischen Probleme und der Regie-

rungsmaßnahmen, das sichere Unterscheiden zwischen Erreichbarem und Unreichbarem, die freisinnige, humane Lebensanschauung.

Im Jahre 1887 wurde B. in den schweizerischen Nationalrat (eine der beiden Kammern der Bundesversammlung, d. h. des schweizerischen Parlamentes) gewählt. Er nahm da bald eine sehr geachtete Stellung ein und gehörte fast allen wichtigeren Kommissionen als Präsident oder als Mitglied an. Im Jahre 1894 hat er dem Nationalrat als dessen Präsident vorgestanden. Von B. war im Nationalrat die Motion auf Revision des eidgenössischen Eisenbahnhaftpflichtgesetzes gestellt worden. Wahrscheinlich war es das schreckliche Eisenbahnunglück von Mönchenstein bei Basel, 14. Juni 1891, welches ihn insbesondere zur Stellung der Motion veranlaßte. Diese wurde erheblich erklärt, und die postulierte Gesetzesänderung kam zustande, aber erst im Jahre 1905. Sie brachte eine Abklärung verschiedener Fragen und eine Ausdehnung der Haftpflicht. — Zeitweise hat B. als ihr gewählter Leiter an der Spitze der schweizerischen freisinnigen Partei gestanden. Von 1891—97 war er Ersatzmann des Bundesgerichts.

Im März 1897 mußte für den zum Direktor des internationalen Telegraphenbureaus ernannten Herrn E. Frey eine Ersatzwahl in den Bundesrat (die aus sieben Mitgliedern bestehende Regierung des schweizerischen Bundesstaates) getroffen werden. Die radikaldemokratische (freisinnige) Fraktion der Bundesversammlung erkor B. zu ihrem Kandidaten. Vom liberalkonservativen Zentrum wurde Prof. Dr. Paul Speiser, der im Basler Regierungsrat B.s Kollege gewesen war, portiert; von der äußersten demokratischen Linken Nationalrat Theodor Curti, der gegenwärtige Direktor der Frankfurter Zeitung; beides Männer von hervorragender geistiger Begabung und langjähriger parlamentarischer Erfahrung. Der Wahlkampf (25. März) war ein heißer. B. wurde gewählt, aber erst im 4. Skrutinium, dann mit 96 Stimmen, bei einem absoluten Mehr von 90 Stimmen. Am 27. März wurde der Gewählte in der Vaterstadt Basel, unter der Begeisterung des ganzen Volkes, feierlich empfangen. Die Wahl war nicht nur eine bestrittene gewesen, sondern sie wurde auch, unter Emporhebung der unterlegenen Gegenkandidaturen, noch während einiger Zeit scharf kritisiert. Als B. unmittelbar nach der Wahl deren Annahme erklärte, fügte er bei, daß er seinen politischen Überzeugungen treu bleiben werde; »aber ich werde niemals vergessen, daß über den Parteien das Vaterland steht, dessen Wohlfahrt zu fördern unser allgemeines Bestreben sein muß«. Bald erkannte man, daß der neue Bundesrat diese Worte zur Richtschnur seines Handelns nahm. Die anfängliche Kritik verstummte nicht nur, sie verwandelte sich in eine warme und allgemeine Anerkennung. Bei den periodischen Erneuerungswahlen (alle drei Jahre) erfolgte die Wiederwahl B.s jeweilen fast einstimmig; ebenso die Wahl zum Bundespräsidenten für das Jahr 1901 und diejenige für das Jahr 1908. Die Wiederwahl vom Dezember 1905 begleitete ein politisch gegnerisches Blatt, ein Hauptorgan des Zentrums, die *Gazette de Lausanne*, unter Bezugnahme auf die besonders große Stimmenzahl B.s, mit folgenden Worten: *le plus jeune des Conseillers fédéraux, M. Brenner, Chef du Département de Justice et Police, dont la tenue excellente, le jugement droit et la fermeté sont très-remarqués, un laborieux aussi, qui ne laisse rien au hasard et possède dans le détail toutes les affaires, petites et grandes, qui relèvent de sa direction* (Der jüngste der Bundesräte, Hr. B., dessen ausgezeichnete Haltung, gerades Urteil und Festigkeit sehr beachtet sind; auch ein Arbeiter, der nichts dem Zufall überläßt, und alle Geschäfte, große und kleine, die seiner Direktion unterstehen, im Detail beherrscht).

Im Bundesrate fiel dem tüchtigen Juristen B. das Justiz- und Polizeidepartement zu. In dieser Stellung lagen ihm die Behandlung der zahlreichen Rekurse, zumeist staatsrechtlicher Natur, und die Gesetzesarbeiten ob. Unter seiner Leitung kamen, außer dem schon erwähnten Eisenbahnhaftpflichtgesetz, zustande die Gesetzesrevisionen betreffend das Patentwesen, die Erwerbung des Schweizerbürgerrechts, den Versicherungsvertrag, die Muster und Modelle. Mit der Revision des Gesetzes über die Organisation der Bundesrechtspflege, den Vorarbeiten für die Einführung eines Verwaltungsgerichts, der jeweiligen Vorbereitung der Mitwirkung der Schweiz bei den Haager Konventionen, hat er sich eingehend befaßt. Die Leistung von größtem und dauerndem Wert aber lag auf dem Gebiete der Rechtsunifikation. Mit dem Zivilgesetz ist B.s Name für immer verknüpft. Ihm ist neben dem Redaktor Prof. Huber ein Hauptverdienst am Zustandekommen beizumessen. »Das Porträt Louis Ruchonnets« sagte B. bei der 1906 in Lausanne erfolgten Einweihung des Denkmals dieses hochverehrten Magistraten, »hängt über meinem Pult; sein wohlwollender Blick scheint den Nachfolger zu ermutigen, das Werk zu vollenden, das er so gut begonnen.« B. ist in der Tat auf der von Ruchonnet gezeichneten Bahn rüstig vorangeschritten. Im November 1898 wurde die Verfassungsrevision, welche dem Bunde die nun uneingeschränkte Gesetzgebungskompetenz für das Zivilrecht und die für das Strafrecht übertrug, vom Volk und den Kantonen angenommen. Für das Zivilrecht lagen die Entwürfe zum Teil schon vor, zum Teil wurden sie vor Ende des Jahres 1900 fertiggestellt. Für das Strafrecht bestand ein Entwurf. Gemäß dem Antrage B.s wurde die Priorität dem Zivilrechte eingeräumt. Vom Herbst 1901 bis zum Frühjahr 1903 haben die Beratungen der großen Expertenkommission stattgefunden; sie dauerten im ganzen 14 Wochen. Vermöge scharfen Verstandes, vollständiger Sachkenntnis und Energie konnte B. die Präsidialleitung in klarster Weise besorgen; er tat es auch in der verbindlichsten Form. Dem klugen diplomatischen Geschicke der beiden Männer, Brenner und Huber, die die komplexe Materie gründlich beherrschten, gelang es, die verschiedenen sich oft widerstrebenden Ansichten und die Postulate weitgehender Berücksichtigung kantonaler Rechte in verhältnismäßig kurzer Zeit unter einen Hut zu bringen. Einen ähnlichen Verlauf nahm die Sache in der gesetzgebenden Behörde, der Bundesversammlung, wo die Beratung noch im Jahre 1904 ihren Anfang nahm. Im Nationalrate funktionierte als Referent Huber selber, von den französischen Korreferenten, den jetzigen Bundesrichtern Gottofrey und Rossel, wirksam unterstützt. Im Ständerate referierte, ebenfalls mit größtem Erfolge, Arthur Hoffmann, der gegenwärtige Bundesrat (u. Bundespräsident für 1914). Die Oberleitung hatte B. als Ressortminister. Am 10. Dezember 1907 wurde das Gesetz in beiden Räten einstimmig angenommen. Vom Rechte des Volksreferendums wurde nicht Gebrauch gemacht. Am 1. Januar 1912 trat das Gesetz in Kraft. Nebenher hatte B. die Revision des seit 1883 bestehenden Obligationenrechts, das nun dem Zivilgesetz einverleibt wurde, geleitet. Der Abschluß erfolgte aber erst in der wenige Wochen nach B.s Tode einsetzenden Session der Bundesversammlung. An der beginnenden Beratung des eidgenössischen Strafrechtes, für die er sich vorbereitet hatte, konnte B. nicht mehr teilnehmen.

In den Jahren 1901 und 1908 mußte B. als Bundespräsident *ex officio* dem politischen Departement vorstehen und damit die auswärtigen Angelegenheiten

besorgen. Es erscheint als geradezu selbstverständlich, daß er auch hier am rechten Platze war. Er hat die auswärtigen Beziehungen sachlich unbefangen studiert, wußte die Interessen auf beiden Seiten zu erfassen und bloßzulegen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um ein gewolltes Ziel zu erreichen oder ihm möglichst nahe zu kommen. Mehrmals, z. B. beim Handelsvertrage mit Deutschland 1904, hat er durch die Findung einer glücklichen Redaktion die rasche Verständigung über einen strittigen Punkt herbeigeführt. Der Verkehr mit den fremden Gesandten war bei seinem Takt und seiner Klugheit ein korrekter und gewandter. Nie konnte es vorkommen, daß er ein unüberlegtes Wort hätte fallen lassen.

Bundesrat B. hat sich keine Schonung auferlegt. Wie manchen Abend des Monats hat er bis um Mitternacht gearbeitet! Während der Krankheit im Sommer 1910 hat er im wesentlichen die Geschäfte des Departements von seiner Wohnung aus besorgt, wo auch des öftern Sitzungen des Bundesrates stattgefunden haben.

B. war ein guter Redner, auch Volksredner, wobei das sonore Organ und die stattliche Erscheinung förderlich waren. »Der wahre Patriotismus«, sagte er im Vaterlandstoaste am eidgenössischen Schützenfeste in Luzern 1901, »ist nicht die vorübergehende Erregung der nationalen Eigenliebe, sondern das ständige Bewußtsein dessen, was man seinem Lande schuldet«. Man weiß, daß B. diese Theorie nicht nur verkündet, sondern durch sein Leben unausgesetzt betätigt hat.

Von seinem glückstrahlenden häuslichen Leben sei nur erwähnt, daß er die Sonntage der Familie zu widmen pflegte und auf längeren Spaziergängen als liebevoller Vater die hoffnungsvollen Kinder aufzuklären und zu belehren sich bemühte.

B.s Krankheit war ein Nieren- und Venenleiden; Ende September 1910 hatte er sich zu einem Erholungsaufenthalt nach Montreux begeben, Ende November nach Menton. Es war scheinbar Besserung eingetreten, da ist er in den Spätstunden des 11. März 1911, erst 54 Jahre alt, plötzlich und unerwartet einer Embolie erlegen. Als die Nachricht kam, da ist überall in der Schweiz ein Gefühl tiefen Bedauerns eingezogen. Die Leichenfeier im Berner Münster war eine wirkliche Trauerfeier. Das Volk wußte, daß hier ein Leben vorzeitig erlosch, das in selbstloser Weise und mit unermüdlichem Fleiße seinem Wohle gewidmet war, und von dem es noch viel Gutes erwarten durfte. B. war gerecht, wohlwollend, leutselig, von warmem sozialen Empfinden und, bei aller Wahrung der Würde seiner Stellung, bescheiden; treu den Freunden, treu den Grundsätzen und den Pflichten; es war unbedingter Verlaß auf ihn. Als ein solcher Mann war er gekannt und verehrt. Prof. Huber hat nicht zu viel gesagt, wenn er den Nachruf, den er im »Bund« vom 13. März 1911 dem eben entschlafenen Freunde widmete, mit den Worten begann: »Die Eidgenossenschaft hat einen ihrer besten Staatsmänner verloren.«

Bern.

Joh. Winkler.

Varrentrapp, Konrad, Professor der Geschichte, * 17. August 1844 in Braunschweig, † 28. April 1911 in Marburg. — Aus dem 1908 veröffentlichten Buche Werner Konstantin v. Arnswaldts, »Aus der Geschichte der Familie Varrentrapp«, geht hervor, daß Westfalen deren Heimat ist. Von da geschah in der Mitte

des 17. Jahrhunderts die Übersiedlung nach Frankfurt am Main, und hier erscheint nun vom 18. Jahrhundert an der Name mit einem angesehenen Verlagsgeschäfte verbunden. Nach dem Buchhändler Franz waren Nachkommen in dritter Generation die Brüder Johann Georg, der 1886 verstorbene Arzt, der sich um seine Vaterstadt so große Verdienste erwarb ¹⁾, und der Chemiker Franz. Durch Liebig empfohlen, kam dieser 1841 nach Braunschweig, wohin ihn der neu begründete Gewerbeverein berufen hatte; dann aber gewann die Regierung die vorzügliche Lehrkraft für die anatomisch-chirurgische Lehranstalt. Als Wardein bezog er die Amtswohnung in der Münze, und hier wurde ihm sein Sohn Konrad geboren. Später trat der Vater in die Buchhandlung Vieweg als Teilhaber ein und half dem großen naturwissenschaftlichen Verlage zu seinem Rufe. Schon für den Knaben war es von fördernder Bedeutung, daß der Vater mit Hermann Baumgarten, den Vieweg 1848 für die Redaktion der in seinem Verlage erscheinenden Deutschen Reichszeitung gewann, sich eng befreundete, und der lebhafte Anteil, der im Elternhause im nationalen Sinn an den bewegenden politischen Fragen genommen wurde, mußte auf die Aufnahmefähigkeit des begabten Sohnes anregend wirken.

V. bezog nach Vollendung der Gymnasialstudien in Braunschweig 1862 die Universität Göttingen und empfing da bei Waitz in den historischen Übungen die sichere Grundlage für die kritische Erfassung und Durchführung geschichtlicher Arbeit. Mit dem Sommersemester 1864 kam er nach Bonn, und hier gewann der Verfasser dieses Artikels die Freundschaft des um ein Jahr jüngeren Fachgenossen. Was ihm noch für die letzten Jahre nachgerühmt wurde, sprudelnde Lebendigkeit, helle Begeisterung für alles Schöne und Ideale, Feinheit und Liebenswürdigkeit des Charakters, heiterer Frohsinn, gepaart mit sittlichem Ernst und rührender Selbstlosigkeit: all das hat ihn schon damals ausgezeichnet, und eine Pfingstreise an die Mosel, gleich nach Beginn der Bekanntschaft durch vier Kommilitonen unternommen, ist allen Teilnehmern eine nie erlöschende schöne Erinnerung geblieben. Heinrich v. Sybel war es, der den Studenten nach Bonn gezogen hatte, und nachdem im Herbst 1864 die rheinische Universität mit Berlin vertauscht worden war, geschah nach einem Semester die Rückkehr des Studierenden nach Bonn. Hier folgte im Dezember 1865 mit der Verlegung eines ersten Stücks der *Commentatio de Christiano archiepiscopo Maguntino* als Dissertation, die Promotion und 1868 die Habilitation. Noch enger als schon vorher schloß sich der Privatdozent an seinen Lehrer an, und wie 1869 das Register zu den ersten zwanzig Bänden der Historischen Zeitschrift durch V. ausgearbeitet wurde, so übertrug Sybel an den verständnisvollen Gehilfen zuletzt die ganze Besorgung der Redaktionsgeschäfte. Freilich in den Monaten des Krieges 1870 und 1871 trat eine Unterbrechung ein; denn in freudiger Hingabe an die mit ganzem Herzen ergriffene große Sache war V. als Führer einer Kolonne von Krankenträgern beim zweiten Sanitätsdetachment des dritten Armeekorps in Frankreich tätig, war Zeuge der Schlacht von Vionville, dann vor Metz, beim Marsch an die Loire und während der dortigen Kämpfe tätig und brachte das eiserne Kreuz als Anerkennung mit: vom 28. März war ein Brief, wieder aus Braunschweig, datiert, mit der Meldung, daß am 14. Orleans verlassen worden sei, »nachdem ich meine letzten Strohsäcke, Gabeln,

¹⁾ Vgl. Allgem. Deutsche Biogr., XXXIX, S. 500 ff.

Teller usw. usw. der Mairie überliefert hatte«. 1873 folgte die Beförderung zum Extraordinarius. Aber 1874 nahm auf Ostern V. den Ruf als Ordinarius nach Marburg an, und nach Ernst Hermanns Rücktritt übernahm er mit dem Wintersemester 1877/78 die Leitung des historischen Seminars. Doch mit Ostern 1890 wurde er der Nachfolger Baumgartens in Straßburg. Schon in seinem Briefe vom März 1871 hatte er geschrieben: »Du begreifst, mit welchen freudigen Gefühlen ich heute durch den Elsaß fuhr«, und so war es wirklich ein aus dem Bewußtsein der Pflicht entstandener Entschluß, an der im Reichslande wieder geschaffenen geistigen Stätte zu wirken, auch aus eigener Kraft zur Knüpfung engerer Verbindung mitzuarbeiten, der ihn nach dem Elsaß führte. Aber im Herbst 1901 kam er gern wieder nach Marburg zurück, wo er seine Arbeit auf ihm lieb gewordenem Boden neu aufnahm.

V. hat als Forscher und Darsteller eine ausgebreitete literarische Betätigung entfaltet. Wie schon seine Dissertation zeigt, ging er von der Geschichte des Mittelalters aus. Das Thema, das er dort an die Hand genommen hatte, führte er 1867: »Erzbischof Christian I. von Mainz« (Berlin) zu einem Buche aus, und ein so scharfer Kritiker, wie Scheffer-Boichorst war — auf angrenzenden historischen Gebieten heimisch, schätzte er V., neben dem er in Berlin bibliothekarische Studien gemacht hatte —, anerkannte in allen Hauptsachen die bis dahin vernachlässigte Lebensbeschreibung des vierten der großen Erzbischöfe, die in Kaiser Friedrichs I. Zeit dem Reiche gedient hatten. Noch 1882 wurde dann in der Historischen Zeitschrift in einer längeren, an die Besprechung des Giesebrechtschen Werkes sich anschließenden Abhandlung ein Thema der mittleren Geschichte behandelt, doch mit dem Hinweis am Schlusse, daß, je unzulänglicher die Auskunft sei, die uns unsere Quellen über Motive, Entschlüsse, Taten der Kaiserzeit gewähren, um so mehr zu deren Verständnis als wünschenswert erscheine, durch das Studium von Kunst- und Literatur-, von Kirchen- und Kultur-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte eine deutliche Vorstellung von den Zuständen der Menschen dieser Zeit zu schaffen. So wandte sich die Arbeitskraft des Historikers vom Mittelalter weg der neueren Zeit zu, wie denn auch schon sein Lehramt in Straßburg sich auf die neuere Geschichte bezog. Ein erstes größeres Werk, »Ein Beitrag zur deutschen Reformationsgeschichte«, war 1878 aus der rheinischen Geschichte genommen: »Hermann v. Wied und sein Reformationsversuch in Köln« (Leipzig); die in der zweiten Abteilung des Bandes angehängten »Quellen und Erörterungen« zeigen, auf ein wieviel ausgebreiteteres, sorgsam gesammeltes Material der Verfasser sich, gegenüber früheren Bearbeitungen des so interessanten Stoffes, stützen konnte. Dagegen war 1889 das umfassende Buch: »Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit« (Leipzig) einer Persönlichkeit des 19. Jahrhunderts gewidmet: ausgehend von einem im Vorwort eingefügten Urteil Köpkes, daß keiner mehr als Schulze unter den gesinnungsverwandten Räten des Ministers geradezu »das Ministerium Altenstein« unter Friedrich Wilhelm III. gewesen sei, schilderte da V., zumal aus den Akten des Kultusministeriums, diese äußerst förderliche Tätigkeit des vortragenden Rates für die Hebung der preußischen Gymnasien und Universitäten, und es ist ihm dabei in vorzüglicher Weise gelungen, auf dem Hintergrunde der allgemeinen Verhältnisse, der politischen Umrahmung die individuelle Leistung zur Anschauung zu bringen.

Allein neben diesen größeren literarischen Schöpfungen steht eine reiche Fülle äußerst nennenswerter Einzelarbeiten. Schon in einer These seiner Dissertation hatte der Kandidat einen Ausspruch Dahlmanns herangezogen, daß es nicht geraten sei, Hochschulen aus kleineren Städten in Reichshauptstädte zu verpflanzen, und so hat er als Professor auf dem Boden der Geschichte außerhalb Berlins blühender Universitäten, denen er seine Lehrbegabung widmete, eifrig gearbeitet. Zuerst gab er 1868 zur Stiftungsfeier der preußischen Universität Bonn als Festschrift »Beiträge zur Geschichte der kurkölnischen Universität Bonn«; in der Jubiläumsrede von 1904: »Landgraf Philipp von Hessen und die Universität Marburg«, in der Abhandlung: »Die Straßburger Universität in der Zeit der französischen Revolution« (1898), in der Erinnerung an den Humanisten Nikolaus Gerbel, den ersten Professor der Geschichte in Straßburg (1901), aber auch in der Ausführung: »Straßburgs Einwirkungen auf Goethes historische Anschauungen« (1899) kamen die hessische und die elsässische Universität zur Berücksichtigung. Aber überhaupt lag Marburg, wo er die schönste Zeit seines Lebens und Arbeitens genoß, V. besonders am Herzen, und so blieb auch die Stellung des hessischen Landes innerhalb Deutschlands ein Thema, das ihn notwendigerweise in Anspruch nahm: 1905 erschien in der Historischen Zeitschrift sein in Marburg gehaltener Vortrag: »Meinungen in Kurhessen über das deutsche Kaisertum in den Jahren 1848 und 1849«. Daß den Geschichtslehrer, der schon als Jüngling, lange vor 1866, von der politischen Mission Preußens überzeugt war, besonders auch die Zeit des Großen Kurfürsten anzog, war eine gegebene Sache. So schenkte er diesem Hauptabschnitt brandenburgischer Geschichte seine besondere Aufmerksamkeit. Zu Kaisers Geburtstag hielt er 1894 in Straßburg die Rede: »Der große Kurfürst und die Universitäten«; den hervorragenden Publizisten Pufendorf stellte er in der 1893 und 1894 in der Historischen Zeitschrift veröffentlichten Sammlung von Briefen, sehr interessanten Dokumenten, die man noch kurz zuvor schmerzlich vermißt hatte, unter Voraussendung einer instruktiven Einleitung, in helleres Licht; die 1880 erschienene Abhandlung: »Der Prinz von Homburg in Geschichte und Dichtung« gab den Anstoß zu noch weiterer Beschäftigung mit dem Dichter Heinrich v. Kleist. Doch ganz vorzüglich erwies sich V.s herzenswarme Pietät auch in der Art und Weise, wie er sich zum Andenken an hervorragende Repräsentanten der von ihm selbst so rühmlich vertretenen historischen Wissenschaft stellte. Auf das engste hat er sich in seiner ganzen Lebensarbeit an Heinrich v. Sybel angeschlossen, und so ergab es sich von selbst, daß er nach des Meisters Hinschied 1897 in Band III der Historischen Bibliothek der Redaktion der Historischen Zeitschrift zu den abgedruckten »Vorträgen und Abhandlungen« die biographische Einleitung verfaßte, von der ein berufener Beurteiler mit Recht sagte, diese Erstlingsbiographie gebe besser als alle anderen, vielleicht freier und unbefangener urteilenden, die eigene frische Anschauung, die Lebenswärme, das unmittelbare Echo der Persönlichkeit bei seinen Zeitgenossen wieder. Aber mit nicht geringerem Verständnis kehrte der in der Aufindung und Edition wichtiger brieflicher Zeugnisse nie ermüdende Kenner der besten Fundorte stets wieder zu dem Altmeister, zu Leopold v. Ranke, zurück. In dem Aufsatz der Historischen Zeitschrift von 1907: »Rankes historisch-politische Zeitschrift und das Berliner Politische Wochenblatt« ist das für das Verständnis der Tätigkeit des Geschichtsschreibers so unentbehrlich wichtige

Kapitel des politischen Schriftstellers, nach eindringender Forschung, zur Darstellung gebracht; eine Einzelstudie behandelte Rankes religiöse Anschauungen; Briefe an Ranke wurden nacheinander in der Historischen Zeitschrift veröffentlicht, eine letzte Gruppe 1911, als der Einsender, der noch die Korrektur besorgt hatte, schon nicht mehr zu den Lebenden zählte. Einen dritten Politiker und Historiker, den er nicht mehr persönlich kannte, dem er aber die aufrichtigste Hochschätzung entgegenbrachte, dem Vorgänger Sybels an der Bonner Hochschule, Dahlmann, stiftete V. in einer 1885 gehaltenen Rede und in der 1886 veröffentlichten Sammlung »Kleine Schriften und Reden« ein Denkmal, und ebenso gab er 1887 dessen »politische Erstlingsschrift«, aus dem März 1814, heraus, die dem Biographen Dahlmanns, Springer, unbekannt geblieben war, über die letzten Schicksale der deutschen Untertanen Dänemarks und ihre Hoffnungen von der Zukunft. Indessen wurden auch noch Briefe aus früheren Jahrhunderten, von Wimpfeling, von Melancthon, mit zahlreichen literarischen Hinweisen ausgestattet, ein Aufsatz über die 1539 aus Sebastian Brants Nachlaß durch Kaspar Hedio herausgegebene Beschreibung Deutschlands, andere kleinere Arbeiten über Gneisenau, über die Königin Luise, veröffentlicht.

Als akademischer Lehrer war V. seinem ganzen Wesen nach vorzüglich geeignet, seine Zuhörer zu fesseln, Schule zu machen. Es wird bezeugt, daß die in ungebrochener Kraft, aus innerer Anteilnahme quellende, von sittlichem Ernst getragene Rede lebhaften Reiz habe empfinden lassen, daß im Seminar die fruchtbarste Anregung, besonders die Anleitung zu erschöpfender Benutzung aller heranzuziehenden Literatur, wie er selbst sie in seinen Arbeiten übte, geboten worden sei, was ja übrigens auch in den von ihm unermüdlich geförderten Dissertationen zutage trat.

Noch trug sich V. mit einem großen literarischen Plan, einer Geschichte der deutschen Geschichtschreibung. Da zwang eine schwere Krankheit ihn bis zum Jahre 1909 nicht nur seine Lehrtätigkeit aufzugeben, sondern auch auf die Vollendung dieser Arbeit Verzicht zu leisten. Besonders bei der schweizerischen Heilquelle von Baden im Aargau fand er vorübergehende Besserung, und durch eine glückliche Fügung war es 1907 dem Verfasser dieses Artikels vergönnt, mit dem alten Freunde dort zusammenzutreffen. In der hingebendsten Weise durch seine Frau, mit der er sich 1877 zur Begründung einer glücklichen Ehe verbunden hatte, Lilly Beneke, Tochter des Professors der Medizin in Marburg, gepflegt, zeigte er da, trotz aller körperlichen Behinderung, noch die unverminderte geistige Frische und gemütliche Wärme. Eine ihn lebhaft erfreuende Ehrung brachte ihm, dem neben der Liebe zum Vaterlande die zur evangelischen Sache stets voranstand, 1909 die theologische Ehrenpromotion von der ihre Jubelfeier begehenden Universität Leipzig, ihm dargebracht als »einer Zierde der Wissenschaft, die durch ihre historischen Untersuchungen auch der kirchengeschichtlichen Arbeit wirksamste Anregung und Förderung zuteil werden ließ«. Ein letzter Lichtblick in dem erlöschenden Leben war die ehrenvolle Vollendung der Studien des einzigen Sohnes Franz, der als Jurist in seiner von berufenster Seite anerkannten Dissertation: »Rechtsgeschichte und Recht der gemeinen Marken in Hessen« die historische Bahn des Vaters mit Glück neu betritt.

Vgl. die Artikel von Goswin von der Ropp (Historische Zeitschrift Bd. CVII, 2. Heft) und von Karl Wenck (Historische Vierteljahrsschrift Jg. XVI, 2. Heft).

G. Meyer v. Knonau.

Seltmann, Karl, Domkapitular und ordentlicher Honorarprofessor an der Universität, * 2. April 1842 in Neustadt O.-S., † 7. Oktober 1911 in Breslau. — Einer Bürgerfamilie in Neustadt (Oberschlesien) entstammend, besuchte S. zunächst die Volksschule seiner Vaterstadt, die ihm in der Oberklasse auch die Anfangsgründe von Latein und Französisch vermittelte, dann das Gymnasium im benachbarten Neisse. 1862 bezog er die Universität Breslau, um katholische Theologie zu studieren. Nach Empfang der Priesterweihe (1866) war S. in verschiedenen Seelsorgestellen tätig. Seit Oktober 1870 wirkte er als Missionspfarrer in Wittstock, zu dessen weit ausgedehntem Missionssprengel auch Neu-Strelitz gehörte; die Verdienste, die sich S. damals durch die Fürsorge für die katholischen Mannschaften der Garnison und die daselbst internierten kriegsgefangenen französischen Soldaten erwarb, wurden durch die Verleihung der Kriegsdenkmünze seitens des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz anerkannt. Nachdem S. dann seit Oktober als Pfarrer von Eberswalde segensreich gewirkt hatte, wurde ihm im Jahre 1884 auf Präsentation der kgl. preußischen Staatsregierung ein Kanonikat an der Breslauer Kathedrale verliehen. Bis zu seinem Tode hat er dieser Korporation, in den letzten Jahren als *Canonicus scholasticus*, angehört. Wie üblich, war S. daneben in der Bistumsverwaltung als Rat des Generalvikariatamtes und des Konsistoriums sowie als Prokurator verschiedener milder Stiftungen tätig, auch als Domprediger wirkte er bis kurz vor seinem Tode. Seit 1895 führte er zudem die Redaktion des »Schlesischen Pastoralblattes«, das der vielseitig verdiente August Meer († 15. Juni 1895) begründet hatte. 1896 verlieh ihm die theologische Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau die theologische Doktorwürde, und seit dem Dezember 1905 gehörte er als ordentlicher Honorarprofessor dem Lehrkörper der Breslauer Universität an. Die beiden letztgenannten Ehrungen wurden ihm auf Grund seiner schriftstellerischen Tätigkeit zuteil. Seine Produktivität ist in Anbetracht seiner vielseitigen amtlichen Tätigkeit eine bedeutende gewesen. Seine Arbeiten, die von seinen reichen Kenntnissen ein rühmliches Zeugnis ablegen, tragen freilich zumeist keinen streng wissenschaftlichen Charakter; am meisten ist dies noch der Fall bei dem Buch über »Angelus Silesius und seine Mystik« (Breslau, 1896), in welchem er ein Lebensbild des Verfassers des »Cherubinischen Wandersmanns« und der »Heiligen Seelenlust« entwirft und dann mit Aufgebot eines reichen Apparates von Zitaten aus der hl. Schrift und den Kirchenvätern im einzelnen den Nachweis versucht, daß die Mystik desselben in ihren Hauptgedanken mit der Lehre der Schrift und der Kirche übereinstimmt. So bedeutet seine schriftstellerische Tätigkeit nicht eine Förderung wissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern dient mehr der Vermittlung der Resultate wissenschaftlicher Forschung an weitere Kreise sowie erbaulichen Zwecken; letzteres gilt namentlich von seiner Ausgabe des Büchleins des hl. Johannes Chrysostomos »Vom Priestertum« (1887) und der Übersetzung des »Triumphes des Kreuzes« (1898) des großen Dominikaners Savonarola.

Aber weder die bisher genannten Schriften noch seine ausgedehnte berufliche Tätigkeit haben S.s Namen in weitere Kreise getragen. Was ihn bekannt machte und was es rechtfertigt, daß sein Andenken durch das »Biographische Jahrbuch« wachgehalten wird, sind seine Bemühungen um die Wiedervereinigung der getrennten Christen. Darin hat S. wohl seine eigentliche Lebensaufgabe gesehen, und diese Bestrebungen geben seiner Persönlichkeit das besondere

Gepräge. Schon in Eberswalde gab S. seit 1879 die Monatsschrift heraus »*Ut omnes unum*. Auf daß alle eins seien. Korrespondenzblatt zur Verständigung und Vereinigung unter den getrennten Christen. Unter Mitwirkung hervorragender Männer aus beiden Konfessionen.« Nachdem dieses Blatt dann im Oktober 1901 durch Kauf in den Besitz des Herausgebers der »Friedensblätter«, des damaligen Kaplans Bernhard Strehler in Lähn, übergegangen und mit dieser gleiche Tendenzen verfolgenden Zeitschrift verschmolzen worden war, faßte S. die Gedanken, die er bislang in seinem Organ vertreten hatte, in einem größeren Werk zusammen: Zur Wiedervereinigung der getrennten Christen zunächst in deutschen Landen, Breslau 1903, X und 391 Seiten. Eine Ergänzung und Auseinandersetzung mit den Beurteilungen, welche dieses Werk gefunden hatte, bot dann eine weitere Schrift: Kritiken und Neues zur Wiedervereinigung der getrennten Christen. Breslau 1906. 146 Seiten. »Es erschien mir von jeher«, so beginnt das Vorwort der ersten Schrift, »als eine große Ungeheuerlichkeit und war mir stets ein widerwärtiger Greuel, daß diejenigen, welche denselben christlichen Namen tragen, durch die verschiedenen Glaubensbekenntnisse in Parteien gespalten sind und infolgedessen im privaten wie im öffentlichen Leben vielfach nicht bloß wie Feinde im einzelnen und im kleinen, sondern wie feindliche Heerlager im ganzen und im großen einander gegenüberstehen. Der fortwährende Schmerz nun über eine getrennte Christenheit hat mich schon vor vielen Jahren dahin geführt, mich unablässig mit der Frage zu beschäftigen, ob dieser beklagenswerte Zustand der Trennung nicht irgendwie noch einmal wieder geheilt werden könne.«

S. wendet sich an die Christen, »welche vornehmlich durch die deutsche Reformation von uns getrennt sind«, und von diesen wieder an die, »welche wenigstens an die Gottheit Christi und an die Göttlichkeit der Bibel glauben«. In seinen Darlegungen nimmt die Behandlung der Rechtfertigungslehre begreiflicherweise einen breiten Raum ein, »da die deutsche Reformation mit dem Streit über die Rechtfertigung begonnen und diesen Punkt zum *articulus stantis et cadentis ecclesiae* gemacht hat« und da »die Frage: Wie erhalte ich einen gnädigen Gott? für jeden Menschen überhaupt stets von der fundamentalsten Bedeutung bleibt«. Besonders einläßlich beschäftigt sich S. mit der Augsburgerischen Konfession, da die protestantischen Theologen, wie er — fälschlich — meint, auf dieselbe vereidigt werden, um aus der *Confessio Augustana* und daneben auch den andern Bekenntnisschriften festzustellen, »wieweit unsere Übereinstimmung noch eine wirkliche geblieben ist, und wie sie wieder zur anerkannt wirklichen werden kann«. Aus der vergleichenden Betrachtung der Bekenntnisschriften mit der katholischen Kirchenlehre ergibt sich ihm, »daß eine Übereinstimmung zum großen Teil entweder bereits vorhanden ist oder bei rechtschaffenem und festem Willen doch so weit hergestellt werden kann, daß eine Wiedervereinigung unter uns getrennten Christen mit Gottes Hilfe nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Das Nähere würden die mündlichen Verhandlungen ergeben« (S. 389). — Es kann sich nicht darum handeln, im einzelnen diese Bestrebungen zu würdigen, nur einige Bemerkungen seien angefügt. Im allgemeinen haben die beiden Schriften S.s eine freundliche Aufnahme gefunden, freundlich wenigstens insofern, als die gute Absicht des Verfassers und der vornehm sachliche Ton seiner Erörterungen anerkannt wurde. Und darin hatten seine Kritiker recht; wer ihn persönlich gekannt hat, weiß, daß die Lauterkeit seiner Absichten

nicht anzuzweifeln war, und daß der vermutungsweise geäußerte Verdacht »theologischer Bauernfängerei« (Tschackert, *Modus vivendi* 15) grundlos ist. Aber seine hochfliegenden Hoffnungen auf greifbare Erfolge seiner Anregungen hat wohl niemand so recht zu teilen vermocht. Das kann nicht wundernehmen. Es wird wohl vornehmlich aus dem Mangel an tieferer historischer Bildung und an dem Vermögen, mit unbeirrbar nüchternem Blick die Tatsachen der geschichtlichen Entwicklung in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, zu erklären sein, daß S. sich von Unionsversuchen auf der von ihm gewählten Grundlage Erfolg versprach. Sonst konnte es ihm nicht verborgen bleiben, daß protestantischerseits von einem Festhalten am Wortlaut und vollem Inhalt der Bekenntnisschriften keine Rede mehr ist, daß das Zeitalter der protestantischen Orthodoxie längst sein Ende erreicht hat. Sonst wäre ihm auch, von der späteren Entwicklung ganz abgesehen, die *Confessio Augustana* nicht als Grundlage der Einigung geeignet erschienen, da sie den Umständen ihrer Entstehung gemäß ja nicht offen erkennen läßt, wie groß schon damals die Gegensätze geworden waren; sollte sie doch zeigen, daß die protestierenden Stände, als deren Bekenntnis sie vorgelegt wurde, noch auf dem Boden der alten Kirche stünden, so daß Luther über das Verschweigen, das Dissimulieren wichtiger Gegensätze in derselben sein Mißbehagen äußerte und urteilte: *Plus satis cessum est*. — Trotzdem wird man S.s wohlgemeinten Bestrebungen nicht allen Wert und alles Verdienst absprechen dürfen, denn der Gedanke einer Wiedervereinigung der christlichen Kirchen, der zu allen Zeiten edlen Geistern eifrigster Bemühung wert erschien — nur Leibniz sei genannt —, darf auch in der Gegenwart nicht in Vergessenheit geraten, und die Trennung darf nicht als etwas Gegebenes und Selbstverständliches betrachtet werden, sondern auch fürder muß die Wiedervereinigung als ein hohes, erstrebenswertes Ziel erscheinen, wenn wir auch jetzt mit unserem Blick, der nur eine Spanne reicht, nicht die erfolgverheißenden Wege sicher zu erkennen vermögen. Es gibt Gedanken, die wie ein köstlich Kleinod geschützt werden müssen, bis einst ihre Stunde gekommen ist; sie ist manchmal näher, als Menschenwitz vermeint. Wer will sagen, daß mit der Wiedervereinigung der christlichen Kirchen es nicht so sein könnte. — Und etwas anderes könnte S.s Tätigkeit wirken: die ruhige Sachlichkeit, das Bemühen, den Gegner zu verstehen, der irenische Zug seiner Schriften, sie sollten als Vorbild wirken bei der Behandlung konfessioneller Differenzen, damit stets bei aller Überzeugtheit von der Richtigkeit des eigenen Standpunktes der Ansicht des Gegners mit Achtung begegnet werde, damit alles Verbitternde und Verletzende als ebenso ungebildet wie unchristlich verbannt bleibe. Würde das allenthalben beachtet, so wäre wahrlich schon viel gewonnen.

Lit. Nachruf von A. König in der Chronik der Kgl. Universität zu Breslau XXVI (1911/12), 222—226.

Breslau.

Franz Xaver Seppelt.

Müllner, Laurenz, Professor der Philosophie an der Wiener Universität, * 29. Juli 1848 zu Großgrillowitz in Mähren, † 28. November 1911 in Meran. — M. absolvierte das Gymnasium zu Nikolsburg und wandte sich dann dem Studium der Theologie zu. Er trat zunächst in das Priesterseminar seines engeren Heimatlandes in Brünn ein, verließ dieses jedoch sehr bald wieder, da die auch schon damals unter den Studierenden scharf ausgeprägten nationalen Gegensätze

ihm den Aufenthalt verleiden, und wurde in das fürsterzbischöfliche Alumnat in Wien aufgenommen. Der bedeutende Kenner und geistvolle Interpret der mittelalterlichen Philosophie, Karl Werner, war sein Lehrer und übte auf den begabten Adepten der Theologie einen bestimmenden Einfluß aus, der durch das ganze Leben anhielt. 1871 wurde M. zum Priester geweiht und wirkte nun bis 1875 als Kooperator in der Landstadt Marchegg. Noch in seinen späteren Jahren hat sich M. sehr gern an diese Zeit erinnert, wo er, gefördert durch den Frieden eines idealen Pfarrhoflebens, Seelsorge und philosophische Studien harmonisch verbinden konnte. Vorzüglich mit Schelling und dem Münchner Wilhelm Rosenkrantz hat er sich in diesen Jahren beschäftigt. 1875 berief ihn das Wiener Ordinariat auf die Pfarre zu St. Leopold im zweiten Bezirk, wo er trotz der gesteigerten Anforderungen der Seelsorge seine Studien unermüdlich fortsetzte. Wie in Marchegg, so war M. auch in Wien als warmer, gemütvoller Verkünder des Evangeliums sehr geschätzt. Von der Bedeutung seelsorgerlicher Tätigkeit dachte M. stets sehr hoch, und das schöne Wort Friedrichs v. Schlegel: »Geistlich wird umsonst genannt, wer nicht Geistiges erkannt«, das er so gern vor den neu eingetretenen Hörern der Theologie anführte, war ihm selber Leitstern. Am 30. November 1876 wurde M. an der Universität zu Innsbruck zum Doktor der Philosophie promoviert. In seiner Dissertation hatte er das auf Schelling fußende System von Wilhelm Rosenkrantz behandelt, das zugleich eine neue Grundlegung der Scholastik erstrebte. Die Abhandlung erschien in den Jahrgängen 1876 und 1877 der »Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik«. Der erste Teil derselben wurde in einem Sonderabdruck bei Heinrich Kirsch in Wien 1877 herausgegeben. Die in aller Wärme eines jugendlichen, fast romantischen Enthusiasmus abgefaßte Schrift ist von einer großen Begeisterung für die Gedankenwelt Schellings getragen und verkündet mit einer ergreifenden, priesterlichen Glut das Ideal der großen, alle Momente der Wahrheit hegenden, alle irdischen Bestrebungen segnenden Weltkirche. »Dem hohen Sinne der Weltkirche darf nichts fremd bleiben, was ideell die Welt bewegt, und wie ihr Kultus nur das Nachbild der heiligen Weltliturgie, des geheimnisvollen Betens aller Wesen ist, so soll die Predigt der Kirche alle Lichtstrahlen, die der ewige Logos, »der jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt«, von den Urzeiten her in die Geister der Menschen gesandt, wie in einem Brennpunkte sammeln, und auch in dieser Beziehung aussprechen, »was vom Anbeginn der Welt verborgen war« (S. 14 und 15). Von diesem Bilde der Kirche als der zentralen Macht geistiger Kultur erfüllt, begann M. 1881 seine akademische Tätigkeit mit Vorträgen über philosophisch-theologische Propädeutik an der theologischen Fakultät in Wien. Zu Ende des Jahres 1883 wurde er zum außerordentlichen, am 2. November 1887 zum ordentlichen Professor der christlichen Philosophie ernannt. Seine Aufgabe war durch die kirchlichen Bestimmungen, die seit dem Rundschreiben des Papstes Leo XIII. »*Aeterni patris*« aus dem Jahre 1879 das System des Thomas von Aquino als Grundlage des philosophischen Unterrichts an den theologischen Lehranstalten vorschrieben, genau umgrenzt. Im wesentlichen betrachtete denn M. auch in den Jahren seiner Tätigkeit auf der theologischen Fakultät (1881—96) die Darlegung des thomistischen Gedankensystems in Anlehnung an Konstantin Gutberlets Handbuch als seine Hauptaufgabe. Aber ein geistvoller Lehrer vermag auch im anscheinend engen Rahmen der Interpretation eines philosophischen Systems

vielerlei Anlaß zu finden, um auf die Fragen der Gegenwart Rücksicht zu nehmen, die wichtigsten Erscheinungen neuerer Zeit zu würdigen und sie in einen großen Zusammenhang hineinzustellen. Seine umfassende und eingehende Belesenheit in der theologischen und philosophischen Literatur wie nicht minder in den Dichtungen aller Kulturvölker stand M. bei seinem außerordentlich glücklichen Gedächtnis stets rasch zu Gebote und belebte seinen Vortrag. Von Unkirchlichkeit konnte bei M.s Art, die ihm für die Erziehung des Klerus übertragene Aufgabe zu lösen, wohl für niemanden die Rede sein, es müßte denn überhaupt eine Denkweise, die von der Wirksamkeit der Kirche einen sehr hohen Begriff hat und ein Erstarren des kirchlichen Lebens in pharisäischer Enge zu verhüten trachtet, für unkirchlich gelten. Doch haben sich die Ankläger gegen M.s Lehrwirksamkeit gefunden. Es ist jetzt noch nicht an der Zeit, diese Episode in der Geschichte der Wiener theologischen Fakultät aktenmäßig darzustellen. Erfreulich war es, daß die Denunziation in Rom mit einem für M. durchaus günstigen Resultate endete. Im Winter 1886/7 hielt er sich in Rom auf und konnte vor dem Papste Leo XIII. seine Lehrweise darstellen und begründen. M.s Praxis, vor den Theologiestudierenden auch die Strömungen und Erscheinungen der neueren Zeit zu berücksichtigen und sie, immerhin am Leitfaden der thomistischen Systematik, in deren Verständnis einzuführen, fand Leos Billigung mit den Worten: *»Hoc laudo et approbo.«* An der Sapienza hörte M. in diesem römischen Winter mehrere Vorlesungen über die thomistische Philosophie. Das günstige Urteil des Papstes war für M. eine gewaltige Ermunterung und befestigte seine Stellung, wenn auch die freilich nur leise geäußerten Bedenken einiger enger Seelen im Wiener Klerus nie ganz verstummen. Im Studienjahre 1891/92 war M. Dekan der theologischen Fakultät, 1894/95 Rektor der Universität. Die Inaugurationsrede stellte Galilei in seiner Bedeutung für die Philosophie dar und gab die Grundlinien eines größeren Werkes über den unsterblichen Italiener, das leider nicht zur Vollendung gekommen ist. In der Zeit des Rektorats sammelte M. eine Auswahl seiner Studien über literarische Gegenstände und Beiträge zur Erläuterung bedeutender Werke der Malerei und gab sie unter dem Titel »Literatur- und kunstkritische Studien. Beiträge zur Ästhetik der Dichtkunst und Malerei« bei W. Braumüller (Wien, 1895) heraus. Es spricht aus ihnen eine hohe, vornehme Weltanschauung, die sich mit großer Feinheit in das innere Leben der künstlerischen Individualitäten versenkt. Hier sei nur erwähnt, daß sich in diesem Buch auch der Essai Müllners über die »Aspasia« von Robert Hamerling, der seinerzeit in den Spalten des »Vaterland« erschienen war, abgedruckt findet. Bekanntlich hat Hamerling dem verständnisvollen Beurteiler seiner Schöpfung in den »Stationen meiner Lebenspilgerschaft« hierfür gedankt. Weithin bekannt wurde M. in seinem Rektoratsjahr durch sein Auftreten im niederösterreichischen Landtage, wo er gegen Angriffe der damals eben im stärksten Vormarsch begriffenen Christlichsozialen die Autonomie der Universität und die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung verteidigte. In einem klerikalen französischen Blatt nahm damals der späterhin als Bekämpfer der Straßburger katholisch-theologischen Fakultätsidee bekanntgewordene Chauvinist Kannengieser Anlaß, sich in allen Tönen des Entsetzens über den in Österreich noch immer nicht ausgestorbenen Josephinismus zu äußern!

Sehr gern ist M. in dem seinem Rektorat folgenden Jahre zur philosophischen

Fakultät übergegangen, an die er mit Allerhöchster Entschliebung vom 29. Mai 1896 berufen wurde. Erst die größere Bewegungsfreiheit, die er immer ersehnt hatte und die ihm nun beschieden war, ließ seine reiche Persönlichkeit zur vollen Entfaltung kommen. Die Darstellung der großen Meister des mittelalterlichen Denkens war ihm auch in der zweiten Periode seiner akademischen Lehrtätigkeit eine Herzenssache. Die Gedankenwelten des Thomas und des Bonaventura waren ihm nicht die Krone und der Abschluß des Denkens, aber als die großartige Leistung mittelalterlicher Philosophie und den treuen Ausdruck des tiefsten Strebens des Mittelalters würdigte er sie warm und eingehend. Seine stets wieder von neuem aus den Originaltexten sich erfrischende und ergänzende Kenntnis der Systeme war sehr tiefgehend; verbunden mit seinem ästhetischen Feingefühl, befähigte sie M. vor allem zur Erklärung der »*Divina commedia*«, deren grandiose Welt ihn besonders etwa im letzten Dezennium seines Lebens beschäftigte. Doch nicht geringer war seine Kenntnis der antiken und der neuzeitlichen Systeme.

Daß er an den Fragen, die die neuzeitliche Entwicklung dem Christentum und der Kirche stellt, nicht gleichgültig vorüberging, versteht sich von selbst. In seinen Vorlesungen ging er auch auf diese Probleme ein, wenn er auch nicht in eigenen Schriften dazu Stellung nahm. Der Pontifikat des Papstes Pius X., des Nachfolgers Leo XIII., brachte eine Reihe von kirchlichen Erlässen und Entscheidungen, die jeden Vertreter der Wissenschaft aufforderten, Stellung zu nehmen. Die ganze geistige Art M.s war nicht so beschaffen, daß er etwa irgendwie mit den bedeutenderen Vertretern des sogenannten »Modernismus« engere Fühlung gehabt hätte und mit ihnen zusammen genannt werden könnte. Die praktischen Maßregeln des päpstlichen Rundschreibens »*Pascendi dominici gregis*« hat er wohl wegen der engen Auslegung, deren sie fähig sind, bedauert und den vom *Motu proprio* »*Sacrorum antistitum*« geforderten Eid, den sogenannten Modernisteneid, nicht unterfertigt, aber dem Ideale der Kirche, wie er es einst in seiner Jugendschrift gezeichnet hatte, wollte er doch die Treue wahren, und so empfand er es in den letzten Jahren seines Lebens tief schmerzlich, daß die ernste Wirklichkeit das mit Liebe erfaßte Bild erbleichen ließ.

M. wollte vor allem Lehrer sein, auf literarische Betätigung in größerem Umfange hat er bewußt verzichtet. Er sah seine Aufgabe darin, die großen Systeme der Lebensbedeutung zu würdigen und die Jugend, die sich von Jahr zu Jahr zahlreicher um sein Katheder scharte, mit Verständnis für die wichtigsten Lösungsversuche zu erfüllen. Um diese Aufgabe in der besten Weise erfüllen zu können, wollte er vor allem ein gründlich belesener Kenner der wichtigsten Zeugnisse menschlichen Ringens auf allen Gebieten sein. Aus einer tiefen und zugleich umfassenden Einsicht in den Reichtum der geistigen Schöpfungen sowie in die Leistungen und Versuche der exakten Wissenschaften heraus wollte er seinen Schülern ein Führer zum Verständnis der großen Kulturwerte sein. Darüber mußte die literarische Tätigkeit zurücktreten.

Gern trat M. seinen Schülern persönlich näher und widmete den Strebsamen unter ihnen ohne Kargen viel von seiner Zeit. Trafen sich in seiner Wohnung hervorragende Gelehrte und Künstler, so war er andererseits auch dem bescheidenen Anfänger gegenüber von gewinnender Güte und Herzlichkeit, wie er denn auch die Lebenswege seiner Schüler mit warmer Anteilnahme verfolgte.

M.s Gesundheit war nie sehr stark gewesen. Schon als Seelsorger hatte er an sehr unangenehmen Herzaaffektionen zu leiden. Später machte ihm Gelenkrheumatismus wiederholt zu schaffen. Am 6. Februar 1911 erkrankte er neuerlich daran, und dieser Anfall führte nach einem langen, sehr schmerzlichen Siechtum am 28. November desselben Jahres in Meran zum Tode. Am 3. Dezember 1911 wurde M. auf dem Friedhofe zu Döbling beigesetzt. Der Rektor der Universität, Professor Dr. Oswald Redlich, hielt dem Lehrer und Priester einen warmen Nachruf, Professor Adolf Stöhr dem Philosophen, Minister a. D. Graf Wickenburg dem eifrigen Mitgliede der Grillparzer-Gesellschaft. Wenn Professor Redlich von dem Dahingegangenen als treuem Sohne der Kirche sprach, so war dies vom Redner als die innere Anhänglichkeit an die großen Gedanken des katholischen Kulturideals gemeint und konnte von allen, die M. näher kannten, auch nur so verstanden werden, denn ebenso fest wie die Treue gegen die Grundideen des Christentums stand bei ihm die Absage an jede Form des Ultramontanismus. Hierin war er mit F. X. Kraus, dem bedeutenden Freiburger Kirchenhistoriker, der ihn so manchesmal in Wien aufsuchte, völlig eins. Das Grab des feinen Repräsentanten eines echten Gelehrtenlebens schmückt ein würdiger, dunkler Marmorstein mit der künstlerisch ausgeführten Darstellung des Gekreuzigten und dem vielsagenden Worte: »Vollbracht.« Dieses Denkmal erscheint als das angemessene Siegel auf ein Leben ernsten und oft nicht freudevollen Ringens nach Klarheit in den wichtigsten Lebensfragen.

Literatur: Fr. Jodl im Bericht über die feierliche Inauguration des Rektors für das Studienjahr 1912/13. Wien 1912. S. 29 ff. — Derselbe: Zum Andenken an L. M. Gedenkworte. N. Fr. Pr. 29. November 1911. — Anonym in derselben Nummer ein warmer Nachruf, der vor allem die persönliche Art M.s schildert. — E. Reich: Österreich. Rundschau vom 15. Dezember 1911. — O. Ewald: L. M., Eine Silhouette. N. Fr. Pr. vom 5. Dezember 1911. — H. Eibl: Prof. L. M. als Lehrer. Reichspost, 2. Dezember 1911. — Handschriftlich lag mir ein Essai von einem treuen Schüler des Verstorbenen, F. H. Tippmann, Bibliothekar an der Bibliothek der Technischen Hochschule in Wien, vor. Ein anderer Schüler M.s, E. N. Pohorilles, bereitet eine eingehende Darstellung der Denkerpersönlichkeit M.s vor.

Bilder: Eine Radierung von W. Unger aus Müllners Rektoratsjahr 1894/95, reproduziert z. B. als Titelbild des Jahrb. d. Univ. Wien für 1894/95, Wien 1896. — Photographie M.s aus dem Atelier Adèle, Wien I, Graben.

Wien.

Dr. Josef Prenner.

Brühl, Julius Wilhelm, Professor der Chemie an der Universität Heidelberg, * 13. Februar 1850 zu Warschau, † 5. Februar 1911 in Heidelberg. — B., der Sohn eines wohlhabenden Industriellen, wurde als russischer Untertan geboren, seine Vorfahren stammten jedoch aus Danzig. Er war der älteste von fünf Geschwistern und mußte frühzeitig sein Elternhaus verlassen, um in Gnadenberg in Schlesien erzogen zu werden. Ehe er die dortige Schule vollständig absolviert hatte, erkrankte sein Vater schwer, und Julius sollte rasch die Handelsschule in Berlin absolvieren, um dann möglichst bald das Geschäft des Vaters übernehmen zu können. Bevor dies möglich war, starb sein Vater, und der junge B., der für den kaufmännischen Beruf wenig Neigung zeigte, kam 1868 ans Polytechnikum nach Zürich, um auf Anraten seines Onkels, des Zuckerfabrikanten Bamberg, Chemie zu studieren. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges verließ er Zürich, um nach kurzem Aufenthalt bei seiner Mutter in Dresden sich nach Berlin zu wenden, wohin ihn die unter

A. W. Hofmann aufblühende organische Chemie zog. In Berlin studierte er auch mathematische Physik bei G. Quincke und legte so den Grund zu seiner umfassenden physikalisch-chemischen Bildung. Wie bald A. W. Hofmann den talentierten jungen Chemiker schätzen lernte, geht daraus hervor, daß er ihm 1872 eine Stellung an der neugegründeten Universität in Tokio verschaffen wollte, was B. jedoch ablehnte. Als ihm aber ein Jahr später ein Assistentenposten bei Landolt in Aachen angeboten wurde, konnte er dieser Versuchung nicht widerstehen und habilitierte sich daselbst, noch ehe er den Doktorgrad erworben hatte. Zum Doktor promovierte er 1875 in Göttingen. Die Zeit, die er in Aachen verbrachte, war von ausschlaggebender Bedeutung für sein ganzes Leben und ist er der bedeutendste Schüler Landolts geworden. Nachdem er noch ein aus Berlin stammendes, rein organisches Thema vollendet hatte, wandte er sich unter dem Einflusse Landolts physikalisch-chemischen Problemen zu, und zwar vor allem der Erforschung des Zusammenhanges zwischen physikalischen Eigenschaften und Konstitution eines Körpers. In jene Zeit fällt auch seine wichtige Entdeckung, daß mehrfache Bindungen im Molekül auf die Molrefraktion einen gesetzmäßigen Einfluß ausüben. Dem experimentellen Ausbau dieser Erkenntnis war ein großer Teil seines ganzen Lebens gewidmet. Im Jahre 1879 trug B. zum erstenmal seine Entdeckungen auf der Naturforscherversammlung in Baden-Baden vor und wurde bald darauf ans Polytechnikum nach Lemberg berufen, wo er 1880 Ordinarius wurde. In dieses Jahr fällt auch seine Vermählung mit Lili Bamberger, die er im Hause Landolts kennen gelernt hatte. Die Übernahme des Ordinariates in Lemberg brachte für B. enorme Anstrengungen, die er nur mit Aufbietung aller Kräfte und der ihm innewohnenden außergewöhnlichen Energie bewältigen konnte. Dazu kam noch, daß er in der ihm ungewohnten polnischen Sprache vortragen mußte, weshalb seine Vorlesungen noch mehr Zeit als gewöhnlich zu ihrer Vorbereitung erforderten. Trotzdem brachte er es noch immer fertig, an seinen Untersuchungen weiterzuarbeiten, allerdings nur mit Aufopferung eines Teiles seines Schlafes. Dieser Überbürdung war aber der ohnehin nicht sehr robuste Körper nicht gewachsen, und im Frühjahr 1882 warf ihn eine schwere Lungenblutung nieder. Damals hielt man ihn bereits für verloren, doch langsam, sehr langsam erholte er sich wieder. Jahrelang dauerte es, bis er, gekräftigt durch den Aufenthalt in mildem Klima, wieder seine Tätigkeit aufnehmen konnte; und zwar wandte er sich nach Freiburg im Breisgau, wo er von 1884—87 blieb, weiter am Ausbau seines Arbeitsgebietes schaffend. Das Jahr 1888 führte B. nach Heidelberg, wo er die Lehrkanzel Bernthsens übernahm, der daselbst ein Privatlaboratorium geleitet hatte. Es war schon lange der Wunsch B.s gewesen, sich in Heidelberg niederzulassen, er sollte auch bis an sein Lebensende dort verbleiben. In die nun folgenden Jahre fällt wohl das Schwergewicht seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. In erster Linie war es wieder die organische Spektrochemie, der sein Wirken galt, es erschienen aber damals auch zahlreiche andere Arbeiten von ihm, wie über thermo-chemische Probleme, Streifzüge ins Gebiet der rein organischen Chemie, Notizen über praktische Laboratoriumsapparate usw. Aber auch in diesen Jahren blieb er nicht von tückischen Krankheiten verschont, die ihn durch sein ganzes Leben begleiteten, langsam, aber sicher seine wertvolle Arbeitskraft unterminierend. 1892 wurde er von einer schweren Magenblutung heimgesucht, von der er sich verhältnismäßig rasch erholte, und 1898 erkrankte

er derart von neuem, daß es ihm unmöglich war, sein Institut weiter zu leiten. Nun gab er seine Stellung auf und richtete sich in seinem Hause ein Laboratorium ein, in dem er mit einigen Assistenten weiterarbeitete, der schleichenden, immer mehr vordringenden Krankheit trotzend. Dazu kam noch das bittere Gefühl, seine Arbeiten von den Fachgenossen nicht in dem Maße anerkannt zu sehen, wie sie es verdienten. Ist es doch das Schicksal so vieler Forscher, daß ihre Entdeckungen lange Zeit brauchen, bis sie allgemein anerkannt sind und sich gegen alle Kritik durchgesetzt haben. Geistige Großtaten, wie die von B. geschaffene organische Spektrochemie, entstehen auch nicht plötzlich in allen Details vollendet und harmonisch abgerundet, sondern der suchende Forscher gerät nur allzu leicht auf Irrwege, und die Erkenntnis der Wahrheit muß mit bitteren Irrtümern und vergeblicher Mühe erkaufte werden. Doppelt schwer wird das von einem Charakter wie B. empfunden, der in unerschütterlichem Glauben an die Bedeutung und den Wert seiner Entdeckungen manchmal die gewohnte Vorsicht vergißt, sich über die Grenzen des experimentell Bewiesenen hinauswagt und sich dann der in diesem Falle berechtigten Kritik nicht erwehren kann. Andererseits mußten sich doch seine bedeutenden Arbeiten Bahn brechen, und England war der erste Staat, der B.s Verdienste in entsprechender Weise würdigte. 1904 wurde er zum Ehrenmitgliede der *Royal Institution of Great Britain* ernannt und bald darauf zum *Doctor of science* in Cambridge und Dublin erhoben. Auch die Akademie der Wissenschaften in Krakau ernannte ihn zum Mitglied und der Physikalische Verein in Frankfurt zum Ehrenmitglied. 1904 trat sein Kampf mit der Krankheit in ein neues, aussichtsloses Stadium und machte ihm das experimentelle Arbeiten unmöglich. Vier Jahre später ist jede Hoffnung geschwunden, sich noch einmal im Laboratorium betätigen zu können; er löst sein Privatlaboratorium auf und schenkt die Einrichtung und Apparate der Universität Heidelberg. Er muß zusehen, wie die Krankheit immer weiter an seinem Lebensnerv nagt, und fühlt die Gefahr des drohenden Wahnsinns. Trotzdem arbeitet er noch am Schreibtisch weiter. Den letzten Lichtblick bildet sein 60. Geburtstag; die zahlreichen ehrenden Gratulationen zeigen ihm, daß er nicht umsonst gelebt und bleibende Werke geschaffen hat. Dann folgt ein grauenhafter Todeskampf. Eine Niere muß exstirpiert werden, doch ist der Untergang nicht mehr aufzuhalten. Am 5. Februar 1911 gibt er sich selbst den Tod. Die von ihm ausdrücklich verlangte Sektion ergab, daß die Krankheit bereits das Gehirn ergriffen hatte, Wahnsinn wäre binnen kurzer Zeit die unausbleibliche Folge gewesen. So schloß das Leben eines Helden, der bis zum äußersten gekämpft hatte.

Die wissenschaftliche Bedeutung B.s ausführlich zu besprechen, ist bei dem hier gebotenen Raume ausgeschlossen, ja es ist nicht einmal möglich, die Titel seiner einzelnen Veröffentlichungen — es sind deren über 150 — hier anzuführen. Es kann also nur das Allerwichtigste, fast nur in Schlagworten angegeben werden. Der leitende Grundgedanke, der sich durch sämtliche Arbeiten hindurchzieht, ist, Gesetzmäßigkeiten zwischen physikalischen Eigenschaften der Körper, wie Molekularrefraktion, -dispersion, Dichte, Schmelz- und Siedepunkten u. a. und ihrer chemischen Struktur zu ermitteln. Die Auffindung solcher Gesetzmäßigkeiten ist von enormer Tragweite für die Konstitutionsaufklärung, da alle analytischen und synthetischen Methoden infolge der dabei oft spontan auftretenden Atomumlagerungen einen Grad von Unsicherheit in

sich haben. B. spricht selbst den wichtigen Satz aus, der ihm fürs ganze Leben ein Leitstern blieb: »Die Erforschung der Konstitution der Körper zu ermöglichen, ohne deren Beschaffenheit zu ändern, das hieße eine Richtung einschlagen, welche frei ist von den Fehlerquellen, die jenen Methoden anhaften und ihre Ergebnisse mehr oder weniger unsicher machen müssen«. Den Beginn seiner Untersuchung machte er mit dem Studium der Molrefraktion, und bald konnte er den wichtigen Satz aufstellen, daß das Refraktionsinkrement einer Verbindung der Anzahl von Doppelbindungen im Molekül proportional ist. Bald darauf zeigt er, daß zwischen den Atomrefraktionen des einfach und doppelt gebundenen Sauerstoffes ein großer Unterschied besteht, ermittelt das empirische Refraktionsäquivalent des dreifach gebundenen Kohlenstoffes und findet, daß Ringbildung im allgemeinen ohne Einfluß auf die Molrefraktion ist. Er verschafft der Lorenz- und Lorentzschen Refraktionsformel Geltung und leitet eine Dispersionsformel ab, die sich bis heute als die zweckmäßigste erwiesen hat. Nachdem die spektrochemischen Verhältnisse der stickstofffreien Körper so weit geklärt waren, beginnt er mit der Schaffung einer Spektrochemie des Stickstoffes. Auch rein chemischen Untersuchungen wendet er sich manchmal zu, und hat er insbesondere für die Chemie des Kamphers und der Terpene manchen wertvollen Beitrag geliefert. Seine thermochemischen Veröffentlichungen verdienen auch heute noch volles Interesse. Bezüglich seiner Arbeiten über das Tautomerieproblem sei nur erwähnt, daß die heute in der organischen Chemie so gebräuchlichen Ausdrücke wie Enol, Enolisierung, Ketisierung u. a. von B. eingeführt wurden. Von großer Bedeutung sind auch seine Studien über den Einfluß des Lösungsmittels auf die gelöste Substanz. Zum Bücherschreiben ist B. wenig gekommen; diesbezüglich sei nur seine Fortsetzung des großen Lehrbuches der organischen Chemie von Roscoe-Schorlemmer erwähnt, die er gemeinsam mit O. Aschan und F. Hjelt unternahm.

Wer sich näher für die Werke des Schöpfers der organischen Spektrochemie interessiert, der sei auf den in den Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft Bd. 44, S. 3757 (1911) erschienenen Nachruf von K. Auwers verwiesen.

E. Philipp i.

Schrötter, Hugo, Professor der Chemie an der Universität Graz, * 11. September 1856 zu Olmütz, † 7. Juli 1911 in Graz. — Sch. entstammte einer hochgebildeten, wohlhabenden Familie und genoß eine sorgfältige Erziehung. Nach Vollendung seiner Mittelschulstudien kam er an die Universität Wien, um im II. Chemischen Institute bei Lieben Chemie zu studieren. In Wien wirkte auch an der Technischen Hochschule sein Großonkel, der berühmte Chemiker A. Schrötter. Aus dem II. Chemischen Institute stammt seine erste Arbeit: Über eine Base im Fuselöl. Im Jahre 1879 kam er nach Bonn zu Kekulé. Hier war der richtige Boden für Sch. War doch gerade damals durch die Kekulé'sche Benzoltheorie ein neues Zeitalter für die organische Chemie herangebrochen. Das ganze ungeheure Gebiet der zyklischen Verbindungen war plötzlich einer fruchtbaren Bearbeitung zugänglich geworden, und in jenen Jahren erfolgte ein nie geahnter Aufschwung der organischen Chemie. Nachdem er zuerst unter der Leitung Kekulé's eine kleinere Arbeit über die Umwandlung von Propylbromid in Isopropylbromid vollendet hatte, wandte er sich dem Studium des Kamphers zu und publizierte mehrere Arbeiten über dieses Thema, die von

großer Bedeutung für die spätere Aufklärung der Konstitution dieses Körpers waren. Auf Grund dieser Arbeiten promovierte er 1882 in Halle und war kurze Zeit bei Volhard daselbst Assistent. Dann führte ihn sein Lebensweg nach Erlangen, wo er bei E. Fischer Assistent wurde. Damals arbeitete er zusammen mit E. v. Gerichten über Morphin und Kodein und veröffentlichte in Gemeinschaft mit diesen drei Abhandlungen über dieses Thema. Als aber 1883 bei Kekulé in Bonn eine Assistentenstelle frei wurde, zog es ihn doch wieder zu seinem hochgeschätzten Lehrer hin, wo er bis 1885 blieb. In diesem Jahre habilitierte er sich für organische Chemie und wurde 1892 zum außerordentlichen Professor in Graz ernannt, wo er bis zu seinem Tode blieb. Die letzten zehn Jahre seines Lebens bildeten einen fürchterlichen Kampf mit einem stets fortschreitenden Rückenmarksleiden. Nicht mehr fähig, allein zu stehen oder sich auch nur einen Schritt vorwärts zu bewegen, kannte er dennoch kein Interesse als seine Wissenschaft, und kam es fast nie vor, daß er seine Vorlesung trotz der gräßlichsten Schmerzen absagte. Bis wenige Monate vor seinem Tode arbeitete er auch noch experimentell mit seinen Schülern im Laboratorium.

Wer Sch. nur aus seinen nicht allzu zahlreichen und bedeutenden Arbeiten kennt, wird ihn gerade nicht als einen der hervorragenden Vertreter seiner Wissenschaft einschätzen, wer aber, wie Schreiber dieser Zeilen, das Glück hatte, ihm nähere treten zu dürfen, und sich zu seinen Schülern zu zählen, der mußte ein ganz anderes Bild von diesem seltenen Manne gewinnen. Charakteristisch für Sch. war es, daß er sich zur Bearbeitung immer gerade die schwersten Gebiete aussuchte, obwohl er stets von Pech verfolgt wurde. So verwandte er Jahre auf das so schwierige Studium der Albumosen. Wer jemals auf dem Gebiete der Eiweißchemie gearbeitet hat, der wird die Mühe und Arbeit zu schätzen wissen, die aus den Veröffentlichungen Sch.s über dieses Thema spricht. Und wieviele vergebliche Versuche mag er zur Ergründung des schwefelreichen, unbekannten Eiweißkernes unternommen haben, die er überhaupt nicht publizierte. Sein zweites Arbeitsgebiet war die Erforschung des Cholesterins. Fast ein Jahrzehnt arbeitete er daran; da schien es endlich, als sei die richtige Spur gefunden. Es gelang ihm, aus Cholesterin, Cholalsäure, Kampher und Terpentinöl das nämliche Abbauprodukt zu gewinnen, und schon glaubte er den Beweis für die Zugehörigkeit des Cholesterins zu den Terpenen erbracht und damit zum erstenmale einen Vertreter dieser Körperklasse als tierisches Produkt nachgewiesen zu haben, aber leider mußte er bald erkennen, daß er sich getäuscht hatte und daß er nur eine durch sekundäre Reaktion entstandene Polykarbonsäure des Benzols in Händen hatte. Und dennoch war all seine Mühe nicht umsonst gewesen, denn seine Arbeiten bieten doch manchen wichtigen Hinweis für die Struktur des Cholesterins, wie die Forschungen von Pregl und von Fürth ergaben. Noch ein Jahr vor seinem Tode, als sein Leiden schon einen bedenklichen Höhegrad erreicht hatte, begann er noch zwei Arbeiten, die auf seine alten Lieblingsthemen, den Kampher und das Eiweiß, Bezug hatten, doch war es ihm nicht mehr vergönnt, dieselben zu vollenden, und ist ihm auch hierbei der Erfolg, wie so oft in seinem Leben, versagt geblieben. Wenn schon der unbezwingbare Optimismus Sch.s und sein Charakter, der vor keiner Schwierigkeit des Themas zurückwich, ihm fast stets mehr Enttäuschung als Erfolge brachte, so machte ihn doch eben diese Eigenschaft zu einem bewunderungswürdigen Lehrer. Wenn ihn sein Leiden auch

noch so quälte: in der Vorlesung, da vergaß er all sein Elend. Da leuchtete sein Auge, wenn er irgendeine interessante Synthese, einen Strukturbeweis vortrug, und nach der Vorlesung, da gab es fast stets noch eine Fortsetzung und ein Konsilium im engeren Kreise mit seinen Schülern. Da wurden neue Probleme erörtert und chemische Luftschlösser gebaut, und welch eine Summe von Anregungen und Ideen war da zu schöpfen. Nur manchmal glitt ein wehmütiger Zug über sein Gesicht, wenn er nämlich dachte, daß ihm die physische Kraft fehlte, auch nur einen Bruchteil seiner Ideen auszuführen.

Wenn Sch. in seinem letzten Werke, dem trefflichen Nachruf auf Zdenko H. Skraup, mit den Worten schließt: »Skraup war eben ein Liebling der Götter«, so kann man wohl einen Nachruf auf Sch. nur schließen mit den Worten: er war eben ein Stiefkind des Glückes.

Philippi.

Braun, Gustav Adolf Theodor, D., Generalsuperintendent der Niederlausitz und Neumark, Wirkl. Ober-Konsistorialrat, Pastor an St. Matthäus in Berlin, * 5. Februar 1833 in Möllbergen, Amt Hausberge, Kreis Minden, † 18. Februar 1911 in Mentone (Frankreich). — Der Vater August Friedrich B. war Volksschullehrer in Möllbergen, die Mutter Karoline Sophie Grohne, Tochter des Unterförsters in Todemann, Kreis Rinteln. 1836 zog er mit den Eltern nach Eisbergen (Kreis Minden) bei Todemann. Er wuchs dort heran in schöner und erhabener Gegend zwischen der Weser und den bewaldeten Höhen des Wesergebirges inmitten fruchtbarer Gärten, Wiesen, Felder, unter rein evangelischer, kerndeutscher Bevölkerung. Er lernte früh in der Schule des Vaters. Seit Ostern 1843 besuchte er das Gymnasium zu Rinteln, seit Herbst 1848 das zu Herford. Ostern 1852 ging er ab mit Dispensation vom mündlichen Examen und vorzüglichem Zeugnis. Ein Mitschüler bezeugt: »Er überragte uns alle.« In Bonn studierte er Theologie infolge ernster Zukehr zu Gott, hörte sonderlich Rothe und Dorner, studierte für sich die Symbole der verschiedenen Kirchen, las philosophische Werke, »um zu erkennen, ob die von ihm ergriffene lutherische Lehre oder die philosophische auf Wahrheit beruhe«. In Halle, wo er von Ostern 1853 ab zwei Jahre war, suchte er »andere Gedankengebäude, im einzelnen konkret, bestimmt, alles aus letztem Prinzip entwickelt«. Ihn fesselten sonderlich die Kollegien von Julius Müller und Hofmanns Schriftbeweis. Der Wingolf war ihm viel. In Westerenger, wohin sein Vater 1848 versetzt wurde, suchte er seine theologischen Studien zu revidieren, ob er alles für das Pfarramt Nötige beherrsche und klar habe, sich klar zu werden über Rechtfertigung und freiste, umfassendste Lebensanschauung. Am 14. Oktober bestand er in Münster das erste theologische Examen, »im ganzen vorzüglich gut«. 1. Advent wurde er Pastor Hoffmanns Hilfsprediger an der Neumarktkirche zu Halle. Er führte aus, was er schon in Westerenger sich vorgenommen hatte: 1. sonntäglichen Kindergottesdienst, 2. Abendgottesdienst, 3. wöchentliche Bibelstunde im Winter, 4. Erweiterung des Armenvereins, 5. seelsorgerische Einwirkung auf bisher unzugängliche Kreise. Kaum hatte er diese vielfache Arbeit an Elenden, die an Leib und Seele litten, einige Zeit getan, da hatte er auch die des schwer erkrankten P. Hoffmann zu übernehmen. Das griff ihn, der auf Gymnasium und Hochschule viel an schwachem, oft krankem Körper litt, so an, daß seine Eltern ihm Herbst 1856 längeres Bleiben in dieser Tätigkeit verboten. Das westfälische Konsistorium sandte ihn als Vikar des erkrankten

P. Huchgenneier nach Schilderche. Nach Absolvierung des Seminarkursus in Petershagen, mit dem er pädagogische Studien verband, übernahm er dort Predigt, Seelsorge, Konfirmandenunterricht, suchte Klarheit über das Amt der Kirche wie über deren Wesen in Halle, bearbeitete die Aufgaben zum zweiten theologischen Examen. Nach dessen »vorzüglich gutem« Bestehen ging er als Badeprediger nach Oeynhausen, Friedrich Wilhelm IV. spendete Mittel dafür, übernahm die Redaktion der »Evangelisch-lutherischen Zeugnisse«. 1. Oktober sandte ihn das Konsistorium als Prediger an das Gefängnis auf dem Sparenberge bei Bielefeld. Dort, wie in Oeynhausen zündeten seine Predigten, er lebte ganz den Gefangenen. Am 15. November 1857 wurde er in der Altstädterkirche ordiniert. Seine Predigt über 2. Mose 4, 17 zeigt die reife und ernste Auffassung vom Predigtamt, die er stets in steigendem Maße erfüllt hat. Er hielt Bibelstunden im Krankenhaus von Bielefeld, erzählte einem Kreise ernster Christen von der Mission.

6. Oktober 1859 begann er sein ungemein bedeutendes Wirken am Evangelischen Gymnasium in Gütersloh, wohin ihn dessen Kuratorium berief — zunächst als theologischen Hilfslehrer zu Predigt, Religions- und anderem Unterricht, als Vertrauensmann der Schüler. Auf diese wie die Lehrer gewann er durch Predigt, Unterricht, persönlichen Verkehr gleich solchen Einfluß, daß die Primaner, die er nicht unterrichtete, von ihm Bibelstunden erbaten und daß Schüler wie Lehrer die von ihm eingerichteten Abendgottesdienste freiwillig treu besuchten. Da er als theologischer Hilfslehrer nur zwei Jahre in dieser Tätigkeit bleiben durfte, bestand er auf Grund früherer philosophischer, historischer, altklassischer und deutscher Studien am 15. November 1861 die Prüfung für das Höhere Schulfach mit der Befähigung für alle Klassen in Religion, Hebräisch, Deutsch, für die mittleren in Latein und Griechisch. Die geistvolle Prüfungsarbeit über das Wort des Aratus: »In Ihm leben, weben und sind wir« ist aufgenommen in »Bleibende Furcht«. Zu gleicher Zeit entwarf er das 209 Sprüche enthaltende Heft, das neun Auflagen erlebte, auch an andern Schulen gebraucht wurde. Er wurde schon damals oft als Prediger auf Missionsfeste berufen.

Ein Ruf als Pfarrer nach Hasserode am Harz und gleichzeitig als Religionslehrer am Gymnasium in Wernigerode, Januar 1863, wurde Anlaß, daß seine nur persönliche pastorale Arbeit am Gymnasium zu Gütersloh amtlich geregelt wurde. Wie er jene geistesmächtig, selbstverleugnend, taktvoll, einsichtig gestaltet hatte, so wurde sie bestimmt, doch wegen Schwierigkeiten, die von der kirchlichen Gemeinde erhoben wurden, erfolgte seine Einführung als Anstaltsgeistlicher erst am 21. August 1866.

Schon 1864, da ich sein Mitarbeiter wurde, schrieb ich: »B. ist die Seele der Schule durch seine Gottesdienste und seinen Verkehr mit den Schülern; er ist, wie ihr Vater, alle haben Freude am Gottesdienst.« 1884 war im Synodalvorstand Geh. Rat Wiese gegen seine Berufung nach Berlin, »weil er am Gymnasium in Gütersloh unersetzlich sei.« Herzensbedürfnis war ihm diese persönliche und unterrichtende wie pastorale Wirksamkeit. So empfingen viele von ihm »Anstoß zu ewiger Bewegung«, so bildete er viele Theologen. Über das Gymnasium hinaus erstreckte sich sein Einfluß auf einen großen Kreis der Gütersloher Gemeinde. Seit 1864 war er Mitglied des Gymnasial-Kuratoriums; Anliegen an dieses trugen Kollegen ihm gern vor. Die Berufung von zwei Direktoren und mehreren Lehrern war sein Werk.

Diese ungemein reiche, angespannte Arbeit leistete der teure Mann trotz steter körperlicher Schwachheit und häufiger ernster Erkrankung. Vor dem 3. Advent erlitt er Blutspeien. Die Besorgnis, nur kurz daure sein Leben, hatte ihn getrieben, es so fruchtbar wie möglich durch Predigten auch in den Ferien zu machen. Es dauerte seine Herstellung sehr lange, aber er wurde wieder so spannkraftig, daß die oberste Kirchenbehörde ihn 1884 nach Berlin als Pastor an St. Matthäus und als Generalsuperintendent für die Niederlausitz und die Neumark berufen konnte. Staunenswert ist, welches Übermaß von Arbeit B. bewältigte, als Pastor von St. Matthäus, als Oberhirte für die Neumark und Niederlausitz, als Mitglied des Oberkirchenrates und des Brandenburgischen Konsistoriums, als Vorsitzender der Kuratorien der Gossnerschen Mission und des Elisabeth-Krankenhauses, als Examinator und Ordinator vieler theologischer Kandidaten, als Leiter der Ephorenkonferenz und des Weißen Kreuzes. Diese seinen eigenen Neigungen wie Gaben entsprechende Tätigkeit stahlte zehn Jahre hindurch seinen zarten Körper und war sehr erfolgreich. In der Matthäi-Gemeinde schloß sich ein fester Stamm so treu an ihn an, daß gleich die ersten Kirchenwahlen durchaus seinen Wünschen entsprachen. Patrone der Neumark ermöglichten Generalvisitationen, die Konferenz in Küstrin scharte sich um ihn. Aber brachen kräftige Männer wie Kögel und Barkhausen unter der vielseitigen, aufreibenden Berliner Arbeit zusammen, so warf Predigen trotz Influenza Neujahr 1894 den schwächlichen Mann in sehr schwere körperliche und seelische Nöte; diese wurden nie völlig gehoben, nur gemindert, er hatte sich durch unsägliche Angst durchzukämpfen. Aber rieten Freunde zum Ausscheiden aus dem Amte, so hielt ihn Treue darin fest; er durfte bezeugen, daß er seine ganze Arbeit treu, auch die anderer übernommen habe. Die Vereinsamung durch den Tod seiner einzigen Schwester (2. November 1907), die dem Nichtverheirateten stets den Haushalt führte, wurde gemildert durch beharrliches Weiterarbeiten. Doch Palmarum 1909 hielt er seine Abschiedspredigt, ging in die Stille von Bethel bei Bielefeld. Aber seine Kraft war erschöpft, sein Nerven- und Ohrenleiden drückte schwer und stets. In Mentone, wo er Wärme suchte, starb er an Luthers Todestag. Er hatte stets an der Landeskirche lutherische Wahrheit bezeugt, wie er schon 1857 erstrebte. Die Bestattung in Gütersloh neben seinen Eltern und seiner Schwester, die er bestimmt hatte, erfolgte sehr feierlich unter großer Beteiligung alter Schüler, hoher Kirchenbehörden, wie der Gütersloher Gemeinde. Die Ansprachen von Exzellenz D. Dryander, den Generalsuperintendenten Keßler und Zöllner, Missionsdirektor Kausch und P. D. Möller sind erschienen bei Bertelsmann in Gütersloh 1911; ebenda »Gedichte« von ihm und unter dem Titel »Bleibende Frucht« von ihm früher einzeln veröffentlichte Predigten, Ansprachen, Abhandlungen, erbauliche Behandlung des aronitischen Segens.

Wohl alle Kirchenzeitungen, auch »Kreuzzeitung« und »Reichsbote«, brachten sehr warmen Nachruf. »Erinnerungen an D. B.« (geb. 2,50 M.) schrieb der Unterzeichnete. Ein gutes Bild haben diese, ein anderes, »Bleibende Frucht« — ein sehr freundliches aus der ersten Berliner Zeit ist bei Löscher und Petsch in Berlin zu haben.

Professor emer. Zander.

Oettli, Samuel, Dr., Professor für alttestamentliche Wissenschaft an der Universität Greifswald, * 29. Juli 1846 in St. Gallen, † 23. September 1911 in

Illenau in Baden. — Oe. stammte aus einer einfachen schweizerischen Bürgerfamilie, in der eine schlichte und klare, reformierte Frömmigkeit gepflegt wurde. Sein Vater Heinrich Oe., von Haus aus Handwerker, war nach wechselreichen Wanderfahrten unter Christian Heinrich Zeller in Brüggen Armenierzüher geworden und wirkte nun in St. Gallen als Vorsteher der dortigen Rettungsanstalt; seine Mutter Wilhelmine geb. Schmid wird als eine stille, feine Frau geschildert. Zusammen mit Samuel wuchs ein älterer Bruder und eine jüngere Schwester auf, die auch im späteren Leben in herzlicher Liebe mit ihm verbunden blieben; der Bruder starb als Kaufmann in Brasilien, die Schwester, die dem jungen Pfarrer in den ersten Jahren den Haushalt führte und auch, als sie aus Indien als Missionsfrau zurückkehrte, längere Zeit in der Nähe des Berner Professors gewohnt hatte, lebt noch in der Schweiz. Nach dem frühen Tode der Mutter fanden die drei Kinder an Fräulein Luise Schlatter eine treu sorgende Freundin, deren Haus ihnen fortan als eine zweite Heimstätte erschien. — Nachdem Oe. die Kantonsschule in St. Gallen mit Auszeichnung durchlaufen hatte, wandte er sich dem Studium der protestantischen Theologie zu und besuchte 1866—70 die Universitäten Basel, Zürich und Göttingen. Der Rationalismus, der damals an den schweizerischen Hochschulen herrschte, scheint dem jungen Studenten keine Erschütterung seines Innenlebens gebracht zu haben; die Einwirkungen des bibelfesten Kreises, in dem Oe. herangewachsen war, erwiesen sich in diesen Wanderjahren vielmehr als so nachhaltig, daß es zu keinem Bruche kam: der Zwanzigjährige war bereits ein in seiner Glaubensüberzeugung gefestigter Mann. Dagegen haben die Weltaufgeschlossenheit, mit der Oe. später dem ganzen Gebiete der Geisteswissenschaften mit ihren wechselvollen Neuerscheinungen gegenüberstand, und die vorbildliche Weitherzigkeit, die ihm bei der Beurteilung anderer Forschungsarbeit eigentümlich war, gewiß in jener Richtung zum großen Teil ihre Wurzeln. Entscheidend für Oe.s Lebensarbeit wurden jedoch nicht die schweizerischen Universitäten, sondern Göttingen; denn hier fand er in Heinrich Ewald, dem geistvollen Erklärer alttestamentlicher Schriften und feinsinnigen Darsteller der Geschichte Israels, einen Lehrer, der ihn zu selbständigem Forschen anregte und ihm damit die Wege für seine künftige Laufbahn wies. Unter Ewalds Anleitung erwarb Oe. in Göttingen eine gründliche Kenntnis der orientalischen Sprachen, namentlich des Syrischen und Arabischen, und hier gewann er jene innerlich freie Stellung zu den großen Problemen der Religionsgeschichte, die seine späteren Schriften auszeichnet; die Auseinandersetzung mit den grundstürzenden Lösungsversuchen eines K. H. Graf und Abraham Kuenen, die die überlieferte Anschauung von der Entstehung des alttestamentlichen Schrifttums so ziemlich auf den Kopf stellten, war damals bereits in vollem Gange; noch 1870 habilitierte sich Wellhausen in Göttingen, auf dessen Greifswalder Lehrstuhl Oe. 25 Jahre später berufen wurde.

Anders als Wellhausen, dessen Drang nach freier, wissenschaftlicher Betätigung ihn gerades Wegs in die akademische Welt hineinführte, wandte sich Oe. zunächst jedoch der praktischen Wirksamkeit zu, ohne freilich die stille, wissenschaftliche Arbeit zu unterbrechen. Er wurde Vikar an der Peterskirche in Zürich und 1872 Pfarrer in der Gemeinde Roggwil im Thurgau nahe bei St. Gallen. Schon hier erwies er sich als ein Mann von unbeugsamem Charakter, als eine heftige Fehde um das apostolische Glaubensbekenntnis die

thurgauischen Gemeinden erregte; Oe. trat mit einer kleinen Schutzschrift für den kirchlichen Gebrauch des alten Bekenntnisses in die Schranken und legte, als die Behörde die Verwendung des Apostolikums im Gottesdienste trotzdem untersagte, zusammen mit drei andern Pfarrern sein Amt nieder (1875). Allein schon nach wenigen Monaten fand er in der zürcherischen Gemeinde Wangen eine neue Heimat, und hier führte er Anna Diethelm aus St. Gallen als Gattin heim, deren Mutter Frau Dr. Diethelm er auch seine gesammelten Abhandlungen »Ideal und Leben« widmete. Ein glückliches Familienleben, das auf einer wahrhaft christlichen Grundlage geführt wurde, war für Oe. fortan eine Quelle des Segens; eine stattliche Kinderschar, vier Söhne und eine Tochter, wurde im Laufe der Jahre die Freude der Eltern.

Inzwischen waren weitere Kreise auf den wissenschaftlich tüchtigen und charaktervollen Pfarrer aufmerksam geworden, und so erfolgte schon 1878 eine Berufung Oe.s auf den Lehrstuhl für alttestamentliche Wissenschaft an der Universität Bern. Fast 17 Jahre hindurch hat er hier eine reiche Wirksamkeit entfaltet in der Studierstube, im Hörsaal und auf der Kanzel. Mit großer Sorgfalt hat er in diesen Jahren seine Kommentare zu neun alttestamentlichen Büchern geschrieben, denen er eigenartige, feine und fruchtbare Gedanken abzugewinnen wußte. In seiner Erklärung des Deuteronomiums setzt er sich bereits eingehend mit der Graf-Kuenen-Wellhausenschen Pentateuchhypothese auseinander, und zwar weist er hier nach, daß das deuteronomische Laiengesetz sich mit priesterlichen Verordnungen bekannt zeigt, und betont energisch die erst von der neuesten Forschung anerkannte Tatsache, daß neben der volkstümlichen Gesetzgebung in Israel seit alters eine besondere priesterliche Gesetzesüberlieferung einherging. Bei der Erklärung der geschichtlichen Bücher Josua, Richter, Esra-Nehemia und Chronik fesselt ihn neben den quellenkritischen Problemen namentlich auch die Frage nach der Glaubwürdigkeit der alten Berichte; bereitwillig erkennt er die sagenhaften Züge, die sich aus der notwendigen Annahme einer langen, mündlichen Überlieferung von selbst ergeben, an; die »Jagd nach Tendenzprodukten« erscheint ihm im älteren Schrifttum dagegen als eine »unkritische Verirrung«, und auch den Quellenwert mancher Nachrichten der Chronik schätzt er weit höher ein, als es in der Wellhausenschen Schule gemeinhin geschieht. Außer den schon genannten Büchern bearbeitete er noch das Hohelied, das er als ein Melodrama auffaßte, Esther, das Büchlein Ruth und die Klagelieder; alle Kommentare erschienen in dem von Strack und Zöckler herausgegebenen Kommentarwerk (München 1889—93). Die feinsinnige Schrifterklärung, die in diesen Arbeiten niedergelegt ist, veranlaßte die theologische Fakultät in Greifswald 1890, den Verfasser zum Ehrendoktor zu ernennen; 1891 unternahm Oe. zusammen mit Schlatter eine längere Orientreise, die ihn kreuz und quer durch Palästina führte und von der er, neu gestärkt an Leib und Seele, mit reichen Anregungen heimkehrte. Die Erinnerung daran tritt auch in einigen Aufsätzen des Sammelbandes »Ideal und Leben« zutage, dessen einzelne Abhandlungen sich im übrigen mit religiösen und literarischen Fragen mannigfacher Art beschäftigen (1894). Bisweilen schien es freilich schon in Bern, als wolle sich eine unsichtbare, dunkle Hand auf Oe.s Leben legen; aber schließlich gelang es dem willensstarken Manne doch immer wieder, die dumpfe Niedergeschlagenheit und aufreibende Schlaflosigkeit, die ihn je und dann überfiel, niederzuzwingen. Gern folgte er darum einem Ruf in die

Ferne, der ihm eine willkommene Erweiterung des Wirkungskreises ermöglichte: 1895 wurde er als Nachfolger Bähgens auf die Lehrkanzel für alttestamentliche Theologie nach Greifswald berufen. Die theologische Fakultät in Greifswald stand damals noch in voller Blüte und zählte nahezu 300 Studenten, die, namentlich durch Hermann Cremers Persönlichkeit angezogen, vor allem aus West- und Süddeutschland herbeiströmten. Hier gab es reiche, herzerhebende Arbeit. Im Hörsaal erschien Oe.s ruhige, rein sachliche Gedankenentwicklung, die jede Rhetorik verschmähte und das Für und Wider sorgfältig abwog, manchem vielleicht zu kühl und unpersönlich, wie auch seine Persönlichkeit bei der ersten Berührung etwas Abweisendes hatte; allein der Ernst und die Klarheit, mit der hier die Exegese betrieben und die tiefsinnigen Gedanken des Alten Testaments fruchtbar gemacht wurden, ließen im Verein mit der edlen, wohllautenden Sprache den Hörer nicht los, und bald sammelte sich aus der großen Schar der Kollegbesucher auch ein kleiner Kreis von Verehrern, die in ein näheres Verhältnis zu ihrem Lehrer traten. Die in Greifswald herrschende Gastlichkeit, der freundschaftliche Verkehr mit einigen Kollegen und deren Familien, die Wanderungen durch die pommerschen Buchenwälder und die erfrischenden Seefahrten trugen dazu bei, dem fast Fünfzigjährigen das Einleben in die neue Heimat leicht zu machen. Wie großes Vertrauen dieser sich in kurzem auch außerhalb des akademischen Kreises erwarb, ergibt sich aus der Tatsache, daß der reformierte Schweizer bald zum ordentlichen Mitgliede des Königlichen Konsistoriums in Stettin ernannt wurde, an dessen Beratungen er dann regelmäßig teilzunehmen pflegte.

In der wissenschaftlichen Arbeit beschäftigte ihn jetzt vor allem die Frage nach dem Ursprung und der Entwicklung der israelitischen Religion. In entschiedenem Gegensatz zur Wellhausenschen Theorie lehnte er die Annahme ab, als hätten wir im Alten Testament ein Beispiel geradliniger Religionsentwicklung vom primitiven Nomadengott bis zum rein geistigen Monotheismus vor uns, und die neuere Erschließung des alten Orients, insbesondere die Forschungen des Assyriologen Hugo Winckler, gaben ihm darin recht, daß die Religionsstiftung Moses' auf einem viel höheren Kulturniveau erwachsen ist als die ältere, lediglich an dem arabischen Beduinenideal orientierte Auffassung behauptet hatte. Die Ergebnisse der Orientforschung hat Oe. daher auch mit großer Freude in seine Geschichtsbetrachtung aufgenommen, während er die astralmythologischen Spekulationen für verfehlt hielt, und den Begriff der Entwicklung wußte er auf sehr feine Weise vermittelt des Gedankens einer stufenweise fortschreitenden Erziehung mit der Vorstellung von einem geschichtlichen Offenbarungswalten Gottes in Israel zu vereinigen, das ihm auf Grund seines Christenglaubens unerschütterlich feststand. In diesem Sinne schrieb er über den »Kultus bei Amos und Hosea« in den Greifswalder Studien (1895), über den »gegenwärtigen Kampf um das Alte Testament« (1896), über »Jahve und Baal« (1898), »Amos und Hosea. Zwei Zeugen gegen die Anwendung der Evolutionstheorie auf die Religion Israels« mit einem textkritischen Anhang (1901), »Der religiöse Wert des Alten Testaments« (1903), »Die Autorität des Alten Testaments für den Christen« (1906) u. a. m., und auf jener Grundlage ruht auch sein bedeutendstes und reifstes Werk: »Die Geschichte Israels bis auf Alexander den Großen« (1905). Andere Arbeiten beschäftigen sich mit dem Babel-Bibel-Problem und den Beziehungen des Hammurabi-Gesetzes zur

Thora Israels (1903), das Buch Hiob erläuterte er für Bibelleser, wobei er das Rätsel des Leidens in großen Zügen behandelte (1908), mancherlei Aufsätze aus Oe.s Feder brachte die »Reformation«, und zahllose Rezensionen schrieb er für den »Theologischen Literaturbericht« und die »Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung«.

Eine weitgreifende Wirksamkeit entfaltete Oe. aber auch durch seine Vortrags- und Predigtstätigkeit, und schon die äußere Erscheinung dieses Redners machte auf viele einen tiefen Eindruck: eine geschlossene, majestätische Gestalt, eine kühn gewölbte Stirn, ein freundliches, durchdringendes Auge, das Antlitz von weißem Barte umrahmt, dazu eine Sprachgewalt, der man trotz der wohl-abgemessenen Worte die gebändigte Leidenschaft anmerkte, das alles drängte zu dem Vergleich mit einem Patriarchen. Auch Cremer und v. Nathusius waren bedeutende Kanzelredner; wenn aber Oe. einmal im akademischen Gottesdienst predigte, dann kamen auch viele in die Jakobikirche, die sonst ganz andere Wege gingen, und die tiefe Lebensweisheit, mit der dieser Prediger die Fragen des Schicksals zu behandeln wußte, hat manche reiche Frucht getragen. Zwölf seiner akademischen Predigten erschienen unter dem Titel, »Wir haben geglaubt und erkannt« 1902. Auch sonst ist Oe. im Leben der Universität wiederholt in den Vordergrund getreten. Als ihn das Konzil zum Rektor wählte, sah sich der geborene Universitätsrektor freilich zu seinem Schmerze genötigt, die Wahl abzulehnen, da ihm sein altes Nervenleiden gerade viel zu schaffen machte; dagegen wird allen Teilnehmern an der 450. Jubelfeier der Universität Greifswald im August 1906 die Festansprache unvergeßlich sein, mit der Oe. vor der glänzenden Festversammlung in der mächtigen Nikolaikirche das Jubiläum einleitete. *Sursum corda!* Die Herzen empor! Das war der Grundton seiner Rede, und das war auch der Grundton seines Lebens. Und doch traf ihn während der reichen dreizehn Jahre in Greifswald das schwerste Leid, um den starken Mann schließlich zu zerreiben. Nach langem Siechtum starb 1901 seine geliebte Frau; schon damals meinte er, daß das Leben nun für immer seine Freuden für ihn verloren habe. Die Kinder zogen nacheinander in die Welt hinaus, und so wurde es in dem geräumigen, gastlichen Hause in der Wilhelmstraße allmählich leer; eine Reihe von Jahren stand eine alte Freundin der Frau dem Hauswesen vor, aber auch sie mußte ihm für immer Lebewohl sagen; dem ältesten Sohne seiner Schwester, der soeben in Greifswald studiert, wie ein Sohn in Oe.s Hause gelebt hatte und ganz plötzlich starb, hielt er in Basel noch die Grabrede über den »verborgenen Gott«, dann war es auch mit seiner Kraft zu Ende. Die Schlaflosigkeit, die ihn in gewissen Zwischenräumen schon des öfteren gepeinigt hatte, wurde immer drückender; die Lust am Schaffen und die stille Lebensfreude, die trotz allem noch aus seinem Auge leuchtete, und auch in seinem köstlichen Humor gelegentlich zum Ausdruck kam, machte allmählich einer zehrenden Trauer, Verzagttheit, Hoffnungslosigkeit Platz, die zu dem sicheren Auftreten der Herrschergestalt in eigentümlichem Gegensatz stand; alle Versuche, durch einen Wechsel des Aufenthaltsortes und der Lebensweise Heilung herbeizuführen, schlugen fehl, und schließlich nötigte die nervöse Schwermut den zermürbten Mann, seine akademische Tätigkeit, die er trotz der Unterbrechungen immer noch wieder aufgenommen hatte, gänzlich einzustellen und in einer Nervenheilanstalt zu Illenau in Baden Linderung zu suchen. Fast drei Jahre lang hat Oe. hier noch mit dunkeln Zweifelsfragen gerungen; schon im November

1910 schrieb er an seinen Freund Haußleiter: »Auf Wiedersehen in Jerusalem«, aber erst in der Frühe des 23. September 1911 kam der Tod als Freund zu ihm.

Zur Erinnerung an D. S. Oe. (mit Porträt), Bern, Stämpfli, 1911. — D. S. Oe., Ein Gedenkwort von Prof. Dr. Wilke-Wien. Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung 1911, Nr. 553 (mit Verzeichnis seiner Schriften).

Wien.

Fritz Wilke.

Begas, Reinhold, Bildhauer, * 15. Juli 1831 zu Berlin, † 4. August 1911 zu Berlin. — B. erhielt seine Ausbildung zum Bildhauer 1846—51 auf der Berliner Kunstakademie bei D. Christian Rauch; vervollständigte und vertiefte sie während seines römischen Aufenthaltes 1856—58. 1861 wurde er als Professor an die Weimarer Kunstschule berufen; eine Stellung, die er aber schon 1863 wieder aufgab und nach Berlin zurückkehrte. In Berlin erhielt er die Professur für Bildhauerkunst an der Akademie, und in Berlin schuf er auch seine namhaftesten Werke: 1865—71 das Schillerdenkmal, seine berühmten Porträtbüsten: Kaiser Wilhelm, Kaiser Friedrich III., Bismarck, Moltke, Menzel; Sarkophag Kaiser Friedrichs III.; die Figuren im Hofe der Ruhmeshalle in Berlin; 1891 Schloßbrunnen in Berlin; 1893—97 Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. in Berlin und 1901 Nationaldenkmal für den Fürsten Bismarck in Berlin. B. war der dritte Sohn des als Porträtmaler sehr geschätzten Karl B. Das väterliche Haus »Am Karlsbad« bildete einen Mittelpunkt geselligen künstlerischen Lebens im damaligen Berlin. Gleichsam symbolisch erscheint es uns heute, daß drei Freunde des Vaters und alle drei gefeierte Berliner Künstler, die Bildhauer Christian Rauch, Gottfried Schadow und Ernst Wichmann, Reinhold B.s Taufpaten waren. Mit Rauch, dem geistvollen Vertreter der klassizistischen Kunstrichtung in der Plastik, die noch bis zur Vollendung des Denkmals Friedrichs des Großen 1859 in Berlin herrschte und auch B.s Entwicklung beeinflusste, verbinden ihn seine ersten Studienjahre; von Schadow konnte er die kräftigsten Anregungen und Impulse zu einer seinem Wesen und Temperament nahestehenden realistischen Kunstrichtung empfangen; fast spurlos gingen an ihm die Einwirkungen der ersten Lehrjahre bei Wichmann vorüber. Dagegen wird sein römischer Aufenthalt von ausschlaggebender Bedeutung für sein ganzes späteres Schaffen. In Rom empfing B. die stärksten Anregungen für seine bildnerische Tätigkeit von Malern. In der Gefolgschaft von A. Böcklin, Feuerbach und Lenbach bildete er sein »malerisches Auge«. Von nun an begleitet »malerisches Sehen« ihn auch bei seiner Arbeit als Bildhauer. Und er belebt nicht nur die Modellierung durch malerische Technik und betont im malerischen Sinne den stofflichen Charakter der Oberfläche, sondern er bevorzugt auch in der Komposition eine freiere malerische Gestaltung von Gruppen mit lebhaften Bewegungsmotiven. Wie stark der Maler in ihm war, zeigt ein Blick in seine Skizzenbücher. Der Entwurf zu einem Theater-vorhang läßt in der Art der Anordnung der Figuren zu Gruppen, in der malerischen Behandlung des Vorder- und Hintergrundes deutlich dieselben malerischen Elemente erkennen, wie sie in der Komposition seiner großen Denkmäler wiederkehren. Ebenso besteht ein inniger Zusammenhang zwischen seinen gemalten Porträts und seinen Porträtbüsten. Es war daher ganz natürlich, daß ein so malerisch veranlagtes plastisches Talent wie B. in die naturalistische Strömung hineingeriet. Jene Werke, die B.s Ruf begründeten und die

auf die Berliner Bildhauerschule großen Einfluß ausübten, sind mit allen Vorzügen und auch Mängeln jener naturalistisch-malerischen Plastik behaftet. Aus der Zeit seines ersten römischen Aufenthaltes stammen von zarter, fast weiblicher lyrischer Empfindung beseelte Werke: »Pan tröstet Psyche«; »Pan als Lehrer des Flötenspiels« und der in seiner Lebensfülle fast antik anmutende »Bacchusknabe«. In diesen Zusammenhang gehören auch noch die überaus liebenswürdig empfundene Gruppe »Venus und Amor«, die in Berlin entstand; die Gruppe »Merkur und Psyche« und eines seiner reifsten und schönsten Werke: »Susanna«. Ein Nachklang an die erste Zeit seines römischen Aufenthaltes, entsprang auch diese Schöpfung um 1869 einem zweiten römischen Aufenthalt; es liegt ein eigener Zauber über ihr: ein Abglanz antiker Lebensfülle und Schönheit. Und es sind nicht nur diese Vorzüge, welche diese Statue so wertvoll machen, sie ist zugleich ein Meisterwerk der Marmorskulptur. Ein von edler Empfindung gemäßigter und gebändigter Naturalismus spricht aus dem Modell zum Strousbergischen Grabmal (1874). Auch die beiden für das Budapester Schlachthaus ausgeführten Tiergruppen zeigen einen statuarisch gefestigten naturalistischen Stil, der sich dann in seinen dekorativen Figuren im Hofe der Ruhmeshalle: den beiden Kriegergestalten und in der »Borussia« würdig den Schlüterschen Plastiken anreihet. In all diesen Schöpfungen treten die Eigentümlichkeiten von B.s malerisch-naturalistischem Stil im Detail der Formgebung, hauptsächlich bei der Behandlung von Haaren und Gewandung, in einer die Skulptur angenehm belebenden Weise hervor; sie ließen ihn vollends in der folgerichtigen Anwendung auf das Bildnis einen bisher in der modernen Skulptur nicht erreichten Ausdruck von Lebendigkeit erreichen, um so mehr, als auch bei den besten dieser Arbeiten, in den Büsten von Menzel, Bismarck, Moltke, eine treffende individuelle Charakteristik dazukommt, die Lebendigkeit des Ausdrucks noch zu erhöhen und zu steigern. B. erschien darum wie geschaffen zur Ausführung von Porträtstandbildern, wie sie die damalige Denkmälerplastik forderte. Sein erstes Werk, das Schillerdenkmal in Berlin, zeigt ihn in der Hauptfigur noch ganz im Geleise der durch Rietschel angebahnten Porträt-denkmälerplastik, die den Gefeierten im Zeitkostüm darstellt. Wir begreifen heute gar nicht mehr, daß man sich 1865 über den darin zutage tretenden Realismus erregen konnte. Viel stärker tritt dieser in den Sockelfiguren hervor, die in ihrer naturalistischen Entkleidetheit uns auch heute noch wenig monumental anmuten. Aber das Ganze steckt doch noch tief im Schema der Rauch- und Rietschelschen Konvention deutscher Denkmälerplastik. Auch das 1883 geschaffene Humboldt-Denkmal bringt darin keinen Fortschritt. Im Gegenteil! In der Darstellung einer sitzenden Figur ist es viel weniger gut als die von Rauch und Rietschel geschaffenen Denkmäler Max Josefs I. in München und König Alberts in Dresden. Dagegen ist der Kopf ausgezeichnet modelliert, und damit scheint auch nachträglich die erste Skizze, die ein Hermendenkmal beabsichtigte, gerechtfertigt. Die nächste Etappe zur großen Plastik, die auf freiem Platz aufgestellt ist, bildet der Schloßbrunnen. Und hier treten auch schon die negativen Seiten dieser malerischen Plastik so augenfällig hervor, daß sie jedes für Raumgestaltung und Großplastik geschärfte Auge erkennt. Schon die Komposition leidet an einem höchst bedenklichen Mangel statischer Festigkeit, es fehlt ihr durchaus das architektonische Gerüst, das auch noch die verwegendsten italienischen Barockschöpfungen aufweisen, und mit diesem Mangel an

architektonischer und statischer Bedingtheit gebricht es der ganzen Erscheinung an Ruhe und Geschlossenheit und damit auch an monumentalem Ausdruck und Größe. Wir können uns des Vergleichs mit einem vergrößerten Tafelaufsatz nicht erwehren, und verstärkt wird dieser Eindruck noch durch die Fülle kleiner naturalistischer Details und einer Menge genrehafter Einzelzüge, die den Gesamteindruck immer wieder durchkreuzen und stören. Und nicht anders ergeht es uns auch vor B.s Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I., das mit seiner kolossalen Häufung von Motiven, Gruppen, Einzelfiguren, Emblemen und Dekorationen wie eine auf einer Schaubühne arrangierte Apotheose anmutet. Diese im Sinne von Bühnenfestspielen arrangierte Architektur- und Denkmälerplastik ist allerdings im Geschmacke der Zeit, die für die Lösung solcher monumentaler Aufgaben noch nicht reif war. Auch B. entging nicht dem Verhängnis, das die großen Gelegenheitsaufgaben unseren Künstlern bereiten. Auch er stand diesen großen monumentalen Aufgaben mit den unzulänglichen Ausdrucksmitteln malerischer Plastik gegenüber. Eine spätere Zeit wird daher Schöpfungen wie das Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmal und das Bismarck-Denkmal nur als Äußerungen monumentaler Bildkunst einer Zeit verstehen, welcher die große Tradition verloren gegangen war. Das künstlerische Streben und Wollen des Bildhauers B. wird am besten erkannt und gewürdigt werden können in den lebensvollen Bildnisbüsten, die er von seinen großen Zeitgenossen geschaffen hat, und in seinen mit plastisch-malerischem Esprit modellierten Gruppen und Einzelfiguren. B.s Name gehört bereits der Geschichte der deutschen Plastik an. Er fügt sich ihr ein als der dritte große Bildhauer, der die Plastik nach Schadow und Rauch weiterführte, in einer dem modernen französischen Realismus ähnlichen naturalistisch-malerischen Richtung.

A. Heilmeyer.

Jellinek, Georg, Großh. Bad. Geheimer Hofrat, Professor der Rechte an der Universität Heidelberg, * 16. Juni 1851 zu Leipzig, † 12. Januar 1911 zu Heidelberg. — Die ersten Lern- und Lehrjahre hat J. in Österreich verbracht, seine Meisterjahre haben dem Deutschen Reich gehört. Der Vater, ein angesehener Kanzelredner, Gelehrter und Schriftsteller, wurde im Jahre 1857 von Leipzig als Prediger der israelitischen Kultusgemeinde nach Wien berufen. Hier oblag Georg, sein Ältester, den Gymnasialstudien und bezog zum Wintersemester 1867 die Universität, an der er bis Ostern 1870 als Hörer der Rechte immatrikuliert war. Die Fakultätswahl ist dem vielseitig begabten und interessierten Jüngling nicht leicht geworden. Zahl und Art der Vorlesungen, die er besuchte, weisen auf ein früh entwickeltes Bildungsbedürfnis, das über die rechts- und staatswissenschaftlichen Berufsfächer hinaus philosophische, historische und kunstgeschichtliche Disziplinen umspannt. Das denkwürdige Sommersemester 1870 durfte er in Heidelberg verleben, und es war eine vorbedeutungsvolle Fügung, daß Bluntschli als Prorektor den Neunzehnjährigen, welcher einst sein Nachfolger im Lehramt werden sollte, unter die Hörer der Ruperto-Carola aufnahm. An Bluntschlis hundertstem Geburtstag hat J. in dankbarer Rückschau des Mannes gedacht, der dem Werdenden Mut und Kraft verlieh, in den Kämpfen der Gegenwart den richtigen Weg zu finden.

»Von dem unbezwingbaren Triebe nach umfassenderer und vertiefterer Bildung ergriffen« — wie J. später in seinem Habilitationsgesuch sagt —, ging

er nach Leipzig, und die Jahre, die er dort, mannigfach und nachhaltig durch die Berührung mit Gleichstrebenden gefördert, philosophischen, geschichtlichen und nationalökonomischen Studien gewidmet hat, sind ihm in der Erinnerung stets als die glücklichsten und fruchtbarsten seiner Jugendzeit erschienen. In Leipzig erwarb er 1872 mit einer Dissertation über die Weltanschauungen Leibniz' und Schopenhauers den philosophischen, an der Wiener Universität im Frühjahr 1874 den juristischen Doktorgrad, kehrte dann für kurze Zeit nach Deutschland zurück und trat im Dezember 1874 bei der niederösterreichischen Statthalterei in den Verwaltungsdienst, den er jedoch bald verließ, um seine ungeteilte Kraft der Vorbereitung für die akademische Laufbahn zuzuwenden. Er war sich darüber klar geworden — es sind wieder seine eigenen Worte —, daß die juristischen Grundbegriffe einer gemäß dem Umschwung der philosophischen Denkweise zu vollziehenden Revision bedürfen, und nichts geringeres war das Programm seiner 1878 veröffentlichten Untersuchung »Die soziaethische Bedeutung von Recht, Unrecht und Strafe«. Als sie dreißig Jahre später in zweiter Auflage erschien, durfte der Verfasser sagen, sie habe mitgeholfen, von dem spekulativen Problem in das realistische hinüberzuführen, und ein Kritiker hat das Buch als den Ausdruck rechtsphilosophischer Prinzipien bezeichnet, die Gemeingut der Wissenschaft geworden sind. Die Wiener Juristenfakultät von 1878 war mehr Sibylle als Prophetin. Sie vermochte, als der Habilitationswerber ihr die Schrift vorlegte, nicht die Überzeugung zu gewinnen, »daß er bereits jenes Maß juristischer Reife und Bildung besitze, das vom Professorenkollegium als eine unerläßliche Vorbedingung für eine Dozentur betrachtet wird«. Seither sind die Dozenten häufiger geworden, die Jellineks freilich seltener.

Aufgrund einer — erst nach dem Tode des Autors gedruckten — Abhandlung über die Klassifikation des Unrechts wurde J. im Juni 1879 zur Probevorlesung zugelassen und bald als Privatdozent für Rechtsphilosophie an der juristischen Fakultät in Wien bestätigt. 1880 ließ er unter dem Titel »Die rechtliche Natur der Staatenverträge« einen Beitrag zur juristischen Konstruktion des Völkerrechts, zwei Jahre später »Die Lehre von den Staatenverbindungen« erscheinen. Im Mai 1882 erlangte er kraft einhelligen Fakultätsbeschlusses die Erweiterung der *venia legendi* auf das Gebiet des allgemeinen Staats- und des Völkerrechts, und Karl Menger gab als Dekan in der an das Ministerium gerichteten Eingabe der Zuversicht Ausdruck, daß J. »nach seinen wissenschaftlichen Leistungen und seinen bisherigen Präzedenzen als Dozent auch in seinem ausgedehnten Wirkungskreise sicherlich in jeder Beziehung seinen Pflichten Genüge leisten wird«. An seinem zweiunddreißigsten Geburtstag erhielt er das Dekret, laut dessen er zum außerordentlichen Professor des Staatsrechtes an der Universität in Wien ernannt und »bis auf weiteres« verpflichtet wurde, in jedem Wintersemester ein Kolleg über Völkerrecht abzuhalten. Er mochte nicht ahnen, daß dieses »bis auf weiteres« den Anfang einer langen Kette von Demütigung und Feindseligkeit bilden sollte. In den Verhandlungen der Fakultät über seine Beförderung zum Ordinarius spielte die Gretchenfrage nach der Religion eine immer stärker betonte Rolle, unwürdige Treibereien und Gehässigkeiten, deren Ziel und Ursprung zum Teil fernab vom akademischen Boden lag, traten hinzu, und als der Kultusminister wiederholter Zusagen uneingedenk die Lehrkanzel des Völkerrechts mit Übergang J.s besetzte, blieb diesem —

es war im August 1889 — nur der Verzicht auf die akademische Stellung übrig. Der Minister, von der herrschenden Parteien Gunst verwirrt, beeilte sich, erleichterten Gemüts die Demission anzunehmen und so die Wiener Hochschule einer ihrer schönsten und stärksten Hoffnungen zu berauben. Es war freilich derselbe Staatsmann, dem der Bureaukratenwitz das schnöde Wort von der »aktiven geistigen Handelsbilanz Österreichs« eingegeben hat.

Aus schmerzlichster Erfahrung heraus hat J. später von dem Bangen und Kämpfen um eine sichere Stellung gesprochen, das so manchem die besten Jahre jugendfroher Tätigkeit vergällt, hat er die herbe Klage erhoben, daß man in Österreich zu allen Zeiten an leitender Stelle die Kunst besessen habe, den Wert der heimischen Talente gründlich zu verkennen. Daß er mit dem Kainszeichen der Begabung vaterlandflüchtig werden mußte, hat er nie ganz verschmerzt. Immer wieder brach es wie ein heißer Strom der Erbitterung aus ihm hervor, wenn auf jene akademische Tragikomödie die Rede kam. Er hatte damals Leistungen aufzuweisen, die heutigentags reichlich für ein halbes Dutzend Ordinarien langen müßten. Von kleinen Schriften über Verfassungsgerichtsbarkeit in Österreich, über das rechtliche Verhältnis Kroatiens zu Ungarn, über parlamentarische Wahlprüfung zu schweigen, hatte er im Jahre 1886 seine — Joseph Unger zugeeignete — Monographie »Gesetz und Verordnung« veröffentlicht, die zum erstenmal auf rechtsgeschichtlicher und rechtsvergleichender Grundlage die Kategorien staatlicher Willensbildung untersuchte und ihren Verfasser in die vorderste Reihe der deutschen Publizisten einrücken ließ. Aber alle Dokumente einer selbst den Gegnern imponierenden wissenschaftlichen Erscheinung konnten ein einziges Dokument nicht ersetzen, dessen Mangel J. zwang, ein neues Feld für Dasein und Arbeit zu suchen. Er habilitierte sich an der Berliner Universität für Staats- und Völkerrecht und ist vierzehn Tage dort Privatdozent gewesen. Noch ehe seine Lehrtätigkeit wirklich begonnen hatte, traf ihn die Berufung als Ordinarius nach Basel. Hier hat er noch den Kreis derer um Nietzsche gefunden, knüpfte mannigfache persönliche Beziehungen, durfte sich namentlich des Umgangs mit Jakob Burckhardt erfreuen. Heimisch ist er freilich dort nicht geworden. Basel war seinem Empfinden nach doch nur ein Übergang, und es war ihm und der Wissenschaft zum Segen, daß dieses Empfinden ihn nicht getrogen hat. Im November 1890 erging an ihn der Ruf, die durch Bulmerincqs Tod erledigte Professur des öffentlichen Rechts an der Universität Heidelberg zu übernehmen. Im Frühling 1891 trat er sein neues Lehramt an, das er zwanzig Jahre lang, reich an Glück und Ehre, mit Erfolg und Freude verwalten sollte. Als den einstigen Schüler der Ruperto-Carola das Universitätsjubiläum des Jahres 1886 wieder in die Stadt geführt hatte, die auch ihm seit Jugendtagen ins Herz geschrieben stand gleich einer Braut, konnte er nach Hause berichten, daß sein Name nicht nur den engeren Fachgenossen bekannt sei und daß er nicht als ein, sondern als der Vertreter des Staatsrechts aus Österreich betrachtet werde. Jetzt war er, ein anerkannter Führer seiner Wissenschaft, berufen, das älteste Katheder des Naturrechts in Deutschland zu besteigen, ruhmvolle Überlieferungen zu hüten und zu mehren, die stolze Reihe fortzusetzen, die von Pufendorf über Robert Mohl zu Bluntschli leitet. Nach entnervenden inneren und äußeren Kämpfen hat er in Heidelberg sich selbst wiedergefunden. Hier durfte er in Wissenschaft und Leben seine Vollkraft entfalten und die Gipfelpunkte seines Schaffens erreichen, die vor

allem und für immer durch das noch in Basel begonnene »System der subjektiven öffentlichen Rechte« und die »Allgemeine Staatslehre« bezeichnet sind. Die alte hohe Schule wußte, was sie an ihm besaß, und stellte ihn für das Studienjahr 1907/08 als Prorektor an ihre Spitze. Mit einer gedankenreichen Rede über den Kampf des alten Rechts mit dem neuen, in deren Feierklang Wissen und Gesinnung zusammentönen, übernahm er das Amt, das ihm reichen Anlaß bot, die Vorzüge seines Wesens bei großen Gelegenheiten wie in den Geschäften des akademischen Alltags zu bewähren. In jedem Sinn bedeutete dieses Jahr die Höhe: es hat den Aufstieg gekrönt und den Abstieg eingeleitet. Eine lange im Verborgenen schleichende Krankheit trat hervor, in ihren Vernichtungszeichen jedem erkennbar, zum Glück nicht dem Todgeweihten selbst, der, umhegt von zarter Sorge, durch ein rührendes Einverständnis der Lieben und der Freunde in wohlthätiger Täuschung über das Unabwendbare befangen blieb. Am Spätabend des 12. Januar 1911 tat dieses heiße und gütige Herz seinen letzten Schlag.

Das herrliche Geleitwort, das Wilhelm Windelband dem literarischen Nachlaß J.s mitgegeben hat, rühmt an dem in Wahrheit Frühvollendeten die zusammenschauende Kraft, die er in der Bewältigung des gelehrten Materials erwies, den Reichtum seiner intellektuellen Interessen und die Weite des Blicks, mit dem er jedes Problem in die fruchtbarsten Beziehungen zu bringen wußte. Bestimmt und selbstsicher hat sich diese Begabung schon in den ersten philosophischen Versuchen J.s angekündigt, die eine universalistische Denkverfassung im Verein mit einer unvergleichlichen Stärke der wissenschaftlichen Apperzeption offenbaren. J.s geistiger Habitus stellt eine Verschmelzung und Ausgleichung der drei Weltauffassungen dar, deren Definition sich in einer Anmerkung seines Notizbuchs aus den Siebzigerjahren findet: der theoretischen, welche die Wahrheit sucht, der ethischen, der die Begriffe gut und böse als oberstes Einteilungsprinzip gelten, und der ästhetischen, deren Anschauung sich nach der Schönheit oder Häßlichkeit der Gegenstände abstimmt. Es weist auf die harmonische Folgerichtigkeit seiner Entwicklung, daß schon die Doktorschrift in der Auseinandersetzung zwischen Optimismus und Pessimismus sich zu Leibniz bekennt, dem Philosophen, dessen Werk und Persönlichkeit durch das Streben nach Universalität gekennzeichnet wird. Jene frühreife Klarheit über sich selbst ließ J. nach den ersten tastenden Schritten Stil und Methode seiner wissenschaftlichen Aufgabe zu bleibendem Besitz gewinnen, ohne daß irgendeine schulmäßige Verwandtschaft oder Abhängigkeit festzustellen wäre. Er war nie Schüler und gleich Meister. Deshalb mochte er darauf verzichten, den Leser, wie dies neuestens Brauch, mit auf- und zudringlichen Enthüllungen über den »Charakter seines Erkennens« zu behelligen; vielmehr durfte er eben kraft einer vornehmen Sachlichkeit um so gewisser auf das Erkennen seines Charakters rechnen.

Um J. die gebührende Stelle in der Entwicklung der deutschen Rechts- und Staatslehre anzuweisen, muß man sich gegenwärtig halten, daß zur Zeit seines Eintritts in den Bannkreis gelehrten Schaffens der große Umbildungsprozeß des mitteleuropäischen Staatensystems zu Ende und damit wissenschaftlicher Behandlung der neuen politischen Daseinsformen der Boden bereitet war. So konnte er schon in der »Lehre von den Staatenverbindungen« mit festen geschichtlichen Größen operieren und bereits in diesem Buch das Problem zur

Erörterung stellen, das ihn eigentlich nicht mehr freigegeben hat: die Scheidung zwischen juristischer und politischer Betrachtungsweise. Er will der von der zivilistischen Jurisprudenz erarbeiteten Methode den Forschungsbereich des öffentlichen Rechts erschließen und versucht so in gewollter Abkehr von den »dynamischen« Elementen seines Stoffes eine Rechtstheorie der Staatenverbindungen aufzubauen, die sich ihm, sofern eine bleibende Regelung zwischenstaatlicher und staatlicher Verhältnisse ihr Zweck, in dem Gegensatz von Staatenbund und Bundesstaat erschöpfen. Der Fortgang der Dinge hat freilich dem damals von Schaeffle erhobenen Einwand recht gegeben, daß es für die Ziele der praktischen Politik nahezu unfruchtbar ist, die zusammengesetzten Staaten immer wieder auf das Prokrustesbett jenes juristischen Gegensatzes hinzuwerfen. Das haben ja zur Genüge die müßigen, weil aussichtslosen Diskussionen über die Rechtsnatur der österreichisch-ungarischen Monarchie gezeigt. Auch mit »Gesetz und Verordnung« stellt sich J. bewußt und ausdrücklich in den Dienst der Aufgabe, das Staatsrecht aus dem flüssigen Element einer schwer zu begrenzenden Kunde vom Staat dauernd hinüberzuführen in den festen Aggregatzustand einer juristischen Disziplin. Das war ihm nicht etwa gleichbedeutend mit irgendeiner Art juristischen Offenbarungsglaubens oder mit der Befriedigung eitler Lust an dialektischer und konstruktiver Mache. Er erkannte, daß eine Untersuchung der durch die konstitutionelle Ordnung geschaffenen Formen, in denen der Staatswille sich äußert, eine gründliche und vergleichende Kenntnis des Gewordenen und Gegebenen zur notwendigen Voraussetzung hat. Diesem methodologischen Leitsatz ist der bis auf den heutigen Tag weder übertroffene noch auch nur erreichte historische Teil des Buches zu danken, der — um bloß einiges aus der Fülle herauszuheben — die Geschichte des konstitutionellen Gesetzes in Frankreich, des englischen und des belgischen Budgetrechts, des Rechtes der Staatenverträge aus den Quellen mit souveräner Beherrschung einer fast unüberschbaren Literatur darstellt.

Vierzig Jahre, nachdem Gerber den ersten Versuch unternommen hatte, das Gebiet der öffentlichen Rechte des Einzelnen von rein staatsrechtlichen Prinzipien aus systematisch zu bearbeiten, hat sich J. diesem Problem zugewendet, das in der Zwischenzeit von der Theorie beinahe völlig, wohl nicht ohne Absicht, vernachlässigt worden war. Es kam in besonderem Maß seinem wissenschaftlichen Interesse entgegen, lag durchaus in der Richtung einer Denkarbeit, die sich seit langem mühte, feste Punkte für die Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Individuellen und dem Überindividuellen zu gewinnen, um so die hieher gehörigen Erscheinungen und Tatsachen der Rechtswelt allgemeineren Zusammenhängen einzuordnen. Hat er doch einmal die richtige Grenzbestimmung zwischen dem Ich und der Gesamtheit als das höchste Problem bezeichnet, welches denkende Betrachtung der menschlichen Gemeinschaft stellt. Vielleicht ist deshalb das »System der subjektiven öffentlichen Rechte« das Lieblingswerk des Verfassers geblieben, der die entscheidenden Züge seiner geistigen Physiognomie hier in deutlichster Prägung wiederfand und in dem Buch seine reifste, stärkste, ihm selbst eigentümlichste Schöpfung sah. Als es binnen kurzer Frist die zweite Auflage erlebte, durfte er sagen, daß es eine prinzipielle Lösung bedeutet, zu der jeder, der gleiches versucht, Stellung nehmen muß, mag er auch auf anderem Boden stehend anderen Resultaten zustreben. In der Tat hat von dem Buch eine umfassende kritische

Erörterung den Ausgang genommen und dem »System« im wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß den Platz gesichert, den der Autor für sein Werk erhofft und erwartet hat: daß es nämlich nicht sowohl durch seine bleibenden Ergebnisse als vielmehr durch das Maß vorwärtstreibender Kraft, das es hegt, Wert und Wirkung gewinne.

Um die Jahrhundertwende gab J. eine Selbstrechenschaft seines wissenschaftlichen Lebenswerks: er ließ als ersten Teil eines »Rechts des modernen Staates« die »Allgemeine Staatslehre« erscheinen, die jedoch ihrer ganzen Anlage nach und gemäß dem Plan ihres Urhebers als eine in sich geschlossene und abschließende Behandlung des Gegenstandes gelten muß. Es ist ohne Frage nicht nur seine, sondern überhaupt die größte Leistung, welche die Lehre vom Staat — keineswegs bloß jene der Deutschen — in der Zeit nach der Reichsgründung hervorgebracht hat. Abgesehen von dem Reichtum neuer Problemstellungen und -lösungen, von der wahrhaft künstlerischen Architektonik des stofflichen Aufbaus, von der im besten Sinn gemeinverständlichen Klarheit des Vortrags ist das Buch entwicklungsgeschichtlich eine Urkunde von heut noch gar nicht abzuschätzender Bedeutung für die Wahl der Wege, die künftig die Staatsrechtswissenschaft zu suchen oder zu meiden hat. Um die fortschreitende »Politisierung der Staatsrechtslehrer« zu erweisen, hat sich in jüngster Zeit Walther Schücking auf J.s Werk berufen, dessen Erscheinen ihm den allgemeinen Umschwung in der Rechtswissenschaft und das Erwachen einer mehr philosophischen Betrachtung staatsrechtlicher Dinge anzeigt. Auch er weiß freilich nicht zu sagen, wie die unleugbaren Errungenschaften der juristischen Schule festzuhalten sind, wie dogmatische und dynamische Betrachtung in der Staatsrechtslehre getrennt werden sollen, damit der Eifer für individuell erwünschte rechtspolitische Ziele die Erkenntnis des geltenden Rechts nicht trübe. J. selbst war des Glaubens, daß der stete Hinblick auf die Wirklichkeit des politischen Lebens die staatsrechtliche Theorie von Abirrungen frei erhält — ein frommer Glaube, der angesichts mancher Gesinnungsexzesse zuschanden geworden ist. Auch in das noch so ehrlich gemeinte Bemühen, die politische Realität methodisch zu erfassen und wissenschaftlich zu fixieren, drängen sich Momente des subjektivistischen Wertempfindens ein, welche den Erfolg und Ertrag solcher Versuche allzusehr dem persönlichen parteimäßigen Urteil des Betrachters anheimgeben. Zwischen dieser und der andern Gefahr: das Leben der Gegenwart mit und an den Kategorien der Vergangenheit zu messen, wird die Staatsrechtslehre, wenn ihr Name nicht Schall und Rauch sein soll, ihre Bahn zu finden haben. J. hat ihr hiezu mit seinem Buch das »*novum organon*« geschaffen; in gemessenem Abstand wohl auch in dem Sinn, den Francis Bacon für seine große Erneuerung in Anspruch nahm: als das Ende und die Grenze des Irrtums.

J. hat freilich der so beliebten Selbsttäuschung über die Fortschrittmöglichkeiten der Wissenschaft keinen Raum gegeben, sich vielmehr zu der Einsicht resigniert, daß das Symbol des Wissens vom Menschen nicht die Gerade ist, die ins Unendliche führt, sondern der Kreis, der in sich zurückkehrt. Diesen Kreis — soweit er Recht und Staat umfaßt — hat er nach allen Richtungen hin mit Erkennnerfreude und Entdeckerglück ausgesprochen. Neben und zwischen seinen grundlegenden systematischen Arbeiten sind Parerga entstanden, die in engerem Rahmen Fragen der Rechtsphilosophie, des öffent-

lichen Rechts, der Verfassungsgeschichte behandeln und deren Klärung um ein gutes Stück gefördert haben. Aus ihrer großen Zahl seien der Vortrag über das Recht der Minoritäten, die scharfsinnigen Ausführungen über Staatsfragmente, die staatsrechtlich-politische Untersuchung »Verfassungsänderung und Verfassungswandlung«, endlich die Schrift über die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte herausgegriffen: letztere vor allem, weil sie in zahlreiche Kultursprachen übersetzt wurde und von ihrem Erscheinen bis zum heutigen Tag im Mittelpunkt einer dem Anschein nach nicht zu erschöpfenden literarischen Auseinandersetzung steht. Als Mitbegründer der Heidelberger »Staats- und Völkerrechtlichen Abhandlungen«, des Sammelwerkes »Das öffentliche Recht der Gegenwart« nebst dessen Ergänzung, »Jahrbuch des öffentlichen Rechts«, endlich — seit 1908 — als Mitherausgeber des »Archivs für öffentliches Recht« erwarb sich J. um den juristischen Gesamtbetrieb unserer Tage unvergessene Verdienste.

Sein Bestes, Echtestes hat er aber dort gegeben, wo er ohne das Medium der Druckerschwärze er selber sein und auf Werdende wirken konnte: in Hörsaal und Seminar. Zeitlebens hatte er eine starke Meinung von Ehre und Würde des deutschen Professors, dem — nach einem guten Wort Gustav Freytags — das eigene Leben wenig bedeutet im Dienste der Wissenschaft. Solche Einschätzung der gelehrten Mission schuf ihm das lebendige Gefühl der Verantwortlichkeit, einer geistigen Haftpflicht für das, was er als Organ der großen deutschen Wissensgemeinschaft den Lernenden zu bieten hatte, um vor ihnen und vor sich selbst jene hohe Meinung dauernd zu rechtfertigen. Daß jedes neue Semester immer weitere und dichtere Kreise von Schülern um ihn zog, hat ihn tief beglückt und ihm Genugtuung gewährt für manche Stunde des Zweifels und der inneren Not. Er hat wie kaum einer vor und anscheinend auch keiner nach ihm eine wirkliche Schule des öffentlichen Rechts begründet, die in ihrer räumlichen Ausbreitung, in ihrer Internationalität den heutigen, auf Durchdringung großer Zusammenhänge gerichteten Stand der Wissenschaft spiegelt, das Abbild des Lehrers also lebensvoll bewahrt und es fast noch deutlicher, als dies seine Schriften vermögen, kommenden Geschlechtern überliefert. Daß auch seine akademische Arbeit nach dem Thema von der Freiheit des einzelnen, von dem unverbrüchlichen Recht der Persönlichkeit orientiert war, ist für den einheitlichen Aufbau seines geistigen Werkes charakteristisch und bedeutsam. Er ward nicht müde, seine Schüler durch Mahnung und Beispiel zum Respekt vor dem Urrecht wissenschaftlicher Erkenntnis- und Bekenntnisfreiheit, zur mitverstehenden Einfühlung in die Gedankengänge anderer zu erziehen. Er selbst hat dem Behagen am polemischen Ausfall im Fortgang seines Schaffens immer mehr abgesagt, und die wachsende Einsicht in die Relativität aller menschlichen Wahrheitswerte ließ ihn bei ungeminderter Schärfe der kritischen Urteilskraft zu einer ruhigeren Würdigung gegnerischer Standpunkte gelangen. Die ungewöhnliche geistige und seelische Reizbarkeit des Mannes ermöglichte ihm, zwang ihn sogar, neuen Strömungen der intellektuellen Bewegung, mochte auch nur ihr Nebenarm auf sein eigentliches Arbeitsfeld leiten, mit innerer Teilnahme, nicht selten mit werktätiger Parteinahme zu folgen. Für das Gipfelchen freilich, welches sich vermißt, daß es allein der Erde nicht entschossen, für die Altklugheit, die, kaum der juristischen Berlitzschule entwachsen, gleich den letzten Fragen von Recht und Staat sozusagen aus dem Handgelenk

Antwort weiß, für die unfreiwillige Ideenaskese endlich und die marktschreierische Begriffsakrobatik, die sich jetzt im Gebiet der Staatsrechtslehre breit macht, hätte J. nur ein Lächeln mitleidiger Geringschätzung gefunden, im besten Fall das gern zur Abwehr und Abfertigung gebrauchte Dante-Wort: *Non ragionam di lor, ma guarda e passa.*

All dies ausgreifende und vielfältige Tun in Forschung und Lehre, dieser Staatsdienst in einer, man darf wohl sagen, verklärten Bedeutung des Wortes war erfüllt und gebunden durch den schönen Ernst des persönlichen Wesens, dessen Träger sich in rast- und schonungsloser Selbstprüfung über manche Klippe des Temperaments hinweg zu mildem Gleichmaß emporgekämpft hatte und, um wieder mit ihm zu reden, Meister in der schweren Kunst geworden war, Fühlen und Denken gänzlich auseinanderzuhalten. Für J.s Genossen und Freunde war dieses stille Wirken läuternder Energien ein Schauspiel von hohem, ergreifendem Reiz, aber zugleich die Quelle, aus der ihrem eigenen Dasein Licht und Wärme zuströmte. Wer ihn erlebt hat, bewahrt es als ein köstliches Schicksalsgut, daß er ihn erleben durfte, Zeuge, Bewunderer und Genießer so veredelter Menschlichkeit, steter Hilfsbereitschaft, opfervoller Treue und eines seltenen Einklangs von Talent und Charakter werden konnte. In Goethes Sinn haben, die ihm nahestanden, sein Scheiden aus dem Kreis der Sterblichen als eine »Wandlung zu höheren Wandlungen« empfunden.

Egon Zweig.

Siebold, Alexander Georg Gustav Freiherr v., kaiserlich japanischer Legationsrat, * 16. August 1846 zu Leyden, Holland, † 23. Januar 1911 zu Pegli, Italien.

Die Siebold sind ein altes Geschlecht vom Niederrhein. Karl Caspar v. S. war von seinen Zeitgenossen *Chirurgus inter germanos princeps* genannt worden. Sein Sohn Georg Christoph wirkte bis 1798 als Professor der Medizin und Chirurgie am Julius-Spital in Würzburg. Dessen Sohn Philipp Franz studierte an der Universität Würzburg Medizin und Naturwissenschaften und erwarb sich dort 1820 die Doktorwürde. Philipp Franz unternahm 1822 im Auftrage der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt eine Reise nach Niederländisch-Indien. Er bewarb sich dazu um eine Anstellung als Militärarzt und wurde 1822 zum Chirurgen-Major in der niederländisch-indischen Armee ernannt. In Java wurde ihm von dem Generalgouverneur Baron van der Capellen angeboten, die neue, nach Japan gesandte Mission zu begleiten und bei der holländischen Faktorei als Arzt zu bleiben, dort wissenschaftliche Studien zu treiben, um damit holländischem Einfluß und Handel etwas mehr in dem völlig abgeschlossenen Inselreiche Eingang zu verschaffen. Am 11. August 1823 erreichte S. den Hafen von Nagasaki. Japanische Schüler und Freunde scharten sich um ihn und waren ihm bald bei seinen wissenschaftlichen Forschungen behilflich. Durch Verrat erhielt die Regierung im Dezember 1828 Kenntnis, daß S. Kartenmaterial aus Yedo erhalten hatte. Eine peinliche Untersuchungshaft wurde über ihn verhängt, viele seiner Freunde wurden ins Gefängnis geworfen. Obgleich keine Beweise für den angeblichen Landesverrat erbracht werden konnten, gelang es erst im Herbst 1829 Philipp Franz v. S., die Freiheit zu erwirken. Am 2. Januar 1830 verließ er Japan, aus dem er für ewig verbannt war. Bei Leyden, auf seiner Beszung Nippon, bearbeitete Philipp Franz v. S.

die Forschungen und Beobachtungen, die er während seines über sechsjährigen Aufenthaltes in Japan angestellt hatte. Dorthin brachte er auch 1845 seine junge Frau, Helene Ida von Gagern, und dort wurde Alexander v. S. am 16. August 1846 geboren.

Schon bald siedelte v. S. mit Frau und Kind nach dem alten Kloster St. Martin bei Boppard a. Rh. über. Das Ziel, auf das der Vater Alexanders v. S. damals hinarbeitete, brachte er in einem Schreiben vom 9. März 1853 an den Prinzen Heinrich der Niederlande zum Ausdruck: »Die friedliche Eröffnung Japans für den Weltverkehr unter Aufrechterhaltung der alten Vorrechte und der bevorzugten Stellung Hollands in den japanischen Gewässern«.

Diesem Zwecke diente auch eine Reise nach St. Petersburg 1853. Er war dorthin vom Minister des Äußeren berufen worden, *»afin de donner des renseignements sur une question que nul autre Européen était à même de donner«*. Seine Hoffnungen, Rußland zum Anknüpfen freundschaftlicher Beziehungen mit Japan von Norden aus veranlassen zu können, ehe andere Mächte Gewaltmaßregeln gegen Japan ausführen konnten, wurde durch den Ausbruch des Krimkrieges und den Tod des Kaisers Nikolaus vereitelt. Russische Expansionsgelüste wurden dadurch auf Jahre hinausgeschoben. Inzwischen aber hatten die Bestrebungen der Amerikaner unter Commodore Perry 1853—1854 zur Öffnung einiger Häfen, Shimoda und Hakodate, geführt. England und Holland erhielten ähnliche Konzessionen in Nagasaki und Hakodate.

1858 wurden Verträge mit England, Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten von Amerika und Preußen abgeschlossen, wonach einige weitere Häfen dem Weltverkehr geöffnet werden sollten; die Fremden durften sich dort niederlassen und 40 km im Umkreise sich bewegen. Gesandtschaften und Konsuln wurden zugelassen, denen die Gerichtsbarkeit über ihre Untertanen zustand. Die Anhänger des christlichen Glaubens wurden nicht mehr verfolgt. Fremder Handel wurde gegen einen gleichmäßigen Einfuhrzoll von 5% gestattet. Dabei wurde auch auf diplomatischem Wege das Verbannungsurteil gegen Philipp Franz v. S. aufgehoben. Sofort beschloß v. S. nochmals nach Japan zu reisen. Die holländische Regierung trug Bedenken, ihn sogleich in diplomatischer Eigenschaft nach Japan zu senden. Aber die Niederländische Handels Maatschappij bot ihm die Stellung eines Adviseurs bei ihrer dort neu zu errichtenden Handelsagentur an. Den 63 jährigen Mann sollte sein 12½ jähriger Sohn Alexander begleiten.

Alexander v. S. hatte bis dahin in Boppard eine Volksschule, dann die Privatschule von Fischer in Bonn besucht. 1857 kam er auf das Gymnasium zu Bonn, konnte aber dort 1858 nicht die Versetzungsreife für die IV. Klasse erlangen. Er sollte sich nunmehr in der Pension van der Meulen in Leyden zum Eintritt in die holländische Marine vorbereiten. Die Reise nach Japan ließ diesen Plan jedoch nicht zur Ausführung kommen.

Anfangs April 1859 verließen Vater und Sohn Bonn und fuhren über Paris nach Marseille. Von hier ging die Fahrt an Bord des englischen Postdampfers »Tiger« nach Alexandrien. Über Land ohne Aufenthalt in Kairo ging es weiter nach Suez, von wo die Fahrt über Aden, Singapore nach Batavia fortgesetzt wurde. Nach einigem Aufenthalte dort und in Buitenzorg, der Residenz des Gouverneurs, ging es weiter nach Shanghai. In dem holländischen Konsulat war der junge Alexander v. S. Zeuge eines Aufstands der Chinesen, welcher sich

gegen die Fremden richtete und der durch kaiserlich chinesische Truppen niedergeschlagen werden mußte.

Im August 1859 landete Philipp Franz v. S. mit seinem Sohne Alexander in Nagasaki. Auf der Reise hatte Alexander v. S. Malayisch lernen müssen, eine Sprache, die in wenig Monaten von Europäern zu erlernen sein soll. Jetzt begann der Unterricht im Japanischen und in der chinesischen Schriftsprache. Shuzo, ein Adoptivsohn des Arztes Ninomiya Keisak, der holländisch sprach, wurde der eifrige Lehrer des jungen Alexander, dessen weitere Tätigkeit im Pflanzentrocknen und Ausbalgen von Vögeln und andern Handlangerdiensten bestand. Bei einer Audienz beim Gouverneur von Nagasaki, Okabe Surugano Kami, erhielt v. S. die Erlaubnis, mit seinem Sohne in dem Tempel von Honrenji Aufenthalt zu nehmen, der, hoch über der Stadt gelegen, eine prachtvolle Aussicht auf die ganze Bucht von Nagasaki bot. Der junge v. S. mußte hier nun auch die japanische Schriftsprache schreiben lernen. Sie besteht aus einem Gemisch von chinesischen und japanischen Zeichen. Die Katakana- und Hirakana-Schrift beherrschte v. S. mit der Zeit, schwerer fiel ihm die in allen wissenschaftlichen und amtlichen Werken untermengten chinesischen Zeichen zu erlernen, von denen ein gebildeter Mensch einige tausend kennen muß.

1861 begleitete A. v. S. seinen Vater über Yokohama nach Yedo. Dorthin war Philipp Franz berufen worden, um europäische Wissenschaften zu lehren. Im Palais Akabane nahmen sie Wohnung. Wachen von 300 Mann wurden ihnen gestellt, denn es gäbe in der Bevölkerung, deren Haß sich gegen alles Fremde richtete. Am 4. Juli 1861 wurde durch Ronin des Fürsten von Mito ein Überfall auf die englische Gesandtschaft in Yedo unternommen, die in dem Tempel Tōzenji Wohnung genommen hatte. Sir Rutherford Alcock entkam nur durch einen Zufall, zwei Herren wurden verwundet. Das Shogunat hatte nämlich zunächst aus eigener Machtvollkommenheit die Zulassung der Fremden dekretieren wollen, aber die Furcht vor den Folgen hatte den Shogun veranlaßt, vorher beim Mikado die Erlaubnis dazu erst einzuholen. Als dessen ablehnende Antwort nun aber ignoriert wurde, hatte diese Auflehnung gegen das Kaisertum in Verbindung mit der durch die vorherige Anfrage selbst dokumentierten Angst und Schwäche die alten Fürstengeschlechter derartig aufgebracht, daß sie den Sturz des Shogunats erstrebten, um die Herrschaft dem Mikado zurückzugeben. Diese Erhebung der Landesfürsten hatte zwar zunächst Erfolg, der Shogun fiel, die alte Kaiserherrschaft kam aber nicht wieder — sondern über das alte Feudalsystem hinweg entstand eine neue Kaisergewalt, die den modernen Staat schuf, vom alten nur die Dynastie behielt. An diesem Werdegang des Japanischen Reiches haben nur wenige Europäer teilgenommen. Aus eigener Anschauung konnte A. v. S. sich über die Entstehung des modernen Japan klar werden.

1860 sollte er Kadett in der kaiserlich russischen Marine werden. Admiral Likhatcheff, der damals in den chinesischen Gewässern mit einem kleinen Geschwader kreuzte, hatte den jungen v. S. angenommen. Juni 1861 war die kaiserliche Ernennung eingetroffen mit der Ordre, sich im Dezember in Hakodate beim Kommandanten Birileff zu melden. Jedoch die Mutter in der fernen Heimat erhob dagegen Einspruch; der Sohn sei zu schwächlich zum seemännischen Berufe. Es sollte sich auch bald etwas anderes finden. November 1861 bekam der holländische Generalkonsul Bedenken, seinen Schutzbefohlenen v. S.

noch immer in Yedo zu wissen. Auch die japanische Regierung glaubte wohl nicht mehr sicher genug zu sein, um v. S. zu schützen. Sie legte ihm nahe, Yedo zu verlassen, nicht ohne ihn vorher noch mit Geschenken, darunter einem Ehrensäbel des Shoguns, zu bedenken. Die Zeit bis zum Eintritt des jungen Alexander in die russische Marine verbrachten Vater und Sohn in Yokohama. Mr. Edward Clarke, der portugiesische Honorarkonsul, überraschte damals auf einem Spaziergang den Jungen mit der Frage, ob er wohl in den Dienst der großbritannischen Regierung bei der Gesandtschaft in Japan treten wolle. Alexander v. S. war sofort bereit, und als er einige Tage darauf die offizielle Anfrage mit dem Angebot der Ernennung zum außeretatsmäßigen Dolmetscher der japanischen Sprache mit 6000 M. Gehalt, Dienstwohnung und freier Station im Hause des Gesandten erhielt, da war zwar der Vater etwas überrascht, gab aber schließlich seine Einwilligung. Der englische Gesandte Sir Rutherford Alcock nahm den kaum 15 jährigen Alexander v. S. sehr freundlich auf, so daß der alte Vater nach wenigen Wochen bei seiner Abreise von Japan seinen ältesten Sohn in einer sicheren Laufbahn verlassen konnte. Alexander sollte seinen Vater, der bis zum Tode seine ganze Kraft für Verbreitung der Kenntnis von dem Lande der aufgehenden Sonne widmete, nicht mehr sehen. Philipp Franz starb am 18. Oktober 1866 in München.

Die Stellung Alexanders v. S. war dienstlich zunächst keine leichte. In Japan war die diplomatische Sprache damals die holländische. Bei offiziellen Besprechungen wurde also zunächst durch den Dolmetscher der englische Ausdruck des Gesandten ins Holländische, dieses wieder ins Japanische übertragen. Dadurch büßte die damals sehr gebotene klare, scharfe Ausdrucksweise vieles ein. Anläßlich einer Konferenz des Gesandten mit dem Gorojiu, dem regierenden Staatsrat, über die Unsicherheit der Europäer, bedurfte es zunächst einer kleinen List, um die japanischen Minister davon zu überzeugen, daß v. S. direkt vom Englischen ins Japanische zu übertragen vermochte. Das Gespräch wurde auf Taschenuhren gebracht, und siehe — die an der andern Seite des Gemaches am Boden sitzenden Japaner verstanden die Erklärungen, welche ihnen der junge v. S. gab, ausgezeichnet und waren bald in ein Gespräch mit ihm verwickelt. Damit hatten sie die Sprache des jungen v. S. anerkannt, der nunmehr der Dolmetscher für die Wünsche des englischen Gesandten war. Leicht war auch dies für v. S. nicht, denn er konnte damals, als er angestellt wurde, noch kaum Englisch. Der Gesandte sprach allerdings auch französisch.

Mit dem 16. Jahre meldete sich v. S. zur Ablegung des englischen Staatsexamens, was vorher nicht möglich war. Seine Kenntnisse bedurften sehr der Nachhilfe, die er fleißig bei den Geistlichen der verschiedenen Missionen, namentlich bei einem Jesuitenpater, suchte, der bereitwillig dem jungen Protestanten Unterricht erteilte, ohne je einen Versuch zu machen, die eigenen Glaubenslehren ihm beizubringen. Das für den englischen Zivildienst vorgeschriebene Examen bestand v. S. Er erhielt am 21. August 1863 darüber ein Honorardiplom, wonach er definitiv zum Dolmetscher und Übersetzer ernannt wurde.

Noch war das Shogunat nicht gestürzt, und die kaiserliche Partei ging daher gegen die Fremden, welche durch die Gegenpartei ins Land gekommen waren, allorten vor. So wurde am 26. Juli 1862 ein Angriff auf die englische Gesandtschaft gemacht, bei deren Verteidigung v. S. lebhaften Anteil nahm. Die englische Gesandtschaft und die amerikanische wurden dabei niedergebrannt. Es

beweist dies, wie wichtig die erste japanische Gesandtschaft war, welche im Januar 1862 Japan verlassen hatte, um an den Höfen der Vertragsmächte einen Aufschub für die Eröffnung des Landes an die Fremden zu erwirken. Damals hätte das Bestehen auf der Eröffnung von Yedo und von fünf andern Vertragshäfen den Ausbruch einer allgemeinen Fremdenverfolgung bedeutet. Daher haben die Mächte den Aufschub auch zugestanden. 1862 war ein Engländer Richardson von dem Gefolge des Shimatsu Saburō, des Bruders des Daimios von Satsuma, erschlagen worden, weil er durch eine Lücke in ihrer Marschkolonne durchgeritten war. Als die Auslieferung des Shimatsu Saburō verweigert wurde, ließen die Engländer durch Admiral Kuper im August 1863 Kagoshima, die befestigte Hafenstadt des Fürstentums Satsuma, beschießen. v. S. war mit dem englischen Geschäftsträger Oberst Neale an Bord des Flaggschiffs Euryalus, auf dem während des Gefechts u. a. der Kommandant Kapitän Joslin und der zweite Kommandant Commander Wilmott fielen. Der Ausbruch eines Taifun zwang die Flotte zum Abbruch des Gefechts, setzte sie aber in der Nacht der Gefahr aus, unterhalb der feindlichen Forts zu stranden. Der Erfolg war, daß Satsuma um Frieden bat, die geforderte Entschädigung von 25 000 £ zahlte und auch das Shogunat 100 000 £ Sühne leistete. Dadurch war die Stellung des Shogunats aber noch mehr erschüttert. Die Vermittlung von Matsudaira Katamori, Fürst von Aizu, einem Anhänger des Shoguns, erreichte, daß der Kaiser 1865 den Vertrag von 1858 mit den fremden Mächten, den das Shogunat gegen seinen Willen abgeschlossen hatte, anerkannte. War auch dadurch anscheinend ein Einverständnis erreicht, so nahmen doch die Südc lane, Satsuma, Choshu, Hisen und Tosa den Kampf von neuem auf. Es zeigte sich dabei, daß die Kraft der Shogunatstruppen der Tokugawa erlahmt war. In dieser für die Fremden höchst gefährlichen Lage hatte A. v. S. anlässlich von Flottendemonstrationen im November 1865 den Auftrag erhalten, wichtige Depeschen in Osaka ans Land zu bringen. Die Brandung war derart stark und gefährlich, daß das Boot für diesen Zweck nur mit Freiwilligen besetzt wurde. Der erst 19 jährige v. S. kam glücklich an Land und erhielt von der Königin von England eine Belobigung und Belohnung für diese Dienstleistung.

1866 trat eine bedeutende Umwälzung im japanischen Regierungsstreite ein. Der Shogun und der Kaiser starben bald hintereinander. Der Nachfolger des Shoguns wurde nun ein dem Kaiser nahestehender Sohn des Fürsten von Mito, Tokugawa Yoshinobu, auf den kaiserlichen Thron kam Mutsuhito. Der Shogun stand nun vor der Wahl zwischen Fortführung der von der kaiserlichen Hofpartei noch immer mißbilligten äußeren Politik, was einen Bürgerkrieg bedeutete, oder Aufgeben derselben. Er hatte die Notwendigkeit seiner Politik erkannt und wollte diese nicht durch einen Entscheidungskampf aufs Spiel setzen. Daher legte er im November 1867 durch ein Handschreiben die volle Regierungsgewalt, die fast 700 Jahre durch den Shogun ausgeübt worden war, in die Hände des Kaisers zurück. Damit war der Streit der letzten Jahre im allgemeinen beendet. Durch diesen wichtigen Schritt gewannen die Beziehungen Japans zu den Fremdmächten einen ganz andern Ausdruck. Der junge Kaiser zeigte den fremden Gesandten seinen Regierungsantritt an und sprach dabei den Wunsch aus, im Frieden mit den auswärtigen Mächten zu leben. Diesem Zwecke diente auch 1868 der Besuch eines Bruders des Taikun, Prinz Mimbutaiho, an den Höfen von Paris, London, Florenz, Brüssel, im Haag und

in Bern, auf dem er von A. v. S. begleitet wurde. Diese Reise gab dem jungen v. S. Gelegenheit, für die Bedeutung der japanischen Dynastie und ihre neue Wirksamkeit in Europa Stimmung zu machen. November 1868 kehrte v. S. nach Japan zurück. Dort wurde ihm die Vertretung des ersten Dragomans der englischen Gesandtschaft und die Leitung der Studien der Dolmetschereleven übertragen.

Als im Jahre 1869 eine österreichisch-ungarische handelspolitische Mission unter Admiral Baron Petz nach Japan kam, wurde v. S. ihr offiziell zugeteilt. Die Arbeiten kamen am 18. Oktober 1869 zu einem sehr günstigen Abschluß, der namentlich A. v. S. wegen seiner genauen Kenntnis japanischer Sitten zu verdanken war. Der Kaiser von Österreich verlieh ihm dafür am 18. Februar 1870 den erblichen österreichischen Freiherrnstand.

Die Stellung im englischen Dienste bot für v. S. nur wenig Aussichten für die Zukunft. Seine Land- und Sprachkenntnis wäre wohl stets nur für den Dienst in Japan ausgenutzt worden. Die Neuordnungen des ganzen japanischen Regierungsapparates, die durch die kaiserliche Verordnung von 1868 angekündigt worden war, schien die Möglichkeit zu bieten, im japanischen Dienste mehr Nutzen von seinen Kenntnissen zu ziehen; außerdem bot sich ihm dabei die Aussicht, nach Europa zurückzukehren. Er nahm daher ein Angebot der japanischen Regierung an und erbat seine Entlassung aus königlich großbritannischen Diensten, die ihm am 1. August 1870 gewährt wurde.

v. S. trat am 15. August 1870 in den japanischen Dienst über. Es war ihm zuerst die Stellung als Attaché, Shussi, in dem neugebildeten Ministerium für Kommunikationswesen übertragen worden. Über seine organisatorische Tätigkeit in diesem Ressort sind in den bis jetzt zugängigen Quellen keine Nachrichten enthalten. Bald wurde er als Sekretär dem japanischen Spezialkommissar Uyeno zugeteilt, den er bei seiner finanzpolitischen Mission nach London begleitete. In England studierte damals eine große Anzahl junger Japaner. Ihr Schutz und ihre Beaufsichtigung wurde A. v. S. übertragen, während er in Europa noch weitere Missionen auszuführen hatte. So war er mit der Beschaffung von Papiergeld für die japanische Regierung betraut worden. In Frankfurt a. M. ließ er 300 Millionen Stück drucken und versenden. Dann hatte er über die große Wiener Ausstellung und die Möglichkeit der japanischen Beteiligung zu berichten. Aufgaben, in denen v. S. fast ganz selbständig war und ohne besondere Instruktionen der japanischen Regierung auf eigene Verantwortung handeln mußte. Japan fing damals erst an, sich ein eigenes Urteil über europäische Verhältnisse zu bilden. Seine Vertreter konnten sich nur schwer in die europäischen Gepflogenheiten des diplomatischen und öffentlichen Verkehrs hineinfinden. v. S. mußte daher beratend, ausgleichend und häufig warnend bei Handlungen eintreten, die das europäische Taktgefühl hätten verletzen müssen. Damals regte v. S. auch die Schaffung einer japanischen Ordensauszeichnung an. In Wien wurde von ihm mit dem bekannten Heraldiker Heyer v. Rosenfeld eine Ordensdekoration entworfen, die auch zur Ausführung kam: die japanische Chrysantheme mit der Paulownia vereint.

1871 sehen wir v. S. am englischen Hofe anläßlich einer Audienz des japanischen Prinzen Higashi Fushimi no Miya. 1872 hatte v. S. in England eine japanische Sondergesandtschaft zu empfangen. Sie war nach Europa gesandt worden, um eine Revision der Handelsverträge von 1858 herbeizuführen. Dieser Zweck

ist damals nicht erreicht worden. Der nachmalige Fürst Ito war dieser Gesandtschaft, die Iwakura führte, beigegeben. Mit ihm hatte v. S. Unterredungen über die Entwicklung der öffentlichen Arbeiten, Wege-, Bahn- und Telegraphenbauten, die 1872 so weit gefördert waren, daß die Bahnlinie Yedo-Yokohama und der Telegraph bis Nagasaki fertiggestellt waren. Auch über die Ausnutzung der Kohlengruben in Japan hat v. S. damals mit Engländern verhandelt.

v. S. war im November 1872 nach Japan zurückgekehrt und dem Finanzministerium überwiesen worden. Nachdem die Vorarbeiten für die Beteiligung an der Wiener Ausstellung in Japan getroffen waren, mußte er wieder nach Wien mit dem Kommissar Sano Tsunetami zurückkehren. Sano ging als japanischer Ministerresident nach Wien, und v. S. war als Honorarlegationssekretär bei dieser neuen Gesandtschaft ernannt. Die Beteiligung Japans an der Wiener Weltausstellung war ein großer Erfolg. Japanischer Gewerbefleiß wurde dadurch weitesten Kreisen bekannt, und die Handelsbeziehungen zwischen Japan und Europa wurden ganz wesentlich gefördert. Im Oktober 1873 wurde v. S. die diplomatische Vertretung Japans in Rom übertragen, bis er April 1874 nach Japan zurückberufen wurde, wo er zunächst dem Staatsrat, Sein, attachiert wurde. 1874 erstattete v. S. einen interessanten Bericht über Korea, in dem er auf die Schwierigkeiten aufmerksam macht, die sich ergeben werden, wenn Japan in Korea mit Waffengewalt Fuß faßt. Ein Konflikt mit Rußland ließe sich dann nicht vermeiden, denn es müsse Rußlands Bestreben sein, sich einen Weg auf dem asiatischen Kontinent nach Süden zu erwerben.

1875 wurde v. S. in das Finanzministerium berufen. Dort war seine Tätigkeit auf die Reorganisation dieses Ministeriums gerichtet. Seine Arbeiten über Kassen- und Rechnungswesen, die Grund- und andern direkten Steuern, das landwirtschaftliche Kreditwesen stützten sich auf die in Deutschlands kleineren Staaten gemachten Erfahrungen und wurden für Japan nutzbringend verwertet. Die wichtigste der von ihm ausgehenden Maßnahmen war die Erhaltung des hohen Adels. Die kaiserliche Regierung hatte sich als alleinige Eigentümerin der verschiedenen Landschaften erklärt und damit alle Fürsten und Herren ihrer Herrschaft und ihrer Einkünfte entsetzt. An ihre Stelle war eine Rente von Staats wegen getreten. Das kaiserliche Edikt von 1868 spricht dabei direkt aus, daß alle Unterschiede zwischen oberen und unteren Klassen des Volkes beseitigt werden sollen. Dies hätte zu völligem Verschwinden des Adels geführt, der wohl in jedem Lande eine geschichtliche Bedeutung und politische Stellung hat. Die radikale Partei in Japan hätte dies mit Freuden begrüßt. v. S. kannte aber aus Deutschlands Geschichte, wie wertvoll Familientradition und Familienansehen für den Thron sind. Er beantragte daher eine Kapitalisierung der Jahresrenten und Auszahlung derselben an die Familien, denen die Hoheitsstellungen genommen waren. Dadurch erhielt sich die Einrichtung der hohen Adelsfamilien als Stütze der Monarchie. Den Adel suchte v. S. auch heranzuziehen, um die Schäden zu heilen, welche durch Krieg entstehen. Der Aufstand von Satsuma 1877 gab ihm den Gedanken, nach Art der deutschen Ritterorden eine Gesellschaft des Adels zu gründen. Er wurde Sano zugeteilt, um ein Sanitätskorps zu organisieren. Dies führte zur Gründung der japanischen Gesellschaft vom Roten Kreuz, zunächst unter dem Namen Hakuaisha, Gesellschaft der Menschenliebe, woraus der Eintritt Japans in die Genfer Konvention 1886 folgte, welchen v. S. sehr eifrig betrieb.

Als v. S. 1877 aus Anlaß des Todes seiner Mutter nach Europa reisen mußte, erhielt er vom Finanzminister den Auftrag, Fragen der Finanzverwaltung zu studieren und darüber zu berichten. v. S. arbeitete zunächst in Weimar in der dortigen Finanzverwaltung, wozu der Großherzog Karl Alexander ihm die Ermächtigung erteilt hatte. Dann wandte er sich nach Wien und berichtete über österreichisches Staatsrechnungswesen. In Berlin wurde Finanzrat Scholtz beauftragt, v. S. in die technischen Verhältnisse einzuweißen. Oktober 1877 erstattete er einen vom Finanzminister Okuma Shigenobu geforderten Bericht über die russischen Finanzen, aus denen das Interesse hervorgeht, das Japan schon damals an der Entwicklung seines Nachbarn nahm. 1878 begleitet v. S. den Vizefinanzminister und späteren Premierminister Matsukata auf seinen Reisen in Europa, als er als Präsident der japanischen Ausstellungskommission zur Weltausstellung in Paris dorthin gekommen war. v. S. war selbst zum Ehrenmitgliede dieser Kommission ernannt worden. Er hielt dem Minister Vorträge über Finanzangelegenheiten, entwickelte auch ein Finanzsystem, das sich auf großen Kapitalbesitz des Staates gründet. Seine Idee war dabei, diesen Besitz entweder aus Aktien zusammenzusetzen oder ihn durch eine zwangsweise Kapitalabgabe bei jedem Erbanfall zu erhalten. Dabei sollten die Erben von ihrer Abgabe von Staats wegen einen ganz geringen Zins erhalten, der durch seine große Sicherheit und ohne Verwaltungskosten von den meisten Japanern höher bewertet werden dürfte als ein leicht verlorenes mobiles Kapital. Die gewinnbringende Verwendung dieser Kapitalien mußte höhere Zinsen tragen, und damit konnte die Steuerlast verringert werden. Mit dem französischen Finanzminister wird die Reform des Grundsteuerwesens besprochen, Handelskammern und große industrielle Anlagen werden gemeinsam besucht, so daß der spätere Premierminister von europäischem Fleiß eine genaue Kenntnis erhielt.

Im Januar 1879 wurde v. S. zum Honorarlegationssekretär bei der japanischen Gesandtschaft in Berlin ernannt, als Aoki dort zum erstenmal Gesandter war. Den Berliner Aufenthalt benutzte v. S., um juristische und staatsrechtliche Vorträge an der Universität zu hören. Er schrieb damals in englischer Sprache »Über den preußischen Staatsrat« und »Über den Kulturkampf in Deutschland«. Seine Studien gaben ihm die nötige Vorbildung zu seiner Stellung im Auswärtigen Amt 1881, wohin er anläßlich der internationalen Konferenz zur Revision der Handelsverträge berufen worden war. Er war als Privatsekretär des Ministers Inouye Koaru (*chef du cabinet particulier*) Mitglied des Protokolls. Die alten Handelsverträge mit Japan hatten sich überlebt, sie boten dem aufstrebenden Staate nicht mehr genügende Äquivalente. Die Bestimmungen der Exterritorialität und die Zollfestsetzungen belasteten die Handelsbeziehungen sehr schwer. Aber es gelang nicht, für Japan die Aufhebung der alten Abmachungen über Gericht- und Zollsachen zu erreichen. v. S. ist damals für die Toleranz des Christentums eingetreten mit der Begründung, daß das Christentum eine Stütze des Thrones sein werde; es gab damals 200 000 Christen in Japan. Die Bemühungen v. S.s wurden von der japanischen Regierung durch eine Dotation von 10 000 Yen anerkannt.

Nach Berlin auf seinen früheren Posten zurückgekehrt, betrieb v. S. eifrig Studien über Privat- und Kirchenrecht, über die er Ito, dem späteren Premierminister, besondere Vorlesungen hielt. Damals suchte v. S. Deutschland zu

besseren Beziehungen mit Japan zu bringen. Eifrig unterstützt wurden diese Bestrebungen durch den deutschen Gesandten v. Eisendecher in Japan. Unterredungen mit Busch und Graf Herbert Bismarck bereiteten den Boden für Deutschlands günstige Haltung bei den späteren Verhandlungen in der Revisionsfrage. Um weitere Kreise für die japanischen Verhältnisse zu interessieren, schlug v. S. 1883 die Einrichtung eines offiziellen Pressebureaus in Japan vor. 1884 wurde v. S. nach Rom versetzt, wo Tanaka Gesandter war. Von dort wurde er telegraphisch April 1885 wieder nach Japan berufen, um an den neuen Revisionsverhandlungen als Legationsrat teilzunehmen. Er schlug vor, die Eröffnung des ganzen Landes gegen Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit anzubieten. Auch diese Verhandlungen scheiterten, obgleich namentlich Deutschland viel Entgegenkommen zeigte. September 1885 empfing der Kaiser von Japan den päpstlichen Abgesandten Monsignor Osouf zur Überreichung eines päpstlichen Handschreibens. v. S. als Protestant fiel es zu, die kaiserliche Antwort darauf zu redigieren; er hat sich auch für einen japanischen Gesandten beim Vatikan ausgesprochen, ohne daß dies damals möglich geworden wäre. Die vielseitigsten Fragen wurden von v. S. geprüft und mit den entscheidenden Ministern besprochen; so äußerte er sich damals über die Notwendigkeit eines japanischen Finanzagenten in Europa und die Ernennung eines geheimen Preßagenten für das Nachrichtenbureau des Auswärtigen Amtes. Die Reform des Regierungssystems und die Schaffung der Stellung eines Ministerpräsidenten besprach v. S. mit Ito anfangs Dezember 1885. Am 22. Dezember wurde Ito zum Ministerpräsidenten ernannt! Die Zulassung von Ausländern am japanischen Hofe wurde bearbeitet, die Befestigung des deutschen Ausfuhrhandels und die unbedingt notwendige deutsche Ursprungsbezeichnung von v. S. gefordert.

Die Eröffnung der neuen Konferenz, auf der Deutschland durch den Gesandten v. Holleben vertreten sein sollte, mußte nochmals bis Oktober 1886 verschoben werden. In der Zwischenzeit machte v. S. interessante Reisen nach Yezzo, ins Innere und auf die Kurilen. Damals wurde ihm eine Professur für japanische Sprache an dem Orientalischen Seminar in Berlin angeboten. Anfangs war v. S. nicht abgeneigt, diesem Rufe Folge zu leisten, aber schließlich erhoffte er doch in seiner bisherigen Laufbahn Wertvolleres leisten zu können. Die Bedingung für seine Verwendung auf einem höheren diplomatischen Posten in Europa sollte aber seine Naturalisation als Japaner sein. Damit hätte v. S. aber seine Eigenschaft als deutscher Staatsbürger aufgeben müssen, ein Verzicht, zu dem er sich nicht entschließen konnte, obgleich Inouye und Aoki ihm sehr dazu rieten. Nach Beginn der neuen Verhandlungen in Tokio wurde eine lange Reihe von v. S.s Bemühungen zum Abschluß gebracht: am 16. November 1886 wurde das Gesetz veröffentlicht, durch das Japan der Genfer Konvention beiträt. Tags darauf eröffnete die japanische Kaiserin in europäischer Kleidung das neue Rote-Kreuz-Hokuaisha-Krankenhaus, an dem deutsche Ärzte, Dr. Baelz und Dr. Scriba, tätig waren. Aber trotz eifrigster Bemühungen scheiterten im Juli 1887 auch diesmal die Vertragsverhandlungen.

v. S. kehrte darauf nach Europa zurück in eine Stellung, die ihm manche Selbständigkeit bot. Er wurde keiner Gesandtschaft attachiert, sondern war direkt dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten unterstellt. An diesen berichtete er über alle Fragen von allgemeinem politischen oder besonderem

Interesse. 1887 machte er erneut auf die Gefahr aufmerksam, die Japan durch die Tätigkeit Rußlands in Ostasien drohte, besonders durch die des russischen Vertreters Weber in Korea seit 1885. Auch weiterhin widmete er sich den Vertragsverhandlungen. Er ist der Ansicht, daß die ägyptischen gemischten Gerichtshöfe für japanische Verhältnisse nicht anwendbar seien, und schlägt aber als Mittelweg vor, in Kriminalsachen die Ausländer einem Schwurgericht zu unterwerfen, das zur Hälfte aus Ausländern zusammengesetzt ist. Als nach allen vergeblichen Verhandlungen zu Vertragsabschlüssen in Japan 1892 die Verhandlungen in Europa zunächst mit England allein geführt wurden, ging er mit dem Gesandten Aoki nach London, der ihm 1890 geschrieben hatte: »Ihr Auftrag ist es, Downing Street zu überzeugen, daß das japanische Volk nicht länger die Bevormundung der europäischen Mächte ertragen will.« Diese kategorische Äußerung war nicht zum wenigsten darauf gegründet, daß 1890 in Japan das Volk durch Einführung der parlamentarischen Verfassung zu einem politischen Mitbestimmungsrecht gelangt war, ein Faktor im Osten Asiens geworden war, mit dem die Westmächte rechnen mußten. v. S. hatte auch den Boden für die japanischen Wünsche so vorbereitet, daß es gelang, den Vertrag am 16. Juli 1894 zu unterzeichnen. 1896 konnte auch der Abschluß mit dem Deutschen Reiche erfolgen.

1894 sehen wir v. S. in England die Verhandlungen führen, welche infolge der Zerstörung des englischen Dampfers Kowshing durch Japan kurz vor Ausbruch des Chinesisch-Japanischen Krieges in Korea nötig geworden waren. Die japanischen Ansprüche auf Korea waren mit China bereits 1885 vertraglich festgelegt worden. Dieser Vertrag bedeutete nach v. S.s Ansichten bereits ein gemeinschaftliches Protektorat über Korea. v. S.s Tätigkeit war dem weiteren Ausbau dieser Beziehungen, die durch die japanischen Waffenerfolge noch vorteilhafter für Japan gestaltet werden konnten, und ihrer Vertretung in Europa, besonders in England, bis zum Frieden von Shimonoseki gewidmet. Er hatte eine russische Intervention wegen der Bestimmungen über die Liaotung-Halbinsel vorausgesagt, Japan konnte und mußte also damit rechnen, daß dieser Besitz ihm nicht verbleiben würde. Auch Deutschland und Frankreich setzten sich gegen diese Bestimmungen ein, und eine Geldentschädigung von 30 Millionen Taels mußte daher von Japan statt des Besitzes von Port Arthur angenommen werden. Daß Rußland den chinesischen Widerstand gegen Japan von Anfang an warm unterstützt, nach v. S.s damals niedergelegten Ansichten sogar herausgefordert hat, mußte Japan daran merken, daß am 27. Oktober 1895 in der Times die Nachricht erschien, Port Arthur sei an Rußland abgetreten worden. Tatsächlich ist es 1898 von Rußland in Pacht genommen worden.

Im Frühjahr 1895 schrieb v. S.: »Deutschlands Eintreten für russische Interessen in China vermeidet jetzt eine Explosion (sc. zwischen Japan und Rußland) und führt dafür ein langsames Verbrennen des Zündstoffes herbei, wodurch schlimmstenfalls der Krieg lokalisiert wird.« Diese Kenntnis der deutschen diplomatischen Tätigkeit hatte v. S. während seines Aufenthaltes in Berlin 1895 erwerben können. Öfters hatte er Besprechungen mit dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe, dessen Ansicht, daß ein handelspolitisches Aufblühen Japans kein unerwünschtes Moment sein mußte, v. S. warm bestätigte. In die Zeit der neunziger Jahre fallen v. S.s Arbeiten über eine Reform der Kolonialpolitik und seine Bestrebungen, Japan neue Kolonisationsgebiete zu

eröffnen. So betreibt er die Frage einer japanischen Nord-Borneo-Gesellschaft. In den nächsten Jahren bis zum Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges ist v. S. mit dem Studium und der Berichterstattung an das Auswärtige Ministerium über koreanische und russische Fragen beschäftigt. Daneben gehen seine Bemühungen, eine eigene japanische Presse in Europa zu haben, die leider erst bei Kriegsausbruch den Erfolg hatten, daß ihm damals der Auftrag zuteil wurde, die Ansichten und Nachrichten des offiziellen Japans in Europa zu verbreiten. Er wurde mit weitgehendsten Vollmachten für die Beeinflussung der europäischen und japanischen Presse versehen. v. S. kamen dafür seine Beziehungen in allen Großstaaten zugute. Die Tätigkeit v. S.s während des Krieges von 1904/05 ist im einzelnen nicht möglich, kurz zu schildern. Seine Erfolge, um die öffentliche Meinung für Japan zu erwärmen — das Drohen einer gelben Gefahr durch die bereits wesentlich europäische Kulturanschauungen aufnehmenden Japaner ist von ihm stets bestritten worden —, wurden von den japanischen Staatsmännern in warmen Briefen anerkannt. Nach dem Kriege hatte er auch über Handelssachen zu berichten; die Sondierungen über Unterbringung japanischer Anleihen in Deutschland wurden ihm übertragen. Zur Annahme eines selbständigen Konsulatspostens konnte sich v. S. nicht verstehen.

In der vielseitigsten Weise sprechen sich seine Berichte an das Auswärtige Amt über politische, industrielle und organisatorische Fragen aus. Wenn aber früher die Stimme v. S.s bei jeder wichtigeren Sache gehört wurde, so sind jetzt seine Ratschläge nicht mehr so erwünscht. Eine Emanzipation der japanischen Vertreter machte sich geltend. Das Bedürfnis, ganz auf eigenen Füßen zu stehen, brachte es wohl auch dazu, daß der Gesandte Inouye 1905 den von v. S. angebotenen Verzicht auf den Titel eines japanischen Legationsrates weitergab. Allerdings war v. S.s Stellung schon weit über diesen Rang hinausgewachsen. Ein Zugeständnis auf mehr war aber von den Japanern nicht mehr zu erwarten, denn seit 1906, als eine Reihe von Gesandtschaften in Botschaften umgewandelt wurden, war Japan als Großmacht noch freier von europäischer Hilfe geworden. v. S. war eben ein deutscher Mann geblieben. Seine Berichterstattung an das Auswärtige Amt wurde dadurch nicht berührt.

Seine angegriffene Gesundheit, eine zunehmende Abnahme der Sehkraft erschwerte ihm seine Tätigkeit sehr. Trotzdem widmete er sich in ganz energischer Weise seit 1906 einem neuen Gedanken: Zur Herbeiführung besserer englisch-deutscher Beziehungen sollte ein englisch-deutsches Verständigungskomitee ins Leben gerufen werden. Exzellenz v. Holleben trat an die Spitze, v. S. war 1. Vizepräsident dieses Unternehmens, das wohl geeignet war, die außeroffiziellen Beziehungen beider Länder besser zu gestalten. Dies konnte nur dann gelingen, wenn auch die Regierungen sich dafür einsetzten. Als daher der Sozialist Green auf dem Weltfriedenskongreß 1908 in London ein Vorgehen ohne die Regierungen fordert, trat v. S. energisch gegen diese Zumutung auf. Er stand auf dem Boden, daß nur mit den Regierungen Ersprießliches von Dauer zu leisten sei.

Eifrig verfolgte v. S. alle Tagesfragen. Sein frischer Geist ließ ihn sofort den Kernpunkt jeder Sache erkennen. Es war hochinteressant, mit ihm über das zu sprechen, was auf der ganzen Erde vorging. Überall war er bekannt, war er zu Hause. Und so fand sein 40 jähriges Dienstjubiläum, das er am

15. August 1910 feiern konnte — 40 Jahre als Europäer im japanischen Staatsdienst — auch allseitige Beachtung. Der Kaiser von Japan verlieh ihm das Großkreuz des Ordens vom heiligen Schatze, der Kaiser von Deutschland den preußischen Kronenorden II. Klasse.

Gewiß ist es wenig Menschen vergönnt, ein so vielseitiges Leben zu führen, solche Entwicklungen von weltgeschichtlicher Bedeutung zu erleben, wie Japan sie seit 1859, als v. S. dort zum erstenmal landete, durchgemacht hat. Die Eindrücke eines langen Lebens niederzuschreiben war die Aufgabe, die sich v. S. selbst noch gestellt hatte. Schwere Erkrankung und der Tod am 23. Januar 1911 ließen seine Absichten nicht mehr zur Ausführung kommen. In Pegli, an der sonnigen Riviera, die wohl in manchem an einzelne Gestade Japans erinnern mag, liegt v. S. zur letzten Ruhe bestattet.

Als Mensch war v. S. ein guter Christ und ein wahrer Edelmann. Er trat für Verwandte und Freunde mit seiner ganzen Person sofort ein, wenn er erkannt hatte, daß Hilfe not tat. Seine eminenten Fähigkeiten werden noch deutlicher hervorgehoben, wenn man sich vor Augen stellt, daß v. S. seit dem 12. Jahre keinen regelmäßigen Unterricht mehr genossen hat. Er hat als Autodidakt sich aber Kenntnisse erworben, und die Schule des Lebens hat ihn mit Erfahrungen bereichert, um die ihn viele beneiden könnten. Das Urteil eines hohen Diplomaten über ihn lautete einst: Es gibt keinen Besseren für jede Art des diplomatischen Dienstes. Allein seine Sprachgewandtheit ist bewundernswert. Neben den Sprachen des Ostens, Japanisch und Malayisch, beherrschte er völlig das Deutsche, Englische und Französische, sprach und schrieb geläufig holländisch und sprach und las sehr gut italienisch. Auch seine Schriften bezeugen, daß es für ihn ganz ohne Bedeutung war, in welcher dieser Sprachen er seine Meinung niederlegen sollte. Seinem ritterlichen Sinne und einem Hang zur Romantik ist es wohl auch zuzuschreiben, daß er ein Burgenfreund und -kenner war. Die Burg Pröszels in Südtirol erstand er 1874, baute sie mit viel Verständnis aus; sein rastloser Geist konnte damals aber noch nicht selbsthaft sein. 1888 erwarb er das alte Hohenzollernschloß Colmberg bei Ansbach. Auch hier hatte er Erstaunliches geleistet, um die alte Bewohnbarkeit wieder herzustellen. Die Größe dieser Burg schreckte ihn aber auf die Dauer ab, er verkaufte auch sie wieder. Leipheim a. d. Donau wurde von ihm 1897 erworben und hergerichtet. Es war einige Jahre sein Wohnsitz, von dem ihn nur seine angegriffene Gesundheit wieder vertrieb.

1889 hatte er sich mit Elisabeth Gräfin v. Haßlingen-Schickfuß vermählt, die ihm aber schon am 18. Februar 1898 durch den Tod entrissen wurde. Drei Töchter und ein Sohn sind seiner Ehe entsprossen.

Als die Deutsch-Japanische Gesellschaft in Berlin, Wa doku kai, am 21. Februar 1911 eine Gedächtnisfeier für v. S. hielt, ließ der japanische Botschafter am Berliner Hofe, Exzellenz Baron Chinda, einen Nachruf verlesen, aus dem nur folgendes hervorgehoben sein soll: »Der Mann, der am längsten unserer Regierung treu gedient, der sich völlig seinem teuren Japan geweiht hatte, der die intimste Fühlung mit unserem Seelenleben gehabt hat, das war Alexander Freiherr v. S. Es dürfte überflüssig sein, alle die wertvollen Dienste aufzuführen, die er unserem Vaterlande erwiesen hat. Aber eine Tatsache darf ich nicht übergehen: die Tatsache, daß v. S. die Hälfte seines Lebens an ein hohes und weitschauendes Ziel gesetzt hat, das nichts anderes war als die Bande

herzlicher Freundschaft, die schon zwischen Japan und Deutschland bestanden, noch fester zu knüpfen und die wohlbegründeten, vertraulichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern noch inniger zu gestalten. Und seine Bemühungen waren nicht vergebens dabei gewesen. In Japan wird für immer die Erinnerung fortleben an die treue Mitwirkung des Freiherrn Alexander v. S.»

W e r k e : *The Prussian Council of State* (Über den preuß. Staatsrat). Leyden 1884. — *Church and State in Germany* (Über den Kulturkampf in Deutschland). Tokyo 1886. — Die bayerischen Steuergesetze. — Über europäische Systeme des Bodenkredits (in japanischer Sprache!). — Der kaiserliche Hof von Japan einst und jetzt. Deutsche Revue 1895. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken Philipp Franz v. Siebolds. Würzburg 1896. — Die Flottenfrage in ihrer Beziehung zu Deutschlands Weltpolitik. Würzburg 1897. — Der ewige Krieg und die Friedenskonferenz. München 1899. — Der Eintritt Japans in das europäische Völkerrecht. Berlin 1900. (Auch englisch, London 1901.) — Rundschau am politischen Horizont Ostasiens. 1900. (Anonym.) — Philipp Franz v. Siebolds letzte Reise nach Japan 1859/62. Berlin 1902. — Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Ito Hirobumi. Deutsche Revue 1910. (Auch englisch erschienen.) — Japan und die Vereinigten Staaten von Amerika. Deutsche Revue 1911. — Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan von Philipp Franz v. Siebold. 2. Aufl. Bearbeitet von seinen Söhnen Alexander und Heinrich Freiherrn v. Siebold. (Heinrich Freiherr v. Siebold war viele Jahre im österreichischen diplomatischen Dienst in Japan; siehe Biogr. Jahrb. XIII, S. 215). Würzburg 1897. — Viele Aufsätze in Tageszeitungen und periodischen Erscheinungen, u. a. in der Monatsschrift »Ostasien«. Berlin, auch unter dem Pseudonym Narutaki.

Q u e l l e n : Tagebücher von 1867—1911. — Hinterlassene Korrespondenzen 1859 bis 1910. — Philipp Franz v. Siebolds letzte Reise nach Japan 1859/62. Berlin 1902. — »Ost-sien«, Monatsschrift, Berlin 1899—1910. — »Japan und China«, Monatsschrift, Berlin 1911.

Alexander Graf v. Brandenstein-Zeppelein.

Burckhardt-Finsler, Albert, Dr. jur. et phil. h. c., Lehrer am Gymnasium, ao. Professor der Schweizer Geschichte an der Universität, Konservator des Historischen Museums, Regierungsrat in Basel, * 18. November 1854, † 2. August 1911. — B. entstammte einer im Jahre 1490 aus dem badischen Schwarzwalde in die aufblühende Stadt Basel eingewanderten Familie, die im Laufe der Jahrhunderte ihrer Heimat eine ganze Reihe hervorragender Männer geliefert hat. Unter B.s Ahnen finden sich Vertreter gelehrter Berufsarten und Handwerker, und sein Vater, ein ernster und tüchtiger, auch mannigfachen geistigen Interessen zugewandter Mann betrieb an der Freien Straße in Basel den Beruf eines Pastetenbäckers. Ein liebevolles Verständnis für den Handwerkerstand ist der Denk- und Anschauungsweise B.s zeitlebens eigen geblieben. Der Vater legte dem Wunsche der beiden Söhne, sich den gelehrten Studien zu widmen, kein Hindernis in den Weg, und so bezog B., nachdem er mit gutem Erfolge die Basler Schulen durchlaufen hatte, im Frühjahr 1873 als *Studiosos juris* die Universität Basel. Schon am oberen Gymnasium hatte er den feinsinnigen Geschichtsunterricht Jakob Burckhardts genossen, und auch an der Universität wurden neben den juristischen Vorlesungen die historischen und kunstgeschichtlichen Kollegien des großen Meisters nicht vernachlässigt. Als Mitglied des schweizerischen Zofingervereins pflegte B. mit besonderer Vorliebe die Freundschaft mit den Schweizern anderer Kantone und lernte so schon frühe über die kantonalen Grenzpfähle hinauszuschauen. Mit sprühendem Humor und Witz würzte er manchen fröhlichen Anlaß, ohne daß dabei die ernste Arbeit zu kurz kam, und manches gute vaterländische Wort fand schon in jenen Jugendjahren

eine gute Stätte. Nachdem B. seine juristischen Studien in Leipzig namentlich bei Binding fortgesetzt hatte, erwarb er im Jahre 1878 mit einer Dissertation über die Gaugrafschaft im Sisgau die Würde eines Doktors der Rechte. Aber die Rechtswissenschaft vermochte nicht, ihn dauernd zu fesseln, und so folgten statt der Aufnahme beruflicher juristischer Tätigkeit zwei weitere Studiensemester in Zürich, wo B. unter der Leitung von Georg v. Wyß, Gerold Meyer v. Knonau und Rudolf Rahn seine historischen und kunsthistorischen Kenntnisse erweiterte und den festen, schulgemäßen Grund für seine späteren Arbeiten auf diesen Gebieten legte. In Zürich lernte er auch seine spätere Gattin kennen. Als er im Jahre 1879 die Stelle eines Sekretärs an der Universitätsbibliothek Basel erhielt, verabschiedete er das für ihn »schreckliche Gespenst einer Advokaturstube« auf Nimmerwiedersehen. Die Stellung an der Bibliothek ließ ihm genügend freie Zeit, um sich für das Fach der Schweizer Geschichte an der Universität zu habilitieren. Zugleich begann B. im Jahre 1881 seine erfolgreiche Tätigkeit als Lehrer der Geschichte und Geographie am Gymnasium, und mit Leichtigkeit wurde der Doktor der Rechte auch dieser Aufgabe Meister. Sein Unterricht zeichnete sich durch Lebendigkeit, Frische und Anschaulichkeit aus; ein sonniger, fröhlicher Ton herrschte in seinen Stunden, ohne daß darunter die Disziplin auch nur je einen Moment Schaden gelitten hätte. B. verstand es trefflich, vergangene Zeiten lebendig zu machen, und verfügte mit souveräner Meisterschaft über das gesprochene Wort. Bei der Behandlung der Schweizer Geschichte gelang es ihm, die Quellen in einer auch für den Schüler von 14 bis 16 Jahren verständlichen Weise reden zu lassen und so ein überaus farben- und lebensfrohes Bild namentlich der großen Jahrhunderte der Eidgenossenschaft zu entwerfen. In einer Zeit, da der offizielle Betrieb des Heimatschutzes noch zu den unbekannten Dingen gehörte, ging er bereits mit großem Geschick und besonderer Vorliebe darauf aus, seinen Schülern die Heimat und ihre Art, ihre Bau- und Kunstdenkmäler vertraut und lieb zu machen und opferte manchen Sonntag freiwilligen Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung Basels.

An der Universität habilitierte sich B. im Jahre 1880 auf Grund zweier Neujahrsblätter über die Geschichte Basels im Dreißigjährigen Kriege; seine Vorlesungen umfaßten anfänglich die gesamte Schweizer Geschichte, späterhin kamen dazu Kollegien über kirchliche Baukunst, Altertümer, Waffenkunde und Glasmalerei. Mit der Zeit trat die ältere Schweizer Geschichte mehr in den Hintergrund, so daß B. der Geschichte der Schweiz von 1798 bis 1848 eine immer breiter und eingehender werdende Behandlung widmen konnte. Eine starke Liebe zum geeinigten Vaterlande sprach aus diesen Vorlesungen. Am 8. Februar 1890 erhielt B. Titel und Rechte eines außerordentlichen Professors, und diese Anerkennung seiner Tätigkeit spornte ihn an zu weitergehenden Leistungen, zur Abhaltung von Übungen und Repetitorien. Eine Reihe von Dissertationen wurde unter seiner Leitung bearbeitet, und es bildete sich um ihn ein Kreis von Schülern und jüngeren Freunden, der im Laufe der Jahre als Frucht gemeinsamer Arbeiten unter B.s Leitung drei Bände Basler Biographien publizierte. Die zunehmende Belastung durch die Regierungsgeschäfte nötigte B. im Jahre 1905, auch auf diesen Teil seiner Lehrtätigkeit zu verzichten, nachdem er 25 Jahre lang der Universität treu und uneigennützig gedient hatte.

Im Jahre 1883 wurde B. weiterhin zum Konservator der durch Wilhelm Wackernagel begründeten und durch seinen Nachfolger Moritz Heyne weiter-

geführten mittelalterlichen Sammlung ernannt, und auch diesem Institut leistete er im Laufe der Jahre hervorragende Dienste. Neben der Äufnung und Beschreibung der Sammlung war B. nachdrücklich darauf bedacht, dieselbe der Benützung durch Künstler, Handwerker, Kunstfreunde und Schulen zu erschließen und zugänglich zu machen. Er leitete im Jahre 1894 mit Geschmack und Geschick die Übersiedlung und Neuaufstellung der ursprünglich in den Nebenräumen des Münsters untergebrachten Sammlung in der restaurierten Barfüßerkirche. Für den Aufschwung, den das Institut unter seiner Leitung nahm, spricht wohl am besten die Tatsache, daß bei seinem Amtsantritt im Jahre 1883 sich die Summe der jährlich verfügbaren Gelder auf 4000 bis 6000 Franken belief, während bei B.s Rücktritt im Jahre 1902 das aus der mittelalterlichen Sammlung hervorgegangene Historische Museum über die respektable Summe von 45 000 Franken jährlich verfügen konnte. Von hervorragenden Ankäufen, die unter B.s Leitung durchgeführt wurden, sei nur an den Altar von St. Maria Calanca und die Glasgemälde der Douglas'schen Sammlung auf Schloß Langenstein erinnert. Als sich die Geschäfte am Museum immer mehr häuften, mußte B. im Jahre 1892 zu seinem und der Schule Leidwesen von seiner Stellung als Lehrer zurücktreten.

Mit politischen Fragen beschäftigte sich B. seit der Studienzeit gern, und die Beschäftigung mit der neueren und neuesten Schweizer Geschichte löste ihn innerlich immer mehr von den konservativen Traditionen, in denen er aufgewachsen war. Eifrig verfocht er seit seinen Studentenjahren den Gedanken der Wiedervereinigung der im Jahre 1833 im Streite voneinander geschiedenen Kantone Baselstadt und Baselland und brachte stets der Landschaft viel Liebe und Verständnis entgegen. B.s eigentliche politische Tätigkeit begann im Jahre 1893 mit seiner Wahl in den Großen Rat, in welcher Behörde er namentlich den Erziehungsfragen seine Aufmerksamkeit widmete. Im Jahre 1902 erfolgte seine Wahl in den Regierungsrat, wo ihm das Erziehungswesen übertragen wurde. Die Universität verdankt seiner Leitung die Vermehrung der Lehrstühle, die Erhöhung der Besoldungen und die Vermehrung der Kredite der öffentlichen Bibliothek und der chemischen Anstalt. An den unteren Schulen ließ er sich vorzüglich die Fürsorge für diejenigen Kinder, deren Eltern mit Glücksgütern nicht gesegnet sind, angelegen sein und trachtete danach, Sonnenschein in ihre Schulzeit zu bringen. Dagegen blieb ihm die Durchführung der großen im Wurfe liegenden Revision des Basler Schulgesetzes versagt. B. ging in der Verwaltung nie restlos auf und verstand es trefflich, den Kanton nach außen zu vertreten. Der schönste Moment seiner Amtszeit war wohl der Tag, da er die neuerbaute steinerne Rheinbrücke in formvollendeter und gedankenreicher Rede als Regierungspräsident dem Verkehr übergab.

Mit der amtlichen Betätigung war aber B.s Wirkungskreis zu keiner Zeit umschrieben. Er war der Mittelpunkt seiner Familie und eines großen Freundeskreises und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um seinen Verwandten und Freunden eine Freundlichkeit zu erweisen. Bei vielen Gelegenheiten stellte er sein reiches Wissen der Belehrung seiner Mitbürger in Vorträgen zur Verfügung, und die Zahl seiner gedruckten Arbeiten und wichtigeren Zeitungsartikel erreicht die respektable Höhe von 69 Nummern. B.s literarische Produktion war mit wenigen Ausnahmen der Vaterstadt Basel gewidmet; in dieser ihrer

Bodenständigkeit und in der lebendigen persönlichen Schreibweise B.s liegt ihr Reiz und ihre bleibende Bedeutung. Mit seinem Freunde Rudolf Wackernagel nahm sich B. im Jahre 1882 des verwaisten Basler Jahrbuchs an, und beide Herausgeber gestalteten es im Laufe der Jahre immer reicher aus zu einem sprechenden Dokument für Basels gesamte geistige Kultur um die Wende des 20. Jahrhunderts.

Der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz diente B. als Vizepräsident des Gesellschaftsrates, der Bundesrat übertrug ihm den Vorsitz im Aufsichtsrate der schweizerischen Schiller-Stiftung, ein Amt, wozu ihn sein warmes Mitgefühl und seine liebenswürdige Art vorzüglich befähigten. Der schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz gehörte B. seit ihrer Gründung an und leitete sie als erster Obmann. Die Vereinigung verdankt es seiner überlegenen und konziliananten Leitung und seiner Geschicklichkeit, mit den Schweizern aller Kantone zu verkehren, daß die ersten Jahre, wo naturgemäß die Meinungen am härtesten aufeinanderstießen, glücklich überwunden wurden, und daß sie heute gekräftigt und gefestigt ihren Platz im nationalen Leben einnimmt. B. war für dieses Amt recht eigentlich der gegebene Mann; von einer Landschaft, die ihm gefallen sollte, verlangte er eine harmonische Verbindung von Natur und menschlicher Kultur.

Zum tiefen Leidwesen aller, die ihn kannten, erwies sich B.s Gesundheit all diesen Pflichten, die er vielfach nur allzu willig auf sich nahm, nicht als gewachsen. Im Juni 1910 traf ihn ein Schlaganfall, der sich am 2. August 1911 wiederholte und seinem reichen Leben allzufrüh ein Ziel setzte.

Vgl. den Aufsatz des Verf. im Basler Jahrbuch 1912 S. 1—39, wo auch ein Verzeichnis der literarischen Arbeiten B.s gegeben wird.

Zürich.

Hans Barth.

Struck, Adolf Hermann, * 18. Januar 1877 zu Konstantinopel, † 14. September 1911 in Mainz. — Str. war der Sohn deutscher Eltern, sein erst im vorigen Jahre verstorbener Vater stand als Arzt im türkischen Heeresdienst. In Volo und Salonik verlebte St. seine früheste Kindheit, später sandten ihn die Eltern zu Verwandten nach Berlin, damit er eine bessere Schulbildung erhalte. 1894, 17 Jahre alt, kehrte er von dort nach Salonik zurück und trat bald darauf in den Dienst der Orientbahnen. Nach einigen Jahren jedoch zwangen ihn Nachstellungen von seiten der Bulgaren wegen seiner Veröffentlichungen, Salonik zu verlassen, und nach kurzem Aufenthalt in Konstantinopel und Kleinasien trat er Herbst 1905 als Bibliothekar am deutschen Archäologischen Institut in Athen ein. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode. In einem längeren Aufenthalt in Deutschland hoffte er Genesung von einem schweren Herzleiden zu finden, aber die Heimat konnte ihm nur noch die letzte Ruhestätte bieten. In Mainz, der Heimat seiner Gattin, ist er im 35. Lebensjahre seinen Leiden erlegen.

Die große Vergangenheit von Salonik-Thessalonice, speziell die griechische und byzantinische Periode, die Denkmäler über und unter der Erde in weitem Umkreis gaben dem jungen Str. die erste Anregung und waren für die Richtung seiner künftigen Arbeiten maßgebend. Warmherzige Förderung fand er vor allem an dem deutschen Generalkonsul Mordtmann, der durch seine wissenschaftliche Tätigkeit, später in Smyrna und Konstantinopel, allen Ge-

lehrten, vorzüglich den Archäologen, vertraut ist. Kaum 20 jährig, veröffentlichte Str. seine ersten Arbeiten; rasch streift er die anfängliche Unsicherheit ab und behandelt in einer langen Reihe von Aufsätzen bis zu seiner Übersiedlung nach Athen eine erstaunliche Fülle verschiedener Gebiete, die er alle auch bis zuletzt weiterpflegte: antike Topographie und Ausgrabungen; Volkskunde, Geschichte, Verkehrswesen u. a. — alles unterstützt durch Beigabe selbstgefertigter Karten und Photographien. Seine amtlichen und wissenschaftlichen Reisen führten ihn kreuz und quer durch Mazedonien. Die Länder waren ja unerschöpflich für den, der so unermüdlich und mit offenen Augen um sich sah. Dabei befähigten ihn seine große Sprachkenntnis und seine Gabe, sich dem Milieu anzupassen, überall mehr herauszuholen, als es seinen Vorgängern gelungen war. Die reifste Arbeit seiner Saloniker Jahre waren die zwei Hefte »Makedonische Fahrten«, die gerade jetzt von den griechischen Gelehrten, den neuen Herren von Mazedonien, als Grundlage der antiken Topographie dankbar begrüßt werden wird.

In Athen fand Str. Anregung im Institut und in der umfangreichen Bibliothek, die er verwaltete. Gleichzeitig wandte er sich größeren Arbeiten zu. Aus einer der Reisen, die er im Auftrage des Archäologischen Instituts unternahm, entstanden »Mistra« (1910) und »Vier byzantinische Kirchen der Argolis«. »Mistra« ist ein Führer von der Geschichte zu den Denkmälern dieses »byzantinischen Pompeji«, in dem naturgemäß der Architekt überwiegt, und gibt nach einer sehr ausführlichen, geschichtlichen Einleitung eine gute, systematische Beschreibung aller Baudenkmäler. Sein nächster Plan, der ihn auf lange hinaus beschäftigt hätte, war ein großes Werk über Griechenland, das in vier Bänden Attika, Nord- und Mittelgriechenland, Peloponnes und die Inseln umfassen sollte. Wie Mistra sollte es für die Gebildeten ein breiter angelegter Führer durch Geschichte und Topographie des Landes werden. Dieses Unternehmen lag seiner Begabung besonders — um so trauriger, daß es ein Torso geblieben ist, den schwerlich jemand vollenden wird. Nur der erste Band, der aber das Wichtigste umfaßt: »Athen und Attika« (1911) ist erschienen. Da auch das mittelalterliche und moderne Athen und die nächste Umgebung behandelt sind, bietet das Buch in seinem flüssigen Stil und mit den ausgezeichneten Abbildungen eine unentbehrliche Ergänzung zu dem Führer von E. Petersen.

Str.s wertvollste, wenn auch nicht populärste Arbeit ist wohl die letzte, die er uns geschenkt, und deren Erscheinen er selber nicht mehr erleben sollte: »Zur Landeskunde von Griechenland« (1912). Es gilt nur dem modernen Griechenland und behandelt die geographischen, ethnographischen, verkehrs- und handelspolitischen Verhältnisse. Darunter befinden sich Gebiete, die in dieser gründlichen Übersichtlichkeit noch nicht behandelt sind, wie die Landwirtschaft und die Geschichte der Eisenbahnen, Str.s Lieblingsthema, das er 1902 schon einmal für Griechenland und 1903 für Montenegro bearbeitet hatte. Nur durch langen Aufenthalt im Lande und erstaunliche Belesenheit konnte, trotz der noch so schwankenden statistischen Grundlagen, diese Fülle von Material herbeigeschafft werden. Das Buch ist für den gebildeten Reisenden ebenso wichtig wie für den Statistiker oder Kaufmann.

Es führt uns vor Augen, wieviel Griechenland an Str. verloren hat. Seine Stärke war die Vielseitigkeit, mit der er in gleichem Maße die Naturwissenschaften, die technischen Wissenschaften, Archäologie, Geschichte und Politik

heranzog. Daß er auch imstande war, auf beschränktem Gebiet in die Tiefe zu schürfen, beweisen seine byzantinischen Arbeiten. Und alles war im wesentlichen nur das Produkt der Freistunden, die ihm seine Stellung am Archäologischen Institut übrig ließ. Was er dort geleistet hat, bis hinein in die letzte schwerkranke Zeit, weiß nur der, der Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten oder mit ihm zu arbeiten. Und trotz der Überfülle der Arbeit die stets gleiche Liebenswürdigkeit und geduldige Hilfsbereitschaft, die besonders dem jungen, im Lande noch fremden Gelehrten zugute kam. Die wenigen, die Str. ganz nahe treten konnten, haben ihm für treu gehaltene Freundschaft zu danken. Seine glücklichsten Jahre waren die letzten, in denen er an der Seite seiner Gattin den in der Fremde doppelt empfundenen Segen der eigenen Häuslichkeit und der Familie fand. Wie das deutsche Archäologische Institut, so darf auch Griechenland, dem er aufrichtig zugetan war, Str. zu den Seinen zählen.

Nachruf von Georg Karo in den Mitteilungen des Archäolog. Institutes in Athen XXXVI, 1911, S. III, und von Hugo Grothe in dem erwähnten Buch »Zur Landeskunde von Griechenland«. Dasselbst auch Bibliographie.

Walter Müller.

Ladenburg, Albert, Universitätsprofessor der Chemie, * 2. Juli 1842 zu Mannheim, † 15. August 1911 zu Breslau. — L. entstammte einer wohlhabenden und angesehenen Bankiersfamilie — sein Vater selbst war Rechtsanwalt —, die wohl viel Interesse für Kunst, insbesondere für Musik besaß, jedoch für Wissenschaften und gar für Naturwissenschaften kaum etwas übrig hatte. Daher kam es wohl auch, daß der junge L. nicht auf die damals ausschließliche Vorschule der Gelehrten, das Gymnasium, geschickt wurde, sondern seine erste Ausbildung an einer Art Realgymnasium in seiner Vaterstadt erhielt. Den Sinn und die Freude für die Naturwissenschaften empfing er wohl aus sich selbst, sein Vater war ein mehr auf das praktische Leben bedachter Mensch und konnte sich für die frühzeitig zutage tretende Neigung seines Sohnes zur reinen Wissenschaft kaum erwärmen, wenn auch L. infolge der sehr günstigen Vermögenslage der Familie hierin nennenswerte Schwierigkeiten nicht bereitet wurden. Mit 15 Jahren übersiedelte L. an die technische Schule in Karlsruhe. Dort wußte er durch eisernen Fleiß nicht nur den Lehrplan der Anstalt durchzuarbeiten, sondern auch manche Lücken seines Wissens, speziell auf humanistischem Gebiete, auszufüllen.

1860, nach Absolvierung der Karlsruher Schule, war L. entschlossen, sich der wissenschaftlichen Laufbahn zu widmen. Er bezog die Universität Heidelberg und befaßte sich zunächst intensiv mit den mathematischen Vorlesungen Hesses. Wiewohl er diese Studien eifrigst betrieben hat, was ihm übrigens auch in seiner späteren chemischen Tätigkeit von größtem Nutzen gewesen ist, so konnte ihn doch die Mathematik nicht ganz fesseln. Begeistert war er von der Vorlesung Bunsens, und L. selbst führte seinen endlichen Entschluß, sich der Chemie zuzuwenden, auf diesen seinen Lehrer zurück, dem er bis ins späte Alter tiefste Dankbarkeit bewahrte. Daß auch die Vorlesung des berühmten Kirchhoff nicht vernachlässigt wurde, versteht sich von selbst. Das Wintersemester 1862/63 verbrachte L. in Berlin. Dort trieb er hauptsächlich andere Studien, unter anderem Physik bei Magnus, Geschichte und Kunstgeschichte. Im Frühjahr 1863 kehrte er nach Heidelberg zurück und wurde dort *summa cum laude* zum Doktor promoviert.

Während L. durch Bunsen vorzugsweise in die anorganische Chemie eingeführt worden war, hörte er bei Carius und Erlenmeyer organische Chemie. Bei Carius führte er auch seine erste wissenschaftliche Arbeit aus, eine neue Methode der Analyse organischer Substanzen, die insofern Interesse verdient, als es durch sie möglich ist, den sonst bloß aus der Differenz zu errechnenden Sauerstoffgehalt durch direkte Messung zu bestimmen. So war er denn in die organische Chemie hineingeraten, und um sich in diesem Fach weiter auszubilden, wandte er sich naturgemäß an die Stätte, wo der damals bekannteste Vertreter dieser Wissenschaft, August Kekulé, wirkte, nach Gent. Die kurze Zeit, die er dort verbrachte, Frühjahr 1865, war für L. außerordentlich fruchtbar. Hatte Kekulé eine Formel des Benzols und damit eine Theorie der aromatischen Verbindungen, über deren ungeheure Tragweite für die Chemie wohl nicht erst gesprochen werden muß, aufgestellt, so lag es an L. und seinem Freunde Körner, dessen Bekanntschaft er in Gent gemacht hatte, eine Reihe von Beweisen zur Stütze dieser Formel und zur Entwicklung aller ihrer Konsequenzen zu führen. Wie wir später sehen werden, ist die eine große Periode von L.s Wirken gerade durch die Beschäftigung mit diesem Thema ausgefüllt.

Nach einem kurzen Besuch in England bei dem berühmten Chemiker Frankland ging L. mit einer Empfehlung Kekulé's zu Berthelot nach Paris. Jedoch hielt es ihn dort nicht lange. Die ganz unzureichende Einrichtung des Instituts, der völlige Mangel an Kollegen bewog L., zu Wurtz zu übersiedeln, wo er, schon mit Rücksicht auf die Empfehlungen Kekulé's, freundlichst aufgenommen wurde. Hier machte er eine Reihe wertvoller Bekanntschaften und schloß sich insbesondere an Ch. Friedel (nachmals Professor der organischen Chemie an der Sorbonne) an, mit dem er dann in die *École des mines* übersiedelte, wo die weiter unten besprochenen Arbeiten über organische Siliciumverbindungen entstanden. Daß die zweijährige gemeinsame Arbeit auch ein näheres persönliches Verhältnis zur Folge gehabt hat, ist nur natürlich, und die Freundschaft ist bis zu Friedels Tode bewahrt geblieben, wenn auch das Jahr 1870 eine kleine Trübung hervorgerufen hat. Auch sonst dachte L. stets mit großer Freude an die schönen Pariser Tage zurück, und es ist begreiflich, daß ihm die im Jahre 1909 erfolgte Ernennung zum Mitglied der Pariser Akademie viel Stolz und Freude bereitet hat.

Im Jahre 1867 kehrte L. nach Heidelberg zurück, um sich dort für Chemie zu habilitieren. Bunsen war einverstanden und wies ihn an Kopp, der mit L. vereinbarte, daß die erwähnte Arbeit über organische Analyse als Habilitationsarbeit einzureichen sei. Inzwischen reiste L. nach Berlin, wo er diesmal in eine sehr fruchtbare Epoche der Chemie geriet. Damals wurde eben die deutsche chemische Gesellschaft gegründet, der L. bald beitrug, und der er viele sehr anregende Bekanntschaften verdankte. Der Aufenthalt mußte jedoch jäh unterbrochen werden, da L. nach Heidelberg zurückberufen wurde. Bunsen war mit der Habilitationsarbeit nicht einverstanden, weil sie eine von Bunsen selbst angegebene analytische Methode enthielt, die nicht vollkommen genau war. Zwar war die Genauigkeit für den vorliegenden Zweck völlig ausreichend, allein Bunsen ließ sich nicht überzeugen, willigte jedoch endlich ein, daß L. ohne Vorlegung einer besonderen Habilitationsschrift, bloß auf Grund seiner sämtlichen Publikationen habilitiert werde. Die erste Vorlesung des jungen Privatdozenten behandelte die Entwicklungsgeschichte der Chemie im 19. Jahr-

hundert, die im Jahre 1868 von Vieweg in Buchform unter dem Titel »Vorträge über die Entwicklungsgeschichte der Chemie in den letzten hundert Jahren« verlegt und später durch einige Vorträge von L. ergänzt wurde. Das ausgezeichnete Buch ist in die meisten fremden Sprachen übersetzt worden und hat bis zu L.s Tode vier Auflagen erlebt.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris zur Fortsetzung der Arbeiten mit Friedel ging L. im Herbst 1868 daran, sich ein Laboratorium einzurichten. Damals mußten alle Heidelberger Privatdozenten sich ihre Arbeitsstätte auf eigene Kosten schaffen und erhalten, begreiflicherweise ein Übelstand, um dessen Abschaffung L. im Namen aller Kollegen beim badischen Ministerium ansuchte. Die Intervention L.s war nicht nur erfolglos, sondern hatte auch noch für ihn die unangenehme Folge, daß er anstatt der üblichen drei Jahre deren vier auf das Extraordinariat warten mußte und erst 1872 zum Professor ernannt wurde.

Kurz nach seiner Ernennung erhielt L. vom preußischen Kultusministerium den Antrag, das Ordinariat für Chemie in Kiel zu übernehmen. Nach einigen Bedenken nahm L. unter der Bedingung an, daß er ein neues Institut erhalte und dem Rufe erst in einem Jahre Folge leisten müsse. So war es ihm möglich, alle Arbeit in Heidelberg abzuschließen, und Ostern 1873 übersiedelte er nach Kiel. Die 16 Jahre, die er in dieser Stellung verbracht hat, sind für L. Jahre angestrengtester Tätigkeit gewesen. Nicht nur, daß die wissenschaftliche Arbeit rüstig fortschritt, auch die laufenden Angelegenheiten der Fakultät gaben viel zu schaffen, und L.s Pflichttreue vertrug es nicht, daß irgendeine ihm zugewiesene Aufgabe vernachlässigt wurde. Dazu kamen die Arbeiten für den Neubau des chemischen Institutes, das mit einiger Verspätung im Herbst 1878 eröffnet wurde. Zu Anfang der achtziger Jahre begann L. sich mit der Herausgabe seines Handwörterbuchs der Chemie zu beschäftigen, das — dreizehnbändig — selbstverständlich unter Heranziehung einer Reihe von Mitarbeitern in 14 Jahren, im Jahre 1896, fertiggestellt war. 1884 wählte ihn die Universität Kiel zum Rektor.

In diese Zeit fällt auch seine Verheiratung. 1875 führte er die Tochter des berühmten Pflanzenphysiologen Pringsheim, Margarete, heim. Diese Ehe, der drei Söhne — sämtlich in Kiel geboren — entstammten, war überaus glücklich, denn L.s Frau hatte es verstanden, sich ganz in die Tätigkeit ihres Mannes hineinzuleben, so daß sie ihm in mancher literarischen Arbeit hilfreich zur Seite stehen konnte. Eine fruchtbare und erfolgreiche Tätigkeit, ein schönes und geselliges Heim, in dem sich das Musikleben der Stadt konzentrierte — L. war ein überaus gebildeter und feinsinniger Musiker —, daß so die Kieler Zeit für L. sehr glücklich verlief, läßt sich denken. Trotzdem nahm er im Jahre 1889 einen Ruf nach Breslau an, weil er sich dort einen größeren Wirkungskreis versprach. Leicht war es für ihn nicht, von Kiel zu scheiden; allein er hatte sich bald auch in die neuen Verhältnisse eingelebt, und der neue Freundeskreis wuchs rasch. Zu ihm gehörten nicht nur viele Kollegen, wie Felix Dahn, sondern naturgemäß auch die musikalische Gesellschaft, und da L. hier in Breslau auch öffentlich hervortrat — er wurde Stadtverordneter —, trat er auch mit diesen Kreisen in Berührung.

Bei seiner Übersiedlung war L. ein neues Institut versprochen worden, jedoch stieß dieses Projekt auf finanzielle Schwierigkeiten, und L. mußte sich

damit begnügen, das alte Laboratorium zu modernisieren und es durch einen Zubau zu vergrößern. Dadurch waren die wichtigsten Anforderungen, die man insbesondere vom Standpunkte des Unterrichts stellen konnte, befriedigt, und 1897 konnte das umgebaute Haus feierlich eröffnet werden. Zum modernen Hause gehörte aber auch ein moderner Betrieb, und L., der zwar theoretisch mit der physikalischen Chemie vertraut war, aber in diesem jüngeren Wissenszweig nicht über große praktische Erfahrung verfügte, berief zunächst Küster und nach ihm R. Abegg als Abteilungsvorstände für physikalische Chemie an sein Institut. Bis dahin hatte er alles selbst besorgt, nicht nur seine Vorlesung bis ins kleinste Detail vorbereitet, wobei er den größten Wert auf das Experimentieren legte, sich auch mit jedem Praktikanten, deren es in Breslau sehr viele gab, selbst beschäftigt. Daß er sich in dieser Tätigkeit bei Assistenten und Studenten großer Beliebtheit erfreute, dafür zeugt die außerordentlich herzlich verlaufene Feier seines 60. Geburtstages im Jahre 1902.

In diesem Jahre forderte van t'Hoff, der zum Präsidenten für die 1903 in Kassel stattfindende Naturforscherversammlung designiert war, L. auf, den ersten Vortrag in der allgemeinen Sitzung zu übernehmen. L. nahm an und wählte zum Thema den Einfluß der Naturwissenschaften auf die Weltanschauung. Van t'Hoff, der natürlich nur den Titel kannte, war einverstanden. Der Vortrag — er ist in den von L. 1908 herausgegebenen »Naturwissenschaftlichen Vorträgen« abgedruckt — begann mit den Worten: »Im 1. Buche Mosis steht zu lesen: Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Hell in den Köpfen ward es aber erst, als die Heiligkeit der Bibel bezweifelt und sie, wie alle Bücher, als Menschenwerk angesehen wurde.« Das alte und das neue Testament sei Menschenwerk und nicht göttlichen Ursprungs, wenn auch poetische Schönheit und ethischer Wert der Bibel nicht angezweifelt werden solle; es gebe keine wissenschaftlich verbürgte Tatsache, auf die sich der Unsterblichkeitsglaube berufen könne; kurz, er sprach mit großem Freimut über das sehr heikle Thema religiöser Fragen. Dieser Vortrag entfesselte die heftigsten Angriffe in Zeitungen und Broschüren. Persönliche Schmähungen gegen L. waren an der Tagesordnung; sie gipfelten in dem Vorwurf, daß L. über das Christentum nicht zu sprechen habe, da er getaufter Jude sei. (Er war als Jude geboren und schon als reifer Mann zum Christentum übergetreten.) War das schon für L. außerordentlich peinlich, so bedrückte ihn weit mehr noch der Umstand, daß auch die Mehrzahl der Kollegen sich von ihm abwandte. L. sagt selbst: »An der Universität waren fast alle gegen mich, und die wenigen Freunde, Dahn, Chun, Mikulicz, brachten keinen Trost. Mikulicz hatte nur das Wort: »Strafe hast Du verdient«. Auch van t'Hoff war mit L.s Vortrag nicht einverstanden, was L. zu dem übrigens ungerechtfertigten Vorwurf bewog, van t'Hoff habe sich als ein schwacher Charakter erwiesen. In Wirklichkeit war van t'Hoff nur der Meinung, daß das Thema bei diesem Anlaß unpassend gewesen sei.

Diese heftige Polemik, an der L. natürlich nur passiv beteiligt war, hatte ihn und seine Familie tief schmerzlich berührt. Aber ein günstiges Geschick bereitete ihm schon im folgenden Jahre Genugtuung. 1904 fand die Naturforscherversammlung in Breslau statt, und L. war zum Geschäftsführer ausersehen, da der Vorstand der Versammlung sich für ihn entschieden hatte. Dort begrüßte er zahlreiche Freunde und Kollegen, und ein froher Abend führte eine große Zahl von Fachgenossen in seiner behaglichen Villa zusammen.

Bis zu dieser Zeit war L.s Leben glücklich und erfolgreich verlaufen, gerade in seinen letzten Jahren traf ihn Schlag auf Schlag. Eine kleine Wunde am Fuße, die absolut nicht heilen wollte, zwang, nachdem wiederholte kleine Operationen keine Besserung gebracht hatten, die Ärzte, zur Amputation des rechten Fußes und eines großen Teils des Beines zu schreiten. Mikulicz selbst führte die Operation aus, die glücklich verlief, und L. erholte sich trotz seines hohen Alters noch leidlich. Er nahm sogar seine Vorlesungen wieder auf, die er für eine Zeit Abegg hatte überlassen müssen, aber zur Ruhe konnte er nicht mehr kommen. Auch andere Leiden quälten ihn, dann begann sich am linken Fuß ein ähnlicher Prozeß zu entwickeln, so daß man arge Befürchtungen hegen mußte. Dazu traf ihn Pfingsten 1908 ein hartes Unglück, sein Sohn Erich, Privatdozent der Physik in Berlin, ertrank bei einer Segelpartie auf einem der Havelseen. Am schlimmsten aber war es für ihn, als im März 1909 seine Frau durch eine jäh verlaufende Kehlkopfkrankung plötzlich hinweggerafft wurde. Von diesem Schlage hat sich L. nicht mehr erholt, er erkrankte so schwer, daß er 1909 sein Lehramt niederlegen mußte. Zu seinem Nachfolger wurde E. Buchner bestellt, der heute noch an dieser Stelle wirkt.

Das letzte, was L. blieb, war die Liebe zur Chemie. Er las aufmerksam die neu erscheinende Literatur und befaßte sich auch noch selbst mit der Arbeit. Aber seine körperlichen Kräfte verfielen immer mehr. Eine letzte große Freude, die Verlobung seines Sohnes Rudolf, sollte er noch erleben. In der Nacht vor der Hochzeit, am 15. August 1911, verschied er.

An äußeren Auszeichnungen hat es L. nicht gefehlt. Schon im Jahre 1886 ernannte ihn die *Chemical Society* in London zum Ehrenmitgliede. 1889, gelegentlich seiner Übersiedlung nach Breslau, erhielt er den Titel eines Geheimen Regierungsrates, 1909 wurde er Mitglied der Pariser und Berliner Akademien, er war überdies korrespondierendes Mitglied einer Reihe wissenschaftlicher Körperschaften.

Die wissenschaftlichen Leistungen L.s in dem hier knapp bemessenen Raume verdienstermaßen zu besprechen und zu würdigen, ist nicht leicht. Hat er doch mehr als 250 Experimentalarbeiten und noch einige Bücher und Broschüren veröffentlicht.

Sehen wir von den Erstlingsarbeiten, die besonderes Interesse wohl nicht in Anspruch nehmen, ab, so kann wohl als das erste große Arbeitsgebiet L.s die Chemie der organischen Siliciumverbindungen angesehen werden, Arbeiten, die, wie erwähnt, größtenteils mit Ch. Friedel ausgeführt worden sind. Ebenso wie der Kohlenstoff das Grundelement der organischen Welt ist, ist das Silicium, das nach dem Sauerstoff auf der Erde verbreitetste Element, das der anorganischen Natur. Beide Elemente stehen einander chemisch insofern sehr nahe, als sie derselben Reihe des periodischen Systems angehören. Es kann also nicht wundernehmen, daß bald der Gedanke auftauchte, ob nicht ähnlich der Synthese von Kohlenstoffverbindungen auch solche der Siliciumverbindungen durchführbar seien, ob nicht der Kohlenstoff glatt durch Silicium vertretbar sei. Diese Ideen haben L. und Friedel in die Wirklichkeit umgesetzt, sie haben eine Reihe von reinen Siliciumverbindungen und solchen, in denen Kohlenstoff und Silicium gemeinsam vorkommen, dargestellt, Verbindungen, die vielfach in ihrem chemischen Bau völlige Analoga der reinen organischen Verbindungen sind. Diese Arbeiten sind schon deshalb hoch einzuschätzen, weil sie teil-

weise große experimentelle Schwierigkeiten bieten. Ihr endlicher Zweck ist allerdings insofern nicht erreicht worden, als sich herausgestellt hat, daß das Silicium die märchenhafte Verbindungs- und Verkettungsfähigkeit des Kohlenstoffs nicht besitzt.

Das nächste Gebiet, das L. eingehend bearbeitet hat, und zu dem ihn nicht nur die Aktualität, sondern auch der Verkehr mit Kekulé in Gent angeregt hat, war die Theorie der Benzolderivate. Kekulé hatte eine Formel für das Benzol aufgestellt, die es als regelmäßiges Sechseck darstellte, in dem einfache und doppelte Bindungen zwischen den einzelnen Kohlenstoffatomen alternieren. Demzufolge sollten alle Wasserstoffatome des Benzols gleichwertig sein. L. hat diesen Beweis in eleganter Weise geführt und so für die Theorie der aromatischen Verbindungen einen wertvollen Grundstein gelegt. Auch die Struktur des Mesitylens, des symmetrischen Trimethylbenzols, konnte er auf kompliziertem Wege, durch mühsame präparative Arbeit beweisen. Jeder solche Strukturbeweis war für die damalige Zeit von fundamentaler Bedeutung, weil von der einen Verbindung auf die andere zurückgeschlossen werden konnte, und weil es vor allem nur auf diese Weise möglich war, die ganze Theorie auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Man unterschätzt nur allzu leicht derartige Forschung. Uns sind alle diese Kenntnisse selbstverständlich, damals mußten sie durch mühsame Arbeit errungen und gesichert werden.

Gewisse Schwierigkeiten, die in der Kekulé'schen Formel lagen und die ja zu zahlreichen Diskussionen und zur Aufstellung einiger neuer Formeln geführt haben, suchte L. durch eine andere Versinnbildlichung des Benzols zu überwinden. Er verlegte die sechs Kohlenstoffatome in die Ecken eines sechseckigen Prismas und konnte so wirklich vieles erklären und manches Bedenken zerstreuen. Indessen hat L. diese Prismenformel später selbst nicht aufrechterhalten können, da sie für viele kompliziertere aromatische Verbindungen, wie etwa für das Naphthalin, nicht mehr möglich war. Den Kern all dieser Arbeiten und die einschlägigen theoretischen Spekulationen hat L. in der 1876 erschienenen Theorie der aromatischen Verbindungen niedergelegt. Aber auch später hat er noch oft in die Diskussion über die Konstitution des Benzols, die ja bis heute noch nicht abgeschlossen ist, eingegriffen.

Der größte Erfolg, der L. zuteil ward, liegt auf dem Gebiete der Chemie der Alkaloide und des Pyridins, das ja den Stammkörper sehr vieler Pflanzenbasen bildet. Zunächst befaßte er sich mit dem Atropin, dem Alkaloid der Tollkirsche, und stellte dasselbe partiell synthetisch aus seinen beiden Komponenten, dem Tropin und der Tropasäure, dar. Auch die Tropasäure konnte L. bald auf künstlichem Wege herstellen, schwieriger gestaltete sich die Aufklärung der Konstitution und die Synthese des zweiten Bestandteiles, des Tropins. L. hat eine Reihe wertvoller Beiträge zu dieser Frage geliefert, die allerdings endgültig erst in neuerer Zeit durch Willstätter gelöst worden ist.

Die Beschäftigung mit dem Tropin führte L. zum Studium des Pyridins. Auch auf diesem Gebiete hat er sich unvergängliche Verdienste erworben. In erster Linie hat er für diese Reihe ein neues Reduktionsverfahren, die Einwirkung von Natrium und Alkohol, angegeben. Mit Hilfe dieser Methode gelang es ihm, das Tetra- und Pentamethyldiamin zu synthetisieren, deren Identität mit dem als Fäulnisprodukte natürlich vorkommenden Putrescin bzw. Cadaverin nachgewiesen wurde. Das Cadaverin insbesondere war für den Aufbau

des Pyridins wichtig, da sein salzsaures Salz beim Erhitzen unter Abspaltung von Ammoniumchlorid in Piperidin übergeführt und das Pyridin nach dem eben erwähnten Reduktionsverfahren von L. gleichfalls glatt in Piperidin verwandelt werden konnte. Da auch das Piperidin anderseits durch Oxydation in Pyridin verwandelt werden kann, so ist damit eine Synthese dieses außerordentlich wichtigen Körpers gegeben und seine Konstitution mit voller Sicherheit bewiesen.

Die Hauptquelle für die Bereitung des Pyridins und seiner Homologen bildet der durch Destillation der Knochen gewonnene Teer, jedoch bereitet die Trennung und Isolierung der einzelnen einander sehr ähnlichen Körper erhebliche Schwierigkeiten. L. hat nicht nur Methoden hiezu ausgearbeitet, sondern auch einige dieser Homologen synthetisiert. So konnte er z. B. das α - und γ -Picolin durch Erhitzen des Pyridinjodmethylats bereiten, wobei eine Atomverschiebung eintritt. Das α -Picolin (d. i. Methylpyridin mit der Methylgruppe in Nachbarstellung zum Pyridinstickstoff) läßt sich, wie L. fand und für seine Homologen generalisieren konnte, mit Aldehyden kondensieren. Führt man diese Kondensation mit α -Picolin und Acetaldehyd aus, und reduziert man das Reaktionsprodukt mit Natrium und Alkohol, so resultiert das α -Propylpiperidin, welches die gleiche chemische Zusammensetzung wie das Alkaloid des Schierlings, das Coniin, besitzt. Allerdings besteht noch ein fundamentaler Unterschied. Das natürlich vorkommende Coniin ist nämlich optisch aktiv, während das von L. synthetisch hergestellte inaktiv, ein gleichteiliges Gemisch beider optisch aktiver Formen ist. L. konnte jedoch die Synthese vollenden, indem er sein Kunstprodukt mit Zuhilfenahme der weinsauren Salze in die beiden Komponenten zerlegte. Damit war das erste Alkaloid synthetisch gewonnen.

Die Synthese war jedoch noch nicht ganz vollständig. Das natürliche Coniin zeigte nämlich konstant ein etwas kleineres Drehungsvermögen als das von L. auf die eben beschriebene Weise künstlich bereitete. L. erklärte diesen merkwürdigen Umstand damit, daß dem Naturprodukt eine zweite Base, das Isoconiin, beigemischt sei, die diesen kleinen Drehungsunterschied provozie. Nun war aber die Existenz eines solchen Isoconiins nach der bisherigen Theorie unmöglich. Das Coniin enthielt bloß ein asymmetrisches Kohlenstoffatom (d. h. ein Kohlenstoffatom, welches mit seinen vier Valenzen an vier verschiedene Atome oder Atomgruppen gebunden ist) und konnte also bloß drei Isomere geben, ein rechtsdrehendes, ein gleichstark linksdrehendes und ein inaktives Produkt. L. gab nun der Ansicht Ausdruck, daß die größere Zahl von Isomeren durch die Asymmetrie des Stickstoffes zu erklären sei. Das war und ist ein Novum. Denn ist auch die Asymmetrie und die dadurch hervorgerufene optische Aktivität beim fünfwertigen Stickstoff möglich und mannigfaltig erwiesen, so ist sie es doch nicht bei der dreiwertigen Form dieses Elements, wie sie beim Coniin vorliegt. L. hat zahlreiche Versuche mit andern Körpern ausgeführt, um eine Stütze für diese Ansicht zu erhalten. Sie waren vergeblich und, wenn auch die Frage bis heute nicht mit aller Sicherheit gelöst worden ist, so kann man doch mit mehr Wahrscheinlichkeit annehmen, daß L.s Meinung nicht zutrifft. Die Erklärung für die eingangs genannte merkwürdige Tatsache ist wohl in der Beimengung einer Verunreinigung zu suchen, welche die optische Aktivität herunterdrückt, jedenfalls in der Beimengung der inaktiven Form.

Von L.s Vielseitigkeit zeugen seine Arbeiten, die er auf anorganisch-chemi-

schem Gebiet ausgeführt hat. Die wichtigste und eleganteste ist wohl die Untersuchung des Ozons. L. konnte feststellen, daß diese interessante Modifikation des Sauerstoffes sich von demselben durch das anderthalbmal so große Molekulargewicht unterscheidet, und daß man demnach, da das Sauerstoffmolekül als zweiatomig anzunehmen ist, das Ozon als dreiatomigen Sauerstoff betrachten muß.

Von den zahlreichen Büchern L.s haben wir bereits die »Vorträge über die Entwicklungsgeschichte der Chemie in den letzten hundert Jahren« erwähnt. Sie behandelte zunächst die Geschichte der Chemie seit Lavoisier, also seit der Begründung einer rationellen Chemie in unserem Sinne, und befaßt sich in ausgezeichnet kritischer Weise mit allen wichtigen Fragen der Chemie. Bei jeder neuen Auflage mußte naturgemäß ein neuer Aufsatz hinzugefügt werden, der der neuen Zeit Rechnung trug. Der Titel des Werkes wurde später umgeändert in »Entwicklungsgeschichte der Chemie von Lavoisier bis zur Gegenwart«. Hervorzuheben ist, daß die große Spezialisierung der Chemie, die sich in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts entwickelt hat, es einem einzelnen Menschen nicht leicht machen konnte, alle Teile gleichmäßig zu behandeln. L.s Vielseitigkeit hat es verstanden, dieser Schwierigkeit Herr zu werden.

Das umfangreiche Handwörterbuch der Chemie stellt ein ausführliches Lexikon dar, das für Nachschlagezwecke dienen sollte. Wie alle diese Werke in einer sich rasch entwickelnden Wissenschaft, hat es natürlich heute nur mehr historischen Wert. Außerdem wären die »Naturwissenschaftlichen Vorträge in gemeinverständlicher Darstellung« (Leipzig 1908) zu erwähnen, in denen auch der ausführlich besprochene Vortrag über den Einfluß der Naturwissenschaften auf die Weltanschauung abgedruckt ist; letzterer ist 1903 auch schon selbständig gedruckt worden. Schließlich sei noch der 1912, ein Jahr nach seinem Tode, erschienenen »Lebenserinnerungen« gedacht.

Benutzt wurde der ausführliche Nekrolog »Albert Ladenburg« (Verf. Prof. W. Herz) Breslau, Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft Bd. 45, S. 3597 ff. ex 1912. Mit Bild!
Wien. Dr. Ernst Zerner.

Hitzig, Hermann Ferdinand, ordentlicher Professor des römischen Rechts an der Universität Zürich, * 25. Januar 1868 zu Burgdorf, † 26. Juli 1911 zu Zürich. — Das Geschlecht der H., das aus dem Großherzogtum Baden stammt, hat der Universität Zürich drei ausgezeichnete Professoren geschenkt. Der Großvater, der bekannte alttestamentliche Exeget und Orientalist Ferdinand H., war 1833 von Heidelberg weg an die eben erst gegründete Universität Zürich berufen worden, wo er bis zum Jahr 1861 lehrte, um dann wieder nach Heidelberg zurückzukehren; der Vater, Hermann H., wirkt noch jetzt in hohem Ansehen als Ordinarius für klassische Philologie an der Zürcher Hochschule; der Sohn, Hermann Ferdinand H., erwarb sich als Lehrer des römischen Rechts einen weit über die Grenzen der Schweiz hinaus geschätzten Namen. Mütterlicherseits entstammte H. dem zürcherischen Geschlecht der Steiner, in dem künstlerische Sinnesart und wissenschaftliche Geistespflege rege Hüter hatten und haben.

Geboren wurde H. in Burgdorf im Kanton Bern, wo sein Vater als Gymnasiallehrer amtierte. Mit des letzteren Berufung als Professor an die Berner

Hochschule siedelte die Familie nach Bern über, und hier durchlief H. das Gymnasium. Nach Ablegung seines Abiturientenexamens war er noch zu jung, um sich an einer schweizerischen Universität immatrikulieren zu können; er ging daher vorerst nach Montpellier, um sich, neben dem Erlernen des Französischen, mit besonderem Eifer dem ihm schon vertrauten Studium der alten Sprachen zu widmen. Zurückgekehrt nahm H. das Studium der Rechte an der Universität Bern auf; hier gewann namentlich der Pandektist Baron auf ihn Einfluß, so daß er seinetwegen auch noch in Bern blieb, als die Familie den Wohnsitz nach Zürich verlegte. Zur Fortsetzung seiner Studien begab sich H. alsdann nach Leipzig und trat daselbst in nahe persönliche Beziehungen zu seinen Lehrern Binding, Sohm, Wach und Windscheid. Doch schloß er sein Studium im Januar 1891 in Zürich ab; seine lateinisch geschriebene Dissertation »*De magistratuum et judicorum Romanorum assessoribus*« gab er später auch deutsch heraus mit dem Titel »Die Assessoren der römischen Magistrate und Richter«.

Der Wunsch, das Recht in seiner praktischen Anwendung kennen zu lernen, veranlaßte H., vorerst als Substitut in das bekannte Rechtsanwaltsbureau Forrer & Curti in Winterthur einzutreten, wo seinen hervorragenden Fähigkeiten das glänzendste Zeugnis ausgestellt wurde. Er selbst blickte stets mit Dankbarkeit und großer Genugtuung auf diese anderthalb Jahre im Dienst der angewandten Jurisprudenz zurück; den hier gewonnenen Erfahrungen schrieb es der Gelehrte nicht zum geringsten Teil zu, daß ihm die Augen für die praktischen Erfordernisse des Rechtslebens dauernd geöffnet blieben.

Allein die Neigung zog H. doch zur akademischen Laufbahn, und so habilitierte er sich im Juni 1892 als Privatdozent für römisches Recht an der Universität Zürich mit der Antrittsvorlesung »Die Stellung des Kaisers Hadrian in der römischen Rechtspflege«. Schon im Jahr 1895 wurde H. zum außerordentlichen, 1897 — neben Albert Schneider — zum ordentlichen Professor des römischen Rechts gewählt. Außer den eigentlichen Disziplinen seines Fachs — Institutionen, Pandekten, römische Rechtsgeschichte — las er auch über französisches Privatrecht. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens wandte er sich ferner mit besonderem Interesse dem neuen schweizerischen Privatrecht zu; als Mitglied der großen Expertenkommission für das Schweizerische Zivilgesetzbuch hatte er Gelegenheit, von Anfang an dessen Werden aufs genaueste zu verfolgen.

Von 1898 bis 1900 bekleidete H. das Amt des Dekans der juristischen Fakultät, und für die mit dem Jahr 1912 beginnende Periode stand ihm in sicherer Aussicht die Anwartschaft auf das Rektorat der Zürcher Universität. Der seltene Fall, daß in seiner Person die dritte Generation zu diesem Amt vorgerückt wäre, machte ihm, dem überhaupt bei aller vornehmen Einfachheit das Gefühl für äußere Würde nicht fehlte, besondere Freude.

Die Lehrtätigkeit war H. außerordentlich ans Herz gewachsen, und sein pädagogisches Talent war unbestreitbar, wenn es sich auch mehr unbewußt — als bezwingende Mitteilung einer in jeder Faser wahren und vornehmen Persönlichkeit — geltend machte. Seinen Schülern brachte H. von vornherein Wohlwollen und Interesse entgegen, und um das Gefühl fruchtbaren Wirkens zu haben, bedurfte er des persönlichen Kontaktes mit seinen Hörern. Das Bedenken, daß ihm dieser bei einer Lehrtätigkeit an einer größeren Fakultät ent-

gleiten könnte, war mit unter den Gründen, die ihn Berufungen ins Ausland wiederholt ablehnen ließen.

Die Gesinnungen, die H. seinen Studenten entgegenbrachte, wurden von ihnen durch aufrichtige Anhänglichkeit erwidert; seinetwegen kamen viele junge Juristen zum Studium nach Zürich, und bald gehörten seine Kollegien zu den meistbesuchten der juristischen Fakultät. Allem Prunkenden abhold, suchte H. nicht durch großen rhetorischen Aufwand auf seine Zuhörer zu wirken, sondern sie durch die außerordentliche Klarheit einer natürlichen Beredsamkeit für das Vorgetragene zu interessieren. Eine sehr sorgfältige Vorbereitung und ein beneidenswertes Gedächtnis ermöglichten ihm, von schriftlichen Aufzeichnungen in seinen Vorlesungen ganz abzusehen und ihnen dadurch den Reiz des Unmittelbaren zu wahren. Einer seiner Kollegen und früheren Schüler, Professor Max Huber, schreibt über H.s Lehrtätigkeit: »Durch die Sicherheit und Ruhe, mit der er vortrug, durch die lichtvolle Klarheit und plastische Anschaulichkeit, mit der er den Stoff behandelte, vermochte er allen Hörern etwas zu bieten, allen sichere Kenntnisse zu vermitteln, seine Leute an den Schwierigkeiten nicht vorbei-, sondern an diese heranzubringen, Interesse für das Fach und Lust zu weiterem Eindringen zu erwecken. . . . Weil der Romanist H. nicht im Antiquarischen aufging, und weil er nicht mit der Logik das Leben unter die Herrschaft toter Satzungen und Begriffe zwingen wollte, vielmehr das Recht als im Flusse der Entwicklung befindlich betrachtete, vermochte er seinen Schülern nicht nur durch einen historisch abgeschlossenen Stoff eine formelle Verstandesbildung zu geben, sondern sie auch unmittelbar in den Geist des heutigen Rechts hineinzuführen.«

Neben H.s Lehrtätigkeit her ging eine reiche literarische Betätigung, die zwar kein einzelnes Werk von großem Umfang hervorgebracht hat, wohl aber in zahlreichen Abhandlungen größeren oder kleineren Umfangs, namentlich in Zeitschriften, sich zerstreut findet. H.s für einen Juristen ganz ungewöhnliche Kenntnisse des Griechischen und Lateinischen ließen ihn Rechtsgebiete mit Erfolg betreten, die sich naturgemäß den meisten andern verschließen; nur wenige dürften daher auch über diese ureigenste Arbeitsdomäne H.s zu einem fachmännischen Urteil befähigt sein. Schwer entwirrbare Fragen des altgriechischen Rechts fanden in ihm einen ebenso gelehrten als scharfsinnigen Interpreten: so das Pfandrecht, der Fremdenprozeß, die Staatsverträge über Rechtshilfe usw. Seine römisch-rechtlichen Forschungen erstreckte er auch auf das Strafrecht und beteiligte sich mit einer Reihe einschlägiger Artikel an Pauly-Wissowas »Realencyklopädie des klassischen Altertums«.

Die Beschäftigung mit dem im Werden begriffenen, für die ganze Schweiz einheitlich zu regelnden Privatrechtswerk wurde ihm zum Anlaß, auch Probleme des modernen Rechts mit gewohnter Meisterschaft zu behandeln. In diesem Zusammenhang sind zu nennen die Aufsätze »Die Grenzen des Erbrechts«, »Das Familienvermögen im schweizerischen Vorentwurf eines Zivilgesetzbuches«, »Die Grunddienstbarkeit im Vorentwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches«, »Der Arbeitserwerb des Kindes«. Seine enge Berührung mit dem Theater, von der noch zu sprechen sein wird, ließ ihn in den letzten Jahren auch Fragen des Theaterrechts in den Kreis seiner Betrachtung ziehen. Hierher gehören die Aufsätze »Bühnenengagementsvertrag und Theatergesetz«, »Ein neues Problem des Theaterrechts (Das deutsche Stellenvermittlungsgesetz

und seine Bedeutung für die Bühnen der Schweiz)« und »Schriftsteller-Pseudonym und Bühnenname«.

Selbstverständlich lenkten H.s Erfolge als Dozent und seine literarischen Arbeiten verhältnismäßig früh die Aufmerksamkeit der großen deutschen Universitäten auf ihn und verschafften ihm innerhalb weniger Jahre drei Berufungen. Im Jahr 1907 wollte ihn Breslau, im Jahr 1909 Straßburg für einen Lehrstuhl gewinnen; beidemale lehnte H. nach kurzer Bedenkzeit ab. Schwer dagegen wurde ihm der Entschluß, als im Sommer 1911 die Frage an ihn erging, ob er eine Berufung nach Leipzig annehmen würde. Die Aussicht, hier, wo er selbst die stärksten wissenschaftlichen Anregungen empfangen hatte, seinerseits zu lehren, lockte ihn sehr, und fast schien es ihm eine Pflicht der Dankbarkeit für reich Empfangenes, dem Ruf Folge zu leisten. Allein reifliche Überlegung führte ihn auch in diesem Fall schließlich zum Verzicht; neben der Anhänglichkeit an die gewohnte Tätigkeit an der Zürcher Hochschule und neben der offen ausgesprochenen Befürchtung, daß er hier nicht leicht zu ersetzen sein würde, bestimmten ihn zur Ablehnung namentlich persönliche Rücksichten, sowie eine in der Zurückhaltung seiner Natur begründete Scheu, sich noch in neue Verhältnisse einzuleben.

Die Freude, die in Zürich über seinen entsagungsvollen Entschluß herrschte, sollte freilich von kurzer Dauer sein; denn wenige Wochen nachher erlag er den Folgen einer Operation, die bestimmt war, ihn von einem seit Jahresfrist fühlbar gewordenen Leiden zu befreien.

Große Befriedigung fand H. auch in der Betätigung in einem Nebenamt, aus der er reiche Anregung für seine Lehrtätigkeit schöpfte, da sie ihm die Möglichkeit einer anhaltenden Fühlung mit der Praxis gewährte. Ungefähr ein Jahrzehnt gehörte er nämlich als Mitglied dem obersten Gerichtshof des Kantons Zürich, dem Kassationsgericht, an, wo sein klar abwägender Verstand ebenso wie sein ausgeprägtes Gefühl für Billigkeit die größte Anerkennung verdiente und fand.

Von einer Betätigung auf politischem Gebiet, wie sie ihm gelegentlich nahegelegt wurde, hielt sich H. fern, da er hierzu weder Beruf noch Neigung fühlte. Um so größere Genugtuung fand er in dem Gedanken, in einer anderen Stellung ebenfalls im Dienst der Öffentlichkeit zu wirken: als Mitglied und später als Präsident der Theater-Aktiengesellschaft Zürich, welche das dortige Stadttheater und eine ihm angegliederte Schauspielbühne betreibt. Während mehr als zehn Jahren widmete H. den größten Teil der freien Zeit, die ihm die peinlich gewissenhafte Erfüllung seines wissenschaftlichen und seines Lehrberufs übrig ließ, diesem Unternehmen. Namentlich in den fünf Jahren seiner Präsidenschaft verging kaum ein Tag, ohne daß H. im Theater vorsprach, um Kleinem und Großem mit gleicher Genauigkeit nachzugehen. Mit einer eindringlichen Sorge um das finanzielle und das künstlerische Gedeihen des Theaters verband er ein tiefes Wohlwollen gegenüber allen beim Theater angestellten Personen; mit besonderem Interesse verfolgte er den künstlerischen Werdegang jugendlicher Kräfte und trat — wie zu seinen Studenten — zu strebsamen Künstlern gern in persönliche Beziehungen. Sein billig abwägendes Urteil und sein strenger Gerechtigkeitssinn erzeugten sich um so wertvoller, als gerade in der Zeit von H.s Präsidenschaft jene Bewegung stärker einsetzte, die auch im Theaterbetrieb soziale Forderungen durchzusetzen bestrebt ist, wie sie in

andern Gebieten schon lange erhoben werden. Es entsprach H.s Natur, billigen Forderungen so weit als möglich entgegenzukommen; aber energisch widersetzte er sich gelegentlichen Anläufen, die Zürcher Bühne als Versuchsfeld für anderwärts noch unerprobte Maßnahmen vorzuschieben. Das Jahrfünft, während dem H. das Präsidium innehatte, bedeutet für das Zürcher Theater nach außen eine Periode künstlerischen Aufschwungs, nach innen eine solche ausgedehnterer Fürsorge zugunsten der am Institut angestellten Personen.

Daß H. aus dieser Nebenbeschäftigung viel Mühe und mancher Verdruß erwuchs, ist selbstverständlich; aber wenn sie ihn auch gelegentlich niederdrückten, vermochten sie sein Interesse am Theater doch nicht dauernd zu lähmen. Einerseits empfand er diese Tätigkeit bewußt als anregende Abwechslung von seiner wissenschaftlichen Arbeit und als Umschaltung seiner geistigen Spannung; anderseits — und wohl mehr unbewußt — empfing seine auf Ausgeglichenheit und Harmonie aller in ihr liegenden seelischen Kräfte eingestellte Natur mit dieser Betätigung in einem nach der Kunst orientierten Betrieb erst ihre volle Abrundung.

So wenig H. darauf ausging, in seinem Kolleg oder in seinen Schriften zu glänzen, so wenig lag ihm daran, sich gesellschaftlich bemerkbar zu machen. Aber wie dort der innere Wert und die gediegene Form tiefer wirkten, als es geistiges Feuerwerk getan hätte, so empfingen im rein menschlichen Verkehr auch Fernstehende bei aller Zurückhaltung H.s den Eindruck eines Charakters von größter Lauterkeit und einer Natur voll tiefer Güte. Er pflegte sich nicht vielen zu erschließen; aber die wenigen, die er in seine Freundschaft aufgenommen hatte, wußten, daß er ihnen in unwandelbarer Treue zugetan blieb. Aufs engste verbunden fühlte sich H., der unvermählt geblieben war, den Seinigen, mit denen er in Hausgemeinschaft lebte; mit seinem Vater traf er sich außerdem auf weiten Strecken gemeinsamer wissenschaftlicher Interessen.

Quellen: † Prof. Dr. jur. Hermann Ferdinand Hitzig. Ein Gedenkblatt. (Separatdruck aus dem Freistudentischen Zentralblatt der Schweiz.) — Fleiner, Fritz: Zum Gedächtnis Hermann Hitzigs (Neue Zürcher Zeitung vom 1. August 1911). — Huber, Max: Hermann Ferdinand Hitzig (Schweizerische Juristen-Zeitung, VIII. Jahrg., Heft 4/5 vom 1. September 1911). — Schuler, Hans: Professor Dr. H. F. Hitzig (Beilage zum Rechenschaftsbericht 1910/11 der Theater-Aktiengesellschaft Zürich). — Derselbe: Hermann Ferdinand Hitzig (Wissen und Leben. IX. Bd., S. 441).

Zürich.

Hans Schuler.

Meyer-Frauenfeld, Johannes, Dr., * 11. Dezember 1835 zu Rüdlingen im schweizerischen Kanton Schaffhausen, † 8. Dezember 1911. — Der jüngste Sohn einer wenig begüterten, aber kinderreichen Lehrersfamilie. Seine Gymnasialbildung empfing er am Schaffhauser Gymnasium, wo er unter der Leitung tüchtiger Lehrer, wie R. A. Morstadt, K. Knies, L. Frauer u. a., sich für philologische und historische Studien begeisterte. In Basel, wo er in den Jahren 1856 und 1857 studierte, ließ er sich durch W. Wackernagel für Germanistik gewinnen, hörte aber nebenbei philosophische, philologische, historische und rechtshistorische Vorlesungen bei Steffensen, Gerlach, Girard, Vischer, Koch und Heusler. Vor allem aber war deutsche Sprache und Dichtung, deutsches Recht und deutsche Geschichte Gegenstand seiner eifrigen Studien, wobei er Jakob Grimm und M. W. Götzinger neben den Obengenannten sich zum

Vorbilde nahm. Als erste Frucht seiner Studien erschien noch während seines Aufenthaltes in Basel 1857 der Schaffhauser Richtebrief von 1291.

Mangel an Subsistenzmitteln zwang ihn, schon nach vier Semestern die Hochschule zu verlassen und das Gelernte praktisch zu verwerten. Doch hatte er seine Zeit so gut genützt, daß ein hinlänglich fester Grund gelegt war, auf dem er weiterbauen konnte und, da er das *carpe diem* sich zur Richtschnur seines Lebens machte, gelang es ihm nicht nur, vorhandene Lücken seines Wissens auszufüllen, sondern auch am Ausbau seiner Wissenschaft sich aktiv zu beteiligen.

Nach Abgang von der Universität erhielt M. eine Lehrstelle an der Schmidtschen Lehranstalt zu Fellin in Livland, wo er vier Jahre (1858—1862) blieb. Dann begab er sich über Berlin, wo er J. Grimm aufsuchte, nach Paris, indem er hoffte, dort ein Arbeitsfeld zu finden, das ihm gestatten würde, sich der Fortsetzung seiner Studien auf den dortigen großen Bibliotheken zu widmen. Auch diese Hoffnung ward zu Wasser, und nach wenigen Monaten mußte er nach Hause zurückkehren.

Um sein Leben zu fristen, sah er sich gezwungen, mit Neujahr 1863 die Redaktion des Schaffhauser Tagblatt zu übernehmen. Er führte eine gewandte Feder und wurde populär; seine Heimatgemeinde und die Stadt Schaffhausen wählten ihn gleichzeitig in den Großen Rat. Doch schuf er sich durch seinen Freimut auch einflußreiche Gegner, wurde in Preßprozesse verwickelt und war schließlich froh, als er der dornenvollen Laufbahn eines politischen Redakteurs entsagen und im Herbst 1864 eine Lehrstelle an der städtischen Realschule übernehmen konnte. Die Hoffnung, mit der Zeit eine Professur am kantonalen Gymnasium zu bekommen, scheiterte am Widerstand einiger Erziehungsräte, welche den Gelehrten entgelten ließen, was der Politiker gesündigt hatte.

Im Herbst 1869 wurde er als Lehrer für Deutsch und Geschichte am Obergymnasium der thurgauischen Kantonsschule in Frauenfeld berufen und hatte damit das Ziel seiner Wünsche erreicht. 39 Jahre lang hat er dies Amt mit Auszeichnung versehen, bis die Abnahme des Gehörs den 72 jährigen zwang, in den wohlverdienten Ruhestand zu treten. 1873 übernahm er das Amt eines Konrektors und von 1875—1878 das eines Rektors der Kantonsschule.

Von 1880 bis zu seinem Tode besorgte er überdies im Nebenamte die Verwaltung der thurg. Kantonsbibliothek und des Kantonsarchivs.

In seinem Unterricht hielt sich M. an gesunde, altbewährte Grundsätze. Vor allem war es ihm darum zu tun, die Selbsttätigkeit seiner Schüler zu wecken. Er sah es gern, wenn seine Schüler Quellenstudien machten, und munterte sie in jeder Weise dazu auf. Er verlangte viel von ihnen; sie sollten das Lernen nicht als Spiel betreiben; sie sollten lernen, sich zu konzentrieren, ohne einseitig zu werden.

Was er ihnen gab, war gründlich vorbereitet und wohl durchdacht, wie seine bis ins einzelne ausgearbeiteten Lehrgänge beweisen. Um seinen Schülern einen Einblick in die historische Entwicklung der deutschen Sprache zu geben, führte er das Studium des Althochdeutschen ein. Aller Halbheit abhold, begnügte er sich dabei nicht mit einem kurzen Überblick, sondern machte seine Schüler mit der Grammatik des Althochdeutschen bekannt und mutete ihnen dabei mehr Arbeit zu, als manche derselben zu leisten willig waren. Als dann die Aufsichtsbehörde den Unterricht im Altdeutschen aus Mangel an hierzu

verfügbarer Zeit aufhob und den Lehrer anhalten wollte, sich mit dem des Mittelhochdeutschen zu begnügen, verzichtete M. auch auf dieses Fach und beschränkte sich von da an auf den Unterricht im Neuhochdeutschen, da er sich sagte, daß ein richtiges Verständnis des Mittelhochdeutschen ohne Kenntnis des Altdeutschen nicht zu erreichen sei. Er gab von da an denjenigen Schülern, welche das Studium der deutschen Sprache als Fachstudium wählten, Privatunterricht im Alt- und Mittelhochdeutschen.

M. wollte auch auf der Primarschulstufe den Sprachunterricht im Schriftdeutschen auf dem Grunde der Mundart erteilt wissen — siehe Deutsches Sprachbuch für höhere alemannische Volksschulen 1866 Schaffhausen —, konnte aber damit nicht durchdringen.

Auch den Unterricht in der Geschichte gab M. mehr mit Rücksicht auf solche, welche die Geschichte als Fachstudium zu betreiben gesonnen waren. Er griff einzelne Partien aus der Weltgeschichte heraus und behandelte sie mit aller Gründlichkeit, wie z. B. das Reformations-Zeitalter, den Siebenjährigen Krieg, die Französische Revolution, wogegen andere Partien nur in kurzem Überblick gestreift wurden, nach dem Grundsatz »*non multa, sed multum*«. So reichen Gewinn aus solchem Geschichtsbetrieb diejenigen zogen, die sich durch ihn in das Studium der Geschichte einführen ließen, so kamen doch dabei diejenigen nicht zu ihrem Recht, welche die Kenntnis der Weltgeschichte nur als Bestandteil der allgemeinen Bildung, wie sie das Obergymnasium vermittelt, betrachteten.

Immerhin konnten auch diejenigen, welche mit seiner Lehrmethode nicht durchweg einverstanden waren, dem sicheren Takt und der Herzensgüte des verdienten Lehrers und Gelehrten ihre warme Anerkennung nicht versagen, und diejenigen dürften bald gezählt sein, welche ihm nicht auch nach Verfluß ihrer Gymnasiastenzzeit ein dankbares und ehrenvolles Andenken bewahrten.

Neben seiner Lehrtätigkeit einher ging bei M. eine ununterbrochene, eifrig betriebene Arbeit im Dienste der Wissenschaft, die er an seinem Teil zu fördern unablässig bemüht war. Im germanischen Altertum, zumal in der Geschichte seiner engeren und weiteren, alemannisch-schwäbischen Heimat, war er zu Hause wie wenige, und durch eine ganze Reihe sehr verdienstvoller und, weil auf gründlicher Quellenforschung beruhend, auch bleibenden Wert beanspruchender Spezialuntersuchungen hat er redlich mitgeholfen, um Licht zu bringen in das Dunkel, das über manchen Partien ihrer Geschichte lag.

Als eifriges Mitglied des Historischen Vereins für den Kanton Thurgau sowie des Vereins für Geschichte des Bodensees und Umgebung, in deren Vorstand er viele Jahre saß, und deren Vereinsschriften unter seiner Schriftleitung sich einen geachteten Namen machten, hat er nicht nur der Lokalgeschichtsforschung manche neue Kraft zugeführt, sondern es namentlich auch verstanden, das Interesse für heimatliche Geschichte in weiteren Kreisen der Gebildeten wachzuerhalten, indem er stets bestrebt war, die Früchte seiner gelehrten Forschungen den Lesern in genießbarer Form darzubieten. Auch war er nach Kräften bemüht, durch freundschaftliche Beziehungen zu deutschen Gesinnungsgenossen das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung der Schwaben rechts und links des Rheins zu wecken, unbeschadet der historisch gewordenen Zugehörigkeit zu zwei verschiedenen Staatsverbänden.

Auf Schluß des Schuljahres 1907/08 trat M. in den wohlverdienten Ruhe-

stand in der Absicht, mit mehr Muße die Arbeit am Thurgauischen Urkundenbuch und andern literarischen Projekten, mit denen er sich trug, wieder aufzunehmen. Körperliche Beschwerden, welche er übrigens mit der Ruhe des Weisen und vorbildlicher Geduld ertrug, trübten indes seinen Lebensabend und lähmten seine Arbeitskraft, und nach längerem Leiden starb er den 8. Dezember 1911.

Im persönlichen Umgang von gewinnender Liebenswürdigkeit und anspruchsloser Bescheidenheit, verfügte er, wenn es sein mußte, doch über eine scharfe Feder, und in dem, was er einmal als richtig erkannt, ließ er sich nicht beirren. Wo es galt, seine Grundsätzlichkeit zu wahren, da blieb er fest. Im übrigen war er eine stille Gelehrtennatur, ruhig und zuvorkommend, als Freund von unwandelbarer Treue, eine in sich abgeklärte, harmonische Persönlichkeit.

In Anerkennung seiner Verdienste um die Geschichtsforschung verlieh ihm die philosophische Fakultät der Universität Zürich im Jahre 1883 den Ehrendoktor.

Als Hauptwerke Meyers sind zu nennen die zweibändige »Geschichte des schweizerischen Bundesrechtes«, Winterthur 1875 u. 1878 und das »Thurgauische Urkundenbuch«, von dem er in den Jahren 1882—1885 vier Hefte (von 1000—1246) herausgab. Aus der großen Zahl seiner übrigen Publikationen, welche gegen 100 Nummern umfassen, heben wir die folgenden heraus: Der »Unoth«, Zeitschrift für Geschichte und Altertum des Standes Schaffhausen, 1868. »Schweizerische Schulzeitung« Jahrg. I u. II, 1871 u. 1872. In der »Alemannia« sind von ihm u. a. erschienen: Bd. V »Das Stadtbuch von Schaffhausen«, Bd. IV »Das Urbar des Klosters Rheinau«. Bd. XV u. XVI »Der Briefwechsel zwischen J. v. Lassberg und J. A. Pupikofer«.

Weiter sind zu nennen: »Die drei Zelgen«, Kantonsschulprogramm 1880. »J. A. Pupikofer, Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung« in »Thurg. Beiträge zur vaterländischen Geschichte« H. 31, 35—37; 39 u. 40. »Zur Geschichte der thurg. Burgen u. Schlösser«, ebenda H. 28, 31, 43. »Salomon Fehr und die Entstehung der thurg. Restaurationsverfassung von 1814«, ebenda H. 50 u. 51. — In den »Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und Umgebung« erschienen aus seiner Feder u. a.: H. XXX »Geschichte der deutschen Besiedelung des Hegaus und Klettgaus von 298—1050«. H. XXXV »Königin Hortense und Prinz Ludwig Napoleon«. Später auch separat erschienen unter dem Titel: »Die früheren Besitzer von Arenenberg«. Frauenfeld, 3. Aufl., 1910. Ferner: H. XXXIX »Aus Michel Montaignes Reise durch die Schweiz«. Endlich: H. XL »Dr. Max Wilhelm Götzinger, ein deutscher Sprachforscher«. Ein biographisches Denkmal, das er seinem einstigen Lehrer setzte, dessen »Liedergarten«, 3. Aufl., Aarau 1882, und dessen »Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre in Regeln und Aufgaben« er in 13. und 14. Auflage vermehrt und verbessert Aarau 1881 und 1898 herausgab.

Eine biographische Skizze M.s aus der Feder seines langjährigen Freundes und Kollegen Prof. Gustav Büeler in Frauenfeld mit vollständiger Bibliographie seines gedruckten und handschriftlich vorhandenen Nachlasses erschien in den oben genannten Beiträgen Heft 52. Einen ausführlichen Nekrolog auf den Verstorbenen aus der Feder des Unterzeichneten brachten die Schriften des Ver. f. G. d. B. u. U. Heft XLI.

F. S c h a l t e g g e r.

Van 't Hoff, Jacobus Henricus, Universitätsprofessor der Chemie, * 30. August 1852 zu Rotterdam, † 1. März 1911 zu Berlin. — H. ist der Abkömmling einer alten holländischen Familie, deren Stamm sich bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Sein Vater, der Arzt Jacobus Henricus van 't Hoff und seine Mutter Alida Jacoba Kolff, Tochter eines Kaufmannes, die ihrem berühmten Sohne nur ganz kurz im Tode vorausgegangen sind, haben an ihm stets

das lebhafteste und auch vorteilhafteste Interesse genommen. Als kleiner Knabe mußte H. zur Großmutter mütterlicherseits nach Middelharnis in Pflege kommen, da man ihm wegen eines schweren Rückenmarkleidens seines Schwesterchens im Elternhause nicht genügende Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Nach dem Tode der Schwester zurückgekehrt, kam H. zunächst in den Kindergarten des Fräulein Tours, dann in die Privatschule des Herrn Delfos, wo er sich durch besondere Begabung für Mathematik auszeichnete. Sehr früh war in dem Knaben nicht nur die Liebe zur Natur, sondern auch eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe erwacht und, da H. für den Verwaltungsdienst und zum Beamtenberuf gar keine Lust hatte, entschied sich der Vater dafür, ihn vorläufig in die höhere Bürgerschule zu schicken, die etwa unserer Oberrealschule an die Seite zu stellen ist. Bis auf Sprachen, — was übrigens nicht hinderte, daß später H. Französisch, Deutsch und Englisch neben seiner Muttersprache völlig beherrschte — hat H. sehr gute Fortschritte gemacht, er war der Zweite seiner Klasse, vom ersten Platz konnte er seinen nachmaligen Schwager G. J. Mees nicht verdrängen. In dieser Zeit erhielt er auch den ersten chemischen Unterricht durch *Dr.* Hubrecht, dann durch S. Hoogewerff, der später als Professor an das Delfter Polytechnikum kam. Dieser Unterricht hat auf H. tiefen Eindruck gemacht. Zahlreiche Versuche, die im geheimen angestellt wurden, waren die Folge und, als die Schule davon erfuhr und sie verbot, wurden sie zu Hause vor Zuschauern gegen Eintrittsgeld fortgesetzt, das zur Neuanschaffung von Apparaten und Chemikalien verwendet wurde. 1869, noch nicht ganz 17 Jahre alt, bestand H. die Abgangsprüfung mit gutem Erfolg und wandte sich dann nach Delft ans Polytechnikum, um sich dort für einen praktischen Beruf auszubilden. Am meisten fesselte ihn der chemische Unterricht, den Oudemans erteilte, wenn auch die andern Fächer, insbesondere Physik, nicht vernachlässigt wurden. Die ersten Sommerferien benutzte er dazu, sich in der praktischen Tätigkeit eines Fabrikchemikers umzusehen und machte die Kampagne in einer Zuckerfabrik mit. H. sah jedoch, daß hier für ihn nichts zu suchen sei und er sich einen andern Lebensberuf wählen müsse. Die wissenschaftliche Forschung zog H. mächtig an, aber erst nach einigem Zögern entschied sich sein Vater, nachzugeben und nur unter der Bedingung, daß zuerst das polytechnische Studium beendet werde. Das geschah denn auch in der kürzesten Zeit, und im Herbst 1871 bezog H. die Universität Leiden. Lange war seines Bleibens dort nicht. Die richtige Anregung für seine chemische Ausbildung konnte er dort nicht empfangen, und der Ort als solcher war H. nicht angenehm. So übersiedelte er denn, nachdem er 1872 noch sein erstes Examen bestanden hatte, nach Bonn, um bei Meister Kekulé in die Schule zu gehen.

Schon um diese Zeit zeichnete sich H. nicht nur durch reiche Kenntnisse in den Naturwissenschaften, sondern auch durch eine ganz vorzügliche allgemeine Bildung aus. Er las viel, sah gern und hatte ein ausgezeichnetes und originelles Urteil. Mit schwärmerischer Liebe hing er an Byron, und er trug sich damals noch ein wenig mit dem Gedanken, sich der Dichtkunst zu widmen. Ernst Cohen, H.s Schüler, erzählt in dem umfangreichen und ausgezeichneten Buch, in dem er seines Lehrers Leben und Wirken behandelt, daß der um diese Zeit einem befreundeten älteren Literaten seine Gedichte zur Beurteilung überreicht habe. Die nicht sehr günstige Antwort hätte H. für die Chemie gerettet.

Kekulé's Persönlichkeit und der Aufenthalt in Bonn haben auf H. mächtigen Eindruck geübt. Nichtsdestoweniger aber wollte H. sich nicht bestimmen lassen, ein Thema Kekulé's zu bearbeiten. Seiner selbständigen Individualität ging jede Art von Bevormundung wider den Strich, und H. zog es vor, sich mit einem selbstgewählten Gegenstand zu beschäftigen. Die daraus entstandene Arbeit hat zwar zum Erfolge geführt, aber besondere Bedeutung wohnt ihr nicht inne, da sie sich in den Bahnen der damaligen Chemiker bewegt. — Bevor H. sich entschloß, weiterzuwandern, absolvierte er noch das Doktoralexamen nach kurzem Aufenthalt in Utrecht und wandte sich dann nach Paris, wo durch Wurtz' Tätigkeit eine ausgezeichnete Schule der Chemie gegründet war. Er führte dort zwar keine Arbeit aus, um so eifriger lauschte er den Lehren des Meisters. Und daß die Wunder der Stadt Paris auf einen künstlerisch veranlagten Mann wie H. tiefen Eindruck machen mußten, versteht sich von selbst. Wertvolle Bekanntschaften wurden damals angeknüpft, bei Wurtz lernte H. auch Le Bel kennen, dessen Name später unzertrennlich mit dem seinen genannt werden sollte. Allein allzu lange durfte H. nicht verweilen, da sein Vater, der doch endlich des Sohnes Studium beendet sehen wollte, drängte, und so kehrte H. 1874 nach Utrecht zurück, um dort den Doktorhut zu erwerben.

Bevor H. jedoch so weit war, ließ er noch eine kurze Schrift unter einem sehr langen Titel erscheinen: »Vorschlag zur Ausdehnung der gegenwärtig in der Chemie gebrauchten Strukturformeln in den Raum nebst einer damit zusammenhängenden Bemerkung über die Beziehung zwischen dem optischen Drehungsvermögen und der chemischen Konstitution organischer Verbindungen.« Diese Broschüre des erst 22 jährigen Jünglings hat den organischen Chemikern eine neue Welt geschaffen. Früher nämlich hatte man die einzelnen Atome der organischen Verbindungen in einer Ebene liegend angenommen. H. lehrte, daß man sich die Atome im Raume gelagert zu denken habe. Das Kohlenstoffatom wird durch ein reguläres Tetraeder repräsentiert, in dessen vier Ecken die an jedes Kohlenstoffatom gebundenen Atome oder Gruppen zu liegen kommen. Man sieht bei Betrachtung eines Modells leicht, daß für den Fall eines sogenannten asymmetrischen Kohlenstoffatoms, d. h. für den Fall, daß die vier an ein Kohlenstoffatom gebundenen Atome oder Atomgruppen durchweg verschieden sind, man zwei Tetraeder konstruieren kann, die einander symmetrisch, aber nicht miteinander kongruent sind. Das repräsentiert nun die optischen aktiven Verbindungen, das sind diejenigen, welche die Ebene des polarisierten Lichtes drehen, oder mit andern Worten: Jede optisch aktive Verbindung muß ein asymmetrisches Kohlenstoffatom enthalten. Es würde zu weit führen, auf alle die Konsequenzen dieses Lehrsatzes und der über die sogenannte doppelte Bindung ausgesprochenen Ansichten einzugehen. Es genüge, daß alle die hier gesagten Lehren der »Stereochemie« bis zum heutigen Tage sich als absolut gültig und richtig erwiesen haben. Ihren schönsten Triumph haben sie wohl bei der Chemie der Zucker gefeiert, die von E. Fischer geschaffen worden ist.

Kurz nach der Publikation dieser Schrift hat auch der Franzose Le Bel ganz ähnliche Ansichten in einer der Pariser Akademie überreichten Abhandlung unabhängig von H. ausgesprochen. Für beide ist es ein ehrendes Zeichen, daß niemals unter ihnen irgendein Streit um die Priorität geführt worden ist. Es ist nur gerecht, wenn man die eben skizzierte Theorie die Theorie von H.

und Le Bel nennt, und die *Royal Society* hat dem, lange später, Ausdruck gegeben, indem sie 1893 beiden die Davymedaille überreichte.

Allzu rasch hat sich diese Theorie natürlich nicht durchgerungen. Die Publikation H.s war zunächst ganz verborgen geblieben, und erst die Wiederholung derselben in einer Note an die Pariser Akademie hatte sie weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Immerhin wäre sie wahrscheinlich noch lange unbeachtet geblieben, wenn sie nicht glücklicherweise zwei mächtige Gegner gefunden hätte. Der eine, der nicht einverstanden war, war Berthelot. Insbesondere führte er das Styrol ins Treffen, das optisch aktiv war, ohne ein asymmetrisches Kohlenstoffatom zu besitzen. H. konnte zeigen, daß diese Aktivität nur auf eine beigemengte Verunreinigung zurückzuführen sei. Viel heftiger war der Angriff des Marburger Professors Kolbe. Wislicenus nämlich, der von H.s Arbeit Kenntnis erlangt und außerordentlichen Gefallen daran gefunden hatte, wandte sich an diesen mit der Bitte, seinem Assistenten Dr. Hermann zu gesattten, daß er die Schrift ins Deutsche übersetze, er selbst werde ein Vorwort dazu schreiben. Das geschah auch, und 1877 wurde die Arbeit unter dem Titel »Die Lagerung der Atome im Raum« in Buchform herausgegeben. Kolbe nun zog gegen das Buch los. Es machte sich in neuerer Zeit eine gewisse triviale Naturphilosophie in der Chemie breit, so habe auch ein Herr van 't Hoff den Pegasus bestiegen, den er wohl der Tierarzneischule entlehnt habe (H. war, wie wir gleich sehen werden, damals an der Utrechter Tierarzneischule angestellt), und es müsse tief bedauert werden, daß ein Mann wie Wislicenus sich in die Reihe dieser Naturphilosophen begeben habe, usw. H. hat sich in eine Polemik, wie es seine Art überhaupt war, kaum eingelassen; er hat Kolbe nur ganz kurz erwidert, und seiner Theorie hat das nicht geschadet, die Angriffe mußten bald von selbst verstummen, und die Stereochemie blieb Siegerin.

Wir haben H. verlassen, als er eben seine epochale Arbeit über die Lagerung der Atome im Raume fertiggestellt hatte. Kurz nachher, 1874, erwarb er den Doktorhut in Utrecht mit einer Dissertation, die ein ähnliches Thema wie die in Kekulé's Laboratorium ausgeführte Untersuchung behandelt. Für eine Zeit zog er sich ins Elternhaus zurück und benutzte diese Muße, um seine erwähnten Ansichten in Buchform herauszugeben. 1875 erschien das Buch, von dessen späterer Übertragung ins Deutsche wir schon gesprochen haben, unter dem Titel: »*La chimie dans l'espace*«. Unterdessen bewarb sich H. um einige Lehrstellen an Mittelschulen, alle Bewerbungen schlugen fehl. So entschloß er sich denn, auf gut Glück nach Utrecht zu übersiedeln, gab zunächst Privatstunden und erhielt 1876 eine Anstellung als Dozent der Physik an der Tierarzneischule zu Utrecht. In diese Zeit fällt auch ein Besuch von Dom Pedro, Kaiser von Brasilien, der bekanntlich ein eifriger Förderer der Naturwissenschaften war, und den man auf H. aufmerksam gemacht hatte. Lange sollte H. nicht in Utrecht bleiben. 1877 wurde er zum Lektor der Chemie an die Universität Amsterdam berufen, 1878 zum ordentlichen Professor ernannt. Schweren Herzens war H. von Utrecht geschieden; schreibt er doch an seine Mutter: »Wenn ich an das verlorene Utrecht zurückdenke, so hängt an der Spitze des Doms eine große Trauerfahne«.

Die nun erreichte Lebensstellung setzte H. in die Lage, seinen eigenen Hausstand zu gründen. Am 27. Dezember 1878 führte er Jenny Mees, die Tochter

eines Rotterdamer Großhändlers, heim. Dieser überaus glücklichen Ehe sind vier Kinder entsprossen.

Die Amsterdamer Zeit bildet den Höhepunkt von H.s Schaffen, hier sind seine allerbedeutendsten Werke geschaffen worden. Bevor wir zu ihrer Besprechung übergehen, wollen wir nur ganz kurz auf die Antrittsvorlesung hinweisen, die erst durch das schon erwähnte Buch Cohens weiteren Kreisen zugänglich geworden ist und ihrer außerordentlichen Originalität wegen Interesse verdient. Anknüpfend an Kolbes rüden Angriff, der ja die Phantasterei in der Wissenschaft perhorresziert, meint H., daß ohne Phantasie in der doch eigentlich ganz praktischen Wissenschaft nichts geschaffen werden könne. Sie sei notwendig bei der Wahl des Augenblicks oder des Beobachtungsobjektes, bei der beliebigen Änderung des Beobachteten, beim Auffinden der Hilfsmittel, die die Beobachtung erleichtern, beim Beobachten einer Übereinstimmung bzw. eines Unterschiedes, bei dem Aufstellen der Hypothese. Durch sie und nur durch sie sei alles Große geschaffen worden, und wenn ihr auch viele Irrtümer zuzuschreiben seien, so habe doch die Illusion und der durch sie hervorgerufene feste Glaube an dies und jenes, trotz des Irrtums, der Wissenschaft unendlichen Wert gebracht. Beweis dafür sei, daß die großen Forscher stets Phantasie besessen haben, was H. durch ihren Kunstsinn zu beweisen sucht und durch die aus mehr als 200 Biographien gesammelten Erfahrungen belegt.

1878 wurden die »Ansichten über organische Chemie« herausgegeben, denen 1881 ein zweiter Band folgte. Das Werk bemüht sich, gewissermaßen in Fortsetzung der früher über den Zusammenhang zwischen optischer Aktivität, also einer physikalischen Eigenschaft, und Konstitution, d. h. Bau des Moleküls, geäußerten Ansichten auch einen Zusammenhang zwischen den chemischen Eigenschaften und der Verknüpfung der Atome im Molekül zu ermitteln. H. selbst hat diesem Werke keine besondere Bedeutung beigelegt. Es hat sie dennoch, insbesondere dadurch, daß es bereits zu dem nächsten Hauptwerk hinüberleitet, zu den »*Etudes de dynamique chimique*«.

Dieses 1884 erschienene Werk, das als ein Fundament der physikalischen Chemie zu bezeichnen ist, befaßt sich zunächst mit der Reaktionsgeschwindigkeit, d. i. mit dem Ausdruck für die in der Zeiteinheit bei einer chemischen Reaktion umgesetzten Stoffmengen. Schon durch das sogenannte Massenwirkungsgesetz, das von den Schweden Guldberg und Wage entdeckt worden war, war dieser Begriff in mathematische Form gebracht worden. H. rechnet zunächst, statt mit der Zahl der reagierenden Stoffe, mit der Zahl der reagierenden Moleküle, eine Auffassung, die sich als ausgezeichnet bewährt und bis heute erhalten hat. Dann wird der Einfluß der Temperatur auf die Reaktionsgeschwindigkeit und die chemische Affinität untersucht und mathematisch formuliert. Es werden ferner diejenigen Systeme erörtert, auf die der Druck ohne Einfluß ist, H. nennt sie kondensierte Systeme, in welchen Gleichgewicht nur bei einer bestimmten Temperatur herrschen kann, beim sogenannten Umwandlungspunkt. Diese Schlußfolgerungen werden an dem Beispiel der Umwandlung des rhombischen in den monoklinen Schwefel geprüft und richtig befunden. Endlich wird der Einfluß der Temperatur auf das Gleichgewicht zwischen reagierenden Stoffen zu dem berühmten Satze vom beweglichen Gleichgewicht (*principe de l'équilibre mobile*) zusammengefaßt, daß das Gleichgewicht zwischen zwei Systemen durch Temperaturerniedrigung sich in dem Sinne desjenigen Systems verschiebt, dessen Bildung Wärme entwickelt.

Im engen Zusammenhange mit diesem Werke steht das andere Hauptwerk H.s, das zuerst 1885 in den *Archives Néerlandaises* unter dem Titel »*L'équilibre chimique dans les systèmes gazeux ou dissous à l'état dilué*« erschien und das man kurz als die Arbeit über den osmotischen Druck bezeichnen kann. Gelöste Stoffe üben einen gewissen Druck aus, der allerdings erst dann meßbar wird, wenn man mit einer sogenannten halbdurchlässigen Wand arbeitet. Bringt man nämlich in einen Tonzylinder, den man mit einer halbdurchlässigen Wand versehen hat, so daß wohl das Lösungsmittel, nicht aber der gelöste Stoff durchdiffundieren kann, eine Lösung und außen die reine Flüssigkeit, verschließt man ferner diesen Tonzylinder mit einem Kork, durch den man ein Glasrohr führt, so steigt infolge des osmotischen Druckes der Lösung Flüssigkeit in dem Glasrohr auf. Der Pflanzenphysiologe Pfeffer hatte diese Experimente, die ja naturgemäß für das Studium des Saftaustausches der Pflanzen, in welchen die Zellmembranen solche natürliche semipermeable Wände darstellen, außerordentlich wichtig sind, messend an einer Zuckerlösung verfolgt und gefunden, daß die Steighöhe proportional war der Konzentration der Zuckerlösung. Etwa um die gleiche Zeit hatte auch der Franzose Raoult gezeigt, daß äquimolekulare Lösungen gleiche Gefrierpunktserniedrigungen aufweisen. H., der durch seine Kollegen, den Botaniker Hugo de Vries gelegentlich eines Spazierganges über Pfeffers Experimente unterrichtet worden war, klärte durch eine schöpferische Eingebung diese experimentell gefundene Tatsache auf. Er bewies, daß die Substanzen in Lösungen (allerdings gilt dieser Satz nur für sehr verdünnte Lösungen) sich so verhalten, wie wenn sie in Gasform den gleichen Raum erfüllen würden. Auch für sie gelten die einfachen Gasgesetze von Boyle-Mariotte und Gay-Lussac, welche sich am präzisesten durch die Gleichung wiedergeben lassen: $pV = RT$.

Allerdings war diese Gleichung nur für einen Teil der Lösungen richtig. Bei einer großen Zahl mußte man statt dieser die Form $pV = iRT$ einfügen, wobei i eine Zahl bedeutet, die größer als 1 ist. Die wahre Bedeutung des i hat nicht H., sondern der Schwede Arrhenius in seiner Lehre von der elektrolytischen Dissoziation aufgeklärt, und so haben diese beiden Genien eine Theorie der verdünnten Lösungen geschaffen, die anfänglich insbesondere von den älteren konservativen Chemikern beinahe verabscheut, nunmehr, nicht zuletzt durch das Eingreifen W. Ostwalds, zu einem wichtigen, wenn nicht dem wichtigsten Besitz der Chemie geworden ist.

Auch das äußere Leben H.s in Amsterdam ist nicht ereignislos verlaufen. Die Zahl der Schüler, unter denen insbesondere Cohen, Meyerhoffer, H. Goldschmidt und Bredig zu nennen sind, vermehrte sich stetig. 1885 begann die Bekanntschaft mit Arrhenius zunächst brieflich, später auch persönlich, da dieser 1888 eine Zeit in H.s Laboratorium arbeitete. 1887 war der Lehrstuhl für physikalische Chemie durch den Übergang Wiedemanns zur Physik verwaist. H. erhielt eine Berufung und fuhr auch nach Leipzig, die Heimatsliebe siegte jedoch, und er lehnte ab. Zum Danke dafür bewilligte ihm der Amsterdamer Stadtrat ein neues Institut, das 1892 bezogen werden konnte. 1890 lernte H. Wilhelm Ostwald kennen, der zugleich mit ihm, Arrhenius und Raoult von der *British Association* eingeladen war, in Leeds an einer Diskussion über die Theorie der Lösungen teilzunehmen, die mit einem vollen Erfolg für die Anhänger der Dissoziationstheorie endete. Noch zweier Ereignisse sei hier ge-

dacht, der Gründung der Zeitschrift für physikalische Chemie, bei der H. Pate gestanden ist, und des Beginns der Beziehungen zu Meyerhoffer. Dieser traf 1888 in Amsterdam ein und blieb von da bis zu seinem allzu frühen Tode (1906) ein treuer Freund und Mitarbeiter H.s.

H. war in dieser Zeit schon ein berühmter Mann geworden, der sich allgemeiner Verehrung erfreute. Dafür zeugt nicht nur die schmeichelhafte Berufung nach Leipzig, sondern auch die andern zahlreichen Ehrungen, die ihm zuteil wurden. 1889 wurde er Ehrenmitglied der deutschen Chemischen Gesellschaft, 1892 Mitglied der schwedischen Akademie, 1893 verlieh ihm die Royal Society die Davy-Medaille, 1894 ernannte ihn die französische Regierung zum Ritter der Ehrenlegion.

1894 traf Max Planck in Amsterdam ein und bat um die Erlaubnis, eine Vorlesung H.s hören zu dürfen. Dieser Besuch war nicht bloßem Interesse zuzuschreiben, es lagen ihm ernstere Motive zugrunde. August Kundt, der Lehrer der Physik an der Berliner Universität, war gestorben, und die Fakultät dachte, H. gewinnen zu können. Allein auch diesmal konnte er sich noch nicht entschließen, die Heimat zu verlassen, und lehnte neuerlich die Berufung ab. Die holländische Regierung verlieh ihm zwar zum Dank dafür den Löwenorden, aber in anderer Beziehung kam sie ihm durchaus nicht entgegen, H.s Tätigkeit war allmählich so anstrengend und zeitraubend geworden, daß er zu eigener Arbeit kaum mehr Zeit finden konnte. Die drückenden Lehrverpflichtungen, insbesondere die Unzahl von Prüfungen, begannen H. unerträglich zu werden, und der Gedanke, sein Lehramt zu verlassen, reifte begreiflicherweise allmählich heran. Zudem hatten es die Berliner noch nicht aufgegeben, H. doch noch zu gewinnen, und über Betreiben Emil Fischers, der durch den außerordentlich umsichtigen und weitblickenden Dezernenten des preußischen Kultusministeriums, Althoff, gefördert war, gelang es doch endlich, eine Stelle für H. zu schaffen, die er im Interesse der Erhaltung seiner Arbeitsfähigkeit annehmen mußte. Die holländische Regierung erwies sich zudem in den Verhandlungen mit H. von einer so kurzsichtigen Kleinlichkeit, daß H. Ende 1895 seinen Abschied nahm. Die Verhandlungen mit Berlin wurden indes völlig geheim geführt und gelangten zu glücklichem Abschluß. H. wurde zum Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt, bekam ein Laboratorium, jedoch ohne Lehrverpflichtung, er hatte bloß eine wöchentlich einstündige Vorlesung an der Universität zu halten, und konnte sich sonst völlig seiner Forschertätigkeit widmen. Diese ganz außerordentlichen Bedingungen, die noch dazu einem Ausländer gewährt wurden, haben begreiflicherweise in fernerstehenden Kreisen viel Aufsehen erregt, aber man kann nur sagen, daß sie dem Weitblick der preußischen Unterrichtsverwaltung das rühmlichste Zeugnis ausstellen.

H.s Entlassungsgesuch war bereits am 2. Mai überreicht und durch eine Indiskretion sehr rasch publik geworden, ohne daß man übrigens wußte, welche Stellung er dafür eintauschen würde. Um dem vielen Gerede auszuweichen und sich von der starken Überarbeitung zu erholen, ging H. mit den Seinen auf die Wanderschaft. Der Sommer wurde im Schwarzwald, der Herbst in Weesen verbracht, und zu Anfang des Winters zog die Familie nach Lugano. Den Unterricht der Kinder mußten die Eltern natürlich selbst führen. Am 30. Dezember erfolgte die Entlassung in Amsterdam, am 30. Januar 1896 fand die

definitive Abstimmung in der Berliner Akademie statt. Nach kurzem Aufenthalte in der Heimat übersiedelte H. im Frühjahr 1896 nach Berlin, wo er bis zu seinem Tode geblieben ist.

Die Berliner Zeit ist für H. sehr glücklich verlaufen. Er war hier wieder ein freier Mann geworden, der seinen Neigungen nachgehen konnte. Früher war es ihm schwer gewesen, Reisen zu machen, Kongresse zu besuchen, Bekanntschaften anzuknüpfen; er war an die Scholle gebunden. Hier konnte er sich frei bewegen, zumal er in Meyerhoffer einen ausgezeichneten Vertreter in der Leitung seines kleinen Laboratoriums besaß. Kein Wunder, daß hier der alte Humor und die alte Liebenswürdigkeit wiedererwachten.

In die Berliner Zeit fallen eine Menge Reisen, die Naturforscherversammlung wurde regelmäßig mitgemacht, alljährlich auch der Heimat und den Eltern ein Besuch abgestattet. 1898 sandten ihn die preußische Akademie und die Berliner Universität nach Stockholm zur Feier des fünfzigjährigen Todestages von Berzelius, 1899 feierten Freunde und Schüler H.s sein 25 jähriges Doktorjubiläum in Rotterdam, wo er eben zum Besuche seiner Eltern weilte.

Sehr bewegt sollte sich das Jahr 1901 gestalten, in welchem H. auch als Präsident der deutschen Chemischen Gesellschaft fungierte. H. war von dem amerikanischen Gelehrten Nef eingeladen worden, zur Feier des zehnjährigen Bestandes der Universität Chicago dort einige Vorträge zu halten. Er nahm gern an. Der Urlaub wurde von den Berliner Behörden bereitwilligst gewährt, die Obsorge über die Kinder der ältesten Tochter, das Laboratorium Meyerhoffer übergeben, und Ende Mai schifften sich H. und Frau Yenny ein. Der Aufenthalt in Amerika — es liegt ein ausführliches Tagebuch darüber vor — hat H. viel Freude und Nutzen gebracht. Einige größere amerikanische Städte wurden besucht, viele neue Bekanntschaften gemacht. In Chicago hielt H. dann die Vorträge, die sich größtenteils mit Problemen der physikalischen Chemie befassen und in deutscher und englischer Sprache in Buchform erschienen sind.

Das Jahr 1901 brachte H. noch eine ganz besondere Ehrung. Am 10. Dezember wurde zum ersten Male der Nobelpreis verteilt, und die schwedische Akademie der Wissenschaften verlieh H. den Preis für seine Entdeckung der Gesetze der chemischen Dynamik und des osmotischen Druckes in Lösungen. Noch zwei deutsche Gelehrte wurden damals in gleicher Weise ausgezeichnet: der Physiker Röntgen und Behring, der Entdecker des Diphtherieserums.

Auch in den folgenden Jahren wurden viele Reisen unternommen. Zur Zentenarfeier der Atomtheorie (1903) fuhr H. nach Manchester, wo ihm die *Victoria-University* zum *Doctor in Sciences* ernannte. 1904 wurde das neue physikalisch-chemische Institut in Utrecht eröffnet, das H. zu Ehren van t'Hoff-Institut genannt wurde. Im gleichen Jahre fuhr H. zum zweiten Male, diesmal in Begleitung seiner ältesten Tochter, nach Amerika, um dem in St. Louis stattfindenden internationalen Kongreß für Künste und Wissenschaften beizuwohnen. 1906 verbrachte er einige schöne Tage in Wien, im Frühjahr reiste er nach Neapel, um den Vesuv in Tätigkeit zu sehen. Dort traf H. die ihn tief erschütternde Nachricht vom Tode Meyerhoffers, der einem langwierigen Herzleiden erlegen war.

Die letzten Lebensjahre, über die H. ein kurzes Tagebuch niedergeschrieben hat, sind erfüllt von Todesahnungen. Ein Lungenleiden, das vielfacher Be-

handlung trotzte, ließ ihn nicht mehr dauernd zur Ruhe kommen. Zwar war er zeitweilig ganz frisch, aber bald stellten sich die bösen Anzeichen der Krankheit, Fieber, Heiserkeit, auch Atemnot wieder ein und zwangen ihn, die Arbeit ganz einzustellen oder doch sehr einzuschränken. Mehrmals, zuerst im Jahre 1907, war H. genötigt, ein Sanatorium aufzusuchen, ohne daß doch dauernde Genesung eingetreten wäre. Viele seiner Freunde starben ihm gerade in dieser Zeit, und immer fragt er sich, wann er selbst drankommen werde. Dem Begräbnis der Mutter und der Feier des 25 jährigen Jubiläums der Theorie vom osmotischen Druck konnte er nicht mehr beiwohnen. Am 1. März 1911 verschied er sanft und schmerzlos in Steglitz bei Berlin.

Die Zeit H.s in Berlin ist ausgefüllt durch seine Arbeiten über die ozeanische Salzablagerung. Diese Arbeiten, die etwa ebenso viele Jahre als die ersten Werke Tage und Wochen in Anspruch genommen haben, können doch nicht vielleicht gerade darum als H.s Meisterwerk bezeichnet werden, wenn sie auch zweifelsohne von größter Bedeutung sind. Ostwald erzählt, daß H. selbst dieser Ansicht gewesen sei. Um über die Entstehung der großen Salzbergwerke, wie des Staßfurter Bergwerkes, Klarheit zu gewinnen, sollte festgestellt werden, welche Salze sich ausscheiden, wenn man die in den Staßfurter Bergwerken vorkommenden Einzelsalze in Wasser löst und die Lösung bei konstanter Temperatur konzentriert. Die experimentelle Aufklärung dieser Frage ist deshalb sehr schwer, weil die Ausscheidung der Salze nicht sofort erfolgt, sondern sogenannte Übersättigungserscheinungen eintreten. H. konnte dieser Schwierigkeiten Herr werden. Es wurde konstatiert, daß der Druck ohne Einfluß ist, daß hingegen die Temperatur eine große Rolle spielt. Je nach der verschiedenen Temperatur kommt es zur Ausscheidung der verschiedenen Salzminerale, so daß man umgekehrt aus dem Vorhandensein des einen und des andern Minerals auf die Temperatur zurückschließen kann, die seinerzeit dort geherrscht hat, man kann gewissermaßen ein geologisches Thermometer konstruieren.

Diese Arbeiten, welche H. zum großen Teil auch deshalb durchgeführt hat, weil er so seinem zweiten Vaterlande, Deutschland, seinen Dank abstatte, haben bald das große Interesse nicht nur der gelehrten Mineralogen und Geologen, sondern auch der mit diesem Wissenszweig beschäftigten Techniker erregt, und es kam zur Gründung des Verbandes zur wissenschaftlichen Erforschung deutscher Kalisalzlagertstätten, dessen erste erfolgreiche Tätigkeit H. noch mitansehen konnte.

Das letzte große Problem, das H. beschäftigte, war das Studium der synthetischen Enzymwirkung vom Standpunkte der Thermodynamik. Zur Anstellung der Experimente hatte H. ein kleines Versuchslaboratorium auf der kaiserlichen Domäne in Dahlem erbaut. Allein der unerbittliche Tod hat ihm den Triumph nicht gegönnt, dieses Werk zuende zu führen.

Fassen wir H.s Wirken, auf das näher einzugehen der knappe Raum nicht erlaubt, noch einmal zusammen, so können wir sagen, daß jedes einzelne seiner Meisterwerke, die Begründung der Stereochemie, die Lehre von der Reaktionsgeschwindigkeit und vom beweglichen Gleichgewicht, endlich die Theorie der verdünnten Lösungen, allein genügt hätte, seinem Namen die Unsterblichkeit zu sichern. Wir können seine Tätigkeit nicht klarer präzisieren als durch die Worte, die seine Schüler ihm unter das Bild setzten, welches sie ihm nach seiner

Ernennung zum Ehrenmitglied der deutschen Chemischen Gesellschaft überreichten: *Physicam chemiae adiunxit.*

Literatur: Ernst Cohen: *Jacobus Henricus van 't Hoff, sein Leben und Wirken.* Leipzig 1912. Dort alle erforderlichen Literaturangaben und mehrere Bilder.

Wien.

Dr. Ernst Zerner.

Eppinger, Karl, Dr., österreichischer Politiker, * 6. Januar 1853 in Braunau in Böhmen, † 15. Juli 1911 in Salzburg. — »Ich, Karl E., bin am 6. Jänner 1853 als sechstes und letztes Kind aus der Ehe meines Vaters Heinrich Vinzenz E., k. k. Notar in Braunau i. B., mit meiner Mutter Albina zu Braunau i. B. geboren worden, besuchte die Volksschule und das Untergymnasium meiner Vaterstadt, frequentierte sodann in den Jahren 1866 bis 1870 das Obergymnasium in Prag auf der Kleinseite, bezog im Oktober 1870 die Prager Universität, an welcher ich die rechts- und staatswissenschaftlichen Studien im Juli 1874 absolvierte und erwarb am 16. Oktober 1877 den Grad eines Doktors sämtlicher Rechte an der Prager Universität.« Mit diesen Worten leitete E. eine Chronik seiner Familie ein, die leider unvollendet geblieben ist. Er wirkte als Konzipient bei seinem ältesten Bruder in seiner Vaterstadt, absolvierte die vorgeschriebene Gerichtspraxis bei dem Kreisgerichte in Königgrätz und wurde am 9. November 1881 in die Liste der Advokaten mit dem Amtssitze in Niemes eingetragen. Da *Dr. Karl E.* auch seiner Militärdienstpflicht in einem Prager Regimente Genüge leistete, verlebte er seine ganze Jugend im Königreiche Böhmen, zu dessen vielgenanntem Politiker er später werden sollte. In Niemes gelang es *Dr. E.* nicht nur, eine ausgedehnte und einträgliche Advokaturpraxis zu erwerben, sondern auch die Blicke seiner deutschen Landsleute auf sich zu ziehen. Von früh auf bestrebt, für das allgemeine Wohl zu wirken, brachte er den öffentlichen Vorgängen reges Interesse entgegen. Dabei leitete ihn mehr das Pflichtgefühl als der Ehrgeiz. So kam es, daß er nicht pfeilgeschwind in die Höhe stieg, sondern allmählich von Posten zu Posten vorrückte. Im Jahre 1883 wurde er in den Ortsschulrat von Niemes gewählt, in dem er verdienstlich tätig war. Das Jahr 1890 brachte *Dr. Karl E.* ein Gemeinderatsmandat; bald nachher wurde er Mitglied des Stadtrates von Niemes. Dort gehörte er der Rechts- und Finanzsektion an und entfaltete eine reiche Arbeitssamkeit, die seine Begabung und Uneigennützigkeit in das beste Licht rückte. Deshalb wurde er im Jahre 1896 in die Bezirksvertretung entsandt; vorher aber, im November 1895, war er bereits zum Landtagsabgeordneten von Niemes und Zwickau gewählt worden.

Das Vertrauen, das sich *Dr. E.* im kleinen Kreise erworben hatte, wurde noch gesteigert, als er auf einem größeren Felde schaffen konnte. Im böhmischen Landtage zog E. schnell die Aufmerksamkeit seiner deutschen Kollegen auf sich, und auch die Tschechen lernten in ihm einen durch Wissen, Ruhe und Sachlichkeit ausgezeichneten Gegner kennen. So gewöhnte man sich denn allgemach, in *Dr. Karl E.* den künftigen Führer der deutschen Fortschrittspartei in Böhmen zu sehen. Zeiten voll schwerer Kämpfe kamen über Österreich; die Deutschen mußten all die Leiden durchmachen, die Graf Badeni mit seinen Sprachenverordnungen vom Jahre 1897 über sie heraufbeschworen hatte. In diesen Tagen der Not bewährte sich E. außerordentlich. *Dr. Schlesinger*, der erprobte Führer der Deutschfortschrittlichen, hatte im Verein mit *Dr. E.*

und den übrigen deutschen Abgeordneten im böhmischen Landtage einen Antrag eingebracht, der die Aufhebung der Badenschen Sprachenverordnungen entschieden verlangte. Da das Parteiobhaupt erkrankt war, erhielt *Dr. Karl E.* den ehrenden Auftrag, die Forderung zu begründen. Er tat dies am 21. Januar 1898 in einer Rede, die — wie die »Bohemia« schrieb — durch ihre außerordentlich klare und meisterhafte Behandlung des Problems »nicht nur sämtliche deutschen Abgeordneten zu lebhaften Beifallsäußerungen hinriß«, sondern auch einem hervorragenden nationalen Gegner, dem Abgeordneten Kaizl, die Anerkennung entlockte, daß sich *Dr. Karl E.* als der »gefährlichste« Bekämpfer des tschechischen Standpunktes erwiesen habe. Wohl hatten die Ausführungen keinen unmittelbaren sachlichen Erfolg; aber dem Redner war ein Meisterstück geglückt, und er stand nun in der vordersten Reihe seiner Parteifreunde. Nach dem Tode *Dr. Schlesingers* ging die Führerschaft auf E. über; am 3. November 1901 erfolgte seine Wahl zum Obmann der deutschfortschrittlichen Landtagsabgeordneten von Böhmen. Da *Dr. E.* noch immer in Niemes wohnte, ergaben sich bei der Leitung der Parteigeschäfte vielfache Schwierigkeiten. Deshalb traten die Gesinnungsfreunde an ihn mit der Bitte heran, das Opfer einer Übersiedlung zu bringen und in Prag ständig Aufenthalt zu nehmen. Für den vielbeschäftigten Advokaten war es kein leichter Entschluß, dem Wunsche Folge zu leisten. Als *Dr. Karl E.* aber im Juli 1902 auch zum Beisitzer des Landesausschusses im Königreich Böhmen gewählt wurde, vollzog er seine Wohnungsänderung. Er verlegte seine Kanzlei nach Prag, wo er als Vertreter mehrerer deutscher Kreditinstitute wirkte.

Nun konnte er sich im Zentrum der böhmischen Politik mit um so größerem Eifer dem Dienste für die Öffentlichkeit widmen. Das Amt eines Parteiführers faßte *Dr. Karl E.* nicht als einen Ruheposten auf; er bemühte sich vielmehr, der deutschen Fortschrittspartei neues Leben einzuhauchen. An den Beratungen des Landtages nahm E. fleißig teil; seine Haupttätigkeit wurde jedoch durch die Geschäfte des Landesausschusses in Anspruch genommen. Er hatte die Leitung des siebenten Departements inne, dem das gesamte Landesfinanzwesen unterstellt war. Ferner mußte er sich mit der Verwaltung des Feuerwehrfonds und der Zwangs- und Besserungsanstalten beschäftigen. Außerdem übte *Dr. E.* das Amt eines Intendanten des deutschen Landestheaters aus. Die Aufgaben, die des Landesfinanzreferenten in Böhmen harrten, waren nicht gering. Ist es an sich schon schwer, sich mit der verwickelten Materie des Finanzwesens vertraut zu machen, so wird die Position im Königreiche noch durch die besonderen nationalen Verhältnisse erschwert. *Dr. E.* hatte im Landesausschusse bloß einen deutschen Kollegen an seiner Seite (*Dr. Werunsky*). Sonst sah er sich nur Tschechen gegenüber. Dennoch überraschte *Dr. E.* bald durch seine Sachkenntnisse und durch die Geschicklichkeit, mit der er das Amt führte. Als die Deutschen im September 1908 mit der zähen Obstruktion im böhmischen Landtage einsetzten, wurde die Stellung des deutschen Landesfinanzministers recht unbequem. *Dr. E.* beabsichtigte, zurückzutreten, aber seine Volksgenossen veranlaßten ihn, auszuharren. E. wollte in die Wirtschaftsgebarung des Kronlandes gewissenhaft Ordnung bringen. Daß er dieses Ziel nicht erreichte, war nicht seine Schuld. Hing doch die Regelung des Landeshaushaltes innig mit der Finanzreform des Staates zusammen. *Dr. E.* konnte nicht gegen das zweifache Übel der Obstruktion in Böhmen und der

Arbeitsunlust im Reichsrate ankämpfen. Aber selbst die Tschechen mußten seinen guten Willen anerkennen.

Der Führer der deutschen Fortschrittspartei in Böhmen bewarb sich auch um einen Sitz im Wiener Parlamente. Allein er unterlag in harten Wahlkämpfen gegen den deutschradikalen Politiker K. H. Wolf. Nach der großen Wahlreform vom Januar 1907 wurde *Dr. E.* in das Herrenhaus des Reichsrates berufen. Dort schloß er sich der Verfassungspartei an, und die Wertschätzung, deren er sich in Böhmen erfreute, verlieh seinen Worten im Herrenhause besonderes Gewicht. Erwähnt seien seine Rede vom 29. Dezember 1908, mit der er in die Budgetdebatte der ersten Kammer eingriff und seine Ausführungen vom 25. Juni 1909, in denen er sich mit den Landesfinanzen beschäftigte.

E. war ein überzeugter Liberaler, und in den trübsten Zeiten hielt er treu zu seiner Partei. Als die andern die Fahnenflucht ergriffen und bei der deutschen Volkspartei, bei den Schönerianern oder später bei der Agrarpartei und bei den Deutschradikalen Heil suchten, wankte er nicht. Ihn erfüllte vielmehr die Zuversicht, daß den Deutschfortschrittlichen noch eine schöne Zukunft bevorstehe. Auf dem ersten Parteitage, dem er als Führer beiwohnte — im Juni 1902 —, hielt er eine Ansprache, die durch ihre prächtige Rhetorik eine ungewöhnliche Wirkung auslöste. Von Absatz zu Absatz steigerte sich die Begeisterung der Versammlung, und inmitten der Rede bereiteten die Zuhörer dem Sprecher Ovationen von seltener Innigkeit. In großen Zügen entrollte *Dr. E.* das Programm der Fortschrittspartei, und seinen Worten war nichts von Kleinmütigkeit anzumerken. Seine Überzeugung wirkte überzeugend. *E.* hatte den berechtigten Ruf eines vorzüglichen Sprechers, eines Mannes, der sein Auditorium zu fesseln verstand. Zur Volkstümlichkeit im weitesten Sinne konnte er es freilich nicht bringen, weil er ein zu gewissenhafter Mensch war, alle Demagogie scheute und niemandem schmeichelte. Nie betrat er die Tribüne unvorbereitet; meistens arbeitete er seine Ansprachen bis ins Detail aus, jeden Gedankengang wohl erwägend, jedes Wort überprüfend. Während andere um die Gunst der Menge selbstvergessen buhlten, gab *Dr. E.* seine Würde niemals preis. Folgende Szene ist für ihn charakteristisch. Als alter Burschenschafter erschien er gern unter den Prager deutschen Studenten. Einmal rief er in einer Festrede treuherzig aus: »Noch eines, Kommilitonen, das Wichtigste! Studieren Sie, werden Sie etwas, dann können Sie Ihrem Volke dienen! Unser Volk braucht keine verbummelten Studenten.« Solche Mahnungen waren die Jünglinge nicht gewöhnt. Mit eisiger Stille nahmen sie zuerst die Worte hin. Dann aber sprang ein Beherzter auf und rief: »Ja, wir wollen es!« und nun erst brach heller Jubel aus. Doch *Dr. E.* bewährte sich nicht bloß auf der Tribüne. Er schrieb als Politiker viele Artikel und Aufsätze, die alle Sachlichkeit, Ernst und doch eine gefällige Form als Merkmal haben.

Der deutsch-böhmische Parteiführer war natürlich von den nationalen Kämpfen seines Heimatlandes ganz ergriffen. In *Dr. E.* besaßen die deutschen Bürger einen treuen, unverzagten Anwalt, einen Kämpfer ohne Furcht und Tadel. Dennoch gehörte er nicht zu den Fanatikern des Hasses, nahm er die Bestrebungen, die den Frieden in Böhmen herbeiführen sollten, immer ernst. Als sein Programm konnte gelten, was er an Forderungen auf dem deutschfortschrittlichen Parteitag zu Leipa im Oktober 1900 entwickelte. »Wir wollen

vor allem« — sagte er — »eine nationale Abgrenzung der Gerichtssprengel, so daß, abgesehen von einigen ganz geringfügigen Ausnahmen, jedem Gerichtssprengel nur Gemeinden ein und derselben Nationalität zugeteilt werden, und daß diese gleichartig gemachten Gerichtssprengel die Grundlage für die gleichfalls national abgegrenzten Verwaltungsgebiete und die Wahlbezirke abzugeben haben. Wir verlangen ferner die Zerlegung der obersten staatlichen Gerichts- und Verwaltungsbehörden im Lande in je eine deutsche und tschechische Abteilung bei gleichzeitiger Unterordnung der sprachlich abgegrenzten Verwaltungsbezirke unter die ihnen korrespondierende Abteilung. Weiter verlangen wir eine den gegenwärtigen Zeitverhältnissen Rechnung tragende Reform der Wahlordnung für den Landtag bei gleichzeitiger Errichtung der Nationalkurien mit Vetorecht in nationalen Fragen.« Die autonomen Behörden im Lande sollten — abgesehen von der Landeshauptstadt, die als gemischtsprachig zu gelten hätte — die eine oder die andere Landessprache als Amts- und Verhandlungssprache festsetzen und nur in dieser selbstgewählten Sprache verkehren. Anderssprachige Eingaben müßte der Landesausschuß unentgeltlich übersetzen lassen. Bei den staatlichen Behörden sollte der Charakter der deutschen Sprache als der einer allgemeinstaatlichen Vermittlungssprache ausdrücklich anerkannt werden; im übrigen hätte der Gedanke der nationalen Sonderung zur Anwendung zu kommen, so daß bei den deutschen Gerichten nur deutsch, in der Landeshauptstadt samt Vororten und in den gemischten Gebieten dagegen in beiden Landessprachen vollkommen paritätisch zu verhandeln wäre. E. nahm an den vielen nationalen Ausgleichsversuchen, die von den Regierungen Körber bis Bienerth angebahnt wurden, hervorragend teil; zuletzt war er noch an den Verständigungsbemühungen im Herbst und Winter 1910 beteiligt. Die Ausgleichskommission des böhmischen Landtages hatte ihn in das Komitee entsendet, das sich mit der Reform der Landesordnung beschäftigte. Dr. E. ist wohl einer der gründlichsten Kenner des ganzen Ausgleichsmaterials gewesen. Er wußte, was die Deutschen zum Schutze ihres nationalen Eigenlebens brauchten, und er kannte als Finanzreferent des Landesausschusses ganz besonders die Schäden, die der Streit der beiden Nationen dem Staate, dem Lande und den Völkern verursachte. Deshalb bemühte er sich eifrig im Dienste des Friedens, soweit er dies ohne Nachteil für seine Nation tun konnte.

Die Sache des Fortschritts besaß in E. einen Vorkämpfer, der nie zauderte, nie allzu ängstlich zurückwich. Als Österreich von einer mächtigen Bewegung zugunsten des allgemeinen, gleichen Stimmrechts für das Parlament erfaßt wurde, trat E. entschieden auf die Seite derer, die sich für das Volksstimmrecht einsetzten. Die Rede, die er im Dezember 1905 im Deutschen Hause in Prag hielt, ist für die Erkenntnis seines Denkens sehr lehrreich. »Nationale Rücksichten allein, so meinte er, können für uns kein Hindernis sein, uns einer Strömung anzuschließen, die wir als freiheitlich und fortschrittlich Gesinnte nur begrüßen und fördern können.« Offen legte er dar, daß das Kurienwahlrecht den Deutschen keinen Vorteil geboten habe, daß also auch das nationale Moment nicht herangezogen werden dürfe. Half E. ehrlich mit, das Parlament auf demokratischer Grundlage aufzubauen, so wollte er freilich nicht zulassen, daß das allgemeine, gleiche Stimmrecht in den Landtagen zur Einführung gelange. Dabei berief er sich auf die Verhältnisse in Deutschland und auf die besonderen Aufgaben der österreichischen Landtage. Bei keiner Gelegenheit versäumte er

jedoch, daran zu erinnern, daß es für die Landesparlamente nicht angehe, bei ihrer Exklusivität zu beharren. Sie müßten, betonte er, in einer allgemeinen Wählerklasse all denen das Stimmrecht gewähren, die bisher auf die Landespolitik ohne Einfluß geblieben seien.

Ganz plötzlich, wie es sich *Dr. E.* einmal in einem Gespräche mit einem Bekannten gewünscht hatte, wurde er vom Tode ereilt. Auf dem Salzburger Bahnhofe brach er am 15. Juli 1911 um 10 Uhr nachts zusammen; ein Schlag hatte ihn niedergestreckt, eben als er den Zug besteigen wollte, der ihn nach Wien zu einer Parteisitzung bringen sollte. Ein selbstloser, gewissenhafter Politiker, ein kraftvoller, arbeitsamer Mann, ein treuer Sohn des deutschen Volkes und ein fortschrittlich denkender Mensch: das ist *Dr. E.* immer gewesen. Er war kein Stürmer und Dränger — in keiner Hinsicht; er erwog, er überlegte. Aus dem bürgerlichen Milieu stammend, vertrat er zuerst die Interessen des Bürgertums, ohne für die sozialen Kämpfe der unteren Schichten teilnahmslos zu sein. Aber der bürgerliche Zug in seiner Politik und die Ablehnung des phrasenhaften Radikalismus hinderten ihn, zum Führer der breiten Massen zu werden, uneingeschränkte Popularität zu erlangen. *Dr. E.* hatte jedoch seinen Anhang und übte auf die deutsch-böhmische Politik einen starken Einfluß aus. Der Nachfolger *Dr. Schmeykals* und *Dr. Schlesingers* war seiner Vorgänger würdig, ihnen in vieler Hinsicht ähnlich.

E. hatte sich im Jahre 1882 vermählt; nach 17 jähriger glücklicher Ehe starb seine Gattin. Vier Töchter und zwei Söhne entstammten dem Bunde.

Als Quellen wurden die von der Familie *Dr. E.s* freundlichst zur Verfügung gestellten Aufzeichnungen, dann die deutsch-böhmischen Zeitungen und die Protokolle des böhmischen Landtages und des österreichischen Herrenhauses benutzt.

Richard Charmatz.

Schewitsch (Racowitza), Helene v., geb. v. Dönniges, * 21. März 1845 zu München, † 1. Oktober 1911 daselbst. — In ihren Glanztagen eine fast in ganz Europa gefeierte und vergötterte goldhaarige Schönheit, dann vorzeitig vergessen, bis sie nach schweren körperlichen und seelischen Leiden der Tragödie ihres Lebens selbst ein Ende setzte. Ihr Vater Wilhelm v. D. († als kgl. baye-rischer außerordentlicher Gesandter zu Rom am 4. Januar 1872 an den Blattern), der »die Glutidee der Trias« zündend in die Welt schleuderte, einige Jahre hindurch der vertraute Ratgeber des Königs Max II. von Bayern, hatte die Berufungen auswärtiger Gelehrter und Dichter nach München veranlaßt. Mit ihm war seine geistvolle Frau Franziska († am 8. März 1882 zu Rom) der gesellschaftliche Mittelpunkt der geistigen Koryphäen Münchens zu jener Zeit. 1857 wurde der Vater als Gesandter nach Turin berufen. Als zwölfjähriges frühreifes Kind nahm das »rote Nixlein«, um dessen Erziehung sich die Eltern blutwenig bekümmerten, an den farbigen Festen der Erwachsenen teil und wurde von ihrer Mutter in unbegreiflicher Verblendung mit einem 42 jährigen Festungskommandanten aus Alessandria verlobt. Doch verabschiedete Helene ein paar Jahre darauf den alternden Bräutigam, als sie im »Sonnen-Jugendrausch« der ersten Liebe zu einem russischen Offizier schwelgte. Diesem Erlebnis war ein anderthalb-jähriger Aufenthalt bei ihrer Großmutter in Berlin zu Bildungszwecken vorausgegangen. Sie lernte leicht und spielend fremde Sprachen (Französisch, Englisch, Italienisch und Russisch) und empfing auch Unterricht im Deutschen,

in der Literatur und in der Musik. Doch niemand zügelte ihre ausschweifende Phantasie und lenkte ihre große Willensschwäche in die rechten Bahnen. Schon damals befestigte sich in ihr die Idee der »Mannleichheit im Liebesrecht des Weibes«.

Nach kurzem Aufenthalt in Nizza setzte sie 1862 ihre Studien in Berlin wieder fort. Ihre wunderbare Schönheit und ihre geistsprühende Lebhaftigkeit bezauberten die Männerwelt. Ein junger rumänischer Student aus »fürstlichem Geblüt«, Yanco v. Racowitza, bewirbt sich ernsthaft um sie. Ihrem »Mohrenpagen«, wie sie ihn nannte, bleibt sie freundschaftlich zugetan. Doch seine Gestalt verblaßt, als der 39 jährige Lassalle in ihr Leben tritt. Die Geschichte dieses kurzen, jäh endenden Liebestraumes erzählt sie selbst mit seltenem Freimut in dem Buche »Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle« (1879). Schon die erste Begegnung entschied über das Schicksal der beiden. »Aug' in Aug' standen sie regungslos einander gegenüber wie Tristan und Isolde.« Die Einwilligung der Eltern Helenens zur ehelichen Verbindung glaubte der sorglose Agitator leicht erringen zu können. In Genf, wo ihr Vater damals als Gesandter weilte, entdeckte sich Helene dem Elternpaar und entfesselte dadurch wahre Wutausbrüche des jähzornigen Vaters. Der Antrag des Freiers wird unter rohen Beschimpfungen abgelehnt, Helene von dem tobenden, mit einem Hirschfänger bewaffneten Vater an den Haaren nach Hause geschleift und dort Wochen lang wie eine Gefäßene gehalten. Der körperlich und seelisch Gebrochenen diktiert der eigene Vater einen empörenden Absagebrief an Lassalle. Der schwer gekränkte Freier fordert D. zum Zweikampf; Racowitza tritt für diesen in die Schranken. Lassalle wird tödlich getroffen und stirbt am 31. August 1864.

Helene bezeichnet den Vater offen als den Mörder ihres Geliebten. Durch jenen war der harmlose Yanco zum Duell gezwungen worden. Eine völlige Apathie hatte sich der Ärmsten bemächtigt, und sie verlebte »Schreckensmonate« bei den ihr nun gänzlich verhaßten Eltern. Daher widerstand sie dem Werben Yancos nicht länger und vermählte sich im Frühjahr 1865 mit ihm, dem Mörder Lassalles, dem »dennoch Unschuldigen«. Diesen psychologisch höchst befremdlichen Schritt sucht sie durch ihre innere und äußere Haltlosigkeit zu erklären. Der brustkranke Yanco starb schon am 12. Dezember des gleichen Jahres zu Bologna, ohne ihr auch nur das Geringste von seinen großen Reichtümern zu hinterlassen. In ihren auch stilistisch vortrefflichen Memoiren »Von anderen und mir« (1909) zeichnet sie mit rückhaltloser Offenheit die verschiedenen Stufen ihres abenteuerlichen Lebensganges. Nach Yancos Tode fühlte sie sich »vogelfrei«, ohne Halt an der Familie, von der sie sich losgesagt hatte. »Bei dieser Leere in mir, dieser Abgestorbenheit jedes wahren Gefühls, ein nicht zu unterdrückendes Temperament, das auf alle Sinneseindrücke auf das stärkste reagierte; ein Fahrzeug auf dem Meere des Lebens — allen Stürmen preisgegeben, ohne Steuermann.« Bei manchen Einzelheiten, die sie von ihrem Leben berichtet, scheint Wahrheit und Dichtung ineinanderzufließen. In Nizza sucht man sie für die Pläne der Jesuiten, in Berlin als diplomatische Agentin Bismarcks vergeblich zu gewinnen. In der preußischen Hauptstadt bereitete sie sich auf ihre zukünftige Bühnenlaufbahn vor und fand in Spielhagen, Auerbach, Rodenberg und namentlich in Paul Lindau verständnisvolle Freunde. 1868 vermählte sie sich mit dem Schauspieler Siegwart Friedmann, dem hochbegabten Schüler Dawisons. Im Hoftheater zu Schwerin errang sie als Maria

Stuart, Gräfin Orsina und in andern ähnlichen Rollen bedeutende Bühnenerfolge. Aber auch in Wien und auf ausgedehnten Gastspielreisen feierte sie infolge ihres temperamentvollen Spiels und ihrer rassigen Schönheit große Triumphe. Nach fünfjähriger Ehe wollte sie sich von Friedmann scheiden lassen und erfuhr dabei, daß ihre Ehe staatsrechtlich ungültig gewesen sei. Doch blieb ihr ehemaliger Gatte einer ihrer treuesten Freunde.

Wiederum stand sie fast völlig mittellos in der Welt. Ihre bescheidenen Einkünfte als Schauspielerin boten dem früh verwöhnten Glückskinde wenigstens das Notdürftigste zum Leben. Dabei war sie von einem heißen Glückshunger erfüllt, von einem sonnigen, leichten Sinn. »Herzessucherin« nannten sie oft ihre vertrautesten Freunde. In Wien verdankte sie reiche Förderung ihres Talents dem Verkehr mit Heinrich Laube. Schätzbare Anregungen gaben ihr auch Sonnenthal, Wilbrandt, Scaria, Makart u. a. Zu dem Verstehen für Menschen und Menschliches verhalfen ihr — nach ihrem eigenen Bekenntnis — damals Richard Wagners Tonschöpfungen am meisten. In Kissingen lernte sie ihren nachmaligen Gatten Serge v. Schewitsch kennen, einen »überzeugtesten Sozialisten«, der auch in der Literatur von Deutschland, Frankreich, Rußland, England und Italien sehr gut beschlagen war. Ihn traf sie auch wieder in Petersburg, wohin sie zur Kräftigung ihrer erschütterten Gesundheit gegangen war. Hier umwogte sie das eigenartige skrupellose Leben der russischen höheren Gesellschaftskreise, das sie später in zwei Romanen vortrefflich abkonterfeite. Der erste, »Gräfin Vera« (1882), schildert in spannender Weise und mit leidenschaftlicher Empfindung die Enttäuschungen einer ideal veranlagten Frauennatur, die um ihres Liebsten willen Gatten und Kind verläßt und in schweren Herzenskämpfen ihre Schuld büßen muß. Nicht wenige persönliche Erlebnisse wob Helene v. Sch. hier und in ihren andern (umfänglicheren) Roman hinein, »Erbtes Blut« (1892). Voll Unbefangenheit schlägt sie auch hier das Thema von der freien Liebe an. Der erste Teil des Romans spielt zumeist in Petersburg, der zweite in Paris, München und Amerika, und die Heldin dieses Abschnittes, Tamara, trägt mehrfache Züge von Helene, während in dem Maler Franz Rolander zweifellos Franz v. Lenbach porträtiert ist.

Mit Serge versuchte sie nun ihr Heil in Amerika. Am 1. März 1877 kamen beide in New York an. Schewitsch trat in den Redaktionsverband der New Yorker Zeitung »World«; auch ward er mit der Zeit einer der bekanntesten Volksredner in der Union. Helene gab in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes jeden Winter und Frühling längere Gastspiele an den deutschen Theatern des Westens, namentlich in San Franzisko. Später widmete sie sich der Schriftstellerei. Ihr schon erwähnter Roman »Gräfin Vera« erschien zuerst im New Yorker »Puck«. Sie wurde auch ständige Mitarbeiterin der St. Louis »Westlichen Post« und Theaterkritikerin der »New Yorker Volkszeitung«.

Eine Russin Helena Petrowna Blawatzki gab ihrem Dasein neues Interesse, indem sie ihr die uralte Weisheitslehre der Inder »unter dem neuen Gewande der Theosophie« überlieferte. Ausführlich erzählt Helene v. Sch. davon in dem Buche »Wie ich mein Selbst fand«. Als Frucht ihrer theosophischen Studien erschienen noch 1904 »Praktisch-theosophische Winke von einer Okkultistin«. An der New Yorker Frauenuniversität warf sie sich nun vier Jahre lang mit größtem Eifer auf das Studium der Medizin. Doch unmittelbar vor der Promotion befiel sie eine monatelange Krankheit. Schweren Herzens mußte sie

nun ihrer Lieblingsidee entsagen; allein sie läßt dieselbe im Schlußkapitel des Romans »Erbtes Blut« zur holden Wirklichkeit aufsprießen.

Im Frühling 1890 kehrten die beiden v. Sch. nach Europa zurück und erwählten Riga als Wohnort. Aber im September 1891 mußte sich Helene in Berlin einer lebensgefährlichen Operation unterziehen und blieb fortan eine »sieche Frau«. Da der Zar Serge v. Sch. wieder in all seine Vermögensrechte eingesetzt hatte, verbrachte das Ehepaar die folgenden sechs Jahre größtenteils auf Reisen in der Schweiz und Italien. Nur der Herbst führte es meist nach München zurück, das von 1897 an ihr ständiger Aufenthaltsort ward. v. Sch. beteiligte sich zuerst an der Herausgabe des »Simplizissimus«. Dann löste er das Verhältnis zum Verlag. Er schrieb (unter anderem Namen) erfolgreiche Dramen, ferner für große Zeitungen Novellen und politische Artikel.

Die Freundschaft mit Björnson, mit Helene Böhlau und andern bedeutenden Menschen waren noch Lichtblicke im letzten Jahrzehnt ihres sturmbelegten Daseins.

Allmählich wurde es einsamer um die beiden Gatten, und die bittere Not klopfte zuletzt oft an ihre Tür. Ende September starb v. Sch. Scherzend hatte einst Lassalle sein »Goldfuchslein«, wie er Helene nannte, gefragt, was sie tun würde, wenn er zum Tode verurteilt würde. Ohne langes Besinnen hatte sie damals erwidert: »Ich würde Gift nehmen.« Nun, nach dem Hinscheiden ihres Gatten v. Sch., schien ihr auch kein anderer Ausweg offen; darum nahm sie den erlösenden Todestrank. Am 3. Oktober 1911 wurde sie auf dem Münchener Ostfriedhofe in der denkbar einfachsten Weise in einem ärmlichen Grabe neben ihrem Gatten bestattet. Nur wenige Personen gaben ihr das letzte Geleite. Eine ergreifende Lebenstragödie war zu Ende gegangen.

Dr. A. Dreyer.

Fresenius, August, Dichter und Übersetzer, * 5. März 1834 zu Frankfurt a. M., † 3. Juli 1911 zu München. — Nach dem frühen Tode der Eltern widmete sich F. dem kaufmännischen Berufe, der ihm jedoch gar nicht zusagte. Daher betrieb er 1859 an den Universitäten zu München und Heidelberg das Studium der deutschen und französischen Literatur. Während seines achtjährigen Aufenthaltes in Paris (von 1860 bis 1867) versenkte er sich in die französische Sprache und Literatur, namentlich in die Werke Molières und der neueren französischen Lustspieldichter. Schon 1862 verdeutschte er zwei heitere französische Einakter aufs beste: »Der Roman einer Stunde« von François Benoit Hoffmann und »Die beiden Witwen« von Félicien Mallefille. 1868 nahm er seinen ständigen Wohnsitz in München und lebte hier seiner schriftstellerischen Tätigkeit, als Mitarbeiter von Zeitschriften, wie der nur kurz bestehenden »Propyläen«, und insbesondere als gewandter und geistvoller Verdeutscher französischer Lustspiele und Possen. Von Eugène Labiche übertrug er vier wirksame Schwänke: »Ein gefährlicher Freund« (1870), »Die Höhle des Löwen«, »Die Lebensretter«, »Das liebe Ich«. Das erste dieser Stücke fand bei seiner Uraufführung im Wiener Burgtheater 1869 verdienten Beifall. Diese und seine folgenden Übersetzungen spiegeln vortrefflich den blendenden Esprit und tändelnden Humor der französischen Originale. Auf Fs.' Talent wurde auch König Ludwig II. von Bayern aufmerksam, der damals in seiner beginnenden Menschenscheu den Entschluß faßte, erlesene dramatische Werke in eigenen Auf-

führungen zu genießen. Den Reigen dieser Vorstellungen, die fast bis zum Tode des unglücklichen Monarchen währten, eröffnete am 20. Mai 1871 ein graziöses Lustspiel des älteren Dumas »Eine Heirat unter Ludwig XV.« in wohl-gelungener Übertragung von F. Von diesen Separataufführungen erzählt F. in einer farbigen Studie in der Beilage zur Allg. Ztg. (1893, Nr. 95—98). Wie von seinen »Hofdichtern« (Herm. v. Schmid und K. v. Heigel), verlangte Ludwig II. auch von dem Übersetzer F. strengste Befolgung mancher von ihm vorgeschriebenen szenischen Anordnungen. Von historischen Dramen, die F. übersetzte, seien noch genannt: »Das Alter eines großen Königs« (Ludwigs XIV.) und »Ein Minister unter Ludwig XV.«, von den ebenfalls aus dem Französischen stammenden Lustspielen: »Allzu scharf macht schartig«, »Falsche Locken«, »Vollblut«, »Nach dem Ball«, »Ein schlimmer Handel« u. a. m. In stark vorge-rücktem Alter übernahm er noch das Amt eines Dramaturgen am Münchener Volkstheater und erwarb sich hier durch liebevolle Einstudierung älterer, längst vom Repertoire der Bühnen abgesetzter Stücke (z. B. von Halms »Sohn der Wildnis«), namentlich aber durch die ebenso pietätvolle als dramatisch überaus geschickte Neubearbeitung des Trauerspiels »Evchen Humbrecht« von H. L. Wagner, das bei seiner ersten Neuaufführung im Münchener Volkstheater Ende April 1904 tiefen Eindruck hervorrief.

In den letzten Jahren seines Lebens zog sich F. von der Außenwelt fast ganz zurück und führte das Dasein eines merkwürdigen Sonderlings. Seine Leiche wurde von München zur Einäscherung in das Krematorium nach Ulm überführt.

Dr. A. Dreyer.

Zipperer, Wilhelm, Oberstudienrat und Rektor des humanistischen Gymnasiums in Würzburg, altbayerischer Mundartdichter, * 18. Dezember 1847 in München, † 9. Oktober 1911 in Würzburg. Er war der Sohn des bekannten Münchener Buchhändlers und Antiquars Paul Z. Nach beendetem humanistischen Studium widmete er sich an der Universität seiner Vaterstadt zunächst dem Studium der Theologie, doch ging er bald zur klassischen Philologie über. Dank seinem ungewöhnlichen Gedächtnisse eignete er sich gründliche Fachbildung an, daneben aber auch eingehende literarhistorische Kenntnisse, die er durch spätere eifrige Studien noch erheblich erweiterte. 1873 bestand er als erster den Staatskonkurs und wurde kurz darauf als Lehramtsassistent an die Studienanstalt Würzburg berufen. 1875 promovierte er in Würzburg mit der Abhandlung »*De Euripidis Phoenissarum versibus suspectis et interpolatis*«. Im August des gleichen Jahres erhielt er ein Reisestipendium von 1200 Gulden zum Besuche der archäologischen Institute in Rom und Athen.

Nach seiner Rückkehr war er wieder am Neuen Gymnasium in Würzburg als Lehrer und Professor tätig. 1898 wurde er zum Rektor des Gymnasiums in Münnerstadt (Unterfranken) ernannt, 1905 in gleicher Eigenschaft an das Neue Gymnasium in Würzburg versetzt. Als Lehrer verstand es Z. vortrefflich, anregend auf seine Schüler zu wirken; dabei hatte er aber auch ein feines Empfinden für die soziale Aufgabe seines Berufes. Schon als Schulvorstand in Münnerstadt sah er an Sonn- und Feiertagen häufig ärmere Studenten als Gäste bei sich und führte sie auch ins Theater. Auch in Würzburg verwendete er einen Teil seines Einkommens zur werktätigen Hilfe für unbemittelte Schüler. Als ihn 1906 in der zweiten bayerischen Ständekammer ein Abgeordneter wegen

angeblicher bureaukratischer Verordnungen gegen die Gymnasiasten heftig angriff, da rühmte ihn der damalige Kultusminister Wehner als eine »ganz vorzügliche Kraft«, als »einen wahren Vater seiner Schüler in und außerhalb der Schule«. Im Mai 1907 veranstaltete Z. in Würzburg eine in schauspielerischer und musikalischer Hinsicht wohlgelungene Schüleraufführung von Sophokles' »Antigone«, ein wirkliches »Ereignis« für die Metropole Frankens.

Ein durchaus gläubiger Christ, war Z. trotzdem kein Freund des »politischen« Katholizismus, und hielt sich auch zeitlebens von dem politischen Parteigetriebe fern. Als unentwegter Idealist glühte er voll Begeisterung für alles Edle und Schöne in Kunst und Literatur; darum konnte er sich für die moderne Richtung auf diesen Gebieten nicht erwärmen. Die Bestrebungen der Volkskunde suchte er nach Kräften zu fördern. Trotz weiter Reisen in fast alle Kulturländer Europas blieb er doch ein Freund des Heimischen in Sitte, Sage und Brauch, voll von Bewunderung der deutschen Vergangenheit, aber auch der Errungenschaften des neuen Deutschen Reiches. Seine Liebe zur Natur und zu den Bergen trieb ihn alljährlich in die bayerischen und Tiroler Alpen, und hier sammelte er die Stoffe zu seinen derbfrischen »Gedichten in oberbayerischer Mundart«, die er 1905 veröffentlichte. Den Dialekt seiner altbayerischen Heimat beherrscht er meisterhaft, und die Zeichnung lebenswahrer Typen seines Volkstammes gelingt ihm recht gut. Ein paarmal wendet er in diesen Gedichten — nach Hebels Vorbild — mit Glück den Hexameter an. Der alpinen Sache brachte er reges Interesse entgegen, und er half auch die heute stolz blühende Alpenvereinssektion Würzburg mitbegründen. Seit 1909 litt er an einem heimtückischen, sarkomartigen Übel, das seine so kräftige Natur untergrub. Am 1. September 1911 trat er »unter Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung« in den verdienten Ruhestand; doch schon am 9. Oktober des gleichen Jahres erlöste ihn der Tod von seinem qualvollen Leiden. Dr. A. Dreyer.

Riehl, Berthold, Professor der Kunstgeschichte an der Universität München, * 10. Juni 1858 zu München, † 5. April 1911 daselbst. In der Vollkraft der Jahre, inmitten aus einem arbeitfreudigen Leben, das insbesondere für die bayerische Kunstgeschichte wertvolle Bausteine herbeitrug, entriß ihn der Tod. Von seinem Vater, dem von König Max II. von Bayern 1854 nach München berufenen Kulturhistoriker und Novellisten Wilhelm Heinrich R., hatte er die Gabe geerbt, die Entwicklung und die eigenartigen Merkmale einer bestimmten Kulturgattung im Zusammenhang mit Land und Leuten zu erfassen und zu verstehen. Diese Betrachtungsweise wendete er auf das von ihm erwählte Spezialfach, die Kunstgeschichte, an. Im Elternhause lernte er außer Koryphäen der Wissenschaft und Dichtkunst auch die bedeutendsten Münchener Meister der bildenden Kunst kennen, so vor allem Kaulbach, und mit mehreren derselben trat er in freundschaftliche Beziehungen. Von den älteren Künstlern, die zum Aufschwung der bayerischen Hauptstadt das Ihre redlich beitrugen, erzählte ihm der geistvolle, kunstfreudige Vater, der auf den Werdegang des Knaben und Jünglings bedeutsamen Einfluß ausübte. Nach Vollendung der humanistischen und Hochschulstudien promovierte R. an der Münchener Universität mit der Abhandlung »St. Michael und St. Georg in der bildenden Kunst« (1883), worin er einen Zusammenhang für die bildliche Gestaltung des Drachen mit der römisch-griechischen Kunst entschieden abweist. Schon im nächsten

Jahre habilitierte er sich an der Universität seiner Heimatstadt mit der kraftvoll-eigenartigen Studie über die »Geschichte des Sittenbildes in der deutschen Kunst bis zum Tode Pieter Brueghel des Älteren«, die nicht allein schätzbare, lichtvolle Einblicke in die ersten unscheinbaren Anfänge dieser langsam erwachsenen Kunstgattung und in ihr Emporblühen vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert, sondern auch in das Volks- und Kulturleben dieser Zeitabschnitte eröffnet. Zwar vertieft er sich auch ferner noch mit voller Seele in bemerkenswerte Entwicklungsstufen der deutschen Kunstgeschichte; allein viel häufiger drängt es ihn, die frühesten Spuren und die allmählichen Fortschritte der bayerischen Kunst in scharfe Beleuchtung zu rücken. Sein erstes Werk auf diesem Gebiete, »Die ältesten Denkmale der bayerischen Malerei« (1885), spricht auch das Ziel seiner künftigen Forschertätigkeit aus: die Kunst des bayerischen Stammes in ihrem eigenartigen Charakter, in ihrem Zusammenhange mit dem Wesen des deutschen Volkes zu erforschen und darzustellen. Eine Ergänzung zu diesem Buche bildet sein Werk »Denkmale frühmittelalterlicher Baukunst in Bayern, Bayerisch-Schwaben und der Pfalz« (1888). Hier weist er auf den innigen Zusammenhang der Baukunst und ihrer Entwicklung mit Land und Leuten hin. Der einheitliche Charakter der Kunstdenkmale eines Stammes ist einerseits in der Art des Landes und dem Volkscharakter, anderseits in geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Verhältnissen begründet. Zum ersten Male werden hier auch die auswärtigen Einflüsse auf die bayerische Baukunst gebührend berücksichtigt. Zu Reproduktionen von Gemälden von Dürer und Wohlgemut von Sigmund Soldan (1887) schrieb R. die verständnisvolle Erläuterung. 1887 ward er auch als Dozent für Kunstgeschichte und Ästhetik an die Akademie der bildenden Künste in München berufen. 1890 wurde er zum außerordentlichen und 1896 zum ordentlichen Professor der Kunstgeschichte an der Universität München ernannt. Im Jahre 1894 vermählte er sich mit Marie Petri aus Kassel, und dieser Ehe entsproß eine Tochter (Berta). Reisen in Italien hatten seinen Blick für die charakteristischen Merkmale der älteren und neueren Kunstdenkmäler geschärft, und auf zahlreichen Wanderungen studierte er aufs gründlichste die Erzeugnisse bayerischen Kunstsinnes in Dörfern, Märkten und Städten. Im Juni 1887 ordnete das bayerische Kultusministerium die Inventarisierung sämtlicher öffentlicher Kunstdenkmäler an und betraute vor allem R. mit dieser Aufgabe. Seine eingehende Durchforschung galt zunächst dem Kreise Oberbayern. Alle Orte mit Kirchen wurden hier besucht, alle Beschreibungen an Ort und Stelle vorgenommen, desgleichen auch verschiedene photographische Aufnahmen. Als Frucht dieser mühsamen Arbeit veröffentlichte R. 1893 im Verein mit Gustav v. Bezold »Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirks Oberbayerns (vom 11. bis 18. Jahrhundert)«. Dadurch wurde ein weites, von der Kunstforschung bisher wenig beachtetes Gebiet allgemein bekannt gemacht. In Nachahmung des Historikers K. Th. v. Heigel, der in geistsprühenden, auf tiefen Quellenstudien fußenden Essays denkwürdige geschichtliche Ereignisse und Personen mit sicherem Griffel zeichnete, suchte R. das Verständnis weiter Kreise für die Kunst der Vergangenheit durch volkstümliche Vorträge, aber auch durch farbenfrische Aufsätze, die zumeist in der Beilage zur Allg. Ztg. und im »Kunstgewerbeblatt« erschienen, zu wecken und zu fördern. Neun dieser Skizzen gab er 1893 unter dem Titel »Deutsche und italienische Kunstcharaktere« heraus und widmete das Buch seinen Eltern. Die Gegensätze zwischen der

Kunst diesseits und jenseits der Alpen und den Einfluß der einen auf die andere zu schildern, das schwebte ihm hier als Leitmotiv vor. In den ersten drei Essays überwiegt das historische, in den folgenden das künstlerische Interesse. Bezeichnende Ausschnitte aus der Frühzeit des bayerischen Kunstlebens bieten auch R.s Arbeiten aus den Jahren 1894 und 1895: »Die bayerische Kleinplastik der frühromanischen Periode« (in Reinhardstöttners »Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns«) und »Studien zur Geschichte der bayerischen Malerei des 15. Jahrhunderts« (in Bd. 49 des »Oberbayer. Archivs«). Die Ergebnisse kunsthistorischer kritischer Forschungen auf wiederholten Fußwanderungen durch das Unterinntal, über den Brenner und durch das Etschland bis Trient umschließt sein Buch »Die Kunst an der Brennerstraße« (1898, 2. Aufl. 1908), ein wohlgelungener Versuch, den Kunstfreund zu bewegen, deutsche Kunst vor allem in deutschen Landen und nicht in Museen zu studieren. Hier nennt er als Aufgabe des Kunsthistorikers, den gegenseitigen internationalen Anregungen und deren Wirkungen nachzuspüren, die bei der Verschiedenheit der Lebensbedingungen und der Künstlerindividualitäten auch erheblich voneinanderabweichen. Seit 1898 gehörte R. auch der Münchener Akademie der Wissenschaften an, und in den »Abhandlungen« dieser gelehrten Gesellschaft erschienen schätzbare Bausteine zumeist zur bayerischen und deutschen Kunstgeschichte, so: »Von Dürer bis Rubens, eine geschichtliche Studie über die deutsche und niederländische Malerei des 16. Jahrhunderts« (1900); »Geschichte der Stein- und Holzplastik vom 12. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts« (1902); »Die Münchener Plastik in der Wende des Mittelalters zur Renaissance« (1904); »Internationale und nationale Züge in der Entwicklung der deutschen Kunst« (1906); »Studien über Miniaturen niederländischer Gebetbücher des 15. und 16. Jahrhunderts im Bayerischen Nationalmuseum und in der Hof- und Staatsbibliothek zu München« (1907). Ein recht anziehendes Stadtbild vom Standpunkte des Kunsthistorikers aus entwarf er in der Studie »Augsburg« (1903, in der Sammlung »Berühmte Kunststätten« Nr. 22), die das Verständnis für die große künstlerische Vergangenheit der ehemaligen freien Reichsstadt wachzurufen sucht. Sein letztes Werk, »Bayerns Donautal; tausend Jahre deutscher Kunst« (mit 72 Abbildungen) gab sein Schüler Ph. M. Halm nach R.s Tode mit einer tief empfundenen Biographie 1912 heraus. Eine ungeheure Fülle des Stoffes ist hier zum ersten Male im Zusammenhang und in großzügiger, vornehm-künstlerischer Weise behandelt. Das Werk bildet einen der wichtigsten Beiträge zur bayerischen Kunstgeschichte.

R. verstand es meisterlich, »Leben und Wissenschaft in Einklang« zu bringen. Wie in seinen Schriften, so strebte er in seinen Vorlesungen nach einer klaren, gemeinverständlichen Darstellung, die doch von einem leichten poetischen Hauche durchweht war. Das Werden und Reifen großer Meister und Kunstwerke der Vergangenheit wußte er durch sinn- und stimmungsvolle Vergleiche mit dem Schaffen der Gegenwart plastisch zu veranschaulichen. Dabei hatte er ein scharfes Auge für die Eigenart älterer und neuerer Maler und Bildner und ein künstlerisches Feingefühl für ihre Werke, deren charakteristische Merkmale er aus den jeweiligen Kulturverhältnissen zu erklären suchte. Unbeirrt von der gerade herrschenden Kunstrichtung ging er seine eigenen Wege. In der Polemik gegen Andersmeinende hielt er sich stets maßvoll. Die allzu große »Eingemeindung« der Kunstdenkmäler in ein Museum billigte er nur dann,

wenn diesen die Gefahr der Vernichtung drohte. Sein Wesen atmete wohlthuende Schlichtheit und Herzensgüte; bescheidenen Sinnes blieb er auch dann noch, als seinem verdienstlichen Wirken auf dem Gebiete der deutschen und besonders der bayerischen Kunstgeschichte stets wachsende Anerkennung folgte.

Dr. A. D r e y e r.

HeiB, Karl, Kreisschulinspektor und Gründer des Bayerischen Volksschullehrervereins, * 10. August 1827 zu Starnberg bei München, † 18. April 1911 zu Nürnberg. — Als der älteste Sohn eines Lehrers erblickte H. zu Starnberg das Licht der Welt. Mit sieben Geschwistern verlebte er zu Vilsbiburg (Niederbayern) eine sorglose Kindheit und Jugend. Zunächst besuchte er die Lateinschule zu München, darauf das Lehrerseminar zu Straubing und bestand 1848 die Anstellungsprüfung für den Volksschuldienst mit bestem Erfolge. Bald nach seiner Anstellung als Lehrer zu Gerzen bei Vilsbiburg (1851) vermählte er sich zum ersten Male. Zwei Jahre später wurde er als erster Lehrer nach Achdorf bei Landshut versetzt und wirkte dort bis 1867. Zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte er auch die Redaktion der Bayerischen Schulzeitung übernommen, die er bis zu seinem Wegzug von Achdorf beibehielt. Die berechtigten Klagen seiner bayerischen Kollegen über mangelhafte Besoldung und Vorbildung gingen ihm zu Herzen, und er erkannte, daß nur durch engen Zusammenschluß der Lehrer Bayerns tatkräftige Abhilfe geschaffen werden könne. Am 16. August 1861 erließ er einen Aufruf zur Gründung eines bayerischen Lehrervereins. Am dritten Weihnachtsfeiertage des gleichen Jahres wurde der Verein zu Regensburg begründet und H. zum ersten Vorsitzenden desselben gewählt. Dem neuen Verbands traten zunächst kaum über 100 bayerische Lehrer bei, doch nach Jahresfrist war die Mitgliederzahl desselben bereits auf über 1500 und zehn Jahre darauf auf beinahe 10 000 angewachsen, während sie jetzt das Doppelte beträgt. Als Lehrervereinsvorstand entfaltete H. eine ebenso umsichtige wie zielbewußte Tätigkeit, und seinem kräftigen Eintreten verdankte die bayerische Lehrerschaft schon damals eine wesentliche soziale und materielle Förderung. 1867 wurde er als Lehrer nach Augsburg berufen und gehörte einige Jahre hindurch dem dortigen Gemeindekollegium als Mitglied an. Im gleichen Jahre wurde er auch mit der Leitung der neubegründeten Bayerischen Lehrerzeitung betraut; doch 1874 legte er dieselbe nieder, ebenso das Amt eines ersten Vorstands des Bayerischen Lehrervereins. 1869 starb seine erste Gattin; 1872 vermählte er sich zum zweiten Male, doch 1895 wurde er wieder Witwer. Unter seiner Vorstandschaft entstand die segensvollste Einrichtung des Bayerischen Lehrervereins, die Gründung eines Lehrerwaisenstiftes, das seither den Hinterbliebenen der Lehrer namhafte Unterstützungen zuwendete. 1872 wurde H. als Oberlehrer an die Petersschule in München berufen und bald darauf zum Inspektor an der Münchener Simultanschule I befördert. 1878 wurde ihm die Stelle eines Kreisschulinspektors in Augsburg bei der Regierung von Schwaben und Neuburg übertragen. In seinen verschiedenen Stellungen, als Lehrer wie als Schulaufsichtsbeamter, kam ihm neben einem reichen Wissen auch ein großes pädagogisches Geschick zustatten. Ein hochgradiges Nervenleiden zwang ihn vorzeitig, um seine Ruhestandsversetzung nachzukommen, die ihm am 1. April 1890 in aner kennendster Weise seiner Dienstleistungen gewährt wurde. Nun übersiedelte er wieder nach

München, doch schon drei Jahre nachher kehrte er nach Augsburg zurück und übernahm die Verwaltung des Bayerischen Lehrerwaisentiftes. Die zunehmenden Beschwerden des Alters veranlaßten ihn 1904 zum Rücktritt von diesem Amte; hierauf wählte er Starnberg als Wohnsitz. 1910 zog er nach Nürnberg, wo er am Morgen des 18. April einem wiederholten Schlaganfall erlag.

H. war eine gerade, biedere, pflichttreue Persönlichkeit und als solche in weiten Kreisen beliebt und geschätzt. Seinem Wunsche gemäß wurde seine Leiche in Augsburg beerdigt. Als »Vater« des Bayerischen Lehrervereins genoß H. auch noch in späteren Jahren hohes Ansehen in den Kreisen der Lehrer Bayerns.

Dr. A. Dreyer.

Greif, Martin, (Pseud. für Friedrich Hermann Frey), Lyriker und Dramatiker, * 18. Juni 1839 zu Speyer, † 1. April 1911 zu Kufstein. — Von seiner überaus glücklichen, von sorgsam Eltern treu behüteten Jugendzeit erzählt der Dichter erinnerungsfroh in Nr. 24, 25, 27 und 30 der Allg. Ztg. Sein Vater Maximilian F., damals Regierungsrat in der pfälzischen Kreisstadt, später Regierungsdirektor in Bayreuth, war ein pflichttreuer, lauterer Charakter. Von seiner Mutter Adelheid, der Tochter eines Straßburger Jugendfreundes von Goethe (*Dr. Joh. Christ. Ehrmann*), erbte G. die sinnige Naturbetrachtung und die unerschöpfliche Herzensgüte. Nach dem Besuch des Ludwigsgymnasiums in München trat er 1857 in die bayerische Armee ein und wurde zwei Jahre darauf zum Artillerieleutnant befördert. Allein der eintönige Garnisonsdienst widerte den jungen Offizier bald an, der wegen seiner nervösen Empfindlichkeit einen Helm aus Pappendeckel tragen mußte. Willkommene Abwechslung brachten Urlaubsreisen nach Frankreich, Belgien und England, wo er mit Freiligrath zusammentraf, sowie 1865 nach Spanien (auf den Spuren des verschollenen Nürnberger Professors J. L. Hoffmann).

Die Lust zum Fabulieren hatte sich schon früh in ihm geregt. Die ersten Gaben seiner damals noch von fremden Vorbildern (von Rückert, Uhland, Goethe, Eichendorff u. a.) ziemlich abhängigen Muse ließ er noch unter seinem Familiennamen erscheinen: »Gedichte« (1860), »Berta und Ludwig« (eine Romeo- und -Julia-Tragödie 1861), »Die Schlacht von Leipzig«, eine epische Dichtung (1863), von der Rückert rühmt, daß der Verfasser »mit großer Redegewandtheit und Gedankenschwung alles Mögliche geleistet habe, was moderne Poesie modernen Schlachten abgewinnen kann«; »Frühlingssturmlieder« (1864) und das später ganz umgearbeitete dramatische Gedicht »Hans Sachs« (1865). Im allgemeinen blieben diese dichterischen Versuche fast ganz unbeachtet, und sein Vortrag einiger Gedichte als Gast bei dem Münchener Dichterbund der »Krokodile« vermochte nicht besonders zu erwärmen. Schon hatte er ein neues Bändchen Lieder bereit, welche trotz mancher Mängel ein tiefes, traumverlorenes Sichversenken in die Natur und eine durch den frühen Tod der geliebten Braut hervorgerufene elegische Grundstimmung offenbarten. Zaghaft brachte er (1865) diese Blüten Geibel, dem hilfsbereiten Förderer junger Münchener Dichter; doch dessen Ausspruch: »Zur Poesie haben Sie keinen Beruf« schmettete ihn völlig nieder.

Ed. Mörike hob sein Selbstvertrauen wieder, und 1868 erschienen die noch sorgfältig gefeiltten Gedichte bei Cotta unter dem Autornamen Martin Greif,

den er seither beibehielt und seit 1882 mit landesherrlicher Genehmigung neben seinem bürgerlichen Namen führen durfte. Die Lücken in seinem Bildungsgange suchte er nun durch eifrige Studien in München, insbesondere als Hörer bei dem Literaturhistoriker M. Bernays, sowie durch den Umgang mit wohlgesinnten, hochgebildeten Freunden (Adolf Bayersdorfer, Karl du Prel und Oskar Eisenmann) zu ergänzen, die sein der herrschenden literarischen Geschmacksrichtung entgegengesetztes Talent mit seltenem Scharfblick erkannten und ihm die Wege ebneten. Als weitere Freunde gesellten sich noch dazu: der Komponist Hornstein, der Theosoph Adolf Oppel, der Ästhetiker Julius Klaiber, der Alpenschilderer Heinrich Noë und der Archivar Joseph Fernbacher, der ihn Lingg zuführte. Doch bahnte sich zwischen beiden in ihrem Schaffen grundverschiedenen Dichternaturen kein näheres Verhältnis an.

Die erste Lanze für G.s Lyrik mit ihrem unvergleichlichen Stimmungsauber brach Bayersdorfer in seiner heute noch beachtenswerten Schrift »Ein elementarer Lyriker« (1872). Scharf kennzeichnet er hier die plastische, lautmalerische Kunst des Dichters, die »bei Vermeidung des Leidenschaftlichen den individuellen Charakter einer Erscheinung auch unter der Masse des Oberflächlichen herausfühlt« und lyrische Bilder schafft, die verwandte Saiten in unserer Seele anschlagen. Der von ihm geprägte Ausdruck »Empfindungsfragmente« kehrt bei späteren G.-Biographien häufig wieder. Speidel nannte ihn schon 1870 »den ersten Lyriker der Gegenwart«. Auf den Werdenden übte besonders du Prel nachhaltigen Einfluß aus, der mit ihm frohe Tage in einsamer Bergwelt und auf ausgedehnten Wanderfahrten verlebte, die die beiden Freunde 1874 bis nach Rom führten. In seiner »Psychologie der Lyrik« (1880) hebt der erstere ausdrücklich hervor, daß G.s Gedichte aus der unbewußten Phantasie wie ein frischer Quell entspringen, an denen »die künstlerische Besonnenheit des Dichters nur den geringsten Anteil« habe.

Inzwischen hatte G. als Berichterstatter der Wiener »Presse« das deutsche Heer auf seinem Siegeszuge nach Frankreich 1870/71 begleitet. Die Enthüllung einer Gedenktafel an dem vermeintlichen Geburtshause Walters von der Vogelweide bei Waidbruck (1874) begeisterte ihn zu einem sinnigen Festspiele »Walters Rückkehr in die Heimat«, das bei seiner Aufführung am Innsbrucker Stadttheater mit reichem Beifall bedacht wurde und dem Dichter mehrere Tiroler Freunde und Gönner gewann (J. V. Zingerle, Ch. Schneller, A. v. Schullern, A. und L. v. Hörmann, Ambros Mayr, Adolf Pichler, S. M. Prem u. a.).

Otto Ludwigs »Shakespeare-Studien« (1872) reizten ihn, neuerdings die Bahn des Dramas zu betreten. Sein historisches Trauerspiel »Korfz Uhlfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark« (1875), das sich auf die von Joh. Ziegler ins Deutsche übertragenen Memoiren von Uhlfeldts Gattin stützt, wurde auf Laubes Betreiben 1875 im Wiener Stadttheater zwölfmal nacheinander erfolgreich gegeben. Es ist eine Tragödie der Herrschgier und zugleich (wie Ludwigs »Erbförster«) des starren Rechtsbewußtseins, die den Helden zum Kampfe gegen das Vaterland und dadurch zum Untergange drängen. Der Charakter des Haupthelden ist scharf und folgerichtig gezeichnet; die übrigen Personen dagegen erscheinen etwas zu schablonenhaft.

Laube, der den Dichter damals für den Schillerpreis vorgeschlagen hatte, verhalf auch seinem nächsten fünfaktigen Trauerspiel »Nero«, dieser Tragödie der sittlichen Schwäche, im Wiener Stadttheater (1876) zu verdienter Aner-

kennung. Das von verschiedenen Dramatikern (von Lohenstein bis Wilbrandt) behandelte überaus schwierige Nero-Problem wußte G. verhältnismäßig am besten zu lösen; darum halten angesehene Kritiker G.s »Nero« für seine bedeutendste dramatische Schöpfung. L. Krapp meint: »Seit Grillparzers »Goldenem Vlies« ist an dramatisch Leidenschaftlichem und doch maßvoll Gebändigtem nichts Gleiches mehr geschrieben worden, wie der 3. Akt, die Schilderung des Muttermordes Neros«. Max Koch zählt dieses Stück zu den besten Dramen der letzten zwanzig Jahre: »Im »Nero« sehen wir den Dichter auf dem Gipfel seiner Kunst.« Der »satanische Einfluß« Poppäas treibt nach G.s Darstellung den »großen Komödianten auf dem Throne« zu seinen Schandtaten. Dann aber ergreifen ihn die Furien der Reue, dann umkrallt ihn der Verfolgungswahn. Wie Grillparzers »Libussa« und Hebbels »Nibelungen« blinkt auch hier die Morgenröte des Christentums in die Nacht der sinkenden heidnischen Welt. G. war schon 1875 auf einige Jahre nach Wien übersiedelt und hier mit bedeutenden Männern, mit Ludwig Speidel, Hugo Wittmann, Daniel Spitzer, Johs. Brahms usw., namentlich aber mit Anselm Feuerbach, in freundschaftliche Beziehungen getreten. Auch in München weilte er mit Vorliebe im Kreise von Künstlern (Hans Thoma, Wilhelm Trübner, Oberländer, Leibl u. a.).

Sein Aufenthalt in Italien reizte ihn zu zwei Dramen an, die auf diesem Boden spielen, zu »Marino Falieri« und »Francesca da Rimini« (beide 1878 entstanden). Das erstere, ein Intriguenstück, in welchem sich der Held, der Rächer seiner Familienehre, zum Führer seines unterdrückten Volkes erhebt, wird trotz seines bühnengerechten Aufbaues und der Schönheit der Sprache, die freilich — wie auch in andern Dramen G.s hie und da durch Trivialismen beeinträchtigt ist — durch Byrons gleichnamiges Drama in den Schatten gestellt. Ein weit besserer Wurf glückte ihm dagegen — trotz Heyse und d'Annunzio — in der Liebestragödie von der schönen Francesca, wozu ihm Boccaccio den Stoff bot. Nach Kilianis Urteil sind Anlage und Aufbau in den drei ersten Akten äußerst glücklich. Gleiches Lob verdient der Schlußakt; nur der 4. Aufzug steht in keinem organischen Zusammenhang mit den andern. Überall pulsiert tiefe Leidenschaft und dramatisches Leben.

Turmhoch über seinem romantischen »Mantel- und Degenstück« »Liebe über alles« steht sein vaterländisches Schauspiel »Prinz Eugen« (1879), das bei seinen Aufführungen im Burgtheater zu Wien (1880) und an andern österreichischen Bühnen jubelnde Begeisterung auslöste, in München aber (1883) kaum mehr als einen Achtungserfolg errang. »Prinz Eugen«, das »die straffste Struktur« aufweist, ist nicht bloß ein »in treuen Farben gemaltes Lebensbild des tapferen Savoyers«, sondern auch ein anschauliches Hof- und Kriegsstück, ja ein echt deutsches Kulturgemälde aus der Zeit der Türkennot und Türkensiege, das in einigen äußeren Einzelheiten flüchtig an Kleists »Prinzen von Homburg« gemahnt. Ein köstlicher, fein abgestufter Humor durchflutet das Stück, aus welchem — wie auch aus G.s andern Dramen — das lyrische Element des öfteren glanzvoll hervordringt. (1904 wurde das Drama von H. Müller ins Französische übertragen.)

Nach 14 jähriger Pause war eine Neuauflage von G.s Gedichten nötig geworden. Aus seinem mittlerweile reich angewachsenen Liederschatze fügte der Poet nicht wenige schimmernde Perlen hinzu, aber auch geringwertige Liederblumen, während er manches bedeutsame Lied aus der ursprünglichen

Sammlung ausschied. Dieser Mangel an richtiger Selbstkritik offenbart sich ebenso in seinem zweiten Gedichtbände »Neue Lieder und Mären« (1902). Die zweite Auflage seiner Gedichte (1881) und noch mehr die dritte Auflage (1883) erweiterte den Kreis seiner Verehrer ganz erheblich und erweckte dem Dichter neue Lobredner (Muncker, Conrad, Max Bernstein, Fritz Lemmermayer, Max Koch, Klaus Groth, Alfred Meißner, Rudolf Gottschall, Wilhelm Scherer u. a.). Resigniert sang der Dichter einst von sich selber:

»Ich steh' im Schatten meiner Zeit
Und warte auf Unsterblichkeit.«

Nun schien die von ihm ausgestreute Saat allmählich zu reifen; doch Mißgunst und Scheelsucht schütteten manche Giftblüten darunter. Wenn mir der sonst so maßvolle Dichter von den Anschlägen jener Neidgesellen erzählte, dann brauste er heftig auf. Die Vertreter der Bildungslyrik, namentlich der Geibel-Heyse-Kreis, sahen geringschätzig auf G.s »lyrisches Gestammel« herab. Das »Münchener Dichterbuch« (1882) ließ ihn nicht zu Worte kommen. Im Prolog zu seinen Satiren und Epigrammen zog Paul Schönfeld wider die »Sippenschaft« los, welche »Herrn Martin Greifs Stottern als klassisch auskreische«. Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bildete sich eine »Liga führender Schriftsteller« zur Unterdrückung G.s, die in Berlin, Wien und München Bundesgenossen warb, bis die Presse dieses schmählische Treiben an den Pranger stellte. Als jedoch der Lyriker G. sich Bahn gebrochen hatte, suchte man wenigstens den Dramatiker möglichst tief herabzuwürdigen, und gedankenlose Kritik plapperte dies Verdammungsurteil bis zum heutigen Tage nach. Der Dichter aber bricht in die humorvolle Klage aus:

»Freund, was rätst du mir nun? Seitdem ich zum Drama mich wandte,
Gelt' ich, sonst niemals genannt, plötzlich als lyrische Kraft.«

Nach mehrjähriger Pause bebaute G. neuerdings das Feld der dramatischen Dichtung. Diesmal wagte er sich an eine große Aufgabe, an eine Hohenstaufen-Trilogie, deren einzelne Teile (»Heinrich der Löwe«, »Die Pfalz im Rhein«, »Konradin«) 1887—1889 erschienen und bei ihren Aufführungen, hauptsächlich am Münchener Hoftheater, verdienten Beifall errangen. Diese Trilogie wird aber durch G.s engen Anschluß an die Geschichte (wie manches seiner späteren Dramen) in der einheitlichen Fortführung der Handlung empfindlich geschädigt. Der Gang der Geschehnisse ist durch vielfachen Szenenwechsel zerstückelt. In den beiden ersten Hohenstaufendramen sind Sprossen dieses ruhmreichen Geschlechtes nur die Gegenspieler; als Haupthelden erscheinen hier die Welfen (Heinrich der Löwe und sein älterer Sohn Heinrich). In »Heinrich dem Löwen« schlägt G. das Thema von der Auflehnung des machtbewußten Vasallen wider Gebot und Ruf seines Kaisers an. Der Titelheld büßt seine Schuld zwar nicht mit dem Leben, aber mit dem Verlust seiner Macht. Die »Pfalz im Rhein« ist der menschlich-versöhnende »lyrische Schlußakkord« zu diesem gewaltigen Ringen um die Macht. Wie die alten Titanengeschlechter der griechischen Tragödie, so entrinnt auch das von hochfliegendem Ehrgeiz beseelte Hohenstaufengeschlecht seinem Verhängnis nicht. Sein tragisches Geschick reizte eine Reihe von Dichtern zur dramatischen Gestaltung. Im Kranze der Konradin-Dramen nimmt G.s Stück, das auch manchen sagenhaften Zug geschickt hineinverwebt, eine hervorragende Stelle ein. Seinen »Konradin« bezeichnet Kosch als die »Tragödie der Nationalität«; die Schilderung »des deutschen Helden« in seinem

Kampf mit dem Auslande: das ist der Kernpunkt des Stückes. Im Prolog zur Hohenstaufentrilogie hält G. dem Dichter Ibsen, dem erbittertsten Gegner seiner vaterländischen Dramen, u. a. vor:

»Soll des Daseins kümmerliche Not,
Kein groß Geschick mehr unser Herz bewegen
Und würdig sein des vollen Mitgeföhls,
Das Leid, aus Schuld geboren, neu erweckt?«

Von allen Stücken G.s wurde wohl sein »Ludwig der Bayer«, das Drama der deutschen Treue, am volkstümlichsten, obwohl hier — allerdings nicht so sehr wie bei Uhlands gleichnamigem Schauspiel — das dramatische Element hinter dem epischen erheblich zurücktritt. Es fehlt an einem starken seelischen Konflikt, an einer tieftragischen Schuld des Helden oder seines Gegenspielers. Die Sprache schmiegt sich der volkstümlichen Ausdrucksweise glücklich an. »Ludwig der Bayer« kam nicht auf einer Kunstbühne, sondern in einem von Bürgern des Marktes Kraiburg (nahe dem Schlachtfelde von Ampfing) eigens erbauten Schauspielhause, und zwar durch Kraiburger selbst, 1892, 1894 und 1904 zur abgerundeten Darstellung und lockte viele Besucher an. Dieser Vorgang wirkte aneifernd, und seither schossen lokalgeschichtliche Volksdramen in allen Gauen Deutschlands hervor.

Echt volkstümlich ist auch G.s »Agnes Bernauer«, mit dem Untertitel »Der Engel von Augsburg« (1894), die Tragödie »der irrenden Liebe eines schönen Weibes«. Den dankbaren Stoff gossen schon Törring (1780), viel später M. Meyr, Otto Ludwig, Hebbel u. a. in dramatische Form. Der letztere folgt den Spuren der Geschichte, G. den Pfaden volkstümlicher romantischer Überlieferung. Darum ist seine Heldin (nach Mensi) »von einer Gloriele echter und deutscher Poesie umflossen«. Die liebliche, hoheitsvolle Frauengestalt ist die beste weibliche Figur des Dramatikers G. Von dem wirksamen Hilfsmittel transzendentaler Erscheinungen macht hier G. zu ausgiebigen Gebrauch, und die rasche Umstimmung Albrechts, der, heimgekehrt, Agnes auf Anstiften seines Vaters ermordet und begraben findet, diesen mit einem »Versöhnungskuß« begrüßt, nur weil die engelhafte Verblichene es wollte, läßt sich psychologisch nicht rechtfertigen. Adam Müller-Guttenbrunn schlug das Stück, allerdings vergeblich, für den Grillparzer-Preis vor.

Das 400 jährige Geburtsjubiläum des größten Meistersingers (1894) bewog G. zu einer völligen Umarbeitung seines 1863 gedichteten vaterländischen Schauspiels »Hans Sachs«, wobei er sich auf treffliche Quellenwerke, namentlich auf Wagenseils Geschichte der Meistersinger, stützte. In Hans Sachs, dem lange schnöde verkannten und endlich zu Ehren gelangten Poeten, entwirft G. ein kleines Selbstbildnis. Das Kolorit der Zeit (des ausgehenden Mittelalters) und des reichsstädtischen Lebens und Treibens ist vorzüglich getroffen; daher fand dieses Stück in München, Nürnberg und Weimar ungeteilte Anerkennung.

Ernstere Töne schlägt er in seinem vaterländischen Drama »General York« an. Es verherrlicht die kühne Tat des unerschrockenen preußischen Haudegens, die das Vorspiel zu den Freiheitskriegen bildet. Das Stück bürgerte sich auch (in der Ausgabe von Theodor Stromberger) in den preußischen Schulen rasch ein. Der Titelheld ist »ein würdiger Nachfolger des »Prinzen von Homburg«.

G.s letzte dramatische Arbeit ist nichts Geringeres als ein Ergänzungsversuch von Schillers »Demetrius« (1903). Dem Bühnenfragment schließt sich ein er-

greifendes Nachspiel in Schillers Sterbezimmer an. Dann erscheint die tragische Muse und erzählt den Fortgang und Schluß der Handlung, die durch lebende Bilder veranschaulicht wird. Das glücklich erdachte Nachspiel klingt in eine begeisterte Huldigung für den Lieblingsdichter der deutschen Nation aus.

Mit Ausnahme des »Hans Sachs«, der in Knittelversen geschrieben ist, wendete G. für seine Dramen den fünffüßigen reimlosen Jambus an, auch für seine gediegenen Festspiele zum 80. Geburtstage Bismarcks (»Das erste Blatt im Heldenkranz«, 1895) und zum 78. bzw. 80. Geburtstage des Prinzregenten Luitpold von Bayern (»In Treue fest«, 1899, und »Heimatstolz«, 1901). In seinen Dramen überwiegen vaterländische Stoffe. Doch hält sich G. im wohltuenden Gegensatz zu andern Dramatikern, die bedeutsame Ereignisse aus der deutschen Geschichte verherrlichen, von dem aufdringlich wirkenden Hurratriotismus fern. Daher ist es um so bedauerlicher, daß man ihn so selten von der Bühne aus zum Volke sprechen läßt. Auch in der ihm zur zweiten Heimat gewordenen bayerischen Hauptstadt, in der er den größten Teil seines Lebens verbrachte, sind Aufführungen von G.schen Dramen nicht häufig. »Heute hält er als einziger den Typus des klassischen Dramas hoch« (Krapp). Eine edle, aus dem Geiste der Zeit geschöpfte Sprache und eine wirkungsvolle Gliederung der einzelnen Szenen sind unleugbare Vorzüge seiner Stücke. Auf die Charakterzeichnung legt er das Hauptgewicht nicht in dem Maße, wie die modernen Bühnenschriftsteller; daher behauptet Jos. Ettliger mit einiger Übertreibung: »Ein Mangel an Charakteristik ist zugleich der charakteristische Mangel des Dramatikers G.« Ettliger erhebt wider ihn auch den nicht ganz unbegründeten Vorwurf, daß G. für seine Bühnenwerke (infolge der häufigen Anwendung des Monologs, des Beiseitesprechens und melodramatischer Effekte) oft ein »zu naives Publikum« voraussetze; doch gesteht er ihm in der dramatischen Technik eine sichere Hand und ein kluges Abwägen zu. W. Kosch bezeichnet ihn als einen »der fähigsten Nachfahren Shakespeares in Deutschland«.

In dem Lobe des Lyrikers G. sind die berufensten Beurteiler heute völlig eins. Seine erste Gedichtsammlung gliedert sich in Lieder, Naturbilder (doch ist die Scheidung hier nicht streng durchgeführt), Balladen und Romanzen, (in der zweiten Sammlung Balladen und Mären), Deutsche Gedenkblätter, Widmungen, Sinngedichte. Die »Neuen Lieder und Mären« enthalten außerdem Epigramme.

Reiche Anregungen schöpfte er aus dem Volksliede, daneben auch aus der Lyrik Goethes, Mörikes und Eichendorffs, während ihm für die Balladendichtung Umland vielfach vorbildlich ward.

Seine Muse offenbart die tiefe Innigkeit des deutschen Volksgemütes, ohne in die tränenreiche Empfindsamkeit eines Matthisson und anderer gefühlsüberschwenglicher Dichter zu verfallen; sie hat etwas »Stilles, Leidenschaftabgeklärtes« an sich. Ihre Grundstimmung ist (nach Bernstein) »das halbgeschlossene, sinnende Auge, das die äußere Welt am liebsten im Widerschein der inneren Welt« betrachtet:

'Halb wach' ich, halb lieg' ich im Traum.'

Wie das Volkslied, so deutet auch er eine Empfindung oder eine Handlung nur leise an und überläßt die vollständige Ausmalung derselben der Phantasie des Lesers oder Hörers. Alfred Biese drückt dies mit den Worten aus: »Unausprechliches andeuten, leise an die Saiten unseres Inneren rühren, so daß sie mitklingen und nachzittern, darin ist der Dichter Meister.«

Kosch hebt mit Recht die Anschaulichkeit der G.schen Lyrik stark hervor, und Adolf Bartels stellt ihn als »Naturdichter« am höchsten. Wie die Bilder Hans Thomas, so umfließt die kleinen, scharf geschauten und scharf umrissenen poetischen Genre- und Stimmungsbilder herbe Naivität. Der Lakonismus, die Wortkargheit, die oft verblüffende Knappheit des Ausdrucks bei G. erregte die Bewunderung objektiver Kritiker. Wilhelm Weigand läßt sich folgendermaßen vernehmen: »Er erzielt seine Wirkung mit den allereinfachsten Mitteln, mit den Mitteln des Volksliedes, ohne Rücksicht auf technische Künsteleien. Ein solch kleines Gebilde gibt den Stimmungszauber tausendmal getreuer als die Prosa eines Beschreibers aus der Schule Zolas, der nicht genug Einzelheiten anhäufen kann«. Himmelbauer hält G.s ganz einzig dastehende Knappheit für einen »durchaus modernen Zug«. Gottschall rühmt an diesen Liedern die »Prägnanz und Innigkeit« und erwähnt, daß »die hingehauchten Weisen die musikalische Fassung herauszufordern scheinen«. G.sche Lieder wurden von hervorragenden Komponisten vertont, so von Weingartner, Hausegger, Hornstein, Pembaur, Rich. Strauß, K. Reinecke, Max Zenger u. a. Muncker weist darauf hin, daß die meisten seiner Gedichte — wie die ältesten und innigsten Volkslieder — einen ernsten, fast traurigen Charakter tragen. Dasselbe gilt von seinen Naturbildern, den Stimmen und Gestalten, sowie den Balladen, die auch aus alten Volkssagen schöpfen. (»Das zerbrochene Krüglein«, »Der Morgentrunk«, »Das kranke Mägdlein« u. a. m.). Unter den zyklischen Dichtungen G.s nimmt »Das klagende Lied« die erste Stelle ein. Von Uhland hat G. auch die Vorliebe für den Monolog und Dialog in seinen balladenartigen Gedichten; Goethe dagegen ward sein Vorbild für die Gestaltung der freien Rhythmen (»Hymnus an den Mond«, »Gewitterhymnus« usw.), in denen sich wieder seine »ungewöhnlich feine Künstlerhand« verrät.

In den »Deutschen Gedenkblättern« zeigt sich (nach Koch) »der sonst träumerische Dichter« als »ein begeisterter Verehrer der realistischen Großtaten des eisernen Jahrhunderts«. Insbesondere bekennt er sich auch hier als einen begeisterten Bismarckverehrer. Seine Sinngedichte enthalten satirische Ausfälle auf literarische und soziale Fragen; doch gebricht ihnen manchmal die epigrammatische Schärfe.

Wie stetig der Kreis der Anhänger seiner Muse wuchs, ergab sich deutlich bei der Feier seines 50., 60. und 70. Geburtstages. Mannigfache Ehrungen überraschten an letzterem Gedenktage den schon kränkelnden Dichter. Die Münchener Universität verlieh ihm die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie; Prinzregent Luitpold ernannte ihn zum Hofrat. Im gleichen Jahre (1909) erschien eine zweibändige Ausgabe seiner lyrischen und epischen Dichtungen, von der der erste Band die »Gedichte« und die »Neuen Lieder und Mären«, der zweite »Epische Klänge und Feierstimmen« umschloß. Die zweite Auflage (1909—1912) unter dem Titel »Gesammelte Werke« wuchs auf fünf Bände an. Band 3 und 4 enthalten die Dramen, Band 5 die »Nachgelassenen Schriften« (Selbsterlebtes — Novellen — Skizzen), letzterer besorgt durch den unermüdlichen verdienstvollen Greif-Biographen W. Kosch. Dieser gab auch 1911 eine vortreffliche Auswahl aus des Dichters Lyrik heraus (»Martin Greifs Liedertraum«). Ein so tiefes und liebevolles Erfassen von G.s dichterischer Eigenart bekundete keiner der bisherigen Biographen des Dichters als Kosch in seiner ausgezeichneten Monographie »Martin Greif in seinen Werken« (1907, 2. Aufl.

1909), die auch im Anhang die hauptsächliche Literatur über G. enthält. An einer umfänglichen G.-Bibliographie arbeitet Wladimir Schindler in Berlin.

Als G. sein Ende herannahen fühlte, begab er sich im März 1911 in das Krankenhaus zu Kufstein (Tirol). Hier verschied er am 1. April 1911 morgens gegen 9 Uhr. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch wurde seine Leiche nach Palmberg (in der Nähe des Schlachtfeldes von Ampfing) überführt und unter Beteiligung zahlreicher Freunde auf dem dortigen Friedhofe am 4. April bestattet. Bildhauer Hermann Lang, der Schöpfer von G.s Grabdenkmal, sowie eines Reliefporträts G.s, nahm dem Dichter auch die Totenmaske ab.

Eine treffliche G.-Büste fertigte Bildhauer Prof. Georg Busch, Ölbildnisse G.s stammen von Hans Thoma, Wilhelm Trübner und Eggena, ein radiertes Porträt ist von Joseph Uhl. Sein literarischer Nachlaß wurde der Universitätsbibliothek in München überwiesen.

Die »*Times*« widmete dem »letzten Wahrer der großen Traditionen der deutschen Lyrik« einen warmen Nachruf. Einer seiner ältesten Freunde, M. G. Conrad, sagte schon 1883 prophetisch voraus: »Die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo das deutsche Volk, soweit es dem hehren Dienste des Ideals . . . treu geblieben, den Namen dieses Sängers als der besten und liebwertesten einer in das Herz schließen wird.«

Dr. A. Dreyer.

Uhde, Fritz v., Historien- und Genremaler, * 22. Mai 1848 zu Wolkenburg (Sachsen), † 25. Februar 1911 in München. — Der Vater, ein bekannter Jurist, stand als Verwaltungsbeamter im Dienste des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums († 1883 als Geheimrat und Präsident dieses Amtes); die Mutter entstammte der französischen Emigrantenfamilie Nollain. Beide trieben mit Eifer und Talent die Pastellmalerei; auch die Schwestern malten. So zeichnete denn Fritz am Gymnasium zu Zwickau und Dresden, begeistert von Menzels Illustrationen zum Leben Friedrichs d. Gr.; Proben, welche zufällig W. v. Kaulbach vorgelegt wurden, erregten dessen höchstes Mißfallen. Die Lust, den Krieg kennen zu lernen, hätte den Jüngling 1866 beinahe nach Österreich geführt; 1867 trat U. als Avantageur zu den sächsischen Gardereitern, wurde Fähnrich und 1868 Leutnant, kam in der Kaserne in Fühlung mit dem Maler Ludwig Albrecht Schuster (einem Schüler von Horace Vernet) zusammen. Ohne Notiz- und Skizzenbuch zog er nach Frankreich, war bei St. Privat; einquartiert zu Auet bei Paris im Atelier des Tiermalers Jacques, hinterließ er demselben ein mit dessen Farben gemaltes kollegiales Andenken, dessen Werkstatt durch heiteren Anschlag des »General Uhde« der Schonung deutscher Soldaten empfehlend. Als Brigadeadjutant beurlaubt, malte U. den »Angriff des Regiments Plotho bei Wien 1683« (für das Kasino der sächsischen Gardereiter) — eine kühne, an Jos. v. Brandt und Franz Adam erinnernde Leistung. In Wien elektrisierten ihn die Bilder Makarts, welcher ihn an Piloty wies; U. nahm seinen Abschied, gesellte sich zu München mit dem an gleichen artistischen Borkenschmerzen laborierenden Zeichner Ludwig v. Nagel. Von Herrn v. Schack an Lenbach empfohlen, malte U. in kühner Verkürzung zwei standartentragende Reiter im Kostüm des Dreißigjährigen Krieges (im Besitze des Prinzen Leopold von Bayern). Durch den sächsischen Gesandten v. Fabrice an Munkácsy empfohlen, introduzierte sich U. den Parisern mit der derben »*Chanteuse*«, einer novellistischen Szene aus dem »Leben der Landstürzerin Courage«, welche be-

kanntlich eine Art Nebenmond zu Grimmelshausens Roman des universellen »Simplizissimus« bildet. Damals brachte U. auch die »*Chiens savants*« und das »Familienkonzert« aus Paris mit. Während die Münchener sich freuten, wie innig der Maler in Munkácsys »Milton« sich versenkt habe, ging U. in der Pinakothek schon den Fährten des Frans Hals nach, wovon das »Lachende Weib mit dem Bierkrug« vorläufig zeugte, um dann kurzweg nach Max Liebermanns Vorgang die Holländer in ihrer Heimat selbst aufzusuchen. Hier entstanden die »Näherinnen« und der in zwei Varianten auftretende »Leierkastenmann«, das »Altleut- haus in Zandwoort« und die »Fischerkinder«, womit U., selbstbewußt genug, die letzten Reste der bisherigen Rezeptiertradition über Bord warf. Das beweisen die nach seiner Rückkehr gemachten staubigen »Trommler« (1883), welche am Oberwiesenfelder Exerzierplatz als gehörquälende Fellraßler mit schrecklichem Eifer der Ausübung ihrer Pflicht obliegen. Denselben kreidigen Ton behielt U. bei den nachfolgenden, den neubiblichen Evangelien entnommenen Darstellungen, die er mit härtestem Anachronismus in ein den heutigen ärmlichen Handwerkerkreisen entnommenes Kostüm kleidete.

Dasselbe hatten bisher die Künstler aller Perioden getan: Benozzo Gozzoli erzählte seinen Aufzug der hl. drei Könige ebenso in Florentiner Mundart wie der deutsche Hans Memling seinen Flämen, Albrecht Dürer seinen lieben Nürnbergern, Tizian den stolzen Venetianern, Rubens seinen sinnenfrischen Landsleuten, Rembrandt den stolzierenden Mynherren, die wieder das Vorbild ergaben für die späteren Passionsspieler des Rokoko und der Zopfzeit. Während uns Heutigen eine solche Naivität mangelt. Wir könnten keine Iphigenie *à la Pompadour* mehr ertragen. Höchstens Voß' »Siebenzigsten Geburtstag« in Küpferchen von Chodowiecki, doch nimmer eine Dorothea desselben Meisters. Und nun kam einer mit dem vollsten *Pleinair* wie aus Herrenhut und Gnadau mit Zinzendorfs nüchternster Gläubigkeit und Gottvertrauen, während gleichzeitig im Drama eine hektische Nervosität, Spittel- und Karbolatmosphäre die weltbedeutenden Bretter durchsäuselte. Auf allen bisherigen Sinnenkult verzichtend, brauchte einer doch nur eine Grundtiefe von Empfindung, einen uner-schöpflichen Fond.

Es schien ein artistisches *Steeple-chase* mit unnehmbaren Hindernissen. Aber der leichte Reiter, der im Feldzuge manche Attacke mitgemacht, saß in kurzer Frist ebenso fest im Sattel seiner Kunst. Ein wahrhaftes »*Veni, vidi, vici!*«.

Nach dem Vortritt der Adolf Menzel, Max Liebermann, K. Fr. Eduard Gebhardt und Ernst Zimmermann, ein vollständiger Inkamminat, woran er nichts mehr in seiner Technik, nur in der Wahl seiner Themata zu ändern oder zu wechseln hatte, erschien schon 1884 seine epochemachende, in doppelter, neuer Fassung durchgearbeitete Darstellung »Komm' Herr Jesus, sei unser Gast!«. Ebenso emphatisch begrüßt, wie ob des extrem naturalistischen Stils prinzipiell leidenschaftlich angegriffen und verhöhnt. U. zeigt den Eingeladenen in einer hart abgearbeiteten, kinderreichen, Holzschuhe tragenden Handwerkerfamilie, beim kärglichen Milchmahl, Platz nehmend am dürftigen, ungedeckten Tisch, unter einer Petroleumlampe. Aber was sie bieten, kommt aus ehrfurchtsvollen, guten, friedfertigen Herzen. — In überraschender Produktion folgten der »Abendgang« und die Szene des »Brotbrechens in Emmaus«, eine Berg- und Schifffpredigt, ein »Laßt die Kleinen zu mir kommen«, in eine ländliche Kinder-

bewahranstalt verlegt, mit den zutraulich, neugierig oder störrisch sich anstellenden Mädchen, Knaben und dem altsächsischen Lehradjunkten. Auf stärkeren Widerspruch, insbesondere von orthodoxen Kampfnaturen, stieß das »Große Abendmahl« (1886), wobei dem Maler, in dessen Hause soviel geistlicher Liederklang und Gebet erhoben wurde, sogar der Vorwurf der Blasphemie nicht erspart blieb. Er hatte freilich ziemlich fragwürdige Gestalten in die apostolische Jüngerschaft aufgenommen. In Summa eine natürliche Reaktion gegen die früher beliebten, in nagelneuen Kostümen mit verwickelten Drapierungen und wohlgesalbten Lockenhaaren und Gabelbärten stolzierenden Typen der »Nazarener« und gegen die französischen Beduinen und Afrikaner. Wenn U. für »Die heilige Nacht« die altertümliche Triptychonform wählte, so schuf er seine Gemälde nicht als erbauliche Zier des Familienhauses, auch nicht für Liturgie- und Kirchenschmuck, sondern als Prunkstücke für namhafte Nabobs und Staatsgalerien. Er wählte seine Modelle aus Starnberger Fischern, Vorstadtbewohnern und akzentuierten Durchschnittsmenschen, für seinen Heiland kein Ideal, sondern hütelnde, neurasthenische Reiseprediger und Methodisten. — Berufene und überhebende Bewunderer verschoben manchen Tatbestand, wenn sie beispielsweise die unbehilfliche Weise rühmten, womit der bisher des Fliegens unkunde Mann sich zu seiner bevorstehenden Himmelfahrt rüste. Einem ähnlichen Naturalismus unterlag auch im Ausklang der italischen Kunstblüte Caravaggio, der jedoch in seinen betrüglichen Falschspielern und Gaunern ein erfrischendes Surrogat bot, während die neuestens weit überschätzten El Greco und der Deutsche Matthäus Grünewald nur zur Verrohung beitrugen. Unseres Erachtens sehr richtig klagte in betreff U.s sein wohlmeinender Zeitgenosse Fr. Pecht, daß »diese nichts weniger als naive, sondern im Gegenteil sehr absichtliche Kunstrichtung trotz unbestreitbaren Talents doch an dem Fehler ungenügenden Könnens leide, ihre schlottrige Formgebung, bald reizlose, noch häufiger graue und unerfreuliche Malerei, weit entfernt von der meisterhaften Beherrschung der Darstellungsmittel sei, wie sie uns ähnliche Szenen des Murillo oder Rembrandt so bewunderungswürdig macht.« »Diese mangelnde Beherrschung des Handwerks der Kunst scheint demnach ebenso erbliche Krankheit bei diesen Naturalisten, wie sie bei den romantischen Klassizisten war, nur daß diese das Malen, wie jene das Zeichnen, nie bewältigen lernen wollten, denn hier steht U. auch hinter dem ihm sonst, vorab in der schlichten Wahrheit der Figuren verwandten Ed. v. Gebhardt in Düsseldorf entschieden zurück.« Nach mehrfachen weiteren, gleichgestimmten Bearbeitungen solch biblischer Stoffe, darunter das Herbergsuchen in der schneetiefen Landschaft zu Bethlehem, einem Ritt und der Ankunft der »Drei Könige«, einer düsteren »Flucht nach Ägypten«, einer Szene mit den um den ungenähten Rock würfelnden Landsknechten, einem »Ostermorgen« und »Verkündigung an die Hirten« verließ U. das ihn sichtbar doch langweilende Gebiet. Den Übergang bildet eine Atelierszene mit halb aufgeputzten, künstlich beflügelten Engelmodellen, mit einem müden, alten Hirten und einer jungen, ihr Baby beschwichtigenden Mutter, ebenso ein Ausschnitt einer ländlichen Prozession mit weiblicher Schuljugend und Kindergruppen, wozu Erlebnisse aus der Spiel- und Lernstube seines Töchterchens im eigenen Heim und Familienleben folgten, treffliche Waldwildnisse mit durchblinkenden zitterigen Sonnenlichtern, auch der Einblick in einen herbstlichen Dachauer Biergarten mit leeren Tischen und Bänken. Mit gleichem Interesse erfaßte er das Porträt,

sein eigenes Abbild, dann aber, ein wahres biographisches Meisterstück, seines Freundes Max Liebermann als eminente Charakter- und Seelenmalerei, dann seines Freundes, des Hofschauspielers A. Wohlgemuth, sowohl im einsamen Studium seine Rolle ausarbeitend wie in posierender Wirkung als König Richard III.

U. bewies sich in der kurzen Arbeitszeit von kaum drei Jahrzehnten als ein unermüdlicher, immer sattelgerechter Künstler von unermüdlicher Tätigkeit; die Gesamtausstellung der Sommersektion 1912 füllte sämtliche Säle. Ob er noch neue Probleme zu bebauen willens gewesen, ist eine unnötige Frage. U. bildet ein noch lange nachwirkendes Glied in der unendlichen Kette der Malerei, der er ein neues Territorium zuführt, dessen weiterer Ausbau getrost der Nachwelt anheimfällt. Auszeichnungen und Ehrungen waren ihm vollauf zuteil geworden.

Aus der fast unübersehbaren Literatur sei hier nur verwiesen auf Franz v. Reber, »Kunst für Alle« 1886, S. 211 ff., Fr. Pecht, Münchener Kunst 1888, S. 390 und die Monographien von R. Graul (Graph. Künste 1892, XV, 105 ff.), Franz Herm. Meißner, O. J. Bierbaum, 1893, Fritz v. Ostinis, 1902, Georg Jakob Wolf (in Nr. 3531 »Illustr. Ztg.«, Leipzig, 2. März 1911 und »Kunst für Alle« 1911, XXVII, 289 ff.).

H y a c. H o l l a n d.

Meyer, Christian Friedrich, Superintendent und Geheimer Kirchenrat, *D. theol.*, * 20. Oktober 1840 in Annaberg (Sachsen), † 23. August 1911 in Zwickau. — M. war der Sohn eines Seidenfärbers, welcher später in mißliche Vermögensverhältnisse geriet; seine Mutter war eine treffliche Frau von außerordentlicher Willenskraft. Nachdem er die Fürstenschule zu St. Afra in Meißen besucht und in Ehren verlassen hatte, studierte er Theologie in Leipzig, wo besonders Brückner sein Lehrer wurde. Nach wohlbestandener erster Prüfung wurde er Oberlehrer an der Realschule in Chemnitz. Nach Ablegung der zweiten Prüfung kam er 1862 als Diakonus nach Meerane und 1870 als Oberpfarrer nach Dohna. Um dem Ausbau der eben geschaffenen Kirchenvorstands- und Synodalordnung zu dienen und das Verständnis für die damit erwachsenen neuen Aufgaben in weitesten Kreisen zu wecken, gründete M. am 1. Januar 1870 mit einer Anzahl Freunden ein »Kirchliches Gemeindeblatt. Evangelische Stimmen aus der Gemeinde. Zugleich Organ für die Kirchenvorstände im Königreich Sachsen«. Dasselbe, welches 1875 sein Erscheinen einstellte, stand in scharfem Gegensatze zu dem »Sächsischen Kirchen- und Schulblatt« und zu dem »Pilger aus Sachsen«. In den darin 1871 veröffentlichten »Römischen Briefen« unterzog M. die eben ins Leben getretene Landessynode einer scharfen Beurteilung und machte sich dadurch manche zu Gegnern. 1876 wurde er nach Chemnitz als Sulzes Nachfolger zum Pfarrer von St. Pauli und Garnisonpfarrer berufen, 1887 wurde er Stadtpfarrer und Superintendent in Zwickau, wo seine großzügige Tätigkeit begann, welche ihm bald in Sachsen und im ganzen evangelischen Deutschland Bewunderung erwarb. Auf Grund des Wortes Jesu: »Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut«, hatte er das Thema seiner Antrittspredigt dahin gefaßt: »Die Aufgabe des geistlichen Amtes heißt Sammlung und wird gelöst durch das Wort von Christus«, und in diesem Satze ist Richtung und Inhalt seiner ganzen Lebensarbeit trefflich gekennzeichnet. Mit unermüdlicher Ausdauer und vollendetem künstlerischen Geschmack erneuerte er die Marienkirche, eines der mächtigsten

Gotteshäuser, deren Inneres sich in trostlosem Zustande befunden hatte. Seine meisterhaften Predigten zeigten, daß ihm die Strömungen der Zeit nicht fremd waren, und in weitherziger Art setzte er sich mit ihnen auseinander. Immer wieder klingt der Gedanke durch, daß Deutschum und Evangelium untrennbar zusammengehören. Ein großes Arbeitsgebiet fand M. in dem »Evangelischen Bunde zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen«, dessen Sache er von Anfang an in seinem Vaterlande vertreten hatte. Nachdem er 1889 an die Spitze des »Sächsischen Landesvereins« getreten war, wurde er 1892 in den Zentralvorstand gewählt, in welchem er bis an sein Ende tätig war. In Wort und mit der Feder, in Flugschriften und Zeitungsartikeln hat er dessen Sache schlagfertig und geistesmächtig vertreten. Nach dem Fall von § 2 des Jesuitengesetzes hat er die Kirchenpolitik des Reichskanzlers Fürsten Bülow scharf beleuchtet. Viele größere und auch kleinere Städte Deutschlands haben ihn als Redner kennen gelernt, und überall hat er sich, als echter Volksmann, dem auch die Gabe des Humors nicht fehlte, und der in so mancher Beziehung an Luther erinnerte, die Herzen gewonnen. Vor allem aber ist sein Name unlösbar verknüpft mit der »Los von Rom«- oder »Evangelischen Bewegung« in Österreich. M. ist es zu verdanken, daß diese nicht, wie ihr heute noch in der ultramontanen Presse fälschlich nachgesagt wird, in das politische Fahrwasser einlief, sondern eine religiöse Erneuerung für die evangelische Kirche Österreichs, welcher sie viele Tausende neuer und eifriger Bekenner zuführte, wurde. M. ist der Leiter und Förderer dieser Bewegung gewesen, deren viele Arbeiten auf seinen ohnehin schon belasteten Schultern lagen: er mußte die vielen Vikare beraten und anleiten, er mußte Umschau nach geeigneten Kräften unter den jungen evangelischen Theologen Deutschlands halten, er mußte die Schaffung neuer evangelischer Gemeinden erwägen und vorbereiten, er mußte reiche Mittel für diese umfassenden Aufgaben allenthalben zu gewinnen suchen. Hier zeigte er sich als großartiger Organisator. Er rief das Wochenblatt »Die Wartburg« ins Leben, welche in Österreich und in Deutschland über diese evangelische Bewegung unterrichten und für sie begeistern will. Nachdem ihn schon im Jahre 1910 ein leichter Schlaganfall getroffen hatte, erlag er am Morgen des 23. August 1911 einer Lungenentzündung. Der Philosoph Rudolf Eucken in Jena hat über M. geurteilt: »Er war eine Persönlichkeit, der unser geistiges Leben, im besonderen der deutsche Protestantismus die bedeutsamste Förderung verdankt. Für Tausende ist er ein Führer gewesen, und unter seiner Führung ist das Werk gewaltig gefördert worden.« — Neben zahlreichen, im Verlage des Evangelischen Bundes zu Berlin erschienenen Flugschriften und Ansprachen seien besonders seine Predigtsammlungen »Durch Christus zum Vater« (Leipzig o. J.), »Im Lichte des Evangeliums« (ebenda 1898), »In Gottes Welt« (München 1902) und »Aus dem letzten Amtsjahre« (Zwickau 1912) erwähnt.

Franz Blanckmeister, Friedrich Meyer. Ein Leben im Dienste der Kirche. Leipzig o. J.
 Carl Fey.

Funke, Dr. Alois, Edler v. Elbstadt, österreichischer Politiker, * 5. Januar 1834 in Leitmeritz, † 23. Januar 1911 in Leitmeritz. — In Nordböhmen stand F.s Wiege; dort wurde er auch vom Tode ereilt. An der deutsch-tschechischen Sprachgrenze verlebte er die Jahre seiner Jugend, seines Mannesalters und die Zeit, da er bereits von seinen jungen politischen Freunden den Beinamen »Vater

Funke« erhielt. Durch das Milieu wurde das Interesse des *Dr. v. F.* bestimmt. Seine politische Sorge galt hauptsächlich den nationalen Kämpfen des deutschen Volkes, in denen er sich als aufrechter, unbeugsamer Mann bewährte. Dabei hielt er es nie mit den Radikalsten, wie er auch nicht von dem krankhaften Ehrgeiz anderer befallen war, sich der Mode des Tages zu unterwerfen. *Dr. v. F.* trat als Liberaler in das politische Getriebe ein und blieb bis zu seinem Lebensende ein Liberaler älteren Schlages. Diese Standhaftigkeit war für ihn charakteristisch. Kein großzügiger, richtunggebender Politiker, kein anregender, hinreißender Führer, sondern ein verlässlicher Streiter in den ersten Reihen seines Volkes!

F. erblickte im Hause seines Großvaters in der Langen Gasse in Leitmeritz das Licht der Welt. Sein Vater war ein Getreidehändler, der aus der Bodenbacher Gegend kam, seine Mutter gehörte einer angesehenen Leitmeritzer Familie an. Als der jüngste unter vier Brüdern besuchte Alois die Volksschule und das Gymnasium in seinem Heimatsorte; dann ging es an die Universitäten von Wien und Prag. In der böhmischen Hauptstadt wurde er im Juli 1861 zum Doktor sämtlicher Rechte promoviert.

Nach der Rückkehr in seinen Geburtsort nahm der junge Konzipient an dem sachte aufblühenden Vereinsleben rege teil. Er gründete in den sechziger Jahren den Deutschen Turnverein und die Freiwillige Feuerwehr; auch betätigte er sich in der Leitmeritzer Sparkasse, deren Direktor er später wurde und bis zu seinem Tode blieb. Im Jahre 1864 wurde F. in die Gemeindevertretung seiner Vaterstadt gewählt; am 1. August 1893 übernahm er das Amt eines Bürgermeisters, das er bis zu seinem Lebensende inne hatte. An der Spitze der Gemeindevertretung entfaltete er eine eifrige Tätigkeit; er führte verschiedene Neubauten durch, sorgte für die Kanalisierung der Stadt und für die Errichtung einer Wasserleitung. F., der im Jahre 1869 seine eigene Advokaturskanzlei eröffnete, wurde später auch in die Bezirksvertretung entsendet.

Seine politische Laufbahn begann aber eigentlich erst im Jahre 1880, als er von den Städten Leitmeritz und Lobositz ein Mandat für den böhmischen Landtag erhielt. Der Name F.s ist mit der ersten gewalttätigen Obstruktion verknüpft, die es in Österreich gab, und die im Prager Landtage wütete. Nach dem Abschlusse des später verunglückten deutsch-tschechischen Ausgleiches vom Jahre 1890 wurde F. in die böhmische Abgrenzungskommission entsendet, als deren Berichterstatter er am 17. Mai 1893 über die Errichtung eines Kreisgerichtes in Trautenau zu referieren hatte. Die Jungtschechen bekämpften mit aller Macht die in Wien zustande gekommenen nationalen Abmachungen, und ihre Leidenschaft steigerte sich zu einem Sturme der Kampfeswut, als F. an jenem Maitage im böhmischen Landtage die Rednertribüne betrat. Ein ungeheurer Tumult entstand; die Sitzung mußte unterbrochen und wieder ergebnislos geschlossen werden. Die wüsten Szenen klangen auch außerhalb des Landtagsgebäudes nach; sie fanden in den Straßen Prags ihre Fortsetzung. Um 11 Uhr nachts wurde vom Statthalter bekanntgegeben, daß die Session des Landtages geschlossen sei. Die Jungtschechen hatten also erzwungen, was sie erreichen wollten.

In das Abgeordnetenhaus des Reichsrates kam *Dr. v. F.* im Jahre 1894 als Vertreter seiner Vaterstadt. Er schloß sich hier der vereinigten deutschen

Linken an. Als diese zerfiel, trat er dem deutschen Fortschrittsklub bei, in dessen Vorstand er dann wirkte. Aus der Masse der übrigen Abgeordneten hob sich *Dr. v. F.* erst heraus, als die heftigen nationalen Kämpfe, die durch die Sprachenverordnungen des Grafen Badeni entfesselt wurden, ganz Österreich erschütterten. Ehe der Ministerpräsident Graf Badeni seine unglückseligen Ordonnanzen eigenmächtig erließ, um sich die Gunst der Tschechen zu sichern, berief er einige deutsche Abgeordnete zu sich. *F.*, der sich unter den Eingeladenen befand, warnte den Ministerpräsidenten offenherzig: »Das ist der Aufruhr, den Sie nach Deutschböhmen tragen!« Am 6. April 1897 gaben die deutschen Abgeordneten, die mit dem Grafen Badeni in Fühlung getreten waren, eine Erklärung ab, in der sie die von ihnen vertretene Auffassung darlegten. Fast gleichzeitig überreichte *F.* im Parlamente einen Dringlichkeitsantrag, der in dem Satze gipfelte: »Das Haus wolle beschließen: Die Regierung wird aufgefordert, ihre beiden Verordnungen sofort außer Kraft zu setzen.« Immer höher gingen die Wogen der Aufregung; die Regierung wurde des Verfassungsbruches bezichtigt, und die Deutschen forderten im Abgeordnetenhouse, daß gegen das Ministerium die Anklage erhoben werde. In der bewegten Debatte, die hierüber im Mai entbrannte und drei Tage in Anspruch nahm, ergriff *F.* das Wort, um die Anklage wider die Minister zu begründen.

Auch außerhalb des Parlaments gerieten die Gemüter in einen Zustand fieberhafter Erregung. Große Kundgebungen fanden allerorten statt, und als am 12. Juli 1897 in der Wallenstein-Stadt Eger ein imposanter Volkstag abgehalten wurde, bei dem der berühmte »Schwur von Eger« geleistet ward, hielt *Dr. v. F.* eine begeisternde Ansprache. Im Herbst erreichte die Notwehr der Deutschen ihren Höhepunkt; das Parlament erlebte gegen Ende November jene denkwürdige ernste Obstruktion, die in den Straßen Wiens und anderer Städte Widerhall fand und den Sturz des Grafen Badeni zur Folge hatte. In den Tagen der leidenschaftlichen parlamentarischen Kämpfe wurde mancher sonst gelassene Politiker zum Streiter, zum zähen Verteidiger des mit Füßen getretenen Rechts. *Dr. v. F.* stellte während der Obstruktion redlich seinen Mann; damals hielt er eine Dauerrede, die sechs Stunden währte, und die ihm, als er nachher in seine Vaterstadt heimkehrte, mit einem festlichen Empfange und mit der Verleihung der Ehrenbürgerschaft gelohnt wurde. An den Verhandlungen der deutschen Abgeordneten mit dem Nachfolger des Grafen Badeni, dem Ministerpräsidenten Freiherrn v. Gautsch, nahm *F.* wiederholt teil. Die Sprachenverordnungen der Regierung Gautsch, die eine Abschwächung der Badenischen Ordonnanzen bedeuteten, ohne jedoch den Deutschen zu genügen, wurden von dem Leitmeritzer Abgeordneten heftig bekämpft. Dem Ministerium Thun stand er gleich seinen übrigen nationalbewußten Volksgenossen in heftigster Opposition gegenüber. Das Zustandekommen einer Grundlage für die praktische deutsche Gemeinbürgerschaft, das seinerzeit vielgenannte »Pfingstprogramm« vom Mai 1899, war nicht zum geringsten Teile dem zielbewußten Eifer des *Dr. v. F.* zugute zu halten. Die Regierung Clary schuf endlich wieder jenen Rechtszustand, der vor der Erlassung der Badenischen Sprachenverordnungen geherrscht hatte. Die Deutschen siegten also zuletzt, und sie konnten zu einer ruhigen politischen Betätigung zurückkehren. Erwähnt sei noch, daß *F.* in dem Ausschusse, der sich mit der Abschaffung des berüchtigten § 14 beschäftigte, Obmannstellvertreter war. Er brachte einen Dringlichkeitsantrag ein, um die

sofortige Beratung des Ausschußberichtes im Parlament zu ermöglichen. *Dr. v. F.* bezeichnete den Mißbrauch des Notverordnungsrechtes durch die Regierungen »als das Grab der Freiheit und als den Fluch der Verfassung«. Der Abgeordnete, der sein Mandat trotz so vieler tiefgreifender Verschiebungen im Parteileben behauptete, fungierte dreimal als Alterspräsident der Volksvertretung.

Im Jahre 1909 wurde der Bürgermeister und Parlamentarier in den Adelsstand erhoben; er wählte das Prädikat »Edler v. Elbstadt«. Der Tod überraschte ihn am 23. Januar 1911 ganz plötzlich, riß ihn fast vom Schreibtisch weg. *F.* war eben trotz seines Alters immer rüstig gewesen.

Siehe die Nekrologe in den verschiedenen Wiener Zeitungen vom 24. Januar 1911 und die Nummern der »Leitmeritzer Zeitung« vom 25. und 28. Januar 1911. Außerdem: *Dr. Gustav Kolmer*, »Parlament und Verfassung in Österreich«, Bd. 5, 6 u. 7.

Richard Charnatz.

Menger, *Dr. Max, Edler v. Wolfensgrün*, österreichischer Politiker, * 10. September 1838 in Neu-Sandec, † 30. August 1911 in Mondsee. — Drei Brüder haben den Namen *M.* in Österreich bekannt gemacht. Anton wirkte als bedeutender Rechtslehrer an der Wiener Universität, Karl gereichte dieser Hochschule als Nationalökonom zur Zierde. Der älteste der Brüder, *Max*, war ein angesehener Politiker. Er verlebte seine Jugend in Biala, wo sein Vater als Advokat tätig war. Im Jahre 1848 verlor die kinderreiche Familie ihr Oberhaupt. Die Mutter, die nur ein sehr bescheidenes Vermögen besaß, ließ es sich trotzdem nicht nehmen, ihren Knaben eine kostspielige höhere Erziehung zuteil werden zu lassen. *Max* besuchte die erste Gymnasialklasse in Rzeszow und setzte seine Studien in Teschen fort. Er zeichnete sich unter seinen Mitschülern durch Fleiß und Begabung aus, und das Maturitätszeugnis lobte besonders seinen deutschen Aufsatz, der »Schärfe und Gründlichkeit in der Auffassung, lichtvolle Anordnung in der pragmatischen Durchführung, logische Korrektheit, edle Würde, Neuheit und Lebhaftigkeit des Ausdrucks« aufwies. An der Wiener Universität oblag *Max* mit großem Eifer den juridischen Studien. Nach der üblichen Konzipiententätigkeit ließ er sich in der alten Kaiserstadt im Jahre 1871 als Advokat nieder. Seiner Kanzlei fehlte es nicht an Erfolgen, und die günstigen Einkommensverhältnisse schufen dem Advokaten jene materielle Unabhängigkeit, die für den Politiker von so hohem Wert ist.

Schon früh wandte sich *Dr. M.* dem öffentlichen Leben zu. Er trat in Österreich als Apostel der Schulze-Delitzschschen Ideen auf und suchte dem durch den Aufstieg der Industrie gefährdeten Kleingewerbe durch die organisierte Selbsthilfe verstärkte Behauptungsmöglichkeiten zu verschaffen. Als gegen Ende der sechziger Jahre das neue Vereins- und Versammlungsgesetz der politischen Tätigkeit zu einem Aufschwunge verhalf, bemühte sich *Dr. M.*, die Arbeiterschaft für die Lehren Schulze-Delitzsch' zu gewinnen und sie dem Liberalismus zuzuführen. Doch schon waren die Anhänger Lassalles auf den Plan getreten, und es entspann sich in Wien ein harter Kampf zwischen den beiden Richtungen, in dem *M.* mehrmals als Redner hervortrat. Die Freunde der Selbsthilfe beriefen am 1. Dezember 1867 die erste große Arbeiterversammlung ein, die Wien in der nachrevolutionären Zeit sah. Am Anfang des nächsten Jahres erlitten sie jedoch eine empfindliche Niederlage. Sie hatten die Arbeiter-

schaft der Hauptstadt in das »Universum« gerufen, und etwa 3000 Personen waren dahin gefolgt. Max M. führte das Referat. Aber die Anhänger Lassalles gewannen die überwiegende Mehrheit für sich, und die Abstimmung der Versammlung fiel zu ihren Gunsten aus. Das Prinzip der Staatshilfe erwies sich als zugkräftiger. Doch beide Strömungen bestanden in der Arbeiterschaft fort, und es dauerte noch manches Jahr, ehe die »Selbsthilfler« ganz verdrängt wurden. Dr. M. nahm auch an den Kämpfen des deutschen Bürgertums gegen das Ministerium Hohenwart rege teil. Er gehörte zur radikaleren Gruppe innerhalb des Liberalismus, zu der Fortschrittspartei, zu den »Jungen«, die mit den Altliberalen in Fehde lebten. Seinem organisatorischen Geschicke gelang es, den Deutschen Verein in Wien zu begründen und dadurch für geraume Zeit einen Sammelpunkt zu schaffen. Dr. M. ließ es sich auch angelegen sein, der Fortschrittspartei ein wirkungsvolles journalistisches Sprachrohr zu verschaffen. Die Wiener »Deutsche Zeitung« verdankte nicht zuletzt seiner Initiative ihr Entstehen.

Die parlamentarische Laufbahn begann mit der Wahl in den Schlesischen Landtag. In diese Körperschaft wurde Dr. M. schon im Jahre 1870 von der Troppauer Handels- und Gewerbekammer als Abgeordneter entsandt, und er behielt sein Mandat durch mehr als dreieinhalb Jahrzehnte (bis 1907). Vielerlei Anregungen gingen von Dr. M. aus, und es gelang ihm, manche Reform durchzuführen. In nationaler Hinsicht suchte er die Interessen der Deutschen bei mehreren Anlässen zu wahren; der Landesfinanzwirtschaft wandte er sein besonderes Augenmerk zu. Für die Erschließung neuer Bildungsmöglichkeiten trat Max M. mit vieler Energie ein; ebenso förderte er die sozialpolitischen und humanitären Einrichtungen des Landes und die Ausgestaltung des Bahnwesens in Schlesien.

In das Abgeordnetenhaus des Reichsrates kam Dr. M. bei den Notwahlen des Jahres 1871. Der böhmische Landgemeindenbezirk Eger-Karlsbad übertrug ihm ein Mandat, das Dr. M. jedoch bald wieder zurücklegte. Im Jahre 1874 wurde er von dem schlesischen Städtebezirk Jägerndorf in das Parlament gewählt, und der Wahlkreis blieb ihm durch Jahrzehnte erhalten, bis die alldeutsche Bewegung einen Umschwung herbeiführte. Vom Jahre 1897 bis 1907 saß Dr. M. als Vertreter des Wahlbezirktes Mährisch-Ostrau im Parlament. Er war einer der fleißigsten Besucher der Sitzungen und ein überaus tätiger Abgeordneter. Als die Deutschen in den achtziger Jahren in die Opposition gedrängt wurden, bemühte sich Dr. M. nicht ohne Erfolg, ihre durch Parteiungen zersplitterten Kräfte wenigstens im Parlament zusammenzufassen. Er setzte sich für den Zusammenschluß der deutschen Abgeordneten, für die Begründung »der vereinigten Linken« ein; später suchte er zwischen dem Deutschen Klub und dem Deutsch-österreichischen Klub durch einen gemeinsamen Vollzugsausschuß eine Brücke zu schlagen. In den neunziger Jahren war er Vorstandsmitglied der »Vereinigten deutschen Linken«. Dr. M. hatte eine hohe Auffassung von den Pflichten eines Abgeordneten. Im Jahre 1875 unterbreitete er dem Parlamente den Entwurf eines Inkompatibilitätsgesetzes. In der Rede, die M. zur Begründung dieses Schrittes hielt, führte er aus, daß die Anregung nicht »ein Kind der wirtschaftlichen Krise« sei, sondern »einer tief ethischen Idee« entspringe. Die Grundlage des Konstitutionalismus bilde das Pflichtgefühl, und um dieses bei den Abgeordneten von allen schädlichen Einwirkungen freizu-

halten, sollen Gewissenskonflikte ausgeschlossen werden, die entstehen müssen, wenn ein Abgeordneter zwischen den Pflichten seines öffentlichen Mandats und den Pflichten eines Verwaltungsrates zu entscheiden hat. Der Vorschlag führte zu keinem praktischen Ergebnisse. Noch heute fehlt in Österreich ein Inkompatibilitätsgesetz. *Dr. M.* beteiligte sich im Laufe der Jahrzehnte an vielen Debatten, seine Reden würden Bände füllen. Aber ebenso eifrig widmete er sich der sachlichen Arbeit in den Ausschüssen, und oft war er berufen, dem Abgeordnetenhaus Referate zu erstatten. Im Jahre 1891 wurde er zum Obmann des Steuerausschusses gewählt, so daß sich unter seiner Leitung die eingehende Beratung der Steinbach-Plenerschen Steuerreform vollzog. *M.* gehörte ferner der Quotendeputation und der österreichischen Delegation an.

Frühzeitig hatte er durch seine volkswirtschaftlichen Kenntnisse Aufsehen erregt. In Budget-, Wirtschafts- und Steuerfragen war er eine anerkannte Autorität; er galt lange Zeit neben Josef Neuwirt als einer der besten Kenner der Finanzwirtschaft des Staates. Die Ziffernreihen des Budgets belebten sich ihm. »Aus dem Etat eines Staates« — sagte er in einem Vortrage — »läßt sich auf dessen Vergangenheit und Gegenwart, auf die Klassen des Volkes, die maßgebenden Einfluß auf die Regierung erlangten, endlich auf die Ziele, die das Staatsleben verfolgt, und auf die Art, wie diese Ziele erreicht werden, ein Schluß ziehen.« In die großen Budgetdebatten, die das österreichische Parlament der Vergangenheit erlebte, griff *Dr. M.* gern ein. Es waren die richtigen Gelegenheiten zu politischen Abrechnungen, zu Rück- und Ausblicken. In allen Steuerangelegenheiten wurde *Dr. M.*s Urteil sehr beachtet und erwogen, ohne daß deshalb seine Vorschläge Berücksichtigung fanden. Doch gelang es ihm bisweilen auch, einzelne seiner Gedanken durchzusetzen. *Dr. M.* hatte sich bereits an den Beratungen der sechs Steuervorlagen beteiligt, mit denen De Pretis hervorgetreten war, und er nahm von da ab auf alle Verhandlungen von Steuergesetzesentwürfen durch Wort und Schrift Einfluß. Die Erhöhung der indirekten Steuern, die Dunajewski in den achtziger Jahren durchführte, wurde von Max M. bekämpft. Bei der Debatte über die Branntweinvorlagen erklärte er: »Wir wollen dem Kaiser von Österreich Steuern zahlen, nicht aber einigen hundert herrschaftlichen Branntweinbrennern in Galizien.« Im Jahre 1885 stellten *Dr. Herbst* und *Dr. M.* den Antrag, die Verzehrungssteuer in den geschlossenen Orten und auf dem flachen Lande umzugestalten. Die Ungleichmäßigkeit der Belastung der einzelnen Plätze und der verschiedenen Bevölkerungsklassen sollte beseitigt werden. Vom Verzehrungssteuerausschusse aufgefordert, stellte *Dr. M.* das statistische Material für die Reform zusammen, das im Jahre 1887 in einer 158 Seiten umfassenden Schrift im Verlage der Staatsdruckerei in Wien veröffentlicht wurde.

Alle Fragen der Wirtschaftspolitik interessierten *Dr. M.* sehr. Er wies die industriefeindlichen Regungen zurück und nahm sich fortgesetzt des Gewerbestandes an. Seiner Initiative entsprang die staatliche Gewerbeförderung in Österreich, die seither einen beträchtlichen Umfang angenommen hat. Durch die Ausgestaltung des gewerblichen Schulwesens suchte er dem Handwerke geistig und technisch aufzuhelfen. Als in den siebziger Jahren der Kampf zwischen den Freihändlern und Schutzzöllnern intensiv geführt wurde, stand *M.* auf Seite derer, die den Zollschutz für die Industrie forderten. Seine zollpolitischen Ansichten beleuchtet jedoch, was er einmal im Parlamente

sagte: »Das Schutzzollsystem erheischt notwendig eine gute Finanzwirtschaft. Der Schutzzoll kann nie als etwas anderes aufgefaßt werden als ein Übergang, während dessen der Staat seine Kräfte sammelt und die geschützte Industrie oder Landwirtschaft sich stärkt. . . . Wenn aber in einem Lande eine solche Finanzwirtschaft geführt wird, daß sich gar kein Kapital ansammeln kann, daß jede entstehende Industrie ruiniert wird, . . . dann nutzt der Schutzzoll gar nichts, dann ist der Zollschatz eine Krücke, und zwar eine verderbliche Krücke.« Den Bau neuer Eisenbahnen bemühte sich *Dr. M.* allerorten zu fördern, um der Volkswirtschaft neue Verkehrswege zugänglich zu machen. Der Errichtung des Donau-Oder-Kanals sprach er wiederholt das Wort.

Durch die Einführung des Kuriensystems und durch den hohen Steuerzensus war der Wert des Mitbestimmungsrechtes für die Bevölkerung herabgedrückt und der Kreis der Vollbürger sehr eingengt. Bereits am 20. Juni 1870 trat *Dr. M.* für die damals noch aktuelle Loslösung des Parlaments von dem Willen der Landtage und für die »Beseitigung des gegenwärtigen Gruppensystems« ein. Als in der Ära Taaffe der Wahlzensus auf fünf Gulden herabgesetzt, den sogenannten Fünfguldenmännern der Weg zur Urne ermöglicht wurde, fand diese Reform *Dr. M.*s Zustimmung. Er unterstützte auch die Errichtung der fünften Kurie mit dem allgemeinen, gleichen Stimmrechte in der Zeit des Ministeriums Badeni. Wohl würden, so meinte er, die Deutschen einen großen Verlust an Mandaten erleiden, doch es sprächen sozialreformatorische, wirtschaftliche und politische Gründe dafür, daß sich die Liberalen für die Erweiterung des Stimmrechts entscheiden, denn die 72 Abgeordneten des allgemeinen neuen Wahlrechts müßten sich für freiheitliche Einrichtungen einsetzen und gegen die reaktionären Bestrebungen auftreten. Im Oktober 1905 hatte das österreichische Abgeordnetenhaus eine bedeutungsvolle Wahlreformdebatte. Damals führte *Dr. M.* aus, daß er das allgemeine, gleiche Stimmrecht in Österreich erst dann gutheißen könnte, wenn die Vorbedingungen geschaffen wären, die eine Schädigung der deutschen Interessen ausschlossen. Nicht unerwähnt möge bleiben, daß *Dr. M.* wiederholt sozialpolitische Maßnahmen befürwortete und den Ausbau des Versicherungswesens empfahl.

Als Sohn des deutschen Volkes bemühte er sich immer und überall, für die nationalen Bedürfnisse seiner Stammesgenossen einzutreten. Die übertriebenen Ansprüche der Tschechen wies er energisch zurück. Im Jahre 1892 kam es im Parlamente zu einem heftigen Zusammenstoße *Dr. M.*s mit Prof. *Dr. Masaryk*. *Dr. M.* rief erregt aus: »Wir kennen keinen böhmischen Staat. Ich halte es für Hochverrat, von einem bestehenden böhmischen Staate zu sprechen. Hochverräter sind Sie, wenn Sie vom böhmischen Staate sprechen.« Diese gegen Prof. Masaryk gerichteten Sätze hatten einen förmlichen Tumult zur Folge, und der Präsident mußte die Sitzung vorzeitig schließen. Am nächsten Tage erklärte *Dr. M.*, daß er nur seiner Erregung Ausdruck gegeben habe und daß es nicht seine Absicht gewesen sei, jemanden zu kränken. Der Sturm der Deutschen gegen die Badenischen Sprachenverordnungen rief auch ihn auf den Plan. Am 5. April 1897 schleuderte *Dr. M.* wuchtige Vorwürfe gegen die Regierung. »Das sind die Gründe« — schloß er seine Darlegungen —, »weshalb wir die Ministeranklage erheben. Wie die gegnerischen Parteien darüber entscheiden mögen, das lasse ich dahingestellt, eine Ehre wird es für keinen sein, wenn er seine Stimme für Rechtsbruch und Rechtsvergewaltigung abgibt.

Über uns steht die Geschichte, und diese wird über uns entscheiden.« Die Rede erschien als Broschüre und wurde in mehreren tausend Exemplaren verbreitet. Das Ministerium Thun fand in M. gleichfalls einen heftigen Widersacher; er nahm an der Obstruktion teil, bis das Unrecht, das an den Deutschen verübt war, ausgemerzt wurde. Einen ihm am 2. Dezember 1898 verliehenen Orden wies er mit der Motivierung zurück, daß er für die Gnade des Monarchen Dank wisse, aber eine Auszeichnung nicht annehmen könne, die über Vorschlag eines Ministeriums erfolgt sei, gegen das er sich in entschiedener Opposition befinde.

Als das Konkordat noch, wenngleich bereits durchlöchert, in Kraft war, verlangte Dr. M. dessen restlose Aufhebung. Nachher wandte er sich mit unverminderter Energie gegen alle Eingriffe der Kirche in die Politik und gegen die reaktionären Bestrebungen, die in Schwung kamen. Im Februar 1880 forderte der böhmische Episkopat die Wiederherstellung der konfessionellen Schule. In einer scharfen Interpellation nahm Dr. M. gegen dieses Ansinnen Stellung. Die konfessionelle Unduldsamkeit wurde von ihm schroff zurückgewiesen, und deshalb bekämpfte er auch die antisemitische Strömung.

So vielgestaltig war die parlamentarische Tätigkeit, die Dr. M. entfaltete, daß es ein vergebliches Bemühen wäre, auf engem Raume mehr als einige markante Züge bieten zu wollen. Aber seine Arbeitsamkeit entwickelte sich nicht bloß im österreichischen Abgeordnetenhaus und im Schlesischen Landtage, sondern kam auch dem Wiener Gemeinderate zugute, dem er in der Zeit von 1882 bis 1885 als Vertreter des ersten Wahlkörpers der Leopoldstadt angehörte. Im Rathaus beschäftigte sich Max M. vornehmlich mit Steuer- und Approvisionierungsangelegenheiten. Die Überbürdung mit Geschäften zwang ihn, der Tätigkeit im Gemeinderate zu entsagen. Würde er sie aufrechterhalten haben, dann hätte er günstige Chancen gehabt, Vizebürgermeister oder gar Bürgermeister zu werden, denn er erfreute sich im Kreise seiner Gemeinderatskollegen einer außerordentlichen Schätzung.

Dr. M. war ein gewiegter Debatter, ein Redner, dem das Wort leicht zuflog. Er hat jedoch auch als Schriftsteller für seine Ideen gekämpft, sein reiches, vielseitiges Wissen zur Geltung gebracht. Zahlreiche Zeitungsartikel trugen seinen Namen, viele inhaltsreiche Essays entstammten seiner Feder. Seine Beiträge für das »Finanzarchiv« seien besonders hervorgehoben. Von seinen Schriften führen wir an:

»Die auf Selbsthilfe gestützten Genossenschaften im Handwerker- und Arbeiterstande.« Wien 1866. — »Die Wahlreform in Österreich.« Wien 1873. — »Die direkten Steuern in Österreich und die Versuche, sie zu reformieren«, ein Vortrag. Wien 1881. — »Triester Fragen.« Separatabdruck aus der Allgemeinen Zeitung. München 1890. — »Die Reform der direkten Steuern in Österreich.« Wien 1895. — »Staatskrise und Staatsstreichenthusiasten.« Wien 1901. — Viel benutzt und grundlegend ist das Buch »Der böhmische Ausgleich«, das 1891 bei Cotta in Stuttgart erschien.

Dr. M. war ein Mann von hervorragender und umfassender Bildung; ihm kam ein gutes Gedächtnis und eine seltene Arbeitskraft zustatten. Außerordentliche Sprachkenntnisse verschafften ihm eine Übersicht über die verschiedensten Literaturen. Dr. M. beherrschte neben seiner Muttersprache noch die lateinische, französische, englische, italienische, polnische und tschechische Sprache. Er war ein Charakter, unbeirrbar durch Gunst und Mißgunst; nichts konnte ihn von dem Wege abbringen, den er als richtig erkannte. Er buhlte

nicht um Gunst und fand in dem Gefühle der erfüllten Pflicht volle Befriedigung. Dabei war er ein Kämpfer, der auch den Gegner achtete und jedes niedrige Mittel verabscheute. Die gute Form wollte er in der Politik nicht missen. Durch seine Parteizugehörigkeit wurde er meistens zur Opposition gedrängt; doch selbst in der Ablehnung suchte er »positiv-produktiv« zu wirken.

Vom Jahre 1907 ab zog sich Dr. M. vom öffentlichen Leben zurück, nachdem er schon früher seine Advokaturspraxis aufgegeben hatte. Während seines Sommerurlaubs wurde er am 30. August 1911 in Mondsee vom Schlage gerührt. Ein arbeitsreiches, mit Erfolgen und innerer Befriedigung gesegnetes Dasein war dadurch plötzlich zum Abschluß gebracht. Dr. M. lebte in glücklicher, aber kinderloser Ehe.

Nach Mitteilungen des Herrn Hofrats Prof. Dr. Karl Menger, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, der Frau Marie Menger und des Herrn Dr. Sigmund Goldberger. Außerdem: Dr. Gustav Kolmer, »Parlament und Verfassung in Österreich«, Bd. 2—7; Julius Deutsch, »Geschichte der österreichischen Gewerkschaftsbewegung«; die verschiedenen Wiener Zeitungen vom 30. und 31. August 1911; stenographische Protokolle des Abgeordnetenhauses und die Schriften Dr. Max Mengers.

Richard Charnatz.

Gröber, Gustav, Universitätsprofessor der romanischen Philologie, * 4. Mai 1844 in Leipzig, † 6. November 1911 in Straßburg. — Er erhielt seine erste Ausbildung in Leipzig, wo er das Gymnasium absolvierte, nachdem er einige Zeit im Buchhandel gewesen war und romanische und klassische Philologie studierte. Er promovierte bei Ebert im Jahre 1869 auf Grund einer bedeutenden Arbeit über »Handschriftliche Gestaltungen der *Chanson de geste* von Fierabras«. Nachdem er ein Jahr lang als Hauslehrer bei einem Grafen Waldstein in Böhmen gewesen war, wurde er 1870 besoldeter Privatdozent, 1871 Extraordinarius für romanische Philologie in Zürich. 1874 wurde er Ordinarius in Breslau und folgte 1880 einem Rufe nach Straßburg als Nachfolger Böhmers. Trotz eines glänzenden und sehr verlockenden Rufes nach Leipzig, seiner Vaterstadt, als Nachfolger seines Lehrers Ebert (1890) blieb er bis an sein Lebensende der Kaiser-Wilhelms-Universität treu. Eine schmerzliche, lästige Krankheit zwang ihn 1909 seinen Abschied zu nehmen. Er siechte noch bis zum 6. November 1911 dahin, wo ihn der Tod erlöste.

G. ist vor allem ein Enzyklopädikar und Organisator ersten Ranges gewesen. Die Zeitschrift für romanische Philologie, die er 1877 gründete, der er die wichtigste bibliographische Hilfsquelle der Romanistik, die bekannten »Supplementhefte« angliederte sowie die »Beihefte« zugesellte, der Grundriß für romanische Philologie (1. Band 1888, 2. Auflage 1904—1906; 2. Band 1897 bis 1902), ein großartiges Werk, in dem er eine Menge Gelehrter des In- und Auslandes um sich vereinigte, ein Werk, in dem er zum ersten Mal ebenso klar wie weitsichtig auseinandersetzte, welches die Aufgaben, die Ziele und Ideale der Romanistik sein sollten, endlich die *Bibliotheca romanica*, eine Sammlung romanischer Texte in mustergültigen, jedem zugänglichen Ausgaben, reden in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache.

Die Arbeiten, die G. im Grundriß veröffentlichte, sind teils historischer, teils methodischer, teils literarischer Art. Es sind im 1. Bande die »Geschichte der romanischen Philologie« (1—185), die »Aufgabe und Gliederung der romanischen

Philologie« (186—202), die mündlichen Quellen (254—266), die Methodik und Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Forschung (267—317), die Einteilung und äußere Geschichte der romanischen Sprachen (535—563), im 2. Bande I. die Übersicht über die lateinische Literatur (97—432) und die Altfranzösische Literatur (433—1247). An sonstigen Arbeiten hat G. vor allem herausgegeben: Altfranzösische Romanzen und Pastourellen 1872, Liederhandschriften der Troubadours 1877, die vulgärlateinischen Substrate romanischer Wörter in Wölfflins Archiv für lateinische Lexikographie (1884—1892), Wahrnehmungen und Gedanken (Aus der Zeit, Für die Zeit, Zur Klärung 1875—1910, Straßburg, Heitz und Mündel, eine Sammlung von Aphorismen).

G. ist als Gelehrter und Lehrer außerordentlich anregend gewesen. Seine erste textkritische Arbeit hat für die Folgezeit die Richtschnur angegeben, seine Theorie der Ausbreitung der romanischen Sprachen von gewissen Sprachzentren aus hat die Sprachgeographie befruchtet, seine im Grundriß ausgesprochenen Ansichten über Ortsnamenforschung und Syntax haben eine Menge von Arbeiten gezeitigt. Während seiner Breslauer und Straßburger Wirksamkeit hat G. 93 Dissertationen angeregt, und zwar über die allerverschiedensten Themata. Eine große Anzahl der Romanisten an deutschen Universitäten sind seine Schüler gewesen.

G.s altfranzösische Literaturgeschichte im Grundriß ist die erste in Deutschland erschienene, die nur wissenschaftlichen Zwecken diene, eine wahre Benediktinerarbeit, das Ergebnis langer, gewissenhafter Arbeit, eine Fundgrube für jeden, der sich mit der Literatur Altfrankreichs beschäftigt, ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Wissenschaft. Und nicht etwa eine Kompilation, sondern ein durchaus originelles Werk, das über viele schwierige Fragen, so über die Entstehung des altfranzösischen Epos und der Lyrik, seine ganz eigenartigen Gedanken enthält. Es gibt überhaupt wenige Fragen der romanischen Philologie, zu denen G. nicht das eine oder andere Mal Stellung genommen hätte. Sein reger Geist interessierte sich für alles, auch für die modernste Literatur. Freilich war sie ihm nicht sympathisch, und oft äußerte er sich scharf über die Hervorkehrung der Elendsgefühle im französischen Naturalismus, über den Materialismus, der den Menschen erniedrige statt ihn zu erheben. G. war eine ideal gerichtete Natur. Mit eiserner Energie kämpfte er alles nieder, was nach seiner Ansicht die Seele des Menschen knechtete. Sich selber gönnte er keine Ruhe. Er war hart gegen sich. Er hatte etwas Asketisches. Dagegen war er von der größten Güte seinen Schülern gegenüber. Freigebig und selbstlos stellte er ihnen die Schätze seines ungeheuren Wissens und seine tatkräftige Hilfe zur Verfügung. So hat er sich denn auch bei seinen Schülern der größten Anhänglichkeit erfreut. Er wird ihnen unvergeßlich sein. Die Romanistik wird ihn aber stets als einen ihrer Größten verehren.

Bonn.

Heinrich Schneegans.

Brosi, Albert, * 7. April 1836, † 8. Mai 1911. — B., heimatberechtigt in der solothurnischen Gemeinde Mümliswil, später auch in der Stadt Solothurn, geboren und aufgewachsen in Olten (Kanton Solothurn), besuchte die Primar-(Volks-)schulen und die Bezirks-(Sekundar-)schule seiner Geburtsstadt. Die Vorbildung für das Universitätsstudium holte er sich von 1850 bis 1856 am Gymnasium der kantonalen »Höheren Lehranstalt«, der jetzigen Kantonsschule,

in der Kantonshauptstadt Solothurn. Nachdem B. die Maturitätsprüfung vorzüglich bestanden hatte, begann er seine juristischen Studien mit einem Aufenthalt im französisch-schweizerischen Sprachgebiet, an der (damaligen) Akademie (nun Universität) Genf, um im Frühjahr 1857 die Universität Heidelberg zu beziehen, wo er zweimal einen Preis der Fakultät sich errang, bei allem eifrigen Studienbetrieb aber ein lebensfroher akademischer Bürger war und sich unter seinen Kommilitonen, besonders seinen Landsleuten, manchen Freund fürs Leben erwarb. Das Jahr 1859/60 verbrachte B. an der Universität Berlin. Hier wie in Heidelberg war es ihm vergönnt, auf Grund seiner ungewöhnlichen juristischen Begabung mehreren seiner akademischen Lehrer näherzutreten. Die Briefe, die der junge Solothurner während seiner vier Universitätsjahre an seinen väterlichen Freund, den Kantonsschul-Präfekten Josef Hartmann in Solothurn, schrieb, und die nach B.s Tode durch den Bundesrichter a. D. Dr. Leo Weber in Auswahl veröffentlicht worden sind (»Aus Briefen eines solothurnischen Universitätsstudenten«, Olten 1912), geben Zeugnis sowohl von der ernsten Auffassung, die der ökonomisch schwach dotierte Student von seiner Aufgabe hatte, als auch von dem scharfen Urteil, mit dem er das öffentliche und akademische Leben zu zeichnen und zu würdigen verstand; sie beweisen, daß B. gründlich in die Disziplinen der Rechtswissenschaft eingedrungen war und ernstlich die Frage, ob er sich dem Beruf des Universitätslehrers widmen sollte, erwägen durfte. Auf diese Laufbahn, wie auf die Erwerbung der juristischen Doktorwürde verzichtete er aus finanziellen Bedenken.

In Solothurn bereitete sich B. 1860/61 auf das Advokatenexamen vor. Nach der einjährigen Betätigung als Rechtspraktikant bestand er mit Auszeichnung die Staatsprüfung, gestützt auf welche ihm das Patent als Fürsprech (Rechtsanwalt) und Notar erteilt wurde. Mit Neujahr 1862 begann B. die Ausübung des Anwaltsberufes in Solothurn. Er blieb ihm treu bis zu Ende des Jahres 1874 und kehrte zu ihm später, nach seinem Austritt aus der Regierung, 1882, zurück. Die juristische Bildung, die Arbeitskraft und Gewissenhaftigkeit B.s sicherten seinem Advokaturbureau bald einen Ruf auch über die Grenzen des Heimatkantons hinaus. Seine Rechtsschriften galten als Muster streng logischen Aufbaues und bündiger Fassung. Als Anwalt des Staates war ihm als dem Meister des Zivilprozesses des öfteren die Wahrung öffentlicher und fiskalischer Interessen in wichtigen Rechtsstreitigkeiten anvertraut; dem gesuchten Verteidiger B. sicherte die Gabe glänzender und klarer Beredsamkeit auch vor dem Schwurgericht manchen Erfolg.

Der bürgerliche Beruf erschöpfte aber das Leben schon des jungen Advokaten nicht. Als ein in sich abgeklärter, überzeugungstreuer, freisinniger Mann betrat er das Gebiet der Politik, in dem er dem Kanton und der Eidgenossenschaft während Jahrzehnten wertvolle Dienste leisten sollte.

In den kantonalen Parteikämpfen zu Ende der sechziger Jahre des letztverflossenen Jahrhunderts finden wir Fürsprech Albert B. als Führer in der vordersten Reihe. Im Jahre 1856 war im Kanton Solothurn durch die von Wilhelm Vigier geleitete Verfassungsrevisionsbewegung das alte liberale System gestürzt worden. Gegen die neue Regierung aber erhoben sich bald Strömungen der Unzufriedenheit; man warf ihr eine ungesunde Finanzverwaltung, zu starke Berücksichtigung der politischen Farbe bei Stellenbesetzungen vor. Diezunehmen-

de Erstarkung der Opposition führte in den Jahren 1867 bis 1869 zu einem erbitterten Kampfe zwischen der regierenden Partei, den sogenannten »Roten«, und den Anhängern der neuen Oppositionspartei, den sogenannten »Grauen«. Den beiden, in der eidgenössischen Politik gemeinsam die freisinnige Richtung vertretenden kantonalen Parteien fehlte die geschlossene Zusammensetzung. Die Geistlichkeit sympathisierte damals mit dem bestehenden Regiment, dessen Führung Landammann Vigier innehatte. In der Oppositionspartei der »Grauen« standen an der Spitze Albert B. und der ihm in juristischer Schärfe wie in politischer Begabung kongeniale Rechtsanwalt Leo Weber, der spätere Nationalrat, eidgenössische Justizsekretär und Bundesrichter. In leidenschaftlicher Fehde bekämpften sich beide Parteien. Das Steuergesetz und das Beamtenbesoldungsgesetz kamen zu Fall. Indes vermochten die Schlappen, welche das herrschende System durch den Fall von Gesetzesvorlagen erlitten hatte, nicht, seine Macht zu brechen, und die bedenkliche Ausschließlichkeit, die gegenseitige persönliche Befehdung dauerten fort. Die Partialrevisionen der kantonalen Staatsverfassung von 1867 und 1869 brachten wohl Erweiterungen der Volksrechte, aber keine bessere Staatsverwaltung.

Weltgeschichtliche Ereignisse traten ein. Der Deutsch-Französische Krieg lenkte von dem kantonalen Parteizwist ab; der gemeinsame militärische Grenzdienst näherte die leitenden Personen. Die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit rief die Freisinnigen auch des Kantons Solothurn ohne Rücksicht auf persönliche Spannungen zum Aufsehen. Dem nach dem negativen Volksentscheid vom 12. Mai 1872 fortlebenden großen Gedanken der Revision der schweizerischen Bundesverfassung huldigten beide Fraktionen der Solothurner Liberalen, die der Regierung freundlich gesinnte und die oppositionelle. Das alles wirkte mit, daß in der denkwürdigen Versammlung zu Langenthal vom 19. Mai 1872 endlich die feindlichen Brüder, die »Roten« und die »Grauen«, sich die Hand zur Versöhnung reichten zu einer einzigen »weißen« liberalen Partei mit dem Programm, den Kanton Solothurn in eidgenössischen Fragen dem Bund als freisinnigen Stand zu erhalten, in kantonomer Beziehung ihn immer mehr der fortschrittlichen Entwicklung zuzuführen und endlich der »schwarzen« Partei, den Ultramontanen oder Konservativen, gegenüber entschieden und vereint Front zu machen. Bekräftigt wurde die »Langenthaler Bleiche«, wie die Gegner der freisinnigen Politik diesen Zusammenschluß geringschätzig nennen zu dürfen glaubten, durch eine gewaltige Volksversammlung zu Olten am 20. Oktober des gleichen Jahres. Auf Seite der »Roten« kam Vigier, auf derjenigen der »Grauen« neben Leo Weber vornehmlich B. das Verdienst der Einigung zu, auf deren Grundlage eine ersprießliche Politik zum Wohle des Kantons sich entwickeln konnte.

Der kantonalen gesetzgebenden Behörde, dem Kantonsrat, gehörte B. von 1869 bis 1874 und von 1882 bis 1896 an. Ebenso entsandte ihn das Volk in den Verfassungsrat von 1875 und 1887, aus welchen Räten die neuen Grundgesetze des Kantons hervorgingen. Im Plenum des Rates wie in den Ausschüssen (Kommissionen) war B.s Votum stets von Bedeutung, vielfach ausschlaggebend. Viermal wurde er für je ein Jahr zum Präsidenten des Kantonsrates ernannt: 1874, 1887, 1890 und 1896.

Das Jahr 1875 führte den gewandten Advokaten und feurigen Volksredner in den Regierungsrat, die vollziehende Behörde des Kantons. Hier war er vorab Chef der Justizverwaltung, des Innern und des Eisenbahnwesens (1875 bis 1876).

Sodann leitete er die Justizverwaltung und das Erziehungswesen (1877 bis 1882). Eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen sind während seiner Vorsteherschaft aus diesen Departementen, deren letzteres den Chef besonders durch die Menge laufender Geschäfte stark in Anspruch nimmt, hervorgegangen. Als Vorsteher des Erziehungsdepartementes lag ihm die Entwicklung der Kantonsschule (Gymnasium und Realschule, heute auch Lehrerseminar und Handelsschule umfassend) am Herzen; nach innen suchte er sie durch die Wahl tüchtiger Lehrkräfte zu stärken, während er die befriedigenden äußeren Voraussetzungen sicherte durch die Schaffung des neuen Schulgebäudes. Besondere Hingabe und Wärme empfahl der Erziehungsdirektor B. den Volksschullehrern in bezug auf den konfessionslosen Sittenunterricht, der — als Gegenstück zu dem ebenfalls im Stundenplan berücksichtigten spezifisch konfessionellen Religionsunterricht der Geistlichen — in den solothurnischen Primarschulen als Bestandteil des Lehrplans in neutralem Sinne durch die Lehrer zu erteilen ist.

Als Landammann (Regierungspräsident) führte Regierungsrat B. dreimal den Vorsitz in der Regierung: 1875, 1877, 1882.

Im Kampfe gegen das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes war B. 1871 voran gestanden. In den folgenden Jahren hatte er die christkatholische (altkatholische) Reformbewegung tatkräftig gefördert. Er leitete die National-synode; unter seinem Präsidium fand 1876 die Wahl des ersten christkatholischen Bischofs der Schweiz statt.

Vor seinem Eintritt in die Regierung stand B. ununterbrochen im Vordertreffen des solothurnischen »Kulturkampfes«. Er unterstützte die Vorlagen des Regierungsrates betreffend die obligatorische periodische Wiederwahl der Geistlichen, die Aufhebung mehrerer Kollegiat-Stifte und des Benediktiner-Klosters Mariastein, die Amtsentsetzung des renitenten Bischofs der Diözese Basel, Eugenius Lachat. Auf eine die Staatshoheit und die bürgerlichen Freiheitsrechte wahrende Regelung der kirchlichen Fragen zielte er vor allem ab, als er in Volksversammlungen und Behörden die Revision der Bundesverfassung forderte, als er mithalf, die eidgenössische Revisionsbewegung durch den Volkstag von Solothurn (15. Juni 1873), jene mächtige Kundgebung der freisinnigen Schweiz, in Gang zu bringen. Der Tag führte zur Schaffung und Annahme der heute in Kraft stehenden Bundesverfassung vom 29. Mai 1874. B. blieb seinem Standpunkte auch als Mitglied der kantonalen Regierung treu, schützte namentlich als Erziehungsdirektor die Schule gegen Eingriffe der Kirche und wehrte Übergriffen einzelner Geistlicher in die staatliche Rechtssphäre.

Um die Mitte des Jahres 1882 schied B. aus der solothurnischen Kantonsregierung aus. Familienrücksichten veranlaßten ihn, schon nach siebenjähriger Amtstätigkeit die kärglich besoldete Staatsstelle wieder an die den Lebensbedürfnissen besser gerecht werdende Advokatur zu vertauschen, in deren Ausübung er zu den früheren zwölf Jahren noch weitere neunzehn Jahre ersprießlichen Wirkens fügte.

Mit Regierungsrat Wilhelm Vigier, dem »Landammann« und vielverdienten, während dreißig Jahren einflußreichsten Volks- und Staatsmanne des Kantons, blieb B. auch nach dem Austritt aus der Regierung an der Spitze der freisinnigen Partei. Als im Jahre 1886 nach dem Tode Vigiers Fürsprech Oskar Munzinger in den Regierungsrat eintrat, ging auch die oberste

Führung der Partei mehr und mehr an den in der Exekutive wirkenden Parteifreund über. Doch blieb B., der wieder dem Kantonsrat angehörte, in der Parteileitung. Er stellte seine Erfahrung und seine Einsicht zur Verfügung, besonders als es galt, den Finanzhaushalt des Staates neu zu ordnen, nachdem dieser an zwei Bankinstituten, deren Verwaltung die leitenden Männer in vertrauenswürdigen Händen glaubten, durch unvorsichtige Kreditierungen gewaltige Verluste erlitten hatte. Die Aufregung und die Mißstimmung im Volke über diese Vorkommnisse hatten die Ultramontanen und eine Anzahl frondierender Liberalen zu einer kräftigen und regen Oppositionspartei zusammengeführt. Es mußte der Gefahr begegnet werden, daß die Opposition auf Grund der weit verbreiteten Unzufriedenheit Oberwasser erhalte, obgleich die freisinnige Partei als solche gegenüber den beklagenswerten Vorfällen integer dastand. Die Verfassungsrevisionsbewegung von 1886/87 endete nach heftigen Kämpfen in den abschließenden Volksabstimmungen und -Wahlen mit einem entschiedenen Siege der Freisinnigen. Doch schien es angezeigt zu sein, der konservativen Partei im Hinblick auf ihre verhältnismäßige Stärke sofort einen Sitz im fünfköpfigen Regierungsrat einzuräumen, ganz abgesehen davon, daß die neue Verfassung vom 23. Oktober 1887 den Grundsatz der Vertretung der Minderheiten in den Behörden allgemein ausgesprochen hatte. Das Volk stimmte dieser weisen Konzession zu. Die Notwendigkeit, dem Staate neue Mittel zur Verfügung zu stellen, leitete nach einigen Jahren zu einer Verständigung der Parteien über, die in der Partialrevision der Verfassung von 1895 ihren Ausdruck fand; sie enthielt das Recht des Volkes zur Initiative auf Partialrevision der Verfassung, den Grundsatz des Proportionalverfahrens für die Wahl des Kantonsrates und der Gemeinderäte, sowie die Einführung einer direkten Staatssteuer. Nach dem Abschluß dieser Bewegung, im Jahre 1896, als der Kantonsrat zum erstenmal nach dem von B. grundsätzlich nicht gutgeheißenen, doch angesichts der Lage angenommenen »Proporz« zu wählen war, erklärte B. unter Hinweis auf seine gesundheitlichen Verhältnisse, daß er sich nicht mehr portieren lasse. Zuerst fünf, dann vierzehn Jahre lang hatte er verschiedene Wahlkreise im kantonalen Parlament vertreten.

Seine eidgenössische Laufbahn begann B. 1872 mit der Wahl in den Nationalrat, die nach der Bevölkerungszahl und zufolge eidgenössischer Vorschrift durch direkte Volkswahl gebildete Kammer des Bundesparlamentes. Der Eintritt in die solothurnische Regierung zwang ihn Ende 1874 zur Niederlegung des Nationalratsmandates. Schon in diesem Jahre war der neue solothurnische Abgeordnete in der Bundesversammlung derart akkreditiert, daß seine Wahl in das durch die Bundesverfassung von 1874 zur ständigen Institution erhobene Bundesgericht in Aussicht genommen war und erfolgt wäre, hätte nicht B. zugunsten des Solothurners Bläsi verzichtet. Von 1875 an gehörte Regierungsrat B. während seiner ganzen kantonalen Amtszeit, bis 1882, dem schweizerischen Ständerat an, d. h. der Kammer, in der jeder Stand (Kanton) eine gleiche, in einzelnen Kantonen durch die Legislative, in den andern durch die Stimmberechtigten direkt ernannte zweiköpfige Vertretung besitzt. 1882 kehrte B. in den Nationalrat zurück. Das Jahr 1892 brachte ihm die Ehre, den Nationalrat als Präsident zu leiten.

B. genoß in der Bundesversammlung bei seinen Parteifreunden sowohl als bei den andern Fraktionen großes Ansehen. In zahlreichen Kommissionen wie im Rate selbst betätigte er sich als äußerst fruchtbares Mitglied. Vor allem in

juristischen Fragen, insbesondere in staatsrechtlichen Materien waren seine klaren, wohldurchdachten Voten von entscheidendem Einfluß. Als Kommissionsberichterstatte in ernster Angelegenheit internationaler Politik fand er das gemessene, der Würde des Landes entsprechende Wort. Der im Gebiete des Privatrechts durch Studium und Anwaltspraxis bestfundierte langjährige Parlamentarier nahm regen Anteil auch an der Beratung des schweizerischen Zivilgesetzbuches; durch das eidgenössische Justizdepartement war B. bereits in die zur Vorbereitung der Kodifikation bestellte Expertenkommission berufen worden.

Sechsenddreißig Jahre hatte B. dem schweizerischen Parlament angehört. Er galt als eines seiner hervorragendsten Mitglieder. Zunehmende körperliche Gebrechlichkeit bestimmten 1908 den ergrauten, doch geistig jugendfrisch gebliebenen Politiker, eine erneute Wiederwahl anläßlich der Integralerneuerung abzulehnen, zum Bedauern seiner Parteifreunde nicht bloß, sondern auch der Bundesversammlung.

B. verbrachte seine letzten Jahre nicht ohne Arbeit. Mit seinem Sohne, dem Teilhaber und Nachfolger im Advokaturbureau, wirkte er in diesem weiter, sich nach Bedürfnis entlastend. Gern ließ er sich von Behörden, die sein sicheres Urteil schätzten, mit Gutachten betrauen. Mehr und mehr aber kamen für den Alt-Nationalrat B. Tage beschaulicher Ruhe; er verlebte sie mit seiner Gattin in einem trauten Heim vor den Toren Solothurns.

B.s Hinschied kam nicht unerwartet. Eine Nervenlähmung war vorausgegangen, Stunden der Schmerzen waren gefolgt.

Ein scharfer Denker, ein klarer Jurist, ein erfolgreicher Rechtsanwalt, ein glänzender Volksredner, ein arbeitsfreudiger Verwaltungsmann, ein bedeutender Parlamentarier ist mit Albert B. geschieden. Sein Leben in allen Phasen ist das des Politikers, wie es durch den Gang und die Entwicklung der schweizerischen Demokratien bedingt und gefordert wird: des Politikers als Privatmann, wie im Staatsdienst. Und ein politischer Kämpfer und Arbeiter für die von ihm als gut und gerecht erkannte Sache. Ein Politiker, den viele nach dem äußeren Eindruck, besonders zu Zeiten wilder politischer Fehden, als schroff und einseitig bezeichnen mochten, dessen Wesen aber im Fanatismus des Wahren und Guten seine Begründung und Rechtfertigung fand. Die Überzeugungstreue verlieh ihm das Recht zu »goldener Rücksichtslosigkeit«.

»Der Dank der freisinnigen Schweiz gebührte ihm; denn ein Fahnenträger, ein Vorkämpfer des Freisinns ist er gewesen von Jugend an. Mit dem Dichter Georg Herwegh mochte der Politiker Albert B. von sich sagen:

'Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!'

In diesen Worten des Biographen B.s, seines Jugendfreundes und politischen Kampfgenossen, Alt-Bundesrichter Dr. Leo Weber in Bern (»Albert Brosi, sein Leben und Wirken«. Solothurn 1911. 1. und 2. Aufl.), liegt die zutreffende Charakteristik des Mannes, dessen Bedeutung für den Kanton Solothurn und die schweizerische Eidgenossenschaft sein Leben überdauert.

Unter den freisinnigen Staatsmännern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird B.s Name als der eines weitblickenden, überzeugungsstarken und energischen Führers bleibend der politischen Geschichte seines Heimatkantons und des Bundes angehören.

Solothurn.

H a n s K a u f m a n n , Regierungsrat.

Schneider, Richard, Dr. jur., großherzoglich badischer Wirklicher Geheimerat, Oberlandesgerichtspräsident a. D., * 2. Mai 1823 als Sohn eines Arztes in Ettenheim, † im hohen Alter von über 88 Jahren am 3. November 1911 in Karlsruhe. — Nachdem Sch. einige Jahre die Volksschule seiner Vaterstadt besucht hatte, war er 1833 bis 1838 Schüler des Gymnasiums in Offenburg, 1838 bis 1840 des Lyzeums in Rastatt, widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft 1840 bis 1842 auf der Universität Freiburg, 1842 bis 1844 auf jener in Heidelberg. Im Jahre 1845 bestand er das juristische Staatsexamen mit bestem Erfolg. Schon die vorzüglichen Zeugnisse, die er sich in der Gymnasialzeit und in der juristischen Prüfung erwarb, bekundeten seinen Fleiß und seine hohe Begabung. Auch in dem nun folgenden praktischen juristischen Vorbereitungsdienst wurde von seinen Vorgesetzten übereinstimmend sein unermüdlicher Eifer, sein reiches Wissen, sein klares und sicheres Urteil, seine strenge Gewissenhaftigkeit rühmend hervorgehoben. Alle diese Eigenschaften ließen ihn von vornherein in hervorragender Weise zum Berufe eines Richters befähigt erscheinen. In diesem Berufe, dem er sich mit vollster Hingebung widmete, und in dem er seine höchste Befriedigung fand, ist er denn auch in rascher Folge von Stufe zu Stufe bis zur Stelle des höchsten richterlichen Beamten seines badischen Heimatlandes, bis zum Vorsitzenden des obersten Gerichtshofes gestiegen. Im Jahre 1849 erfolgte seine erste landesherrliche Anstellung als Assessor bei dem Oberamt Lahr, von wo er 1852 zum Stadtamt Freiburg versetzt wurde. 1854 wurde er zum Hofgerichtsassessor in Konstanz, zwei Jahre später zum Hofgerichtsrat daselbst ernannt. Schon 1864 bei Einführung der neuen badischen Gerichtsorganisation finden wir ihn in leitender Stellung als Direktor des Kreisgerichts Waldshut. Es folgte 1869 seine Ernennung zum Direktor bei dem Kreis- und Hofgericht Konstanz, 1877 seine Berufung als Vizekanzler in den obersten badischen Gerichtshof, das damalige Oberhofgericht, 1879 bei Einführung der Reichsjustizgesetze seine Ernennung zum Senatspräsidenten in dem Oberlandesgericht zu Karlsruhe. 1892 wurde er zum Präsidenten dieses Gerichtshofs ernannt. Bis in sein 76. Lebensjahr hat er dieses hohe und wichtige Amt in unverminderter geistiger Frische und Arbeitskraft bekleidet. Im Jahre 1899, anlässlich der Einführung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches ist er nach einer überaus reich gesegneten Dienstzeit von über 54 Jahren in den Ruhestand getreten.

In seltener Weise waren in seiner Persönlichkeit die Voraussetzungen zur führenden Stelle im Richteramte vereinigt. Wie er an sich die strengsten Anforderungen stellte und bis zum äußersten gewissenhaft in deren Erfüllung war, so hielt er auch auf genaue und pünktliche Pflichtleistung bei denen, die seiner Leitung unterstellt waren, und denen er durch seinen vorbildlichen Eifer und seine rastlose Arbeit voranleuchtete. Aber er war auch von so ausgeprägtem Gerechtigkeitsgefühl, daß er niemals eine zu weitgreifende Forderung gestellt hätte, vielmehr hatten wohl alle die wohlthuende Empfindung eines väterlichen Wohlwollens, das er jedem entgegenbrachte.

Ganz besonders lieb war ihm das über 20 Jahre von ihm bekleidete Amt des Vorsitzenden der Prüfungskommission für das zweite juristische Examen. Welch hoher Wertschätzung er auch in Ausübung dieses verantwortungsvollen Amtes durch seine wohlwollende Milde und doch gerechte Art sich erfreuen durfte, fand seinen Ausdruck in einer Glückwunschadresse, welche ihm anlässlich

seines 70. Geburtstags von nahezu 500 seiner ehemaligen Examinanden gewidmet wurde.

Nach der Ernennung zum Präsidenten des obersten Gerichtshofes wurde Sch. durch das Vertrauen seines Landesherrn auch als Mitglied in die erste Kammer der Landstände berufen. Auch hier durfte er sich der höchsten Achtung und des Vertrauens aller Mitglieder ohne Unterschied der Parteistellung erfreuen.

Daß seinem verdienstvollen Wirken auch die äußeren Auszeichnungen und Ehren nicht fehlten, bedarf keiner weiteren Ausführung. Er wurde im Jahre 1892 zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt. Bei seinem Eintritt in den Ruhestand wurde ihm in besonderer Anerkennung der hohen Verdienste, welche er sich an der Spitze des höchsten Landesgerichts um die Rechtspflege und um die Justizverwaltung erworben, die goldene Kette zum Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen. Wegen seines vielseitigen juristischen Wissens erteilte ihm die juristische Fakultät der Universität Heidelberg die Würde eines Ehrendoktors.

Bei allen Huldigungen und Ehrungen blieb er aber der einfache, schlichte, anspruchslose Mann, dem alles äußere Wesen fern lag. Mit seiner stillen Bescheidenheit ist er nur wenig in die Öffentlichkeit getreten, er war ein in sich harmonisch geklärter, zufriedener Charakter, der seinen Frieden auf jeden ausstrahlte, dem es vergönnt war, ihm nahezutreten. Sein strenges Pflichtgefühl in seinem Berufe ging im häuslichen Kreise über in treue, innige Gatten- und Vaterliebe. Seine Häuslichkeit war das Muster eines herzlichen Familienlebens, und er selbst das Beispiel eines treu besorgten Hausvaters.

In dem Nachruf, welchen Sch. im Jahre 1892 am Sarge seines Vorgängers im Amte, des Präsidenten des Oberlandesgerichts, sprach, hatte er ausgeführt:

»Tiefes und umfassendes Wissen auf allen Gebieten des Rechtes, strengste Gewissenhaftigkeit und Objektivität und ein bis zur höchsten Feinheit entwickelter Rechtssinn verliehen seiner Amtsführung ein Gepräge, wodurch er für uns das leuchtende Vorbild eines Richters geworden ist.

Aber dieses Bild des Heimgegangenen wäre doch nur ein unvollkommenes, wollte ich nicht noch einer andern Eigenschaft gedenken; ich meine jene schlichte Einfachheit und wahrhaftige Bescheidenheit, welche ihm so ganz eigen war. Sie ist ein untrüglicher Prüfstein des inneren Wertes eines Menschen, sie erst kennzeichnet den vollendeten Mann, der, um Ansehen zu gewinnen, nicht über andere sich zu erheben braucht, dessen geistige und moralische Überlegenheit vielmehr je geräuschloser desto mächtiger auf die Umgebung wirkt.

Und wenn es gestattet sein mag, um das Lebensbild in seinen allgemeinsten Zügen zu vollenden, auch das Privatleben des Verewigten mit einem Blick zu streifen, so dürfen nicht unerwähnt bleiben jene echt menschlichen, uns allen wohl bekannten Tugenden, welche nicht nur seine stille Häuslichkeit verklärten, deren Strahlen auch in weite Kreise der Gesellschaft gedungen sind und ihm hier überall ungezählte Verehrer und Freunde erworben haben.«

In diesen herrlichen, dem Vorgänger gewidmeten Worten hat Sch. wahrlich selbst in zutreffendster Weise das Bild seiner eigenen harmonischen Persönlichkeit gegeben.

B u j a r d.

Hülskamp, Franz, * 14. März 1833 in Essen (Oldenburg), † 10. April 1911 zu Münster i. W., katholischer Schriftsteller. — Der Sohn eines armen Webers

besuchte, vom Ortsgeistlichen vorbereitet, von 1849 bis 1852 das katholische Gymnasium zu Osnabrück. Nach Beendigung der Studien in Münster, München und Bonn wurde er Hilfsgeistlicher in Münster, wo er zeitlebens verblieb. Zuerst beteiligte er sich an der Umarbeitung der französischen Kirchengeschichte von Rohrbacher, einem weitläufigen Werk (1. bis 3. Band). Wohl war der theologische Lehrstuhl des jungen Priesters Ziel, aber das Leben machte aus ihm einen Schriftleiter, literarischen und politischen Organisator.

Seither fehlte es an einem übersichtlichen, wohlfeilen katholischen Literaturblatt, frei von schwerfälliger Gelehrsamkeit, für weitere Kreise. Mit der Gründung des »Literarischen Handweisers« (1862) durch H. und seinen früh verstorbenen Freund Hermann Rump, einen tüchtigen Gelehrten (Allg. Deutsche Biographie 29, 661—62), wurde eine sichtliche Lücke ausgefüllt. Dieses Blatt, erst 10-, dann 12-, dann 18- und schließlich 24 mal jährlich erscheinend, erwarb sich bald großes Ansehen, nicht nur in katholischen Kreisen. So nennt es der Protestant Klüpfel (»Wegweiser durch die Literatur der Deutschen«, 4. Aufl., 1870) »einen ausgezeichnet praktisch angelegten Literaturbericht, welcher den katholischen Standpunkt mit Maß und Vernunft anwendet«. Fritz Reuter schreibt an Gisbert von Vincke am 10. Februar 1868 (Nachgelassene Schriften II, 243): »Vor einigen Tagen habe ich eine rechte Freude gehabt: denke Dir! von allerkatholischster Seite aus Münster hat der dort erscheinende »Literarische Handweiser« eine außerordentlich günstige Rezension meiner Schriften gebracht. Diese Anerkennung von katholischer Seite ist mir um so wertvoller, als die Evangelischen oder — wie bei uns die Leute sagen — die Evangelisten anfangen, Hengstenberg an der Spitze, mich als Heiden zu denunzieren.«

H. besprach namentlich Schriften allgemeinen, biographischen, bibliographischen und literargeschichtlichen Inhalts und verfaßte Nekrologe, teilweise von großem Wert. Für die Zeit von 1862 bis 1872 ist der »Literarische Handweiser« eine wichtige Geschichtsquelle. Am 1. Januar 1870 wurde H. vom Bischof zum Leiter des »Heerde-Kollegiums« (Alumnat für Gymnasiasten) ernannt, einer bescheidenen, aber viel Muße gewährenden Pfründe. Dazu war er lange Vorstandsmitglied verschiedener gemeinnütziger und wissenschaftlicher Vereine in Münster. Ferner gehörte H. zu den Gründern der Zentrumspartei, deren Wahlaufufe größtenteils von ihm herrühren. Einen Sitz in der Volksvertretung hat er nie erstrebt. Auf den Katholikentagen und besonders der seit 1876 bestehenden Görres-Gesellschaft war H. ein unermüdlicher Berater. Er besaß ein feines Gefühl für das, was der katholischen Literatur fehlt, seinen Anregungen ist manches schöne Werk zu verdanken. Zudem war er findig in Entdeckung junger Talente, ließ es an Aufmunterung nicht fehlen und wußte auch stets Quellen zur materiellen Unterstützung zu erschließen. Von seltener Geschicklichkeit der Technik des literarischen Betriebs hatte er ein geübtes Auge für die Mängel in der Schreibart und im Aufbau. Auch in der nicht-katholischen Literatur fand er frühzeitig edle Talente heraus, so hatte er schon 1870 die Bedeutung von W. Raabe erkannt. Aber H. kam nie dazu, ein größeres Werk abzufassen, die Krönung seiner vielen Kritiken, Anregungen und eigenen großen Belesenheit. Große Verbreitung fand sein Pius-Buch (3. Aufl., 1873). Einige meist namenlose Flugschriften behandeln kirchliche Zeitfragen und werden künftigen Geschichtsschreibern unentbehrlich sein. H. gehörte auch zu den Gründern des »Augustinus-Vereins« für die katholische Presse und der

vielgelesenen Familienzeitschrift »Hausschatz« (Regensburg, Pustet). Daneben begann er die Herausgabe der »Meisterwerke unserer Dichter für Schule und Haus«, welche später von anderen fortgesetzt wurden. Wer zählt die katholischen Theologen, sonstigen Gelehrten, Schriftsteller, Prebleute auf, welche dem kleinen, rührigen Manne näher traten? Nicht sei vergessen, daß H. auch den weitverzweigten katholischen Studentenverband »*Unitas*« (1858) stiften half. Es ist eine journalistische Redeblyme, man habe diesen Mann von einer Hochschulprofessur für Kirchengeschichte geflissentlich ferngehalten. Dazu fehlte ihm nicht alles, aber vieles. Bei H. zeigt sich wenig eine aufsteigende Entwicklung, er war schon zu früh gereift. Wohl hatte er Verständnis für gelehrte Arbeit, aber der sammelnde, sictende, scharf prüfende, in der Durcharbeitung des Kleinsten das Große findende Geist war ihm versagt. Kein Schade! Auch so hat H. redlich mit seinem Pfunde gewuchert und war gerade an der rechten Stelle, oft in schwerer Zeit. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Mann in seiner kaum angezweifelten literarischen Stellung sich schließlich zum Diktator der katholischen Literatur aufwarf, dabei war er sich in seiner Treuherzigkeit gar keines Dünkels bewußt. Viele folgten seinem Spruch, einige gingen andere, mitunter ganz andere Wege. Hierüber sowie über vieles zur Zeitgeschichte sollten seine Denkwürdigkeiten berichten, die aber der unruhige Mann mit ins Grab nahm.

Dies ist zu bedauern, denn wie viele und wie vieles hat der Mann in schlichter Stellung nicht im Vorder-, sondern im Hintergrund, im Entstehen und Wachsen der kirchlichen und politischen Zeitläufte gesehen! Im Jahre 1886 bekam H. den Rang eines päpstlichen Geheimkämmerers, später den eines Hausprälaten, aber ein höheres kirchliches Amt hat er nie bekleidet. Ebenso ging er weltlicher Auszeichnungen, wie Orden, leer aus.

Quellen: »Literarischer Handweiser« 1911, 481—90. (Der Vermerk »Forts. folgt« ist offenbar ein Druckfehler.)

»Hochland« VIII, 2 (1911) 64—65.

»Katholik« 1911, 2. 385—87.

Kuckhoff, O. »Geschichte der *Unitas*. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Studentenkorporationen Deutschlands«. Düsseldorf 1908.

Bachem, K. »Joseph Bachem . . . Beitrag zur Geschichte der katholischen Presse«. 3. (noch zu erscheinender Band).

Berlin.

Ernst Sartorius.

Vahlen, Johannes, Universitätsprofessor der klassischen Philologie, * 27. September 1830 in Bonn, † 30. November 1911 in Berlin. — Seine Eltern waren Dominikus Ignatius V. (* 1795, † 1871), Handwerksmeister in Bonn, und Anna Maria V., geb. Faßbender (* 1799, † 1874). Er hatte drei Geschwister, außer einer Schwester und einem als Student der Philologie in Bonn verstorbenen Bruder den späteren Inhaber eines angesehenen, namentlich juristischen Verlags in Berlin, Franz V., der auch einige seiner Schriften verlegte. Die Familie bekannte sich zum katholischen Glauben. Seit seinem zwölften Lebensjahre besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und verließ es im Herbst 1848 mit dem Zeugnis der Reife, um Philologie zu studieren. Unter seinen Lehrern war es namentlich der Professor und spätere Direktor des Gymnasiums, L. Schopen, zugleich auch Professor der Philologie an der Universität, der seine große

Befähigung für philologische Studien erkannte und förderte. In Bonn, einer Hauptstätte philologischer Forschung und Lehre, blieb V. auch während seiner ganzen vierjährigen Studienzeit. Seine akademischen Lehrer waren besonders Ritschl, Welcker und Schopen — diesen dreien widmete er später seinen Ennius —, daneben Ritter, Brandis, der jugendliche J. Bernays, Loebell, Knoodt und Delius. An den Übungen des philologischen Seminars unter Ritschl und Welcker nahm er drei Jahre lang als ordentliches Mitglied teil, die letzten drei Semester als Senior. Er stand in freundschaftlichem Verkehr mit dem ihm schon von der Schule her befreundeten J. Brandis, dem Assyriologen und späteren Sekretär der Kaiserin Augusta, und andern Mitgliedern einer unter Ritschls Auspizien begründeten philologischen Vereinigung, in deren Namen er im Juli 1854 Ritschl zu seinem 25 jährigen Doktorjubiläum durch eine Festschrift, eine Bearbeitung der Fragmente von Nāvius' *Bellum Punicum*, begrüßte. Die Lösung einer von Ritschl gestellten Preisaufgabe über die Annalen des Ennius, die auch gegenüber den anerkannt tüchtigen Arbeiten zweier Mitbewerber den Vorrang behauptete, ließ ihn am 11. August 1852 seine Universitätsstudien durch die Promotion mit höchster Auszeichnung abschließen. Schon im Herbst desselben Jahres trat er nach bestandnem Examen *pro facultate docendi* sein Probejahr am Bonner Gymnasium an und blieb auch weiter kommissarisch beschäftigt dort. Sein alter Lehrer Schopen vertraute ihm gleich Homer- und Horaz-Lektüre in den obersten Klassen an, außerdem erteilte er lateinischen Unterricht in Sexta, Quinta und Tertia, deutschen in Tertia und Untersekunda. Nach dem Erscheinen seiner großen Ennius-Ausgabe habilitierte er sich im Jahre 1854, eine ihm angebotene Gymnasiallehrerstelle in Düsseldorf ausschlagend, auf Ritschls Rat trotz anfänglicher eigener Bedenken an der Bonner Universität. Ermöglicht wurde es ihm, der schon als Student einen Teil seiner Zeit dem Erwerbe hatte widmen müssen, durch die Übernahme einer Hauslehrerstelle bei dem Bankier Deichmann in Bonn, dessen drei Söhne er unterrichtete, und mit dessen Familie er auch weiterhin freundschaftlich verbunden blieb. Nur wenige Semester dauerte seine Tätigkeit als Bonner Privatdozent. Bereits zum Winter 1856 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Breslau, wo er mit J. Bernays wieder zusammentraf und zu Th. Mommsen, damals Ordinarius der juristischen Fakultät, in persönliche Beziehungen trat. Nach weiteren drei Semestern übernahm er im Frühjahr 1858 ein Ordinariat in Freiburg i. Br., aber noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Ordinarius, Direktor des philologischen Seminars und Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission nach Wien. Hier wurde er im Jahre 1860 korrespondierendes, 1862 wirkliches Mitglied, Ende 1869 Sekretär der philosophisch-historischen Klasse der Kais. Akademie der Wissenschaften. Ferner wurde er 1862 zum Dekan seiner Fakultät, 1873 zum Rektor der Universität erwählt, 1870 zum Regierungsrat, 1873 zum Hofrat ernannt. In Wien blieb er 16 Jahre, lange (bis 1867) im Verein mit dem ihm auch persönlich nahestehenden H. Bonitz, in einer allgemein anerkannten Wirksamkeit, deren Segen nach sachkundigem Urteil noch nach Jahrzehnten zu spüren gewesen ist, während der letzten Jahre auch als Mitglied des niederösterreichischen Landesschulrats. Einen Ruf nach Kiel hatte er im Jahre 1872 ausgeschlagen, und auch als 1874, während seines Rektorats, der ehrenvolle Ruf auf den Lehrstuhl Moriz Haupts an ihn erging, lehnte er zunächst ab. Erst einem erneuten Rufe entschloß er sich zu folgen.

Er siedelte als ordentlicher Professor, Direktor des philologischen Seminars und Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission, der er mit Unterbrechungen bis 1909 angehörte, nach Berlin über und begann dort mit dem Wintersemester 1874/75 seine Lehrtätigkeit, die er 37 Jahre lang bis an sein Lebensende ausübte. In dieser Zeit wurde er 1877 zum Dekan, 1886 zum Rektor der Universität gewählt, nachdem er 1882 zum Geheimen Regierungsrat ernannt worden war. Noch vor Ablauf des Jahres 1874 erfolgte auch seine Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften, bei der er 1893 als Nachfolger von E. Curtius zum beständigen Sekretar der philosophisch-historischen Klasse erwählt wurde, ein Amt, das er erst wenige Monate vor seinem Tode an G. Roethe abgab. Der Weggang von Wien war ihm schwer geworden, und auch später dachte er manchmal mit einer gewissen Sehnsucht dorthin zurück. Manche alten Freunde fand er in Berlin wieder, vor allem Bonitz und Mommsen. Von Hause aus auch größerem geselligen Verkehr keineswegs abgeneigt, wurde er später durch mancherlei häusliches Leid und zunehmende Kränklichkeit veranlaßt, sich mehr und mehr davon zurückzuziehen. Besonders gern gehörte er bis in sein hohes Alter der »*Graecae*« an, einer Gesellschaft, deren Mitglieder schon Spalding, Ideler, Schleiermacher, Buttmann, Bekker und Lachmann gewesen waren (s. Hertz, K. Lachmann, 1851, S. 210 ff.), und in der er im Laufe der Jahre mit Bonitz, Kirchhoff, Wilmanns, J. Schmidt, Sachau, Kekule v. Stradonitz, Harnack, Bardt, Schroeder, Stengel, Ziehen, Reinhardt u. a. zu gemeinsamer Lektüre und geselligem Verkehr sich zusammenfand. Zu einem leuchtenden Abendrot seines Lebens gestaltete sich sein 80. Geburtstag, ein Tag reich an Ehren. Während er sich der Feier seines 70. Geburtstages (1900) und seines goldenen Doktorjubiläums (1902), bei dem ihm die Berliner juristische Fakultät ihre Doktorwürde *honoris causa* verlieh, durch Reisen entzogen hatte, ließ er sich bestimmen, diesmal persönliche Glückwünsche und die Überreichung einer Ehrengabe, seiner von Professor Adolf Brütt in Marmor meisterhaft ausgeführten, die feinen, durchgeistigten Züge lebensvoll wiedergebenden Büste, zu deren Widmung sich gegen 800 Spender, Freunde, Schüler und Verehrer aus dem In- und Auslande, vereint hatten, entgegenzunehmen. Zur Gratulation erschienen im Kreise der Familie der Kultusminister Exzellenz v. Trott zu Solz, von der Universität zahlreiche Kollegen unter der Führung des Rektors Erich Schmidt und der Dekane der philosophischen und juristischen Fakultät, Roethe und Kohler, als Vertreter der Akademie deren Sekretare Waldeyer und Diels, ferner Professor M. Niemeyer aus Potsdam, der als einer der ältesten Berliner Schüler zur Überreichung der Büste ausersehen war, Vertreter des philologischen Seminars und des Akad.-philologischen Vereins, Professor Ad. Brütt und eine Anzahl weiterer Freunde und Schüler. Der österreichische Unterrichtsminister Graf Stürgkh gratulierte telegraphisch und teilte die Verleihung des österreichischen Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft mit. Diese hohe Auszeichnung kam zu den preussischen hinzu, die V. besaß, dem Orden *Pour le Mérite*, dem Kronenorden II. Klasse mit dem Stern und dem Roten Adlerorden II. Klasse mit Eichenlaub, zu dem der Stern ihm bei diesem feierlichen Anlaß ebenfalls verliehen wurde. Bald darauf beteiligte er sich auch mit regem Interesse an dem eindrucksvollen 100 jährigen Jubiläum der Berliner Universität. Aber im nächsten Frühjahr erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr ganz erholen konnte. Mit eiserner

Energie kämpfte er gegen die Krankheit an. Er begann auch noch im Wintersemester seine Vorlesungen und Seminarübungen, mußte sie dann aber absagen und verstarb nach kurzem Krankenlager. Verheiratet war er dreimal, die beiden ersten Frauen waren Schwestern, Töchter des ehemaligen Breslauer Professors Ambrosch, die dritte war Frau v. Ziehlberg, geb. v. Nolting, die er um etwa drei Jahre überlebte. Er hinterließ drei Söhne und eine verheiratete Tochter, sämtlich von seiner zweiten Frau. Eine Tochter von seiner ersten Frau hatte er im Kindesalter verloren, ein erwachsener Sohn und eine erwachsene Tochter von seiner zweiten Frau waren ihm durch erschütternde Unglücksfälle entrissen worden. Eine Stieftochter, Fräul. Ch. v. Ziehlberg, seit langem in seinem Hause, war die sorgsame Pflegerin und Begleiterin seiner letzten Jahre.

Seine wissenschaftlichen Anschauungen, Bestrebungen und Ziele hat V. am eingehendsten in seiner Berliner Rektoratsrede »Über den philologischen Sinn« (1886) entwickelt. Ihre Grundgedanken sind, möglichst in seinen eigenen Worten, etwa folgende. Philologischen Sinn, eine besondere Richtung geistiger Tätigkeit, kann keine Wissenschaft entbehren, die an den Quellen literarischer Denkmäler zu schöpfen hat, auch Medizin und Naturwissenschaft nicht, und um so weniger, je ausgebildeter der geschichtliche Sinn ihrer Vertreter ist. In besonders lebendiger Wechselwirkung stehen Geschichte und Philologie: sie haben auf weite Strecken dieselben Arbeitsfelder zu durchlaufen, philologische Bewältigung literarischer Quellen bildet den Untergrund für historische Untersuchungen. Die Sprache ist der Schlüssel für alles Weitere und ist erstes und nächstes Objekt der Betrachtung. Sprachkenntnis ist zum Sprachgefühl zu steigern. Zu untersuchen ist die geschichtliche Geltung der Wörter und die tatsächliche Verwendung der Formen, während ein Zurückgehen auf ihre letzten Gründe Sache der Sprachwissenschaft ist. Historische Erkenntnis der Sprache und auch Kenntnis und Untersuchung der Sachen ist der Erforschung der Literaturdenkmäler zuzuwenden, deren Verständnis erst voll ist, wenn sie in ihrer sprachlich-stilistischen, bei Dichtungen auch in ihrer metrischen Eigenart, in ihrem Werdeprozeß und als Glieder ihrer Gattung erkannt sind. Zu alledem gehört aber, daß man sich des Objekts versichert hat, daß man die Überlieferung geprüft, bei mehrfacher Überlieferung in einer Art Zirkelbewegung, nach dem Verständnis die Quellen wählend und aus den Quellen das Verständnis berichtend, einer urkundlichen Textgestaltung sich genähert hat, daß man die mannigfachen Schäden, wie sie Zufall und Willkür im Laufe der Zeit mit sich bringen, erkannt und nach Möglichkeit das Ursprüngliche wiederhergestellt hat, ja, daß man bis zur Werkstatt des Schriftstellers selbst vorgedrungen ist, um die Entstehung seiner Schrift oder Schriftenreihe zu erforschen. Vom Einzelnen zum Ganzen strebend, ruht am Ende der durchmessenen Bahn der philologische Sinn in der Anschauung der gesamten Literaturentwicklung eines Volkes aus. Das ergäbe, wenn es auch nicht ausdrücklich ausgesprochen wird, die Auffassung der Philologie als Literaturwissenschaft. Daneben aber gebraucht V. hier auch gelegentlich den Ausdruck »die Wissenschaft vom klassischen Altertum«; wie er gewiß in seinen Wiener Vorlesungen über Enzyklopädie der Philologie der Wolfischen, später von Boeckh und Ritschl im einzelnen abgewandelten Grundanschauung von der klassischen Philologie als Altertumswissenschaft in seiner Weise gefolgt sein wird, so hat er diese Anschauung offenbar nie etwa ganz aufgegeben. In dem Streit um Wort- und Sachphilologie hegt er die Über-

zeugung, daß die Wissenschaft unermeßliche Aufgaben stelle, der Mensch in seinem beschränkten Dasein seinem Forschen engere Grenzen ziehen müsse, und daß die Scheidung der Ziele auf gemeinsamem Boden dem Ganzen der Wissenschaft nicht abträglich sei. Er hatte, seiner Neigung und Begabung gemäß, sich vorwiegend der »hermeneutischen Kunst«, wie er in seiner Berliner akademischen Antrittsrede sagt, wobei er die Kritik als ihr dienstbar mit einbegreift, zugewendet. Die große Gelehrsamkeit, wie sie ein Meister dieser Kunst besitzen muß, eignete er sich in unablässiger Arbeit, vor allem in ebenso ausgebreiteter wie eindringender, immer erneuter Lektüre der alten Schriftsteller an. Auch um treffende Parallelen aus der neueren Literatur war er nicht verlegen. Reiche Erkenntnis auf den Gebieten der Sprache, des Stils, der ganzen schriftstellerischen Kunst wird ihm verdankt, auch mancher nicht leicht zu gewinnende Baustein historischer Wissenschaft. Zusammenfassende historische Darstellung hat er sich als Schriftsteller nur ausnahmsweise zur Aufgabe gemacht. Meisterhaft übte er philologische Methode, als deren Geheimnis er schalkhaft in der Rektoratsrede die auf die besondere Aufgabe gerichtete Anwendung des gesunden Menschenverstandes bezeichnet, die aber auch, wie es treffend in der Adresse der Berliner Akademie zu V.s 50 jährigem Doktorjubiläum (Sitzungsber. 1902, S. 998 ff.) heißt, nichts ist als die unermüdliche und unerbittliche Betätigung des Wahrheitssinnes. Diesen Sinn hat V. auch in prinzipiellen Fragen gegenüber seinen Führern und Meistern betätigt, so in der höheren Kritik der Ovidischen Heroiden Lachmann, in der Tibull-Kritik Ritschl gegenüber. Seine Schriften zeichnen sich aus durch sorgfältig gefeilte Form und durch kunstvolle Anlage, die ihre Lektüre zum Genuß machen. In der Polemik war er maßvoll und mied das Persönliche; war er gereizt worden, so konnte er freilich auch scharf und schneidend werden. So bescheiden er oft von seinen Arbeiten spricht, für die Größe und Hoheit der Wissenschaft, der zu dienen sie bestimmt waren, hatte er das lebhafteste Gefühl und zog aus ihm seine Kraft. Mit großer Beredsamkeit hat er in seiner Wiener Rektoratsrede (»Wiener Zeitung« 1873, Nr. 234, auch in Separatabdruck) die Einheit und den notwendigen Zusammenhang aller Wissenschaft betont. Natürlich war auch ihm der Irrtum des Strebenden nicht erspart, und er hat sich nicht selten aus besserer Einsicht berichtigt, aber er brachte wohl je länger je mehr Unanfechtbares, wie denn auch Fr. Bücheler in einer Besprechung der *Opuscula academica* (Berl. philol. Wschr. 1907, Sp. 577 ff.) erklärt hat, das meiste in diesen Abhandlungen sei für ihn überzeugend.

In V.s Persönlichkeit war der akademische Lehrer und der philologische Forscher und Schriftsteller in voller Harmonie vereinigt. Wir beginnen, da doch geschieden werden muß, mit einer Schilderung seiner Lehrtätigkeit. Wenn Ernst Curtius in der Erwiderung auf seine Berliner Antrittsrede in der Akademie V. als »den geborenen Philologen« bezeichnet hat, so dürfen wir mit gleichem Rechte ihn als »den geborenen akademischen Lehrer« bezeichnen. Sehr zustatten kam ihm bei seinem Lehramt seine ungemeine Gewandtheit im mündlichen Ausdruck, für die sein Wiener juristischer Kollege Unger das Wort geprägt hat, das im eigentlicheren Sinne auch auf seine zierliche Schrift paßte, er habe seine Sätze stets wie gestochen herausgestellt. Und zwar galt das »*utraque lingua*«. Denn der glänzende lateinische Stil, der seinen Schriften eigen ist, stand ihm auch für die mündliche Rede zu Gebote. In seinen Vorlesungen erzwang er

sich, zunächst mit leiser Stimme zusammenfassend und vorbereitend und erst allmählich die Stimme verstärkend, die Aufmerksamkeit auch einer zahlreichen Zuhörerschaft für seinen streng sachlichen, dabei aber auch warmen und innerlich belebten Vortrag. In seiner Frühzeit las er auch systematische Fachkollegien, so in Bonn römische Literaturgeschichte, in Freiburg Einleitung in die griechisch-römische Mythologie, in Wien Geschichte und Enzyklopädie der Philologie, Kritik und Hermeneutik, Geschichte der griechischen Rhetorik, lateinische Grammatik, Grundzüge der lateinischen Laut- und Formenlehre und Einleitung in die römische Epigraphik, antike Metrik, Metrik der römischen Dichter, über Ciceros Leben und Schriftstellerei. Überwiegend aber hielt er von jeher Interpretationskollegien, denen er eine in der Ankündigung nicht immer ausgedrückte allgemeinere Einleitung sachlicher, literarhistorischer oder metrischer Art beizugeben pflegte. Daß es an einer Überlieferungsgeschichtlichen Einführung nie fehlte, versteht sich von selbst. So erklärte er in der vorberliner Zeit Homers Ilias und Odyssee (beides mit einer kritischen Geschichte der Homerischen Gedichte), Homerische Hymnen (mit besonderer Rücksicht auf Mythologie und Kunst), Hesiod (nebst Geschichte der Hesiodischen Dichtungen), Aristophanes' Frösche (nebst Geschichte der griechischen Komödie), Sophokles' Elektra, Euripides' Cyklops (nebst Geschichte des griechischen Satyrdras), griechische Bukoliker, Theokrit (nebst Geschichte der alexandrinischen Dichtung), Platos Phädrus, Aristoteles' Nikomach. Ethik, Rhetorik und Poetik (dazu: Lehren der Alten von der Kunst), Demosthenes' Rede vom Kranze (nebst Geschichte der attischen Beredsamkeit), Lykurgus' Rede gegen Leokrates, Plautus' Menächmen (nebst Geschichte der antiken oder der römischen Komödie oder Plautinischer Prosodie und Metrik), Catull, Horaz' Oden, Satiren und Episteln. In Berlin las er von der erstgenannten Art nur über die grammatische Literatur der Römer, sonst interpretierte er in der vorbezeichneten Weise, und zwar Aristophanes' Ritter (nebst Geschichte der griechischen Komödie), Sophokles' Elektra (auch Sophokles' und Euripides' Elektra), Euripides' Herakles, Callimachus' Hymnen und Epigramme, Theokrit (auch Theokrits und Callimachus' Ausgewählte Gedichte), Platos Phädrus (nebst Geschichte der älteren Rhetorik und Beredsamkeit der Griechen), Aristoteles' Poetik (mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der griechischen Dichtgattungen), Plautus' Menächmen (nebst Geschichte des römischen Dramas), Terenz'Eunuchus (nebst Metrik des römischen Dramas), Catull (auch Catulls Elegien nebst Callimachus' Hymnen), Horaz' Satiren, Episteln, Römische Elegiker: Tibull, Propertius, Ovid, Ciceros *De legibus* (mit besonderer Rücksicht auf römisches Sakral- und Staatsrecht). Übungen hielt V. seit Breslau ab. In Wien leitete er das philologische Seminar gemeinsam mit Bonitz und Em. Hoffmann, seit 1867 mit letzterem allein, seit 1872 leitete sein Wiener Schüler Hartel daneben ein Proseminar. V. ließ im Seminar meist römische Schriftsteller erklären, Terenz, Cicero (meist Briefe), Horaz, Livius, Quintilian, Tacitus, aber auch Ilias, Euripides, Plato, Lykurgus, Äschines. Dazu kam die Leitung von Disputationen und die Besprechung von Arbeiten. Auch außerhalb des Seminars hielt er gelegentlich lateinische Stilübungen und metrische Übungen. Die Geschichte des Berliner philologischen Seminars hat V. selbst beschrieben bei Lenz, Gesch. d. Königl. Fr.-Wilh.-Universität zu Berlin, III. (1910), S. 208 ff. In die Leitung teilte er sich mit Ad. Kirchhoff so, daß diesem stets die griechischen, ihm selbst die lateinischen

Interpretationsübungen zufielen, während für die Leitung der Disputationen und die Besprechung der Arbeiten ein Wechsel vereinbart wurde. Als Kirchhoff infolge von Krankheit 1902 von der Leitung der Disputationen, seit Juni 1905 von der Seminarleitung überhaupt sich entbinden lassen mußte, wurde die Lage für V., der zunächst das Seminar allein fortführte, auf die Dauer unhaltbar. Es war eine glückliche Lösung der Schwierigkeiten, daß im Wintersemester 1906/07 die Leiter der seit 1897 als Proseminar, aber unabhängig vom Seminar, am Institut für Altertumskunde bestehenden philologischen Abteilung (s. darüber U. v. Wilamowitz-Moellendorff bei Lenz a. a. O. III, S. 216 ff.), v. Wilamowitz-Moellendorff, Diels und Norden, sich bereit fanden, in die Leitung des philologischen Seminars einzutreten. Dabei wurde vereinbart, daß V. die lateinischen Interpretationen verbleiben, die genannten Herren aber die sonstigen Übungen abwechselnd leiten sollten. Zugleich wurden die Mitglieder der obersten Stufe am Institut als ordentliche Mitglieder in das Seminar übernommen. Im Seminar hat V. Plautus, Terenz (nebst Vita), Lucrez, Vergil, Horaz, Ovid, Juvenal, Persius, Cicero, Livius, Tacitus interpretieren lassen. Auch in Berlin hielt er längere Zeit — vom Sommer 1876 bis zum Winter 1892/93 mit gelegentlichen Unterbrechungen — außer dem Seminar *privatissime* Übungen ab, für die er gern andere Stoffe wählte, so den Culex, Lygdamus, Statius *Silvae*, von Cicero die Schrift *De re publica*, Seneca *Epistulae morales*, Suetonius *De grammaticis*, auch Griechisches, wie Pseudolonginus *De sublimitate*, Dionysius von Halikarnaß *De imitatione*. Hier, in Seminar und Übungen, wo regelmäßig in lateinischer Sprache verhandelt wurde, zeigte sich V.s außerordentliche Lehrgabe in besonders hellem Lichte. Er wußte die Teilnehmer zu strengem Denken zu erziehen, den Trieb zu selbständiger Forschung in ihnen zu wecken und zu pflegen. Zu freundlicher Anerkennung gern bereit, konnte er doch auch heftig werden, ja, die Sitzung kurzerhand abbrechen, wenn er gewissenhafte Vorbereitung vermißte. Es deutete auf Sturm, wenn er in solchem Falle Deutsch zu sprechen begann. Seine Schüler blickten in Verehrung und Dankbarkeit zu ihm auf, und als mit dem zunehmenden Alter die Zeit der Jubiläen kam, nahmen sie gern die Gelegenheit wahr, ihm ihre herzliche Anteilnahme zu bezeugen. Zum 70. Geburtstage wurde ihm eine Festschrift gewidmet, die im Jahre 1900 im Verlage von G. Reimer in Berlin erschien. Sie enthält 35 Abhandlungen. Die mannigfachen Stoffe erstrecken sich von Homer bis zu den lateinischen Dramen Frankreichs aus dem 16. Jahrhundert und der *Aulularia* des Plautus in einer süd-slawischen Umarbeitung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die letztgenannte Abhandlung hatte den ehrwürdigen V. Jagić, einen der ältesten Wiener Schüler V.s, zum Verfasser. Und ein anderer, W. v. Hartel, damals österreichischer Unterrichtsminister, schrieb das schöne Vorwort mit einer lebendigen Charakteristik des Gefeierten. Als nach zwei Jahren V.s 50 jähriges Doktorjubiläum herankam, war ein Album mit den Bildern ehemaliger Schüler — mehr als zweihundert aus den verschiedensten Generationen hatten sich daran beteiligt — die ganz persönliche Festgabe. Die Gegengabe für jeden einzelnen war eine Photographie mit der faksimilierten Unterschrift: »*Imaginem pro imagine reddit beneficii memor I. Vahlen.*« Als einige Jahre danach die vielfach gewünschte Sammlung der Proömien Schwierigkeiten begegnete, wurde sie durch Subskription im Kreise der Schüler, besonders unter den früheren Mitgliedern des Berliner Akademisch-philologischen Vereins, gesichert. Auch für die bereits erwähnte

Stiftung der Büste zur Feier des 80. Geburtstages des damaligen Seniors der Philologen war die Anregung, die bei Freunden und Verehrern so erfreulichen Anklang fand, von dem Schülerkreise ausgegangen. Er selbst hegte für seine Schüler warmes Interesse, behielt sie in treuem Gedächtnis und verfolgte ihre Entwicklung und ihr späteres Schicksal mit lebendiger Teilnahme.

V.s Tätigkeit als Forscher und Schriftsteller stand mit seiner Lehrtätigkeit in innigen Wechselbeziehungen, andererseits wurde sie auch durch seine Stellung als Akademiker stark beeinflußt. Als solcher betätigte er sich gern auch im Dienste größerer wissenschaftlicher Unternehmungen der beiden Akademien, denen er angehörte. So war er es, der im Jahre 1863, durch Ritschl bestimmt, der einer Anregung von Bernays folgte (s. Ribbeck, F. W. Ritschl, II, 1881, S. 289), in der Wiener Akademie beantragte, ein *Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum* nach streng philologischer Methode zu schaffen, der den Plan aufstellte, den Fortgang des Unternehmens überwachte und darüber regelmäßig berichtete, und in Berlin gehörte er einer ganzen Reihe von Kommissionen für Unternehmungen auf klassisch-philologischem Gebiete, sowie der Kant-Kommission an (s. Harnack, Gesch. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. zu Berlin I, 1900, S. 1029 ff.).

Die Anregung zu seinem ersten literarischen Werke erhielt V., wie bereits bemerkt, während seiner Studienzeit durch eine Preisaufgabe seines Lehrers Ritschl, der, um die altlateinische Literatur und um die Begründung einer historischen Grammatik des Lateinischen besonders bemüht, verlangt hatte, »*praemissa de Q. Ennii vita arte et scriptis disputatione eius annalium fragmenta disponderentur emendarentur illustrarentur*«. In einem ausführlich begründeten Gutachten Ritschls (s. jetzt Ennius² S. CXXXIV f.) wurde V.s Bearbeitung als einem »*considerati iudicii studiorumque maturitatis insigne documentum*« der Preis zugesprochen. Zunächst erschien im Jahre 1852 nur ein kleiner Teil der Prolegomena als Dissertation mit dem Titel *Quaestiones Ennianae criticae*, nach weiteren anderthalb Jahren dann umgearbeitet und zu einer Gesamtausgabe erweitert das Ganze als *Ennianae poesis reliquiae* 1854 bei Teubner in Leipzig. Mit diesem ersten wissenschaftlichen Werke hatte V., wie es in der erwähnten Jubiläumsadresse der Berliner Akademie heißt, zugleich sein Meisterstück gemacht. Der Ennius blieb auch in der Folge sein Hauptlebenswerk. Nachdem er in der Zwischenzeit immer wieder in Zeitschriften, Universitätsproömien, Akademieschriften (s. Ennius² S. CXXXVI) Ennius-Probleme behandelt hatte, war es ihm 1903, nahezu ein halbes Jahrhundert nach dem ersten Erscheinen, vergönnt, seinen Ennius unter tatkräftiger Mitarbeit von O. Plasberg (s. ebd. S. CXXXVII) zu erneuern. Die allgemein mit bewundernder Anerkennung aufgenommene Neuauflage war nicht nur in allen Teilen aufs sorgfältigste durchgearbeitet, sie brachte auch zu den alten *Prolegomena de libris Ennianis*, in denen Stoff und Komposition der Werke des Ennius behandelt wurden, eine sehr umfangreiche *Historia Ennii*, die eine Lebensgeschichte des Dichters, eine Geschichte des Fortlebens seiner Werke nebst Charakteristik der Schriftsteller, die uns Fragmente aus ihnen bewahrt haben, und einen Überblick über die bisherigen Ausgaben und über die wissenschaftlichen Hilfsmittel seiner neuen Ausgabe enthält, sie brachte ferner einen sorgfältigen *Index testium* zu dem *Index sermonis* und im kritischen Apparat zahlreiche sachliche und sprachliche Erläuterungen mit knapper Begründung. Der ersten Ausgabe des Ennius folgten

Bearbeitungen von Resten des Nāvius (1854) und des Ulpianus (1856). Später veröffentlichte V. noch aus seinen Vorlesungen erwachsene und für ihre Bedürfnisse bestimmte, zum Teil wiederholt aufgelegte kritische Ausgaben von Aristoteles' *Poetik* (1867, 1874, 1885), von Ciceros *De legibus* (1871, 1883) und von Plautus' *Menaechmi* (1882). Während er im Plautus absichtlich nicht viel mehr als einen knappen, aber sorgsam ausgewählten Apparat gibt, sind die beiden andern Ausgaben durch die teils — im Aristoteles seit der zweiten Auflage — hinter dem Text beigegebenen, teils — im Cicero — in den Apparat eingefügten, meist durch Beispiele belegten Erläuterungen Fundgruben feiner Beobachtung. Alle seine Ausgaben sind ausgezeichnet durch die peinlich genaue Zurüstung der kritischen Grundlage, besonders auch durch die gewissenhafte Benutzung der älteren Drucke, die es ihm ermöglicht, jedem das Seine zu geben.

Aber V. ließ seine Herausgebertätigkeit auch den Werken anderer, die er in seine Obhut nahm, zugute kommen. Wie er sich in Berlin von vornherein als Fortsetzer der Lachmann-Hauptschen Überlieferung fühlte, so nahm er sich gern ihrer literarischen Hinterlassenschaft an. Er gab den Torso des Lachmannschen Lucilius heraus (1876) und veranlaßte zur Ergänzung F. Harders ausführlichen *Index Lucilianus* (1878), später auch Harders *Index copiosus* zu Lachmanns Lucrez-Kommentar (1882). Im gleichen Jahre (1876) erschien ferner V.s Sammlung von Lachmanns kleineren Schriften zur klassischen Philologie (= Kleinere Schriften II. Bd.). Schließlich gab er noch (1892) Lachmanns Briefe an Haupt mit Erläuterungen heraus. Wiederholt erneuerte er Haupts niedliche Taschenausgaben des Horaz (zuletzt 1908) und des Catull, Tibull, Propertius (zuletzt 1912 aus V.s Nachlaß von R. Helm zum Drucke gebracht). Ein Freundesdienst war die Sorge für H. A. Kochs hinterlassene Ausgabe von Senecas Dialogen (1879), mühsam und insofern wenig dankbar, als nach wenigen Jahren die auf besseren Kollationen beruhende Ausgabe von Gertz erschien. Die feinen Beiträge V.s in der Vorrede behalten natürlich ihren Wert. Erfreulicher war die Erneuerung von O. Jahns Ausgabe des Pseudolonginus *De sublimitate*, die mit reichem Gewinne für die Sicherung des Textes vorzunehmen ihm seit 1887 dreimal, zuletzt 1910, vergönnt war. Er hatte schon an der ersten Jahnschen Ausgabe (1867) Anteil gehabt, da sie auf einer von ihm selbst im Jahre 1861 vorgenommenen genauen Vergleichung der Pariser Handschrift beruhte.

Sehr groß ist die Zahl von V.s wissenschaftlichen Abhandlungen größeren und kleineren Umfangs, die fast durchweg in Zeitschriften sowie in Universitäts- und Akademieschriften erschienen sind. Die sehr erwünschte Sammlung des zerstreuten und, soweit Sonderabdrücke im Buchhandel zu haben gewesen waren, meistens längst vergriffenen Materials hat er zum großen Teil noch selbst ausführen können. In der vorwienener Zeit veröffentlichte er gesondert *In M. Terentii Varronis saturarum Menippearum reliquias coniectanea* (1858), wozu ihn die lebensvolle Wiederherstellung einzelner Varronischer Satiren in Mommsens damals eben erschienener Römischer Geschichte, wohl auch der persönliche Verkehr mit diesem in Breslau, angeregt hatte; ferner in der ersten Wiener Zeit (Ende 1859) seine *Analecta Noniana*, vorwiegend zu Varro und Lucilius, als Gratulationsschrift zu Welckers 50 jährigem Professorjubiläum. Im übrigen kommt für die Wiener Zeit, während deren er von 1867 bis 1873 auch Mit-herausgeber der »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien« war, hauptsächlich in Betracht die von ihm selbst veranstaltete, 1911 erschienene Samm-

lung mit dem kennzeichnenden Titel: »Gesammelte philologische Schriften von J. V., Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Wien und Berlin, I. Teil, Schriften der Wiener Zeit, 1858 bis 1874«. Hier finden sich die philologischen Aufsätze, vor allem aus den Sitzungsberichten, allerdings mit Ausnahme der besonders wichtigen »Beiträge zu Aristoteles' Poetik« I—IV (1865 bis 1867) und »*Laurentii Vallae opuscula tria*« (1869), weil diese wegen ihres größeren Umfanges bei einer Erneuerung auch für sich bestehen könnten, dann aber auch aus Zeitschriften und aus der Festschrift »*Symbola philologorum Bonnensium in honorem Fr. Ritschelii*« (1864/67), in sachlicher Anordnung, was mit sich brachte, daß einige ältere, seit 1854 erschienene, und einige erst der Berliner Zeit angehörige Zeitschriftenartikel verwandten Inhalts mit aufgenommen wurden. Das meiste und bedeutendste gehört zu Aristoteles, zu dessen eingehendem Studium V. schon auf der Universität durch J. Bernays die Anregung empfangen und auf den sich mehrere seiner Promotionsthesen bezogen hatten. Für die Interpretation Aristotelischer Schriften, insbesondere der Poetik und Rhetorik, wurden unverrückbare Grundlagen gelegt, Sprache und Stil mit liebevoller Versenkung in den Stoff erforscht. Hervorzuheben ist, wie aus der Rhetorik die für die Literaturgeschichte damals verschollene Persönlichkeit des Rhetors Alkidamas in helles Licht gerückt ward. Anderes bezieht sich auf Plato, Ennius, Plautus, Horaz, Varro, Cicero, Livius, Valerius Maximus, Seneca rhetor, Minucius Felix, Fronto. Auch mehrere gehaltvolle Rezensionen und der Plan für das Wiener *Corpus scriptorum ecclesiasticorum* sind zugehörigen Ortes eingefügt. Außerhalb dieses Bandes stehen die wichtigen Arbeiten über den feinsinnigen und weitblickenden Humanisten Lorenzo Valla. Sein Leben und seine Schriften hat V. in einem glänzenden, auf eindringenden Quellenstudien beruhenden Akademievortrage aus dem Mai 1864 (Almanach d. Kais. Akad. d. Wiss. XIV, S. 181 ff., *Berlin 1870) geschildert, und hat dann drei seiner Schriften (s. oben) mit Einleitung und umfangreichen literar- und zeitgeschichtlichen Exkursen erstmalig bekannt gemacht. Auch sind einige Gedächtnisreden auf verstorbene Akademiemitglieder, darunter besonders eine auf O. Jahn (1870), zu nennen.

Als V. nach Berlin ging, übernahm er die Verpflichtung, gleich seinem Vorgänger M. Haupt das lateinische Vorlesungsverzeichnis regelmäßig mit einer wissenschaftlichen Abhandlung einzuleiten, und er ist dieser Verpflichtung vom Sommer 1875 bis zum Sommer 1906 nachgekommen, bis dann die Ausgabe lateinischer *Indices lectionum* ganz eingestellt wurde. Diese 63 Proömien hat er als »*Opuscula academica*« in zwei stattlichen Bänden vereinigt (1907/08). Eigenartig war nach dem Herkommen die äußere Form solcher Abhandlungen: Rektor und Senat sind es, die durch den Mund des in Berlin nicht einmal mit Namen genannten Programmatarius sich an die Kommilitonen wenden. Für diese soll das dargebotene Beispiel wissenschaftlicher Forschung Wegweisung und Antrieb zu eigener Betätigung werden, sie werden nicht selten direkt angeredet und ermahnt. Aber kein Stück ist darunter, aus dem nicht auch die reifsten Fachgenossen hätten lernen können und gelernt haben. Sie behandeln Aristophanes, Sophokles (nebst den *Argumenta*), Euripides, Plato, Aristoteles (nebst Scholien und dem *Anonymus de comoedia*), Callimachus, Theokrit, Pseudolonginus *De sublimitate*, Lukian, Plautus, Ennius, Pacuvius, Terenz, Accius, Lucrez, Catull, Vergil, Properz, Horaz, Ovid, Juvenal, Cicero, Livius, Valerius Maximus, Tacitus, Sueton, Minucius Felix, und ein Blick in die Register zeigt, wie weite

Gebiete der antiken Literatur nicht bloß zu Erläuterung und Begründung herbeigezogen, sondern auch in sehr zahlreichen Fällen selbst direkt gefördert werden. Manche Proömien haben sich allgemeinere Aufgaben gestellt, so das über die Interpunktion und ihren Nutzen für die Kritik (XI), über gewisse Stileigentümlichkeiten bei römischen Dichtern (XXIV), über eine bestimmte Art der Vergleichung bei Griechen, Römern und auch bei Neuern (XLII), über einen eigentümlichen Gebrauch des Fragesatzes bei Griechen und Römern (LV). Es sind das durchweg Glanzstücke, und hier sei auch besonders auf das von Ciceros Verfahren bei Anführungen aus altrömischen Dichtern handelnde (X) hingewiesen.

Eine andere Gruppe philologischer Abhandlungen, die 38 in den Sitzungen der Berliner Akademie der Wissenschaften gelesenen und meist in deren Schriften — nur zwei im »Hermes« — gedruckten, werden nach V.s Willen, chronologisch geordnet, den II. Teil der »Gesammelten philologischen Schriften« bilden, der nebst Registern zu beiden Teilen in Vorbereitung ist. Sie betreffen zunächst folgende Autoren: Sophokles, Euripides, Callimachus, Theokrit, Aristoteles, Plato, Alciphron, Plautus, Ennius, Terenz, Porcius Licinus, Lucrez, Catull, Tibull, Propertius, Horaz, Ovid, Juvenal, Livius. Im Gegensatz zu den entsprechenden Arbeiten der Wiener Periode herrscht hier durchaus die Beschäftigung mit poetischen Stoffen vor. So wurde das gegenseitige Verhältnis von Sophokles' und Euripides' Elektra in wichtigen Punkten klargestellt. Die Neubearbeitungen des Ennius und der römischen Lyriker ließen manche Frucht tiefgegründeter und weitgreifender Forschung reifen. Durch behutsame Erklärung größerer Abschnitte und ganzer Gedichte ward unbedachter Hyperkritik der Boden entzogen. Gern wurden die Fäden verfolgt, die von römischer zu griechischer Dichtung hinüberführen, das Verständnis der alexandrinischen Dichtwerke selbst gefördert und insbesondere ihre historischen Beziehungen geprüft. Als die inschriftlichen Säkularfestakten in Rom ausgegraben worden waren, bemühte V. sich im Wettstreit mit Th. Mommsen, sie für die Aufhellung des Horazischen Säkulargedichts zu verwerten. Das schwierige Problem der Abfassung des Lucrezischen, unvollendet hinterlassenen Gedichts, die Heroidenfrage bei Ovid brachte er der Lösung näher. Mehrere Stücke behandeln vers-technische Fragen der altrömischen Komödie.

Neben diesen philologischen Abhandlungen stehen Festreden, die V. seit 1893 als beständiger Sekretar der Akademie gehalten hat, und die in ihren Sitzungsberichten gedruckt sind. Sie beleuchten die Persönlichkeiten fürstlicher Gönner und verdienter Mitglieder. Die zeitlich erste, die Jahrhundertrede auf K. Lachmann (1893), ist ein gewichtiges Denkmal der Pietät. Andere behandeln Leibniz als Schriftsteller (1897), Erinnerungen an Leibniz (1905), Leibniz und Schleiermacher (1909), Friedrich d. Gr. und d'Alembert (1899), die Beziehungen der Fridericianischen Akademie zu Herder (1895), Wilhelms II. und Friedrichs II. Gedanken über ihren königlichen Beruf (1903).

Von philologischen Arbeiten der Berliner Zeit, in der V. von 1875 bis 1881 auch bei der Herausgabe des »Hermes« mitwirkte, steht noch manches außerhalb der genannten Gruppen. So einige *Enniana* im »Hermes« (Bd. XII), die eingehende Besprechung der »Philologischen Untersuchungen, hrsg. v. A. Kießling und U. v. Wilamowitz-Moellendorff, II: Zu Augusteischen Dichtern [von F. Leo und A. Kießling]« in der »Deutschen Literaturzeitung« II. (1881), S. 1694 ff., die Aufsätze in den »*Commentationes philologiae in honorem Th. Mommseni*« (1877,

S. 663 ff., *De Taciti dialogo*) und in den »Beiträgen zur alten Geschichte und griechisch-römischen Altertumskunde, Festschrift zu O. Hirschfelds 60. Geburtstage« (1903, S. 484 ff. *Ad Ciceronis Pisonianam*), namentlich aber die reichhaltigen, griechischen und römischen Schriftstellern zugewendeten »*Varia*« im »Hermes« (in Bd. X bis XLV eingestreut). In diesem Zusammenhang ist der Wunsch wohl naheliegend und berechtigt, daß die Sammlungen V.scher Schriften mit der Zeit noch erweitert werden möchten.

Für die Entwicklung der Philologie seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts war V. eine der bestimmenden Persönlichkeiten, bestimmend insbesondere für die methodische Behandlung und Erklärung antiker Texte, selbst eine philologische Arbeit und Grundlage aller philologischen Arbeit. Seiner Führung vor allem schreibt die mehrerwähnte Akademieadresse von 1902 die Abwendung der Wissenschaft von der »konjekturalen Fixigkeit« zur »hermeneutischen Richtigkeit« zu. Wenn ein Fr. Bücheler in der genannten Besprechung der *Opuscula academica* erklärt, er gehöre zu den Ungezählten, die durch V.s Arbeiten auf Fehler, eigene und fremde, aufmerksam gemacht seien und Belehrung aller Art daraus empfangen haben, wenn ein Vertreter der historisch-darstellenden, aber auch der kritisch-hermeneutischen Philologie, wie U. v. Wilamowitz-Moellendorff, seine akademische Gedächtnisrede ausklingen läßt in dem Ruhm von dem, was der Lehrer und Erzieher V. für die Wissenschaft getan habe und durch seine Schriften weiter tun könne und solle, und bekennt, er habe seit fernen Tagen mit Ehrfurcht zu ihm emporgesehen, wie zu einem Lehrer, dann wird auch das starke Wort in der *Tabula gratulatoria* der Berliner philosophischen Fakultät zu V.s 80. Geburtstage bestehen: *Ioannis Vahleni nomine ex philologiae historia sublato ipsius philologiae nomen obliterari*.

Vgl. Konst. v. Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaisertums Österreich XLIX (1884), S. 191 ff., mit einem Schriftenverzeichnis (geht auf Mitteilungen V.s zurück, die frei verarbeitet sind). — J. Fdr. in der »Leipz. Illustrierten Zeitung« v. 7. Dez. 1911, Bd. CXXXVII, S. 1078. — S. Frankfurter, Worte der Erinnerung an Johannes Vahlen (vom 18. Dez. 1911), in den »Mitteilungen des [Wiener] Vereins der Freunde des humanist. Gymnasiums« H. XIII (1912) S. 12 ff. — J. J. Hartman, *Parentalia*, in der »*Mnemosyne*« N. S. XL (1912), S. III f. — U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Gedächtnisrede auf Johannes Vahlen (vom 4. Juli 1912) in den »Sitzungsberichten der Berliner Akad. der Wissensch.« 1912, S. 617 ff. — Für manche persönliche Auskunft bin ich Herrn Königl. Bibliothekar Dr. A. Vahlen zu Danke verpflichtet.

Was Bildnisse V.s betrifft, so befindet sich die genannte Marmorbüste von Ad. Brütt im Besitze der Familie; eine Photographie von ihr war dem Verzeichnis der Stifter, das diesen zugegangen ist, beigegeben. Ein Gemälde von Hamacher befindet sich als Geschenk der Familie im Philol. Seminar der Berliner Universität. Ein Bild aus V.s mittleren Jahren enthält die Leipz. Illustr. Ztg a. a. O. S. 1080. Die erwähnte Gegengabe vom Jahre 1902 war die Erneuerung einer älteren Aufnahme von Leyde & Co. in Berlin. Die letzten wohl gelungenen Photographien in größerem Format sind nach zwei Aufnahmen im Jahre 1910 von Rud. Dührkoop in Berlin hergestellt. Im Familienbesitz befindet sich noch eine Anzahl anderer Bilder, darunter auch ein Jugendbildnis.

Berlin-Charlottenburg.

Emil Thomas.

Kröner, Adolf v., Verlagsbuchhändler, * 26. Mai 1836, † 29. Januar 1911 in Stuttgart. — K.s Lebensbild bietet uns die Geschichte eines der Männer, die durch eigene Tatkraft und Befähigung zur Höhe aufgestiegen sind. Er

wuchs unter bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen in Stuttgart auf, wo sein Vater Verwalter des Bürgerhospitals war, und besuchte das Eberhard-Ludwig-Gymnasium bis zur Erlangung des Reifezeugnisses. Schon in dieser Zeit trat seine hohe künstlerisch-literarische Befähigung hervor, und in seinem Freundeskreise, dem u. a. der spätere Dichter und Germanist Wilhelm Hertz sowie der nachmalige Liederkomponist Robert v. Hornstein angehörten, erfreute er seine Genossen durch packende Klavier- und Gesangsvorträge. Diese Begabung schien ihm auch bei der Berufswahl den Lebensweg zu weisen. K. entschied sich dafür, Opernsänger zu werden, und reiste am 29. April 1853 nach Paris ab zu dem Zwecke, am dortigen Konservatorium Gesang zu studieren. Er verließ aber Paris wieder im Jahre 1854, reiste am 23. Mai desselben Jahres nach Leipzig, um dort die praktische Bühnenlaufbahn zu beginnen, und setzte seine Ausbildung vom Juli bis Dezember 1854 in Weimar fort, wohin Franz Liszts Stern ihn gezogen hatte. Hier aber entschloß er sich, von der Bühnenlaufbahn Abstand zu nehmen, und zu seinem Glücke wählte er, geleitet durch seine literarischen Neigungen, einen Beruf, der ihn zu ungeahnter Größe führen sollte: den Buchhandel. Schon am 1. Januar 1855 trat er in die Buch- und Kunsthandlung von Wilhelm Bach in Stuttgart ein, wo ihm eine abgekürzte Lehrzeit bewilligt wurde, arbeitete dann einige Wochen in Bosheuyers Buchhandlung in Cannstatt und ging am 1. Oktober 1856 als Gehilfe (mit einem Monatsgehalt von 36 Gulden!) in die Riegersche Universitätsbuchhandlung in München. Dort lebten auch seine Freunde W. Hertz und R. v. Hornstein und führten den jungen Buchhändler in den Kreis der Münchner Dichterschule ein, der sich unter Führung von Emanuel Geibel und Paul Heyse um König Maximilian II. geschart hatte. Die Stunden, die K. nun unter den »Krokodilen« am »heiligen Teiche« verleben durfte, waren für ihn ebenso genußreich wie segenbringend. Ihnen verdankte er eine Reihe persönlicher Beziehungen, die für die Entwicklung seiner späteren Verlagstätigkeit bestimmend sein sollten. Zunächst aber sehen wir ihn vom 1. Oktober 1857 ab wieder in Stuttgart, und zwar in der Artistischen Anstalt von F. Malte, als Buchhalter tätig. Bald jedoch schritt der schaffensfreudige junge Mann dazu, sich selbst Haus und Herd zu begründen. Er vermählte sich im Jahre 1859 mit Amalie Mäntler († 1905), der Tochter des Besitzers der »K. Hof- und Kanzlei-Buchdruckerei Gebrüder Mäntler« und führte den Betrieb dieser Offizin vom Frühjahr 1859 ab für eigene Rechnung unter der alten Firma »Gebrüder Mäntler« fort. Das Unternehmen war freilich ein recht bescheidenes: die Druckerei, die einst des jungen Schillers Zeitschrift »Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen« herausgegeben hatte, besaß bloß eine Handpresse und beschäftigte nur 3 Setzer, 1 Drucker und 1 Lehrling; daneben war noch ein junger Mann vorhanden, der gleichzeitig als Packer und Schreiber fungierte und in der Folge K.s Unternehmungen bis ins hohe Alter treu blieb.

Zu diesem Druckereigeschäft fügte der Dreiundzwanzigjährige schon einige Monate später, am 15. November 1859, wenige Tage nach der Hundertjahrfeier von Friedrich Schillers Geburt, ein eigenes Verlagsgeschäft unter der Firma »A. Kröner« hinzu, und von da an begann ein Emporblühen und Wachsen seiner geschäftlichen Unternehmungen zu einem Umfange, wie ihn der deutsche Verlagsbuchhandel noch nicht gekannt hatte. K.s erster erfolgreicher Verlagsartikel, »Der Württembergische Sekretär«, war allerdings nur ein dem prakti-

schen Bedürfnis des Bürgers dienendes Buch. Aber nicht lange nachher, 1862, führten ihm seine Freunde das von Em. Geibel herausgegebene »Münchener Dichterbuch« zu, und es folgten Einzelwerke von Autoren wie Wilhelm Hertz, Paul Heyse, Hans Hopfen, Melchior Meyr u. a. Neben der belletristischen Literatur wurde der Verlag guter Jugendschriften gepflegt und eine Reihe künstlerisch hervorragender Prachtwerke mit ausgezeichneten Holzschnitten geschaffen. Die Druckerei aber entwickelte sich bald zu einer solchen Leistungsfähigkeit, daß sie auch für andere Stuttgarter Verlagshandlungen die Herstellung einer Reihe hervorragender illustrierter Prachtwerke übernehmen konnte.

Auch auf politischem Gebiete betätigte K. sich erfolgreich, indem er als Herausgeber der »Schwäbischen Volkszeitung« für den nationalen Gedanken eintrat und den Kampf mit den Vertretern des württembergischen Partikularismus energisch aufnahm.

Bei dem stetig wachsenden Umfange seiner Geschäfte hatte K. das Glück, zwei seiner Brüder zu seiner persönlichen Unterstützung heranziehen zu können. Sein jüngerer Bruder Paul (* 13. November 1839, † 25. Februar 1900), der sich allmählich zu einem hervorragenden Fachmann auf den technischen Gebieten der Buchherstellung entwickelte und später auch in Verlagsangelegenheiten dem temperamentvollen Adolf K. als bedächtiger Geschäftsmann nützlich und ergänzend zur Seite stand, wurde 1864 zunächst Mitarbeiter, 1867 Teilhaber der Druckerei, 1877 auch des Verlages. Außerdem trat auch der ältere Bruder Karl K. am 1. Juli 1877 in das Verlagsgeschäft als Teilhaber ein, schied aber am 1. Juli 1883 wieder aus.

Schon nach einigen Jahren der Selbständigkeit betrat K. den Weg, auf dem er dann neben der eigenen Verlagstätigkeit seine Unternehmungen stetig vergrößerte, nämlich den des Ankaufs anderer Verlagsgeschäfte. Am 27. Februar 1867 wurde der größte Teil von Adolf Bechers Verlag (Gustav Hoffmann) erworben, am 1. Mai 1870 der Verlag von Adolph Krabbe angekauft. Die letztere Firma wurde bis zum 1. Januar 1873 gesondert weitergeführt. Am 1. Januar 1877 wurden die K.schen Unternehmungen zu einem Geschäft unter der Firma »Gebrüder Kröner, Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei« vereinigt. Die Zunahme der Druckarbeiten führte dann Ende der siebziger Jahre zur pachtweisen Übernahme, 1886 zum Ankauf der Cottaschen Buchdruckerei, und eine Frucht der so geschaffenen engen Beziehungen zwischen K. und dem Freiherrn Karl v. Cotta, dem damaligen Besitzer der Cottaschen Buchhandlung, war die auf K.s Anregung geschaffene und im gemeinsamen Verlage der Firmen Cotta und Kröner von 1882 ab erscheinende »Bibliothek der Weltliteratur«, in der die deutschen und fremden Klassiker in guter Ausstattung zu dem damals noch unerhört billigen Preise von einer Mark für den hübsch gebundenen Band geboten wurden.

Der Aufstieg ging weiter. Am 1. Januar 1884 erwarben Adolf und Paul K. das von Ernst Keil hinterlassene Verlagsgeschäft, das sie unter der Firma »Ernst Keils Nachfolger« in Leipzig fortführten, und Adolf K. übernahm persönlich die Herausgeberschaft der »Gartenlaube«, die er mit seltenem Geschick und unbestrittenem Erfolge bis zum Jahre 1903 behielt. Unter seiner Leitung wuchs die Auflage der »Gartenlaube« gewaltig; sie war das beliebteste deutsche Familienblatt, und die Art, wie ihre Redaktion geführt wurde, erwarb ihr allgemeine Anerkennung.

Einen weiteren Zuwachs des Verlages bildeten im Jahre 1886 die Jugendschriften von R. Chelius in Stuttgart. Zwei Jahre später, am 1. Mai 1888, erwarben die beiden Brüder die große Verlagshandlung und Buchdruckerei von Hermann Schönlein in Stuttgart — illustrierte populäre Zeitschriften und Lieferungswerke —, die vorerst unter der Firma »Hermann Schönleins Nachfolger« als besonderes Geschäft erhalten blieb. Und schon wenige Monate später, am 1. Januar 1889, ging die Perle des Stuttgarter Verlages, die altberühmte Cottasche Buchhandlung, in den Besitz von Adolf und Paul K. über.

Solch' großartige, bis dahin im deutschen Buchhandel ungewohnte Unternehmungen konnten natürlich nicht ohne Heranziehung finanzieller Kräfte durchgeführt werden. Dies fand seinen Ausdruck durch die am 1. Januar 1890 erfolgte Begründung der Aktiengesellschaft »Union, Deutsche Verlagsgesellschaft«; in ihr wurden die Geschäfte von »Gebrüder Kröner« und »Hermann Schönleins Nachfolger« vereinigt, ihr außerdem aber noch der großartige Verlag von Wilhelm Spemann zugeführt. Adolf K. wurde Vorsitzender des Aufsichtsrats der neuen Aktien-Gesellschaft, die beiden offenen Handelsgesellschaften »Ernst Keils Nachfolger« und »J. G. Cottasche Buchhandlung« wurden ihr finanziell angegliedert; in die letztere traten Wilhelm Spemann (vom 22. Juli 1891 bis 1897) und Adolf Kröners älterer Sohn Alfred (vom 1. Januar 1892 bis 1. Januar 1898) neben Adolf und Paul K. als Teilhaber ein.

Die »Union« bewährte sich auch finanziell dauernd als eine äußerst solide und gut geleitete Gründung. Das Gesellschaftskapital verblieb bisher im festen Besitz eines kleinen Konsortiums. Als gemeinschaftliches Geschäftshaus aber für »Union« und »Cotta« wurde auf dem umfangreichen Grundstück in der Hauptstätterstraße ein großer Neubau aufgeführt, in dem außer den beiden Verlagsgeschäften auch die mächtige Druckerei, eine neu begründete Groß-Buchbinderei und eine Anzahl anderer buchgewerblichen Betriebe untergebracht und im ganzen über 800 Angestellte und Arbeiter beschäftigt wurden!

Auch die Firmen »Keil« und »Cotta« nahmen unter K.s Oberleitung einen neuen, großen Aufschwung. Auf die Anführung von Einzelheiten müssen wir hier des beschränkten Raumes wegen leider verzichten; nur auf ein Ruhmesblatt in der neueren Geschichte der Cottaschen Buchhandlung sei mit wenigen Worten hingewiesen: War es einst Johann Friedrich Cotta gelungen, die Namen von Schiller und Goethe sowie vieler anderer Dichter und Gelehrten für immer mit seiner Firma zu verknüpfen, so war es das unvergängliche Verdienst K.s, den Fürsten Bismarck zur Abfassung seiner »Gedanken und Erinnerungen« für den Cottaschen Verlag zu gewinnen! Der Veröffentlichung dieses kostbaren Vermächtnisses, das einen außerordentlichen Absatz fand, folgten dann weiter in demselben Verlage »Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin« sowie der »Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen«, und eine umfangreiche Bismarck-Literatur schloß sich an. Wie der frühere Krönersche Verlag, so wurde auch der Cottasche unter K.s Oberleitung durch große Ankäufe bedeutend erweitert. So wurden ihm aus dem Verlage von F. & P. Lehmann in Berlin 1891 Hermann Sudermanns Werke zugeführt, am 23. Januar 1899 wurde das Verlagsgeschäft von A. G. Liebeskind mit ihm vereinigt, am 24. August 1901 erfolgte der Ankauf der Firma Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) in Berlin, wodurch der Verlag um die sämtlichen Werke von Paul Heyse und Gottfried Keller, eine Reihe von Büchern Theodor Fontanes sowie eine große Anzahl anderer wert-

voller belletristischer und wissenschaftlicher Werke bereichert wurde. Im Anschluß hieran wurde im Herbst 1901 in Berlin eine Zweigniederlassung der Cottaschen Buchhandlung errichtet.

Am 1. Januar 1898 war die Firma Ernst Keils Nachfolger, ebenso am 1. Januar 1899 die Firma J. G. Cottasche Buchhandlung der äußeren Form nach in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt worden; beide Geschäfte verblieben, ebenso wie die Union, nach wie vor unter K.s Oberleitung. Aber einige Jahre später, in einem Alter, wo viele andere schon gänzlich der Ruhe pflegen, spürte er doch das Bedürfnis nach einiger Entlastung. Der Verlag der zugleich mit der Cottaschen Buchhandlung erworbenen »Allgemeinen Zeitung« war schon 1895 an eine G. m. b. H. in München abgetreten worden; nun legte K. im Jahre 1903 die Herausgabe der »Gartenlaube« nieder, und ihr Verlag ging in den Besitz des Scherlschen Konzerns über. Im Mai 1904 verzichtete er dann auch auf den Vorsitz im Aufsichtsrat der »Union«, den sein Schwiegersohn Heinrich Beck übernahm. Dagegen ging die Cottasche Buchhandlung gleichzeitig unter Auflösung der G. m. b. H. in seinen alleinigen Besitz über, und er widmete ihr nun seine ganze Arbeitskraft und Liebe bis in die letzten Lebenstage.

Der außergewöhnlichen Größe und Bedeutung, zu der K. seine geschäftlichen Unternehmungen binnen weniger Jahrzehnte von kleinen Anfängen aus gebracht hatte, entsprach auch die außerordentliche Wertschätzung und Verehrung, die er sich persönlich durch seine kluge, energische und erfolgreiche Beteiligung an der Behandlung der den deutschen Buchhandel als Gesamtorganismus allgemein interessierenden Fragen erworben hat. Die Unsitte übermäßiger Rabattgewährung an das Publikum seitens einzelner Buchhändler — ursprünglich in den Zeiten des buchhändlerischen Tauschhandels durch die Überfüllung der Läger mit billig erworbenen Werken hervorgerufen — war schon in früherer Zeit als Mißstand empfunden worden. Mit der Zunahme des Verkehrs und der Publizität, mit der Einführung des billigeren Brief- und Paketportos, andererseits auch mit der durch die Gewerbefreiheit geförderten großen Zunahme der Buchhandlungen und buchhändlerischen Wiederverkäufer wurde das Übel immer schlimmer, besonders auch, weil eine Anzahl großer Berliner und Leipziger Sortimentshandlungen unter der Ausnutzung der ihnen gebotenen lokalen Vorteile und des neueingeführten 50-Pfennig-Portos für 5-Kilo-Pakete sich darauf verlegte, das ganze Gebiet des deutschen Buchhandels mit ihren Schleuderofferten zu überschwemmen, und dadurch auch Sortimenter an andern Orten zur Nachfolge zwang. Preisunterbietungen bei Büchern sind aber für den Detailhandel weit gefährlicher als bei vielen anderen Waren, bei denen die Fragen der Qualität, der Mode, der Auswahl, des Geschmacks des Verkäufers usw. neben dem Preise wesentlich in Betracht kommen. So wurde denn in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Übelstand ein dermaßen drückender, daß der ganze deutsche Sortimenterstand nach Abhilfe rief. Aber die Ansichten über die Lösung der Frage gingen weit auseinander.

Als Zentralverein für den deutschen Buchhandel war im Jahre 1825 der Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig gegründet worden. Er hatte sich zu großer Bedeutung entwickelt und namentlich für die Ordnung der Abrechnungsgeschäfte, die Verfolgung des Nachdrucks, den Ausbau der

Literargesetzgebung usw. Wertvolles geleistet. Aber die Einwirkung auf die geschäftlichen Beziehungen zwischen den Sortimentern und dem Publikum lag außerhalb seiner statutarischen Zwecke. Jetzt wurden Stimmen laut, die vom Börsenverein Abhilfe des Übels verlangten; andere erklärten ihn für unfähig, auf diesem Gebiete einzuschreiten, andere wiederum gingen noch weiter und forderten gänzliche Aufhebung der Ladenpreise als einzige Abhilfe; noch andere sprachen sich für Aufhebung der Gewerbefreiheit und Wiedereinführung des Konzessionszwanges für den Buchhandel aus. Der Börsenverein konnte sich endlich der allgemeinen Bewegung nicht länger verschließen und berief für den September 1878 nach Weimar eine Konferenz zur Beratung dieser Fragen ein. K. nahm an den Besprechungen als 2. Schriftführer des Börsenvereins teil, und seine Ausführungen beeinflussten alsbald wesentlich den Gang der Beratung. Er sprach sich dahin aus, daß ein Zwang auf die Verleger seitens des Börsenvereins nicht ausgeübt werden könnte, empfahl vielmehr die Ausbildung des buchhändlerischen Vereinswesens durch weitere Gründung von Orts- und Kreisvereinen sowie das Hand-in-Hand-gehen dieser Vereine mit den Verlegern, die sich aus freier Entschliebung bereitfinden würden, sie bei der Bekämpfung der Schleuderei zu unterstützen. Der Börsenverein solle Gründung und Tätigkeit dieser Vereine mit Rat und Tat unterstützen. Auf dieser Grundlage baute K. in der Folge sein Programm immer weiter aus, und in zehnjährigem Kampfe gegen rechts und links von ihm stehende Gegner verhalf er seinen Ideen über die Reform der buchhändlerischen Verhältnisse zu einem glänzenden Siege. Zunächst wurde auf seine Anregung eine Kommission zur Enquete über die Mißstände und zur Belebung des Vereinswesens eingesetzt. Eine Anzahl neuer Orts- und Kreisvereine wurde gegründet, so daß bald kein Landesteil ohne Organisation und Vertretung blieb, und gelegentlich der Ostermesse 1879 trat eine erste Konferenz der Delegierten dieser Vereine zusammen. Infolge des Berichtes der vorgenannten Kommission aber beschloß der Börsenverein auf Antrag seines Vorstandes, in eine Statutenrevision einzutreten, und setzte zu diesem Zwecke eine große Kommission ein. Zur selben Zeit wurde K. zum 2. Vorsteher des Börsenvereins gewählt.

Die Statutenrevisionskommission tagte am 16. bis 20. September 1879 in Stuttgart, und K. vertrat standhaft und beredt sein nun ausführlicher und bestimmter gewordenes Programm. Der Börsenverein solle u. a. auch die Anbahnung und Feststellung allgemeingültiger geschäftlicher Normen sowohl im Verkehr der Buchhändler untereinander als mit dem Publikum unter seine Zwecke aufnehmen, eine organische Verbindung mit den Orts- und Kreisvereinen behufs Bekämpfung der Schleuderei herstellen und zur Durchführung der erforderlichen Maßnahmen einen ständigen Hauptausschuß einsetzen. Nach heißen Kämpfen nahm die Kommission die Krönerschen Vorschläge mit 19 gegen 14 Stimmen an, aber mannigfache Wechselfälle führten schließlich dazu, daß die Hauptversammlung des Börsenvereins zu Kantate 1880 nur einem viel bescheidener gewordenen neuen Statut zum Siege verhalf. Die Bekämpfung der Schleuderei wurde nicht unter die Aufgaben des Börsenvereins aufgenommen, die organische Eingliederung der Orts- und Kreisvereine verworfen. Aber K. setzte u. a. doch wenigstens durch, daß »die Vertretung der Interessen des deutschen Buchhandels im allgemeinen und seiner Angehörigen im weitesten Umfange« als einer der Zwecke des Börsenvereins bezeichnet wurde. Dies

war eine Grundlage, auf der später weitergebaut werden konnte. Außerdem wurde auch zugelassen, daß je 6 auswärtige Buchhändler sich bei den Abstimmungen in den Hauptversammlungen des Börsenvereins (außer bei Satzungsänderungen) durch ein anderes Mitglied vertreten lassen konnten. Hierdurch wurde das Übergewicht der Leipziger und Berliner beseitigt.

Die Bestrebungen des Buchhandels zur Bekämpfung der Schleuderei gingen weiter, und zwar zunächst auf Betreiben des im Jahre 1881 gegründeten »Verbandes der Provinzial- und Lokalvereine im deutschen Buchhandel«. 1882 wurde K. zum 1. Vorsteher des Börsenvereins gewählt, und er begann von neuem für die Durchführung seines Programms innerhalb des Börsenvereins zu wirken, und mit Erfolg. Die Kantate-Versammlung von 1884 beschloß nach einer glänzenden und eindrucksvollen Rede K.s auf seinen Vorschlag, eine Siebenerkommission zur Entscheidung von Beschwerden über Schleudereifälle einzusetzen und die Verleger zur freiwilligen Abgabe einer Erklärung aufzufordern, wonach sie sich verpflichteten, den von der Siebenerkommission schuldig Befundenen ihren Verlag entweder gar nicht oder nur mit vermindertem Rabatt zu liefern. Viele Verleger entsprachen dieser Aufforderung, aber die Erfahrung der nächsten Jahre zeigte, daß eine gründliche Unterdrückung der Schleuderei ohne durchgreifende Änderung der Statuten des Börsenvereins unmöglich sei. Zur Ostermesse 1886 beschloß der Vorstand, eine solche zu beantragen, und beauftragte seinen 1885 wiedergewählten 1. Vorsteher K. mit der Ausarbeitung der Abänderungsvorschläge. An demselben Kantatesonntag konnte K. die ersten drei Hammerschläge bei der Grundsteinlegung des neuen Deutschen Buchhändlerhauses führen, dessen Errichtung im Jahre vorher auf Antrag des Vorstandes beschlossen worden war.

Das Jahr 1887 brachte K. endlich die volle Erfüllung seiner Wünsche. Er veröffentlichte seine Abänderungsvorschläge und begründete sie nach vorausgegangenem schweren Kampfe innerhalb des Vorstandes durch eine eingehende und wirkungsvolle Rede in der Hauptversammlung. Diese schenkte seinen Gesichtspunkten ihren Beifall und beschloß die Einsetzung der Statutenrevisionskommission; aus ihrer Arbeit, die sich im wesentlichen auf Grundlage der K.schen Vorschläge aufbaute, gingen die neuen Satzungen des Börsenvereins hervor, die bestimmt waren, Wandel zu schaffen und es auch gründlich getan haben. Sie wurden in einer außerordentlichen Hauptversammlung des Börsenvereins am 25. September 1887 in Frankfurt a. M. mit überwältigender Majorität angenommen, nachdem K. noch einmal die leitenden Prinzipien in glänzender, mit Begeisterung aufgenommener Rede dargelegt hatte.

Am Kantatesonntag 1888 traten die neuen Satzungen in Kraft. Noch in der alten Buchhändlerbörse in der Ritterstraße zu Leipzig brachte der deutsche Buchhandel seinem Führer Adolf K. den Dank in einer Reihe von Ovationen dar. Dann fand unter seinem Vorsitz und in Gegenwart des Königs von Sachsen die feierliche Einweihung des neuen Deutschen Buchhändlerhauses statt. Unvergesslich blieb jedem Teilnehmer an dieser glänzenden Versammlung die gewinnende Würde und außerordentliche Gewandtheit, mit der K. die zahllosen Beglückwünschungen für den Börsenverein entgegennahm und erwiderte. Es war ein Festtag für den Buchhandel, aber auch ein wohlverdienter Triumph für K., der nach hartem zehnjährigen Kampfe gegen die verschiedensten, ihm entgegenstehenden Meinungen durch unverrückbares Festhalten an seinen

Prinzipien, glänzende und immer sachlich bleibende Beredsamkeit sowie durch außerordentliches Geschick bei Führung und Leitung der Verhandlungen das gesteckte Ziel nun endlich erreicht hatte.

Die neuen Satzungen des Börsenvereins enthielten die Neuerung, daß er auch zur Feststellung der geschäftlichen Bestimmungen für den Verkehr der Buchhändler mit dem Publikum berufen sei, und im Anschluß hieran die Verpflichtung der Buchhändler zur Einhaltung der Ladenpreise bzw. der mit Genehmigung des Börsenvereins aufzustellenden Verkaufsbestimmungen der Orts- und Kreisvereine. Die letzteren sowie die drei Verlegervereine und der Verein Leipziger Kommissionäre wurden zu Organen des Börsenvereins gemacht und erhielten ihre Vertretung im Vereinsausschuß, der fortan über die Schleuderei-fälle zu befinden und die Sperre gegen die Schuldigen bzw. ihre Ausschließung aus dem Börsenverein zu beantragen hatte. Die Durchführung der Lieferungssperre blieb auch fernerhin der freiwilligen Entschließung der Verleger überlassen, aber es zeigte sich bald, daß sich hierzu fast alle in Betracht kommenden Verleger verpflichteten.

Den Satzungen entsprechend legte K. am Kantatesonntag 1888 sein Amt als 1. Vorsteher nach sechsjähriger Tätigkeit nieder. Sein Nachfolger war der bisherige 2. Vorsteher, Paul Parey, der schon während der Beratungen in den letzten Jahren über K.s Vorschläge hinausgehende Forderungen aufgestellt hatte und nun, entgegen dem von K. stets empfohlenen weisen Maßhalten in Anwendung der satzungsgemäßen Befugnisse des Börsenvereinsvorstandes, die Mißstände im Rabattwesen mit einem Schlage durch Zwangsmaßregeln zu beseitigen suchte. Sein Plan mißlang, hauptsächlich infolge des durch die tatsächlichen Verhältnisse hervorgerufenen Widerstandes der Berliner und Leipziger Handlungen, und damit war das eben erst zum Abschluß gelangte Reformwerk aufs ernstlichste gefährdet. In dieser Not kannte der deutsche Buchhandel nur einen Retter: Adolf K. Er folgte dem Rufe seiner getreuen Anhänger noch einmal, und als zum dritten Male gewählter 1. Vorsteher sicherte er in den Jahren 1889 bis 1892 seinem Werke Lebensfähigkeit und allgemeine Anerkennung. Und als er dann, aus Rücksichten auf seine Gesundheit und seine geschäftliche Inanspruchnahme, eine weitere Wiederwahl ablehnend, im Jahre 1892 sein Amt niederlegte, durfte er es getrost seinem Nachfolger in dem Bewußtsein übergeben, daß die weitere Entwicklung gemäß der von ihm aufgestellten Grundsätze erfolgen werde.

Von dieser Zeit an konnte K. sich ausschließlich den großartigen geschäftlichen Unternehmungen widmen, deren wir schon vorstehend gedacht haben. Seine Berufsgenossen hatten ihm den Ehrennamen eines »Bismarck des Buchhandels« beigelegt; nicht geringerer Verehrung erfreute er sich in der großen Gemeinde der Schriftsteller, die mit ihm als Autoren der von ihm geleiteten drei großen Verlagsinstitute und als Mitarbeiter der in ihrem Verlage erscheinenden Zeitschriften in Verbindung standen. Eiserne Willenskraft und Konsequenz, starke Impulsivität und Klarheit des Geistes, eine ungewöhnliche Begabung für den Gebrauch des Wortes in Rede und Schrift, dabei aber auch weise Mäßigung in allen Situationen, in denen es darauf ankam, das Erreichbare durch vorläufiges Zurückstellen weitergehender Ziele zu sichern, haben ihm im geschäftlichen und öffentlichen Wirken ungewöhnliche Erfolge bereitet. Auch mit andern reichen Gaben hatte die Natur ihn vollauf beschenkt; seine hohe, kräftige

Gestalt war das äußere Ebenbild seines hohen Sinnes, der durchdringende Blick seines Auges zeugte von der Schärfe seines Verstandes und der Unabänderlichkeit seines Willens. K. war eine Gewaltnatur, und wer sich seinen Ansichten und Wünschen nicht unterwarf, hatte schwer mit ihm zu kämpfen; er war für seine Autoren kein bequemer Verleger, der ihre Werke ohne Kritik hinnahm, und für seine geschäftlichen Mitarbeiter kein leicht zu befriedigender Chef. Aber alle, denen es vergönnt war, in nähere Beziehungen zu ihm zu treten, wußten, daß es ihm stets nur um die Sache zu tun war, und sie sahen, daß er ihnen in treuer Pflichterfüllung voranleuchtete. Im persönlichen Verkehr entzückte er durch eine gewinnende Liebenswürdigkeit und edle Ritterlichkeit, die frei war von jeder Vornehmthuerei; er konnte im Eifer zuweilen hitzig, ja hart werden wie der deutsche Heros, den er aufs tiefste verehrte, aber dann war es fast immer sein Bestreben, dies nachträglich durch verdoppelte Freundlichkeit wieder gut zu machen. Auch nachdem er zu Reichtum und Würden gelangt war, blieb seine ganze Lebensweise einfach und natürlich. Er war kein Freund von luxuriösen »Gesellschaften«, aber er liebte es, in seinem Hause oder in seinem, nahe der Solitude gelegenen Landsitz »Berkheimer Hof« einen kleinen Kreis ihm kongenialer Männer zu versammeln und mit ihnen bei gutem Wein unter anregender, der Literatur und Kunst gewidmeter Unterhaltung schöne und vertraute Stunden zu verleben.

Zwei Schlaganfälle, die ihn 1886 und 1892 trafen, konnten ihn nicht bezwingen. Der erste beraubte ihn eines Auges während der Grundsteinlegung des neuen Buchhändlerhauses, ohne daß er die Versammlung etwas merken ließ, der zweite schwächte ihn nur vorübergehend für einige Zeit. Sein starker Körper siegte beidemal, aber die Arterienverkalkung machte allmählich Fortschritte; ein Herzleiden trat hinzu, und am 29. Januar 1911 rief der Tod den fast Fünfundsiebzigjährigen aus dem Leben ab, das köstlich gewesen, weil es Mühe und Arbeit war.

Am 1. Februar 1911 fand auf dem Pragfriedhof zu Stuttgart die Feuerbestattung statt, und die allgemeine Verehrung, die K. besonders aus der Schriftstellerwelt und dem Buchhandel dargebracht wurde, kam durch eine Anzahl aus der Mitte der großen Trauerversammlung gehaltener Anreden zum ergreifenden Ausdruck.

Äußeren Ehren jagte K. nie nach, aber sie wurden ihm vollauf zuteil, namentlich auch gelegentlich des Jubiläums seiner 40 jährigen Selbständigkeit, 1899, und des im Jahre 1909 gefeierten Doppeljubiläums seiner 50 jährigen Selbständigkeit und des 250 jährigen Bestehens der Cottaschen Buchhandlung. Er war Geheimer Kommerzienrat und besaß zahlreiche Orden, u. a. das Ehrenkreuz der Württembergischen Krone, mit dem bisher der persönliche Adel verknüpft war. Die Stadt Leipzig ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger und benannte nach seinem Tode eine Straße nach ihm; die philosophische Fakultät zu Tübingen und die staatswirtschaftliche Fakultät zu München machten ihn zum Ehrendoktor. Der dankbare Börsenverein der Deutschen Buchhändler aber verlieh ihm die Ehrenmitgliedschaft und beschloß, sein Bildnis im Festsaale des Deutschen Buchhändlerhauses zu Leipzig anzubringen.

Von seinen Söhnen hat der ältere, Alfred K., schon im Jahre 1897 in Stuttgart ein eigenes, hochangesehenes Verlagsgeschäft begründet, das er seit dem Jahre 1906 in Leipzig fortführt; die Cottasche Buchhandlung aber befindet sich nunmehr im Alleinbesitz seines zweiten Sohnes, Robert K.

Literatur: Die wichtigsten Reden und Schriftstücke K.s zur buchhändlerischen Reformfrage sind abgedruckt in „Publikationen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler“ Bd. 6 und 11—13. — K.s Artikel: »Die Memoiren des Fürsten Bismark« in der »Allgemeinen Zeitung« 1898 Nr. 280 und im »Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel« 1898. Nr. 237.

Vgl. auch Geschichte des Deutschen Buchhandels Bd. 4. Von Johann Goldfriedrich. Leipzig 1913. — Adolf Kröner (Nekrolog mit Bildnis), im Adreßbuch des Deutschen Buchhandels, 74. Jahrg., 1912, Leipzig. Ferner zahlreiche, gelegentlich von K.s Jubiläen und Tod in der deutschen Presse erschienene Artikel (vielfach mit Bild), namentlich im Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel, 1911, Nr. 25 ff. und Schwäbischer Merkur 1911, Nr. 48 ff.

W. K o e b n e r.

Schönbach, Anton Emanuel¹⁾, * am 29. Mai 1848 in dem durch seine Leinenindustrie bekannten, der sächsischen Grenze benachbarten nordböhmischen Städtchen Rumburg, † 25. August 1911 zu Schruns (Vorarlberg). — Sch. war das älteste der vier Kinder des Uhrmachers Joseph Sch., welcher als quieszierter Oberingenieur der Elisabeth-Westbahn 1900 gestorben ist. Zu Wien empfing er seinen ersten Unterricht in einer Volksschule des Bezirks Neubau, besuchte seit 1859 das Piaristengymnasium in der Josephstadt und ließ sich zum Herbst 1867 an der dortigen Universität immatrikulieren. Anfänglich Historiker, ging er bald unter Scherers Einfluß zur Germanistik über, hörte jedoch auch klassisch-philologische Kollegien bei Vahlen. Nach seiner im Mai 1871 stattgefundenen Promotion nahm er, um Müllenhoffs Unterweisung zu genießen, für zwei Semester Aufenthalt in Berlin. Er habilitierte sich am 30. Oktober 1872 zu Wien mit einer Ausgabe der Reimprosa von der hl. Caecilia (ZfdA. 16, 165) und einer ungedruckt gebliebenen Antrittsrede, die der Entwicklung der Gralsage galt. Im folgenden Wintersemester ruhte, weil Scherer damals nach Straßburg übersiedelte, die Vertretung der älteren deutschen Literatur auf seinen Schultern allein. Schon zum Sommer 1873 erhielt er als Nachfolger Heinzels ein Extraordinariat in Graz übertragen; drei Jahre später folgte die Beförderung zum Ordinarius. Rufe nach Greifswald 1877, nach Prag 1899 schlug er aus, Hoffnungen auf Freiburg und Wien verwirklichten sich nicht: so hat er an der steirischen Hochschule bis zu seinem Ende gewirkt und um ihre wachsende Blüte hohe Verdienste sich erworben, obwohl er Bürden und Würden der Verwaltung abzulehnen pflegte. Mancherlei Zeichen der Anerkennung wurden ihm zuteil: 1881 der Titel eines Regierungsrats, 1900 der eines Hofrats, 1898 der Orden der eisernen Krone, 1905 das Ehrenzeichen für Wissenschaft, 1895 die Wahl zum korrespondierenden, 1903 zum wirklichen Mitgliede der Wiener Akademie; 1906 erkor ihn auch die Berliner Akademie zum Korrespondenten. Erst 1903 schloß er einen späten Ehebund mit Anna Pörtl, die seine letzten Lebensjahre treu behütete. Spuren von Diabetes hatten sich seit 1901 gezeigt; dieser Krankheit erlag er zu Schruns in Vorarlberg, wo seine Sommerferien zu verbringen er ein volles Vierteljahrhundert gewohnt gewesen war. Auf dem Grazer Friedhofe liegt er bestattet.

Sein Leben, so ruhig und glücklich es scheinbar verlief, war ein äußerst mühseliges. Im Alter von drei Jahren befiel ihn zu Prag ein Typhus: davon

¹⁾ Beider Vornamen hat er sich seit 1883 regelmäßig bedient, weil seine mit A. S. unterzeichneten Artikel nicht selten Arnold Schröer oder Anton Schlossar beigelegt worden waren.

blieb dauernd eine Verkürzung und Atrophie des rechten Beines zurück, welche zum Tragen eines eigens konstruierten Stiefels und einer gewichtigen Maschine zwang, deren diffizile Natur häufige Reparaturen und auf allen Reisen die Mitführung eines Ersatzstückes verlangte. Er konnte nur mit Hilfe von Stöcken sich fortbewegen, ausgedehntere Gänge waren daher mit großer Anstrengung verbunden. Bei Glatteis oder Schnee sah er sich oft wochenlang genötigt, für die kurze Strecke von seiner Wohnung zum Auditorienhaus einen Wagen zu benutzen. Fast wunderbar mutet es an, daß unter solchen Hemmnissen die Heiterkeit seines Gemüts fast niemals litt; in jüngeren Jahren wenigstens fand man ihn immer fröhlich und bei guter Laune.

Da dies körperliche Gebrechen den Knaben von den Spielen der Altersgenossen ausschloß, so gab er seit seinem vierten Jahre sich einer unersättlichen Vielleserei hin, an der er zeitlebens festgehalten hat. Ausgestattet mit rascher Auffassungsgabe, reger Phantasie, phänomenalem Gedächtnis, auch musikalisch veranlagt, besaß er zugleich ein schier unerschöpfliches Mitteilungsbedürfnis: aus der Fülle seiner Lektüre verstand er, über die heterogensten Materien anziehend und belehrend zu sprechen; überall fand er Anknüpfungspunkte, nirgends war er um Auskunft verlegen. Sein Erzählertalent fesselte fast Abend für Abend in Schruns die große Tafelrunde des goldenen Löwen dermaßen, daß sie stundenlang wie verzückt an seinen Lippen hing. Obwohl inzwischen 42 Jahre verflossen sind, kann ich mich noch deutlich meiner ersten Begegnung mit ihm im Berliner Börsengarten entsinnen: uns kühlen und zurückhaltenden norddeutschen Germanisten, die wir nur Fachgespräche zu führen gewohnt waren, imponierte die Weite seines Interessenkreises, die Sicherheit seines Urteils, die Leichtigkeit seiner Konversation, die Lebhaftigkeit seines Temperaments gewaltig; ich kam mir neben ihm unendlich klein vor und begriff nicht, als er mich zum Besuch aufforderte, was er von mir sich versprechen mochte. Und Müllenhoff war von ihm geradezu fasziniert. Kraft dieser Eigenschaften ist er, der schon als Student reichlichen Unterricht erteilt hatte, nachmals ein ausgezeichnete Dozent und anregender Seminarleiter geworden und hat Generationen dankbarer Mittelschullehrer herangezogen. Aber ihm genügte die Wirkung durch das lebendige Wort nicht; dem Beispiel Scherers folgend war er bestrebt, mit der Feder auf weiteste Kreise zu wirken. So hat er zahllose Referate, Feuilletons und Essays geschrieben (verschiedene, doch nicht immer die besten, sind in seinen »Gesammelten Aufsätzen zur neueren Literatur« 1900 vereinigt), die mit deutschen, englischen und amerikanischen Zuständen und Persönlichkeiten sich beschäftigen, auch der amerikanischen Politik Aufmerksamkeit schenken: gerade die nordamerikanischen Freistaaten hatten es ihm angetan, weil er ihr junges, klar vor Augen liegendes Schrifttum zur Erklärung des Ursprungs der germanischen Poesie verwerten zu können vermeinte; gelegentlich trug er sich sogar in trüben Stunden mit der Absicht einer Auswanderung nach Amerika. Vom Publikum besonders beifällig aufgenommen wurde sein Buch über »Lesen und Bildung«. Nur in seiner ursprünglichen Gestalt von 1888 paßt der Inhalt zum Titel; jede der folgenden sieben Auflagen ist mit literarhistorischen Zutaten, Aufsätzen über Ibsen, über die neue deutsche Dichtung usw. beschwert worden, die kaum irgendwelchen Zusammenhang mit dem eigentlichen Thema bekunden und besser selbständig hätten erscheinen sollen. Für größere Leserkreise hat er

auch aus dem Stoffbereich der altdeutschen Philologie geschöpft: dahin gehört seine dreimal aufgelegte Walther-Biographie, der vermutlich sein unvollendet gebliebenes Wolfram-Buch geähnelt haben würde, dahin seine Schilderung der frühmittelalterlichen Literatur Österreichs in der prächtig ausgestatteten »Geschichte der Stadt Wien«. Allen diesen popularisierenden Arbeiten sind klare Disposition, gefällige Darstellung, ansprechende Gedanken gemein.

Seine fachwissenschaftliche Schriftstellerei geht gleichfalls teils von den Eindrücken, die während der bildsamen Jahre seiner Jugend auf ihn wirkten, teils von Anregungen Scherers aus. In strenggläubiger Umgebung herangewachsen, früh mit allen Gebräuchen der katholischen Kirche vertraut, ein häufiger und gern gesehener Gast der Benediktiner von Melk, Seitenstetten und dem Wiener Schottenkloster mußte Sch. bei seinem scharf ausgeprägten historischen Sinn dem Wandel der Dogmen, der Entwicklung des Heiligenkults, der Geschichte der homiletischen Kunst lebhaftes Interesse zuwenden. Speziell auf die geistliche Poesie wiesen ihn dann Scherers Exkurse zu den »Denkmälern« und dessen Rat, mit einer Edition von Wernhers Marienliedern sich die wissenschaftlichen Sporen zu verdienen. Sie kam zwar nicht zustande, doch ging aus ihren Vorarbeiten das Buch über die Marienklagen und die Beschäftigung mit den Oster- und Passionsspielen hervor. Es beruht entschieden auf Selbsttäuschung, wenn Sch. zu wiederholten Malen als seinen eigentlichen Lehrer Müllenhoff bezeichnet hat. Während des Berliner Jahres stand er allerdings mit ihm im engsten Verkehr und versenkte sich in die ganze Welt der Probleme, mit denen dieser große Forscher rang: aber in seiner eigenen Arbeitsweise gemahnt nichts, weder die Hast seiner Produktion noch die behagliche Breite seiner Deduktion noch die Methode seiner Kritik, an Müllenhoff mit seiner schwerflüssigen, sich niemals Genüge tuenden, tiefbohrenden und wortkargen Art. Eher war es der Ausdruck eines latenten Gegensatzes, wenn Sch. sich vornahm, dem Lebenswerk des Meisters ein Buch zur Seite zu stellen, das der Bedeutung des Christentums für die Bildung des deutschen Nationalcharakters gerecht werden sollte: die fast religiöse Verehrung, mit der Müllenhoff zu dem heidnischen Germanentum emporsah, empfand er eben als einseitig und der Ergänzung bedürftig. Wohl aber lernte sich Sch. in Berlin als Anhänger einer wissenschaftlichen Partei fühlen und sog sich mit allerhand schulmäßigen Doktrinen und Vorurteilen voll, an denen er zäher und länger festgehalten hat als die meisten unter uns. Mit dem unbedingten Respekt, den ihm Müllenhoffs Herrschernatur einflößte, verband sich zugleich unauslöschliche Dankbarkeit für dessen fast väterliche Güte: denn nur Müllenhoffs warm empfehlendes Fürwort verhalf ihm zu seinem raschen Aufstieg und überwand Scherers anfängliche Bedenken.

Man muß sich fragen, ob solche Bedenken der Berechtigung entbehrten, und ob Sch. nicht vorzeitig zu Professur und verantwortlicher Fachvertretung gelangte. So gut er nämlich auf literarhistorischem Gebiete beschlagen war, so wenig war er es beim Beginn seiner akademischen Laufbahn auf sprachlichem. Und zur Sicherheit weder in grammatischen noch in metrischen Dingen, die nun einmal das Rückgrat der deutschen Philologie bilden, hat er es jemals gebracht. Über diese seine Schwäche gab er sich selbst keiner Täuschung hin. Nach wenigen mißlungenen Ansätzen stand er daher von allen ferneren Versuchen ab, umfänglichere mhd. Denkmäler sauber aus dem Wuste der Überlieferung

herauszuschälen und kritisch herzustellen, beschränkte sich vielmehr auf Textabdrücke mit spärlichen Emendationen. So blieben Ausgaben, die zum Teil schon weit gediehen waren, unvollendet liegen, beispielsweise wie bereits erwähnt, Wernhers Maria, der Melker Stricker, Gundacker von Judenburg, Diemers Arzneibuch und der Wigalois, dessen Handschriften er mehrere fördernde Studien gewidmet hatte. Auch der erste der drei Bände seiner »Altdeutschen Predigten« kann nicht den Namen einer kritischen Ausgabe beanspruchen, weil er, mit der Wiedergabe des *Lipsiensis* sich begnügend, die Varianten der sonstigen Kodizes, ohne sie für die Textgestaltung auszunutzen, nur unter dem Strich verzeichnet. Ich bezweifle jedoch, daß Sch., wenn er minder frühzeitig in ein Amt eingerückt wäre, das ihn mit unausgesetzter Kollegiarbeit belastete, die Lücken ausgeglichen haben würde, welche nach der formalen Seite hin seiner Vorbildung anhafteten. Denn Unrast beherrschte sein Wesen von Jugend auf: nichts ging ihm flink genug von der Hand, er konnte niemals den Abschluß erwarten, immer beschäftigten ihn mehrere Pläne zu gleicher Zeit, und seine Feuilletons schoben sich mitten zwischen die wissenschaftlichen Untersuchungen. Ihm fehlte straffe Konzentration und Ausdauer, er ergab sich, um einen berühmt gewordenen Ausspruch Lachmanns anzuwenden, nicht willig, sondern ließ sich vielfach von ersten Eindrücken bestimmen. Flüchtigkeitsversehen liefen ihm nicht selten unter, die dann von seinen Gegnern, mitunter recht kläglichen Gesellen, weidlich wider ihn ausgebeutet wurden. Daß auch Konjekturealkritik seine Sache nicht war, zeigen recht deutlich die Besserungsvorschläge zum Reinhart Fuchs (ZfdA. 29).

Diesen Mängeln seiner Veranlagung standen glänzende Vorzüge gegenüber: eiserner Fleiß, ausgebreitete Gelehrsamkeit, präsentenes Wissen, glückliche Kombinationsgabe. Zahllose Manuskripte gingen ihm durch die Hand und wurden teils auf gelehrten Reisen, teils in der Studierstube von seiner nimmermüden Feder kopiert. Dabei gelangen ihm wichtige Funde, die zur Bereicherung unserer Kenntnisse wesentlich beigetragen haben. Abgesehen von alten Bruchstücken der Kaiserchronik und des Tobiassegens (ZfdA. 19) seien hervorgehoben die wertvollen Mitteilungen aus den S. Lambrecht Breviarien der Grazer Bibliothek (ZfdA. 20) das S. Pauler Neidharts-Spiel (ZfdA. 40), die von Innsbrucker Buchdeckeln abgelösten Fragmente des Waltharius und eines kölnischen Gedichts aus dem 12. Jahrhundert über Christi Geburt (ZfdA. 33, 35), endlich die Juliana des Priesters Arnold (Wiener Sitzungsberichte 1882). Neue Namen mit bisher unbekannten Schriften traten in das Gesichtsfeld der mittellateinischen und der deutschen Literaturgeschichte, so Gutolf von Heiligenkreuz, Hermann v. Reun, Andreas Kurzmann und der Verfasser der Vorauer Novelle. Auch über einen andern Zisterzienser, Caesarius v. Heisterbach, verbreiteten drei von den acht Heften der außerordentlich lehrreichen Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters (Wiener Sitzungsberichte 1898—1909) helles Licht. Innerösterreich speziell gingen an die Sammlung der steirischen und kärntnischen Taidinge (1881 zusammen mit Bischoff herausgegeben), das neue Bruchstück des Edolanz (ZfdA. 25), die Bemerkungen zur Krone Heinrichs v. d. Turlin (Beitr. 33) und namentlich die Forschungen über Ulrich v. Lichtenstein (ZfdA. 26, AfdA. 29, Biogr. Bl. 21, 1), welche zwischen Wahrheit und Dichtung in dessen Frauendienst zuerst unterschieden. Im Anschluß hieran will ich nicht verabsäumen, auf das große Verdienst hinzuweisen, das sich Sch.

durch die (hoffentlich endgültige) Widerlegung der Tiroler Hypothese von Walthers Heimat auf dem Layener Ried erwarb (AfdA. 4).

Durchdrungen von der in seinen oben angedeuteten Jugendeindrücken wurzelnden Überzeugung, daß Latein und Kirche die beherrschenden Mächte des Mittelalters waren, während die Literatur in den Volkssprachen nur einen recht bescheidenen Bruchteil des geistigen Lebens ausmachte, hat Sch. energischer als jemals ein Germanist nach gründlicher Kenntnis der klassischen und der patristischen Autoren getrachtet: ließ er sich doch die Mühe nicht verdrießen, sämtliche 222 Bände von Mignes *Series latina* nicht etwa durchzublättern, sondern genau zu studieren. Auf Grund dieser ausgebreiteten Lektüre gelangen die Quellennachweise zu den »Altdeutschen Predigten«, konnte der Einfluß der *Philosophia moralis* und der *Philosophia mundi* des Wilhelm v. Conches auf das Lehrgedicht Wernhers v. Elmendorf (ZfdA. 34) und auf Thomasins Wälschen Gast (Anfänge des Minnesangs, 1898) festgestellt und gezeigt werden, daß die *Versus de poeta* (die zweite der sogenannten Vorreden zum Heliand) ganz unter dem Banne der gangbaren lateinischen Schulschriftsteller stehen (Drei Proömien für Gurlitt, 1904). Ferner erwies sich, daß Otfrids Evangelienbuch nur solche biblischen Abschnitte verwertet, die das kirchliche Perikopensystem an die Hand gab, und daß seine Dedikationen durchaus dem Stil und der Phrasologie der lateinisch schreibenden Zeitgenossen nachgebildet sind (ZfdA. 38, 39). Ohne Zweifel hat auch der Arbeit über Hartmann von Aue (1894) die starke Heranziehung der Kirchenväter zum Vorteil gereicht und namentlich manche Partien des Gregor erst dem vollen Verständnis erschlossen. Als reifste Frucht dieser Studien erscheint mir aber die Schrift »Über einige Evangelienkommentare des Mittelalters« (Wiener Sitzungsberichte 1904), welche darlegt, daß weder Beda den Matthäus und Johannes noch Hraban den Johannes kommentiert hat. Indessen barg die langjährige Beschäftigung mit der kirchlichen Latinität auch Gefahren in sich. Sie verleitete Sch. öfters dazu, Gedanken selbstverständlicher oder gar trivialer Natur, die jedermann kommen können, ohne daß er von irgendeiner Seite her beeinflußt zu sein braucht, auf geistlichen oder gelehrten Ursprung zurückzuführen: deshalb lassen seine Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtwerke (4 Hefte, Wiener Sitzungsberichte 1899—1904) die Bildung unserer älteren Minnesänger weit allseitiger erscheinen, als sie tatsächlich gewesen ist. Er schädigte die Beweiskraft seiner Quellenbelege durch Aufnahme massenhafter halbühnlicher Zitate, die mangels völlig adäquater Parallelen nur darzutun bezweckten, daß gewisse Vorstellungen der kirchlichen Anschauung nicht fremd seien: darunter litt insonderheit die zweite seiner Otfrid-Studien (ZfdA. 38, 39). Ob die mehrmals begonnene, niemals vollendete Quellenanalyse des Heliand (die Benutzung des Juvenecus sollte hier zur Sprache kommen) und der angelsächsischen biblischen Dichtungen anders ausgefallen wäre, weiß ich nicht. Völlig ergebnislos blieb der Versuch, die christlichen Elemente volkstümlicher Poesie für deren Kritik auszunutzen. In dem Buch »Das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung« (1897) besteht jedes der vier von den Nibelungen, der Klage, der Kudrun und Alpharts Tod handelnden Kapitel aus zwei zusammenhangslosen Teilen, einem geschmackvollen und umsichtigen Bericht über die Stellung, welche Sch. den Ergebnissen der bisherigen Kritik gegenüber einnimmt, und einer Sammlung der religiösen Formeln: will man sich überzeugen, ein wie dünner Faden beide ver-

binden muß, so vergleiche man nur S. 216 mit 233. Ähnlich steht es übrigens um die kurz nachher (1898) erschienenen »Anfänge des Minnesangs«: mit besonnenen Ausführungen über Genesis und Charakter der deutschen Liebeslyrik verquickt sich die wenig glaubhafte Hypothese, die romanische Minnepoesie sei nicht bloß auf dem Wege über die Rheinlande, sondern auch über die Lombardei, Friaul und Kärnten nach Deutschland gedrungen, und die zweifellos verfehlte Behauptung, Thomasin v. Zirclaria habe mit Walther von der Vogelweide langjährige Beziehungen unterhalten.

Einen andern in das Bereich der geistlichen Literatur einschlägigen Plan, mit dem er sich mindestens seit 1880 getragen, für den er reiches, nunmehr den Beständen des Gießner volkskundlichen Vereins einverleibtes Material zusammengebracht und von dem er eine vorläufige Probe 1893 veröffentlicht hatte, konnte Sch. leider nicht mehr ausführen, die Herausgabe nämlich eines *Corpus* der lateinischen und deutschen Segensformeln. Sehr bedauerlich ist auch, daß er den Schlußband seiner »Altdeutschen Predigten« ungeschrieben ließ, der das gegenseitige Verhältnis der in den ersten drei Bänden abgedruckten Homilien-sammlungen erörtern und eine Geschichte des deutschen Predigtwesens bis auf Berthold v. Regensburg in ihren Hauptzügen entwerfen sollte. Aber dieses geistesmächtigen Franziskaners Leben und Wirken hat er fast volle drei Dezennien hindurch, von den großen Rezensionen im AfdA. 7 und 10 an über die Festschrift von 1890 hin bis zu den sieben Abhandlungen der Jahre 1900 bis 1907, zum Gegenstand eindringendster Untersuchungen gemacht und in ganz neue Beleuchtung gerückt. Mögen auch einzelne Striche des Bildes, das er zeichnete, später einmal Abänderungen erfahren — ich persönlich bezweifle, daß der Minorit die Magdeburger Ordenshochschule besucht und dort die Vorlesungen des Bartholomaeus Anglicus (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 27) gehört habe —, jedenfalls werden die Berthold-Studien, wie sie den Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit bilden, so die Grundlage für alle künftige Forschung abgeben. Zu wünschen steht, daß ein letzter Ausläufer dieser Arbeiten, die schon zum Druck hergerichtete Publikation des »Geistlichen Baumgartens«, uns nicht vorenthalten bleibe.

Mancher hier nicht erwähnten Einzelheit gedenken die vorzüglichen Nekrologe von B. Seuffert, Deutsche Arbeit 11, 4 (1911), 218—224, und von J. Seemüller, Almanach der Wiener Akademie 62 (1912), 397—406 (mit gutem Bilde). Vom Standpunkte des dankbaren Schülers ist J. Ranftls Nachruf geschrieben, Hist.-pol. Bl. 148 (1911), 593—608. Der Artikel von M. E(ttlinger) im Hochland 9, 1 (1911), 130 bespricht nur die Beziehungen zwischen Sch. und dieser Revue. In der Illustrierten Zeitung 137 (1911), 406 begleiten ordnungslos gehäufte Büchertitel ein übelgeratenes Bild.

Erlangen.

Elias v. Steinmeyer.

Ergänzungen und Nachträge.

Plener¹⁾, Ignaz v., Staatsmann, * Wien 21. Mai 1810, † Wien 17. Februar 1908. — Für den Sohn ist es immer schwer, über den eigenen Vater zu schreiben. Die subjektive Befangenheit sowie die natürliche Zurückhaltung in rein persönlichen und intimen Dingen legt ihm mehr Schranken auf als dem fremden Biographen, der seinen Vorwurf ganz gegenständlich behandelt. Aber auf der andern Seite hat der Nächststehende doch die beste Kenntnis von der zu schildernden Persönlichkeit, und bei einiger Selbstdisziplin mag es auch ihm gelingen, ein wahrheitsgetreues Bild zu schaffen, das darum nicht weniger zutreffend zu sein braucht, weil es von den Gefühlen des Verfassers die Wärme des Tons erhält.

Ignaz v. P. wurde am 21. Mai 1810 in Wien geboren, sein Vater war Beamter der Hofkammer, ein tüchtiger und fester Mann, der im Jahre 1809 gegen die Franzosen im Felde gestanden hatte. Dessen Vater war Professor gewesen, ein warmer Anhänger der Josefinischen Aufklärungsära, von dem ein paar philologische Arbeiten herrührten. Die früheren Vorfahren stammten aus dem Elsaß. Der Vater meines Vaters war ein eifriger Leser guter Bücher und verkehrte mit Schubert und Grillparzer, der meinem Vater ein Exemplar seiner »Ahnfrau« mit einer eigenhändigen Widmung schenkte. Die Mutter, eine Ungarin, eine geborene Mikos v. Tarrodháza aus einer heute noch blühenden *gentry*-Familie, war eine außerordentlich begabte Frau voll Energie und Willenskraft, die bis in ihr sehr hohes Alter ihre Fähigkeiten bewahrte, für die sie von allen Seiten bewundert wurde, noch in ihren letzten Jahren von Beust und Tegetthoff.

Die Schulen der franziszeischen Zeit scheinen nicht so schlecht gewesen zu sein, mein Vater erlangte eine solide Kenntnis der lateinischen Sprache und ein dauerndes Streben nach allgemeiner Bildung. An der Universität hatte er eine Reihe großer österreichischer Juristen als Lehrer: Dolliner, Winiwarter und Kudler, deren Vorträge ihm dauernden Nutzen brachten; wie die meisten begabten juristischen Kandidaten trat er in die Kammer- (später Finanz-) Prokuratur ein, wo er der Kollege von Alexander Bach, dem jüngeren Winiwarter und Mühlfeld war. Die vorwiegend juristischen Arbeiten in der Prokuratur waren eine treffliche Schule und haben sicherlich seinen guten klaren Stil geformt. 1836 heiratete er Pauline v. Schuster, deren Familie ursprünglich Industrielle waren, die die niederösterreichische Landstandschaft und das Gut Schwarzenau besaßen, aber in den Krisen der napoleonischen Kriege große Vermögenseinbußen erlitten hatten. Meine Mutter war eine schlanke, große Frau, sanft und liebenswürdig, mein Vater war der lebhaftere und ener-

¹⁾ Totenliste 1908, Bd. XIII, 73*.

gischere Teil, die Ehe, aus Liebe geschlossen, war außerordentlich glücklich. Die Existenz meiner Eltern in Eger, wo ich 1841 geboren wurde, war eine sehr angenehme, im Sommer wohnten wir auf dem Lande in der Nähe von Franzensbad, fuhren viel herum in der Umgebung, mein Vater war lebhaft und heiter und genoß das frische Leben mit Humor und Behagen. In Eger verkehrte er viel mit Rat Grüner, der bekanntlich mit Goethe in Briefwechsel gestanden hatte. Als junger Beamter war er schneidig und eifrig, dabei hatte er einen offenen Blick für allgemeine Verwaltungsfragen und für die Lage der Bevölkerung. Im Wiener Finanzministerium liegt ein Bericht von seiner Hand aus Hirschenstand über den Notstand im Erzgebirge und die eventuellen Mittel zur Abhilfe, unter denen er angesichts der Kartoffelmißernte ein temporäres Getreideausfuhrverbot empfahl. 1844 wurde er zum Kameralrat in Eger ernannt, in den Akten heißt es, daß »er wegen seiner vorzüglichen Befähigung und vielseitigen Ausbildung als der ausgezeichnetste angesehen werden muß und daß ihm keiner der Mitbewerber an die Seite gestellt werden kann«. Das Jahr 1848 brachte auch in die kleine Stadt Eger eine Bewegung, eine Art Nationalgarde wurde versucht zu schaffen, mein Vater nahm aber an den populären Demonstrationen keinen Teil. Im Herbst des Jahres 1848 wurde er nach Prag zur Landesdirektion versetzt, wo er als Zollreferent eine einflußreiche Stellung gewann. Er wurde, was damals für einen Verwaltungsbeamten sehr selten war, zum Mitglied der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungskommission und 1851 zum Oberfinanzrat wieder außertourlich ernannt. Das Leben in Prag war viel weniger angenehm als in Eger, meine Eltern hatten wenig Verkehr und saßen abends viel miteinander. Da starb ganz unerwartet meine Mutter (September 1850). Der Tod der jungen Frau, der vermöge seiner Plötzlichkeit noch eindrucksvoller war, hatte eine außerordentlich tiefe Wirkung auf meinen Vater, er war ganz niedergebrochen, ging lange Zeit hindurch täglich an das Grab der Verstorbenen, und seine Heiterkeit war für lange dahin. Sein ganzes Wesen war erschüttert, die Vereinsamung führte ihn zur Lektüre philosophischer Bücher und wissenschaftlicher Werke, aber die geistige Anregung konnte ihm seine alte Stimmung und Heiterkeit nicht so bald zurückgeben, um so weniger, als ihn im nächsten Jahre ein neuer Schlag treffen sollte, indem seine kleine Tochter im Alter von 6 Jahren vom Krupp dahingerafft wurde. Unter diesen Umständen war es ein Glück für ihn, als er durch die Berufung nach Ofen an die Seite des Grafen Moriz Almasy, des Leiters der neuen Finanzverwaltung in Ungarn, aus der Prager Existenz und deren traurigen Erinnerungen herausgerissen wurde (August 1851).

Die Einführung der österreichischen Verwaltung in Ungarn ist bekanntlich vielfach angegriffen worden. Der hauptsächlichste und wirksamste Grund ihrer Bekämpfung lag in ihrem absolutistischen Ursprung. Hätte man nach Niederwerfung der Revolution verfassungsmäßige Zustände eingeführt, so wären die Ansprüche der Gesamtmonarchie auch von Ungarn anerkannt, die moderne Verwaltung wäre richtiger eingeschätzt worden und die allgemeine Unzufriedenheit wäre nicht so weit gediehen, die nach dem Kriege von 1866 zu den bekannten weitgehenden Zugeständnissen geführt hat. Ein anderer Fehler war die unterschiedslose Aufzwingung der deutschen Sprache nicht bloß im Amts-, sondern auch im Parteienverkehr, das mußte böses Blut machen. Die materiellen Leistungen der neuen Verwaltung waren im ganzen gute, es

kam wieder Ordnung in das Land, der bureaukratische Apparat war allerdings schwerfällig, aber frei von Korruption. Die Grundentlastung, eine der größten sozialen Reformen, wurde durchgeführt, Grundsteuernkataster und Grundbücher wurden angelegt, gute Straßen gebaut u. a. In dieser Zeit seines ersten Aufenthalts in Ungarn handelte es sich nur um die ersten Grundzüge der neuen Organisation und um die Einführung einer großen Anzahl österreichischer Steuergesetze in Ungarn. Die meisten dieser Gesetze wurden im Jahre 1867 nach Wiederherstellung der ungarischen Verfassung vom ungarischen Reichstag im Gesetzeswege rezipiert. Ihre erste Einführung war keine leichte Arbeit angesichts des Mangels eingeborener Beamten und der passiven Resistenz eines großen Teiles der Bevölkerung. Mit Graf Almasy stand P. auf einem sehr guten Fuße und zugleich erwarb er sich das Vertrauen und die Anerkennung des Erzherzogs Albrecht, des damaligen Gouverneurs von Ungarn. Nach einem Aufenthalt von mehr als einem Jahre ging er wieder nach Prag zurück, von wo er aber im März 1854 als Hofrat und Vorstand der Finanzlandesdirektionsabteilung in Preßburg wieder nach Ungarn zurückkehrte. Seine dortige Tätigkeit erfüllte ihn mit großer Befriedigung, er hatte unzweifelhaft ein organisatorisches Talent und eine bedeutende Leitungsgabe, die neuen Ämter ins Leben zu rufen, ihren Dienst zu leiten und zu überwachen, entsprach ganz seiner Anlage und seinem Temperament, das eine nach außen wirksame Leistung höher schätzte als die eigentlichen Bureauarbeit, er bereiste wiederholt das große Verwaltungsgebiet, das sich von der Donau bis zu den Karpathen an die galizische Grenze erstreckte. Dabei war er in der Auffassung seines Berufs reifer geworden, die übermäßige Schneidigkeit, die er in seinen jüngeren Jahren in Eger an den Tag gelegt hatte, war einer ruhigen Festigkeit gewichen, die eine billige Rücksicht für die Verhältnisse der Steuerträger gelten ließ. Dies in Zusammenhang mit seinen guten Umgangsformen war wohl auch der Grund dafür, daß er trotz der allgemeinen Unbeliebtheit des zentralistischen Regimes persönlich unzweifelhaft Sympathien in verschiedenen Kreisen der Bevölkerung erwarb, so war er sehr befreundet mit Baron Walterskirchen und Graf Dezasse, die der unter seinem Vorsitz tagenden Grundsteuerkommission angehörten.

Die äußeren Lebensbedingungen in Preßburg waren sehr angenehme, eine kleine, saubere, damals ganz deutsche Stadt in sehr hübscher Lage, mit den erfrischenden Bädern im Donaustrom und einem kleinen Waldgebirge auf der Nordseite. So beschäftigt er auch war, setzte er seine Privatlektüre eifrig fort. Jene fünfziger Jahre sahen den Aufstieg der neuen deutschen Materialisten: Vogt, Moleschott, Büchner. Mein Vater ließ mich trotz meines jugendlichen Alters diese Bücher auch lesen und unterhielt sich mit mir über diese Dinge, während er auf meine Schularbeiten keinen Einfluß nahm. Aber er blieb bei den gerade in der Mode befindlichen Schriftstellern nicht stehen, er suchte weiter in strengeren Werken einen besseren Halt, namentlich in Lotzes Mikrokosmos, dessen edle Weltanschauung und idealistischer Pantheismus ihn lebhaft anzogen. Seine Vorliebe für Naturwissenschaften brachte ihn mit mehreren jüngeren Professoren dieses Faches, insbesondere mit Dr. Kornhuber, einem sehr tüchtigen Geologen, in nähere Berührung, mit dem er die Bücher von Lyell, Roßmäßler, Burmeister u. a. eifrig las und den er auf mancher geologischen Exkursion begleitete. So entstand der Gedanke, zur weiteren Förderung naturwissenschaftlicher Arbeiten einen Verein zu gründen. Zwei Jahre

dauerte es unter den damaligen Verhältnissen, bis die behördliche Genehmigung erteilt wurde. Mein Vater wurde zum Präsidenten des neuen Vereins gewählt, der heute noch besteht und ganz interessante Publikationen herausgegeben hat. Sein intensives Interesse an naturwissenschaftlichen Fragen betätigte er lebhaft während seiner Vereinsleitung, und als er von Preßburg abging, feierte er in seiner Abschiedsrede die Bedeutung und den Wert der Naturwissenschaft. »Die schöne Farbe, der liebliche Geruch unserer Blumen ergötzt auch den Nichtkenner, es ist dies die naivste Form des Naturgenusses und der Eindruck der Pflanzenwelt auf jedes nur irgendwie empfängliche Gemüt ein wohlthuender; doch mit welch andern Augen betrachtet dieselbe der Freund der botanischen Studien, der mit den merkwürdigen Gesetzen ihres Baues, ihrer Metamorphose, ihres physiologischen Verhaltens vertraut ist, ganz besonders aber jener, der das Bild kennt, das dem staunenden Auge das Mikroskop enthüllt. In den Kreis von all diesem Schönen und Herrlichen tritt auch die reichliche Fülle des Nützlichen wohlberechtigt ein. In ihrem großen Berufe hebt die Naturwissenschaft mit nicht leichter Arbeit manch verborgenes Pfand, um es fruchtbringend und für die Menschheit segensreich zu machen, sie geht hierbei aber keine »Königsbahn«, sondern den harten Weg des mühevoll dienenden Fleißes und der endlich siegenden Ausdauer. Sie zeigt ferner, wie vielleicht in keinem andern Zweige der menschlichen Bildung, den unermesslichen Fortschritt der Gegenwart gegen das Altertum und erkämpft mit den Waffen des Friedens stets neue Siege und weitere Kreise.« Er hatte damals überhaupt die richtige Freude am intellektuellen Genuß. Selbst an poetischer Literatur hatte er großes Gefallen, er war ein Bewunderer der Gedichte von Heine, von denen er viele auswendig wußte, und las alle damals neuen Dichter wie Geibel, Kinkel, Redwitz, Dingelstedt, Mörike u. a. Ebenso war er ein großer Freund des Theaters.

Nachdem er sich in der Organisierung der neuen Behörden in Ungarn bewährt hatte, berief ihn Finanzminister Bruck, der große Stücke auf ihn hielt, nach Lemberg an die Spitze der Finanzverwaltung von Ostgalizien und der Bukowina, um dort auch etwas reformatorisch zu wirken (Spätsommer 1857). Er verließ schweren Herzens Preßburg, wo er eine sehr angenehme Zeit verbracht hatte. In Galizien war manche schwere Arbeit zu tun, die allgemeinen Verhältnisse des Landes und der Beamtschaft waren damals ziemlich rückständig, und es bedurfte einer starken persönlichen Initiative und beständiger Aufsicht und Aufmerksamkeit, um den Verwaltungsapparat gut funktionieren zu machen. Mit dem Statthalter Grafen Goluchowski, der ihn anfänglich als ein von Wien bestelltes Überwachungsorgan mit Mißtrauen angesehen hatte, kam er bald in sehr gute Beziehungen. Das strenge Pflichtgefühl, die Loyalität und die Fähigkeiten des neuen Ankömmlings verschafften ihm bald Respekt und Anerkennung. Mit dem Vizepräsidenten der Statthalterei Josef Freiherrn v. Kalchberg, einem ausgezeichneten Verwaltungsbeamten, der die Grundentlastung in Galizien mit Erfolg durchgeführt hatte und später in Wien als Leiter des Handelsministeriums eine gute Rolle spielte, befreundete sich P. rasch. Auch in seiner neuen Stellung kam es ihm möglichst darauf an, die Dinge durch eigene Anschauung kennen zu lernen und durch persönliches Eingreifen zu ordnen, so unternahm er zahlreiche Reisen im Lande, auf einigen von welchen ich ihn begleiten durfte. Er war damals außerordentlich frisch und

kräftig und erstaunte alle Welt durch seine Ausdauer und Unermüdlichkeit, stieg in alle Salzbergwerke hinab, durchstreifte zu Pferde die Wälder der Bukowina, empfing alle möglichen Deputationen und machte abends noch ausführliche Aufzeichnungen. Dabei war er ein Feind bureaukratischer Vielschreiberei, er wollte zur Vereinfachung der Geschäfte die Bezirksdirektionen als überflüssige Zwischeninstanzen aufgehoben wissen, dafür die unteren Ämter mit größeren Befugnissen und stärkerer persönlicher Verantwortlichkeit ausstatten. So zurückhaltend auch die polnische Gesellschaft gegen die österreichischen Beamten war, so hatte mein Vater doch eine ganz gute soziale Stellung, wenn er auch mehr mit Beamten und höheren Offizieren verkehrte, von denen damals die Generale Graf Schlick und Benedek in Lemberg waren.

Nur etwa zwei Jahre blieb P. in Lemberg. Goluchowski war nach dem Rücktritt Bachs Minister des Innern in Wien geworden, und wahrscheinlich nicht ohne dessen Zutun wurde P. im Oktober 1850 nach Wien in den ständigen Reichsrat berufen. Dieser war ein Staatsrat oder richtiger der Rat des Kaisers für dessen Beurteilung der ihm von den Ministern vorgeschlagenen Maßregeln. In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, namentlich unter der Leitung Kübecks, hatte sich der Reichsrat zu einer politisch sehr einflußreichen Körperschaft entwickelt, die für die Minister nicht immer bequem war. Wenn auch seit dem Kabinettschreiben vom 21. August 1851 keine konstitutionelle Verantwortlichkeit der Minister bestand, die Gesetze nur nach »Vernehmen« des Ministerrats und nicht, wie früher, auf dessen »Antrag« erlassen wurden und ihre Gegenzeichnung durch die Minister nur die formelle Korrektheit der Beschließung bezeugen sollte, so trugen die Minister nach außen doch die moralische Verantwortung für alle Gesetze und Maßregeln, während der Reichsrat abgeschlossen von aller Öffentlichkeit doch auf alles Einfluß nahm, Abänderungen an den Entwürfen der Minister herbeiführte, ohne äußerlich für seine Tätigkeit einzutreten. Und diese Tätigkeit war nicht eng begrenzt. Alle Gesetzentwürfe, administrative und finanzielle Maßregeln, Systemisierung neuer Beamtenstellen und damit in Zusammenhang auch deren Besetzung, Eisenbahnkonzessionen und infolge von Majestätsgesuchen Steuererleichterungen, Stiftungsangelegenheiten und zahlreiche Einzelfälle wurden seiner Begutachtung unterzogen. Die kleinen Fälle wurden in kleinen Komitees erledigt, die größeren kamen in die Vollberatung, immer waren zwei oder drei Referenten bestellt, die schriftliche Referate ausarbeiteten, aber in den Sitzungen mündlich ihren Standpunkt vertraten. Über jede Verhandlung wurde ein Vortrag an den Kaiser gerichtet, welcher sehr ausführlich den ganzen Hergang der Verhandlung berichtete und am Schluß einen motivierten Antrag des Präsidenten enthielt für die kaiserliche Entschließung über die betreffende Angelegenheit. Der Reichsrat bestand damals aus folgenden Mitgliedern: Baron Salvotti, der von den Carbonari-prozessen her bekannte, in allen Rechtsfragen als Autorität angesehene Jurist, Szögyenyi, ein großer Kenner ungarischer Verwaltungszustände, Geringer, nach der Revolution Zivilgouverneur von Ungarn, Lichtenfels, der bekannte angesehene Jurist, Philipp Krauß, der Finanzminister von 1848 bis 1851, dann Graf Karl Wolkenstein, früher Landesgerichtspräsident in Brünn, sehr klerikal und konservativ, Graf Moriz Almásy, der mit meinem Vater zugleich in Ungarn in der Finanzverwaltung gedient hatte, dann Haimberger, Fürst Salm, Graf Mercandin, und Baron Degrazia. Als Präsident fungierte Erzherzog Rainer,

der mit großer Gewissenhaftigkeit, Sachkenntnis und Unparteilichkeit die Verhandlungen leitete und seine Meinung mit großer Offenheit äußerte. Mein Vater ergriff seine neue Tätigkeit mit seinem gewöhnlichen Eifer und Fleiß, aber zugleich war er zu sehr von der Erkenntnis durchdrungen, daß der Minister, dem einmal die Verwaltung anvertraut ist, auch eine gewisse Bewegungsfreiheit haben müsse und daß das Regierungsgeschäft nicht vom Ministerium und Reichsrat zugleich betrieben werden könne, als daß er eine Befriedigung in kleinlicher, nörgelnder Kritik von Verwaltungsmaßregeln finden konnte. Da er in der Regel finanzielle Referate im Reichsrat zu führen hatte, stellte er sich gleich von Anfang auf den besten Fuß mit dem Finanzminister Bruck, der ihn übrigens in Wien mit den Worten begrüßt hatte: »Sie werden mein Nachfolger sein.« In der kurzen Zeit seiner Mitgliedschaft referierte er über zahlreiche Gegenstände, so unter anderen über die Stabilität der Zollsätze, die nach seiner Meinung mindestens 5 Jahre unverändert zu bleiben hätten, über die Neuemission von 20 Millionen Gulden Partial-Hypothekenanweisungen, über die Ausgleichung der Steuerlast in Ungarn, wo er den nichtfiskalischen Standpunkt der vollen Rückvergütung von zu viel gezahlten Steuern vertrat, über Zuckersteuer und -Ausfuhrvergütung, Vereinfachung der Staatsschuldenverwaltung, über Weinsteuern, die auch damals in der durch das Gesetz vom Mai 1859 geschaffenen Form in der Bevölkerung vielen Widerspruch erfahren hatte, so daß man gewisse Erleichterungen und in manchen Landesteilen auch Ermäßigungen empfahl. Als Finanzminister Bruck das ganze auf Grund der kaiserlichen Verordnung vom 29. April 1859 aufzunehmende Lotterielehen von 200 Millionen Gulden begeben wollte, um den durch die Emission von 5 Gulden-Banknoten entstandenen Vorschuß von 133 Millionen Gulden an die Nationalbank zurückzahlen, um einen Teil des Defizits zu decken und endlich um das Nationalanlehen auf die planmäßige Summe von 500 Millionen Gulden zurückzuführen und die bekannte beklagenswerte Mehremission wenigstens teilweise aus der Welt zu schaffen, wollte Baron Krauß nur einen Teilbetrag für Defizitzwecke begeben lassen, während mein Vater für die Vorschläge des Finanzministers und insbesondere für den Beginn einer Valutareform, durch Abzahlung der Bankschulden des Staates eintrat. Leider mißlang damals bekanntlich die Emission dieses Anlehens, und die großen Zwecke der geplanten Finanzoperation blieben unerfüllt. Für meinen Vater waren die sechs Monate Reichsrats-tätigkeit eine gute Schule, er hatte sich mit allgemeinen Verwaltungsfragen und auch mit solchen Finanzangelegenheiten zu beschäftigen, die er in der Landesverwaltung nicht gehandhabt hatte. Gleich zu Beginn wurde er an Stelle des verstorbenen Barons Wildschgo als Vertreter des ständigen Reichsrats in die Immediatkommission für Reform der direkten Besteuerung delegiert.

Der unglückliche italienische Krieg hatte in der öffentlichen Meinung nach allen Seiten tiefgehende Wirkungen. Man erhob Vorwürfe gegen das politische System, gegen die Führung der Armee und gegen die Militärverwaltung. Im Verpflegswesen der Armee wurden Unterschleife entdeckt, zu deren Verfolgung eine strafgerichtliche Untersuchung eingeleitet wurde, zunächst gegen Feldmarschalleutnant Baron Eynatten, gegen den Direktor der Kreditanstalt Richter und gegen den Triester Großhändler Revoltella. Mit diesem letzteren hatte der Finanzminister Bruck von seiner Triester Zeit her Beziehungen, und seine Einvernehmung in der Voruntersuchung wurde verfügt, obwohl er mit

der Armeeverpflegung eigentlich gar nichts zu tun gehabt hatte. Das gab Anlaß zu verschiedenen boshaften Gerüchten über seine angebliche Verwicklung in der Unterschleifaffäre, und da er außerdem in manchen einflußreichen Kreisen als Protestant und Nichtösterreicher Anfeindung fand, war bald ein ganzer Rattenkönig übeln Leumundes beisammen. In dieser peinlichen Situation sprach Bruck am 19. April in der Ministerkonferenz selbst den Wunsch aus, der Staatsgeschäfte sich zeitweilig entziehen zu sehen, infolgedessen er durch kaiserliches Handschreiben vom 22. April auf sein Ansuchen in den zeitlichen Ruhestand versetzt und der Reichsrat P. mit der Leitung des Finanzministeriums provisorisch betraut wurde. In der darauf folgenden Nacht endete Bruck durch Selbstmord, er hatte offenbar in einem Moment der größten Aufregung die unheilvolle Tat begangen, die erst recht den verleumderischen Gerüchten Nahrung bot. Mein Vater, der für Bruck immer eine große Verehrung und Sympathie hatte, war durch das schreckliche Ereignis tief erschüttert, und als die Wiener Zeitung wenige Tage nach dem Todesfall ein *Communiqué* brachte, wo durch einen angeblichen Druckfehler Bruck als Mitbeschuldigter im Prozeß Eynatten erschien, war er empört. Die Richtigstellung erfolgte zwar, aber meinem Vater genügte sie nicht, er setzte sich mit allem Nachdruck für die Ehrenrettung Brucks ein, es gelang ihm schließlich, nach einem Jahr, eine außerordentliche Pension für die Witwe zu erwirken, aus welchem Anlaß er einen langen Brief an sie richtete (4. Mai), in dem er konstatierte, daß »die mit großer Offenheit und ohne jede Rücksicht auf Personen geführten Prozeßverhandlungen geeignet waren, die öffentliche Meinung vollständig aufzuklären und jedem unbefangenen Beurteiler die Überzeugung zu verschaffen, daß die Integrität des Charakters und die Reinheit der Amtsführung des gewesenen Finanzministers von dem Gegenstande jener Verhandlungen gänzlich unberührt geblieben sind. Gleichzeitig war mir als Amtsnachfolger des Freiherrn v. Bruck häufig die Gelegenheit geboten, die von ihm geleiteten Staatsgeschäfte einer eingehenden Prüfung zu unterziehen und mir hierbei die begründete Überzeugung von der vollkommen aufrechten und nur durch die Interessen des Staates geleiteten Dienstesgebarung des Verbliebenen zu verschaffen. Von diesen Betrachtungen geleitet, habe ich es für eine Gewissenspflicht erachtet, Schritte in der Richtung zu tun, damit die Makellosigkeit des Namens des verstorbenen Finanzministers durch eine tatsächliche Kundgebung von seiten der Regierung wiederhergestellt werde« usw. Diese ganze Aktion machte meinem Vater nur alle Ehre. Sein loyaler Sinn vertrug es nicht, daß ein Makel auf dem Namen des unglücklichen Verstorbenen verbleiben sollte, und nach Überwindung mancher Hemmnisse gab er offen Zeugnis für die Wahrheit der Sachlage sowie für die Ehre Brucks, der, wenn er auch nicht allen seinen schweren Aufgaben völlig gerecht werden konnte, doch einer der bedeutendsten Staatsmänner der fünfziger Jahre gewesen war.

Die Übernahme des Finanzportefeuilles war keine leichte Aufgabe, seine beiden Vorgänger waren Nichtbeamte, Baumgartner Professor der Physik, Bruck Kaufmann gewesen. P. war ein tüchtiger Finanzverwaltungsbeamter, aber mit allgemeinen Budget-, Bank- und Währungsfragen war er bis dahin berufsmäßig nicht befaßt gewesen. Die Finanzlage war nach dem italienischen Kriege besonders ungünstig, die Valuta entwertet, der Staatskredit gesunken, die nachträgliche einbekannte Mehremission von 111 Millionen Nationalanleihe

über die gesetzlich fixierte Anlehenssumme hinaus hatte das Mißtrauen in die Finanzwirtschaft begreiflicherweise nur vermehrt. Das im Mai 1859 ernannte Ministerium sollte nach allen Richtungen neue Ordnung schaffen, war aber im April 1860 mit seiner Aufgabe nicht sehr weit gekommen. Ministerpräsident war der Minister des Äußern Graf Rechberg, der aber auf die innere Politik wenig Einfluß nahm. Das damalige Kabinett hatte überhaupt keinen einheitlichen politischen Charakter. Die einzelnen Ressorts arbeiteten ziemlich für sich und unterstanden mehr der Kontrolle der Krone als jener des Kabinettschefs. Maßgebend für die innere Politik sollte Graf Goluchowski sein, der, obwohl er jahrelang Statthalter unter dem Bachschen System gewesen war, jetzt an ständische Vertretungen dachte und überhaupt den autonomistischen Standpunkt hervorkehrte, dem sich mein Vater unmöglich anschließen konnte. P. entwickelte sich damals erst als Politiker. Er war vor allem Zentralist und hielt in Fragen der Staatseinheit zu den Ideen der fünfziger Jahre. Die traurige Finanzlage hatte außerdem bei ihm wie bei vielen andern die Überzeugung von der Notwendigkeit verfassungsmäßiger Einrichtungen wachgerufen, ohne welche eine Besserung des Staatskredits nicht zu erwarten war. So kam er auf dem Wege seines amtlichen Berufs zu der festen Meinung, daß an die Stelle des absoluten Regimes verfassungsmäßige Institutionen zu treten haben, die er sich als einheitlich für das ganze Reich dachte. Vermöge seiner allgemeinen Bildungs- und Geistesrichtung war er auch den allgemeinen Bestrebungen der liberalen Ideen zugänglich, aber der politische Einheitsgedanke war stärker bei ihm als der liberale Einschlag.

Die politische Lage drängte zu einer Wendung. Als erster Schritt auf der neuen Bahn erfolgte die Einberufung einer Notabelnversammlung, die unter dem Namen des »verstärkten« Reichsrats eine Reihe hervorragender Männer aus allen Teilen des Reiches mit den Mitgliedern des ständigen Reichsrats unter dem Vorsitz des Erzherzogs Rainer vereinigte. Seit 1848 war es wieder die erste Versammlung, in der vor der ganzen Öffentlichkeit die politische und finanzielle Lage diskutiert wurde. Im Saale der niederösterreichischen Statthalterei wurden die Sitzungen abgehalten, zu denen auch die Erzherzoge Leopold und Wilhelm erschienen. Es war ein kleines Parlament von rund 60 Mitgliedern; wenn der neue Reichsrat auch kein gewählter Vertretungskörper war und seine Mitglieder auch vermöge ihrer sozialen Stellung und ihrer Bildung zu den Gemäßigten gehörten, so machte sich doch der lange verhaltene Unmut über die Zustände des Absolutismus Luft, man hörte gerechte und ungerechte Klagen, Übertreibungen, hastige Generalisierung einzelner Beschwerdefälle, und zugleich kamen die beiden Tendenzen, welche die österreichische innere Politik durchziehen, der Einheitsgedanke und die autonomistische oder föderalistische Richtung, als bewußte gegensätzliche Grundanschauungen zum Ausdruck. Die Stellung des Ministeriums war keine leichte, einmal hatte es selbst keine einheitliche Politik, dann sollte es eine Reihe von Rücksichten beobachten, den Systemwechsel nicht grundsätzlich einbekennen und weder der einen noch der andern Parteirichtung Recht oder Unrecht geben. Mein Vater begriff die Bedeutung der neuen Institution als der Vorläuferin konstitutioneller Einrichtungen, er wollte ihre Aktions- und Redefreiheit nicht nur nicht einschränken, sondern erweitern und regte im Laufe der Session die Erlassung eines kaiserlichen Handschreibens an, wonach künftig, außer im Kriegsfall, die Einführung

neuer Steuern, die Erhöhung der bestehenden Abgaben und die Aufnahme neuer Anlehen nur mit Zustimmung des verstärkten Reichsrates angeordnet werden sollten (17. Juli 1860). Das war der zweite Schritt zur Heraufführung verfassungsmäßiger Zustände, und es wird in der Verfassungsgeschichte Österreichs immer ein Verdienst P.s bleiben, diese erste Anerkennung des parlamentarischen Steuer- und Anlehenbewilligungsrechtes herbeigeführt zu haben.

Die Finanzlage war nichts weniger als befriedigend, P. hielt aber eine ungeschminkte Darlegung der Verhältnisse für richtiger als eine Beschönigung oder Vertuschung. Schon am 30. Juni hatte er einen Vortrag über den Staatsvoranschlag für das Jahr 1861 an den Kaiser gerichtet, und am 31. Juli erfolgte ein neuer Vortrag an den Kaiser über die allgemeine Finanzlage. Das Defizit für 1860 nahm er mit 95,3 Millionen Gulden an, dem als ordentliche Bedeckungsposten eventuelle Mehreingänge an Steuern und einige Ersparungen im Betrage von 39,5 Millionen gegenüberstünden, so daß ein unbedeckter Rest von 55,8 bliebe. Nun waren durch die lombardische Staatsschuldentschädigung, Ausgabe von schwebenden Schuldscheinen, raschere Einzahlungen auf das Lotterieu- und andere Anlehen, Restzahlungen usw. 76,5 Millionen zu erwarten, so daß 20,7 Millionen disponibel wurden, die entweder auf 1862 zu übertragen oder für die voraussichtlichen Mehrerfordernisse der Militärverwaltung zu reservieren wären. Für 1861 schätzte er das Defizit auf 39 Millionen. Weitere Einzahlungen der lombardischen Staatsschuldentschädigung würden eine Verminderung des Münzverlustes um 5 Millionen herbeiführen, somit bliebe ein Abgang von 34 Millionen, der durch die weiteren italienischen Zahlungen und Restzahlungen auf das Lotterieanlehen von 1860 bedeckt würde, wobei auch die für 1860 emittierten Partialhypothekaranweisungen (schwebende Schuldscheine) zu tilgen wären. Wenn die Gebarung sich so zwar rechnungsmäßig decke, so dürfe nicht übersehen werden, daß die angeführten hauptsächlichsten Deckungsposten Kapitaleinzahlungen seien, die nun für ein Jahresbedürfnis in Anspruch genommen werden und ein Teil von ihnen als Anlehenseinzahlungen ein dauerndes Mehrerfordernis an Zinsen und Tilgung von rund 10 Millionen begründen. Infolge davon und anderer Maßregeln seien für 1862 43 Millionen und für 1863 49 Millionen Defizit zu erwarten, wobei man bedauerlicherweise die im italienischen Kriege aufgelegten außerordentlichen Steuerzuschläge als fortdauernde regelmäßige Einnahme weiter heranziehen muß. Neue Steuererhöhungen seien nicht möglich, wohl aber werde eine Reform der direkten Steuern vorbereitet. Ersparungen werden sich voraussichtlich durch Einführung der Selbstverwaltung ergeben, aber es müßte außerdem noch in der Zivil- und Militärverwaltung gespart werden. Über die Bank behielt er sich für später besondere Anträge vor und sprach die Hoffnung aus, daß »bei der durch glückliche innere politische Institutionen bedingten Wiedergewinnung des allgemeinen Vertrauens« auch die finanziellen Verhältnisse zwischen Staat und Bank befriedigend geordnet und die Herstellung der Valuta angebahnt werden könne. Dieser letzte Satz wurde in der Öffentlichkeit sehr beifällig aufgenommen und vielfach kommentiert, weil man darin die Ankündigung verfassungsmäßiger Einrichtungen erblickte. Überhaupt war der allgemeine Eindruck trotz der wenig günstigen Ziffern ein guter, man schätzte die Offenheit, mit der zum ersten Male der Leiter der Finanzen das Land über die finanzielle Lage aufklärte, man verglich seinen Vortrag mit jenem bekannten *compte rendu* von Necker am Vorabend

der französischen Revolution, und auch im Reichsrat wurde die freimütige Sprache P.'s vielfach anerkannt, der sich im ganzen trotz mancher tadelnden Kritik einzelner Mißstände der Finanzverwaltung eine gute Stellung zu machen wußte. Von allen Ministern sprach er weitaus am häufigsten; obwohl bis dahin an die öffentliche Rede nicht gewohnt, und obwohl er einigen sehr guten Rednern gegenüberstand, von denen viele, namentlich die Ungarn, eine große parlamentarische Gewandtheit besaßen, fand er sich ziemlich bald in die neue Aufgabe hinein. In der allgemeinen Debatte über die politischen Anträge unternahm er es, den Vorwürfen und Angriffen insbesondere des Grafen Heinrich Clam gegen das Regime der letzten Jahre, dem dieser Redner übrigens gedient hatte, mit Entschiedenheit entgegenzutreten, er wies auf die großen Reformen dieser Periode, wie die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, die Grundentlastung, und schließlich wies er, wie in seinem Vortrag, auf die Notwendigkeit zeitgemäßer politischer Institutionen hin, damit es besser werde, nicht bloß im Vergleich mit den letzten 10 Jahren, sondern auch besser im Vergleich mit der Zeit vor 1848. Zumeist hatte er selbstverständlich finanzielle Fragen zu behandeln und sein Ressort zu verteidigen, das zu jener Zeit auch die damals noch sehr ausgedehnten Forsten, Domänen und Bergwerke sowie infolge der Aufhebung des Handelsministeriums auch die Post- und Telegraphenverwaltung umfaßte. In der Steuerdebatte bezeichnete er als Reformzielpunkte die Einführung der Fabrikatsteuer von Zucker und Branntwein. Er hatte auch die kleine Genugtuung, daß der Reichsrat die von Goluchowski gegen seinen Einspruch verfügte Streichung des Budgetpostens für die geologische Reichsanstalt, für die sich mein Vater von der Zeit seines Preßburger naturwissenschaftlichen Vereins her sehr warm interessierte, wieder aufhob und damit deren Selbständigkeit gewährleistete. Während der Reichsratssession hatte der Leiter der Finanzen auch eine Kontroverse mit der Staatsschuldenkontrollkommission zunächst wegen einer Rechnungsdivergenz über die Gesamtziffer der Staatsschuld, dann hatte die Kommission eine zwangsweise Konvertierung aller verschiedenen Anlehen in eine 5 prozentige Schuld angeregt, und da diese Operation dem Staate voraussichtlich erhebliche Kosten verursachen würde, sollte die gesetzlich zugesicherte $\frac{1}{2}$ prozentige jährliche Tilgung eben der 5 prozentigen Obligationen suspendiert werden. Der Leiter der Finanzen, der sich überhaupt gegen eine Erweiterung der Befugnisse der Kommission über ihre statutarischen Schranken wehrte, wies auch ihren Konversionsvorschlag als ganz vag und nicht positiv ausgearbeitet zurück, er hielt den Zeitpunkt für eine so große Operation überhaupt als nicht geeignet, die die Gewohnheiten und Liebhabereien gewisser ausländischer Staatsgläubiger, namentlich der Holländer, außer acht lasse, die die alten $2\frac{1}{2}$ prozentigen *Metalliques* besonders begünstigten, und erklärte die Suspension der jährlichen Tilgung für einen Wortbruch, den er im Interesse des Staatskredits niemals befürworten würde. Die Angelegenheit wurde auch im Reichsrat diskutiert, der dem Leiter der Finanzen recht gab und in welchem der Präsident der Kommission (Fürst Colloredo) selbst zugab, daß der Vorschlag zurzeit nicht opportun sei.

Der Versuch des Oktoberdiploms, die Monarchie auf Grundlage der Majoritätsanträge des verstärkten Reichsrats zu rekonstruieren, scheiterte bekanntlich, es trat wieder eine Wendung mehr im Sinne der Staatseinheit ein, wozu die Vorgänge in Ungarn nicht wenig beitrugen. Dort hatte die infolge

des Oktoberdiploms wiederhergestellte Komitatsautonomie eine heftige Agitation gegen die Wiener Zentralregierung entzesselt und dadurch den Widerspruch der maßgebenden Wiener Kreise gegen zu weitgehende Selbständigkeit der Länder hervorgerufen. So fiel Goluchowski, und Schmerling wurde berufen. Mein Vater, der bei der im Oktober auf Grundlage des Diploms erfolgten Rekonstruktion des Ministeriums nicht definitiver Minister werden wollte, sondern an seiner bisherigen bloßen Leitung des Finanzportefeuilles festhielt ¹⁾, wurde jetzt erst (14. Dezember 1860) zugleich mit der Ernennung Schmerlings zum Staatsminister zum wirklichen Finanzminister ernannt. Damit war seine politische Stellung markiert. Die Ernennung Schmerlings, dessen Name von Frankfurt her, wo er nicht bloß Mut gegen die Aufständischen, sondern gegenüber dem ganzen Parlament die persönliche Überlegenheit gezeigt hatte und dann seit seiner Ministerschaft mit Stadion in großem Ansehen stand, die er beim Wiedereinsetzen der Reaktion im Januar 1851 unter ehrenden Umständen aufgegeben hatte, erregte große Hoffnungen in Wien und den deutschliberalen Kreisen, es war eine lebhafte Bewegung zugunsten einer modernen konstitutionellen Verfassung im Gange, auf eine Rundfrage, die der Finanzminister über die Valutareform an die Handelskammern und andere wirtschaftliche Korporationen erlassen hatte, gingen neben den sachlichen Antworten sehr bestimmte Kundgebungen für freiheitliche Institutionen und für ein Reichsparlament ein. In Ungarn dagegen organisierte sich der Widerstand auf der ganzen Linie, über dessen Kraft und Nachhaltigkeit man sich in Wien nicht genug Rechenschaft gab. Die Zeit drängte, und man mußte an die Ausarbeitung der Verfassung gehen, Rechberg, der die Ernennung Schmerlings überhaupt nicht gern gesehen hatte, hielt sich zurück, und der Staatsminister machte sich mit Lasser, Pratobevera (damals noch nicht Minister, sondern Hofrat am Obersten Gerichtshof), meinem Vater und dem hervorragenden Publizisten Hofrat Perthaler an die Arbeit, die nicht leicht war. Perthaler war die eigentliche Feder, nach einer vielbemerkten Schrift »Palingenesis« über die Verwaltungsreform, die eine starke Anlehnung an Gneistsche Ideen zeigte, hatte er eine Broschüre »Neun Briefe über Verfassungsreform in Österreich« herausgegeben, in der er ein Reichsparlament verlangte, dessen Abgeordnetenhaus aus den Mitgliedern aller Landtage bestehen sollte, die wieder aus der Wahl der Kreisvertretungen, der Gemeindeausschüsse und der Handelskammern hervorgehen sollten. Viele seiner Ideen gingen in den neuen Verfassungsentwurf über, so die Wahl des Abgeordnetenhauses durch die Landtage aus deren verschiedenen Gruppen, man wollte damit nicht bloß eine Interessenvertretung nach wirtschaftlichen Gruppen schaffen, sondern zugleich dem deutschen bürgerlichen Element eine seiner Bedeutung und Steuerleistung entsprechende bevorzugte Stellung sichern, indem man außerdem die Zahl der städtischen Vertreter im Verhältnis zur Bevölkerungszahl viel höher ansetzte als für die Vertretung der ländlichen Wahlkreise. Der Grundgedanke des Entwurfs war, den Staat in seiner ganzen Einheit in konstitutionelle Formen hinüberzuführen, darum sollte auch Ungarn für Wehrangelegenheiten, Finanzen, Handelspolitik und die obersten Grundsätze des Kommunikationswesens im Gesamtreichsrat vertreten sein, während für

¹⁾ Szécsen hatte versucht, meinen Vater zur Unterzeichnung des Oktoberdiploms zu bewegen, was dieser aber entschieden ablehnte.

die übrigen Angelegenheiten die Vertreter der nichtungarischen Länder den engeren Reichsrat bilden sollten. Die konstitutionellen Rechte des Reichsrats waren allerdings enger gefaßt als in manchen andern Verfassungen, so fehlte das jährliche Rekruten- und Steuerbewilligungsrecht, die Steuern sollten nach den bestehenden Gesetzen erhoben werden, bis diese nicht verfassungsmäßig abgeändert würden. Aber es ist begreiflich, daß der Staat zur Zeit des Übergangs zu verfassungsmäßigen Einrichtungen, der sich unter den schwierigsten Verhältnissen vollzog, die Fortführung seiner Geschäfte unter allen Umständen sichern wollte. Neben diesen staatlichen Vorbehalten brachte auch die Autonomie der Länder, die man mit Rücksicht auf Ungarn, auf die Versprechungen des Oktoberdiploms und auf gewisse, auch in einzelnen westlichen Provinzen bestehende Strömungen wahren wollte, grundsätzliche Einschränkungen der einheitlichen Verfassung mit sich, vor allem durch das schon erwähnte Zugeständnis der Wahl der Abgeordneten durch die Landtage, und es gelang nur mit großer Schwierigkeit, im Laufe der Beratungen gegen den Widerspruch der ungarischen Minister Vay und Szécsen die Bestimmung durchzusetzen, daß im Falle der Nichtbeschickung des Reichsrats durch einen Landtag direkte Wahlen angeordnet werden sollen.

Im Dezember 1860 hatte mein Vater als Zeuge in dem Sensationsprozeß Richter zu erscheinen, der mit der Bestechungs- und Unterschleifsanklage gegen den inzwischen durch Selbstmord weggefallenen General Baron Eynatten zusammenhing und in den man bekanntlich auch den Finanzminister Bruck hatte verwickeln wollen. Außer den Bestechungen und qualitätswidrigen Lieferungen für die Armee wurde Richter und indirekt auch Bruck ein Devisenkauf zur Deckung von im Ausland bestelltem Zwillich, bei dessen Abwicklung nach dem Kriege bei fallenden Wechselkursen ein Verlust für die Kreditanstalt und ein Ersatzanspruch derselben gegen das Ärar entstanden war, ferner ein anderes Devisengeschäft mit der Kreditanstalt zur Last gelegt, wodurch diese ebenfalls zu Schaden gekommen sei. Mein Vater entband den als Zeugen einvernommenen Ministerialrat Freiherrn v. Brentano von dem Amtsgeheimnis, »um nicht nur über die Anklagepunkte, sondern auch über alles Antwort zu geben, was ihm in bezug auf den verstorbenen Finanzminister Freiherrn v. Bruck bekannt war, dessen Name in der Anklageschrift in einer für alle, die dessen Andenken verehren, höchst bedauerlichen Weise genannt ward«¹⁾. Brentano wies nach, daß Bruck bei den Deckungsdevisen ganz korrekt vorgegangen sei und daß der Anspruch der Kreditanstalt berechtigt war, ohne Rücksicht darauf, daß ein Teil der Devisen aus dem Privatbesitz Richters herrührte. Das andere Geschäft war eine Valutaspekulation im guten Sinne zur Herabdrückung der fremden Wechselkurse und zur Hebung der Kurse der österreichischen Staatspapiere, woraus sich allerdings leider auch ein Verlust ergeben habe, der dann in der Zeit der Amtsführung meines Vaters durch ein Abkommen zwischen der Kreditanstalt und dem Finanzministerium ausgeglichen worden war. Mein Vater stellte zugleich dem Angeklagten, den er von seiner amtlichen Wirksamkeit in Böhmen her kannte, ein gutes Leumundszeugnis aus und lehnte bezüglich Bruck alle verfänglichen Insinuationen ab. Die Anklage brach bekanntlich zusammen, und der lange Prozeß, der vorgeblich die öffentlichen Zustände

¹⁾ Gerichtsverhandlung wider F. Richter u. a., Beil. zur Wiener Z. S. 133.

von Korruption reinigen sollte und ein ungeheures Aufsehen erregt hatte, das dem österreichischen Namen nicht zum Nutzen gereichte, endete schließlich mit der Verurteilung Richters zu einer Kerkerstrafe von einem Monat wegen des Geschenkes an Eynatten, während er von den übrigen Anklagepunkten teils absolut teils, wie die Formel des damaligen Strafprozesses lautete, »wegen Unzulänglichkeit der Beweise« freigesprochen wurde, ebenso wurden die Mitbeschuldigten gänzlich freigesprochen. Mein Vater, der überhaupt eine starke Empfindung gegen Verhetzung und Ungerechtigkeit besaß, hatte einen besonderen Wert darauf gelegt, auch vor diesem Forum für die Unanfechtbarkeit des Vorgehens seines Amtsvorgängers einzutreten.

Die Hoffnungen, die man während der Session des verstärkten Reichsrats auf eine Besserung der Finanzen gehegt hatte, erfüllten sich nicht, in Italien war nach dem Erfolge Garibaldis in Sizilien nun auch König Viktor Emanuel in die Aktion getreten, hatte den Kirchenstaat besetzt und die päpstlichen Truppen bei Castelfidardo geschlagen, die Möglichkeit eines italienischen Angriffs auf Venetien rückte immer näher, unsere Armee in Italien mußte neuerdings verstärkt werden. Die Kaiserbegegnung in Warschau hatte keine Beruhigung herbeigeführt, man ließ, wenn auch vielleicht widerwillig, die den revolutionären Nationalitäten förderliche Nichtinterventionspolitik Napoleons III. unangetastet und damit Italien freie Hand für seine Einheitsbestrebungen. Die europäische Lage schien sehr unsicher, in Ungarn wurden infolge des politischen Umschwungs und der Zurückziehung der kaiserlichen Beamten fast keine Steuern mehr gezahlt, und das Silberagio in Wien stieg auf 40 höher als während des italienischen Krieges. So mußte die Finanzverwaltung eine Reihe von peinlichen Maßregeln zur Beseitigung der dringendsten Not treffen, es mußten für 12 Millionen Gulden Münzscheine zu 10 Kreuzern emittiert werden, weil wegen des hohen Silberagios selbst die Scheidemünze aus dem Verkehr verschwand (17. November 1860). Um das Rückströmen der schwebenden Schuldscheine, der sogenannten Partialhypothekaranweisungen, aufzuhalten, wurde am 23. November ihr Zinsfuß von 5 auf 5½ % erhöht, am 27. Dezember die Zahlung der Zinsen des Nationalanlehens nicht mehr in Silber, sondern mit Aufgeld in Noten verfügt, und eine andere Verordnung vom selben Tage sprach den Zwangskurs der österreichischen Banknoten auch in Lombardo-Venetien aus, das sich bisher die Silberzirkulation zu erhalten gewußt hatte, und zwar sollten die Steuern in Bankvaluta ohne Aufgeld gezahlt werden, woraus für die Steuerträger ein erheblicher Vorteil und für den Staat ein namhafter Verlust entstand. Diese beiden unglücklichen Maßregeln wurden übrigens im Frühjahr 1861 wieder aufgehoben. Um den dringenden finanziellen Bedürfnissen entgegenzukommen, wurde durch kaiserliche Verordnung vom 18. Januar 1861 ein Anlehen von 35 Millionen Gulden zum Kurse von 88 zur Subskription aufgelegt, das in 5 Jahren zurückgezahlt und dessen Titres zum vollen Nennwert bei Steuerzahlungen angenommen werden sollten. Die Emission wurde damit begründet, daß »die Voraussetzungen des im Juli v. J. veröffentlichten Staatsvoranschlags durch den mit dem Schutze der Reichsgrenzen verbundenen höheren Heeresaufwand sowie durch das Zurückbleiben der Einnahmen aus Ungarn eine Änderung erfahren haben, deren Wirkung sich in der Schmälerung des Standes der verfügbaren Bedeckungsmittel äußert«.

Mit diesem schmerzlichen Eingeständnis beginnt das lange Mühsal seiner

Finanzverwaltung, die fortan durch die bedrohliche äußere Lage, durch die Schwierigkeiten der inneren Politik und durch wirtschaftliche Krisen bedrängt wurde. Im Februar 1861 veröffentlichte das Finanzministerium die Ergebnisse des Verwaltungsjahres 1860 mit einem Abgang von 64,8 Millionen Gulden gegen 280,9 Millionen im Vorjahre, das allerdings das Kriegsjahr gewesen war.

Nachdem über die Präsidentschaft des neuen Ministeriums wegen der Rivalität zwischen Rechberg und Schmerling keine Einigung erzielt wurde, überraschte die Ernennung des Erzherzogs Rainer zum Vorsitzenden im Ministerrat die ganze Öffentlichkeit (4. Februar 1861). Unter den gegebenen Umständen war die Wahl begreiflich, Ministerverantwortlichkeit gab es gesetzlich nicht, ein Prinz an der Spitze des Ministeriums ließ den Übergang vom Absolutismus zur konstitutionellen Regierungsform nicht als einen Umsturz, sondern als eine die Traditionen schonende Entwicklung erscheinen, dabei besaß der Erzherzog persönlich ausgezeichnete Eigenschaften, er war ein ernster, gewissenhafter, charaktervoller, tüchtiger Mann, seiner politischen Gesinnung nach Zentralist und aufgeklärt. Die bedeutendste Persönlichkeit des Ministeriums war Schmerling, der damals eine große Popularität genoß, er war ein gemäßigter Liberaler der alten Schule, aber kein Doktrinär, er sah in den konstitutionellen Formen ein notwendiges und nützliches *instrumentum regni*. Einen breiten, volkstümlichen Zug hatte er nicht, auch nicht viel Schwung, aber er hatte Charakter, Festigkeit und Mut. Er konnte nie in ein intimes Verhältnis zu seinem Kollegen Rechberg kommen, der der neuen Kombination sein Ministerpräsidium opfern mußte und dessen konservative Gesinnung eine vielleicht nicht ganz gerechtfertigte Scheidewand zwischen ihm und seinem Kollegen zog. Die Kunst, die Menschen zu gewinnen, hatten beide nicht, und so konnten sie auch einander nicht näher kommen, Rechberg war empfindlich, Schmerling selbstgefällig, so gab es mehr Friktionen, als gut war. Rechbergs Fähigkeiten werden heute viel gerechter beurteilt, er war ein gemäßigter Konservativer, kein beschränkter Reaktionär, in der deutschen Politik wollte er den Konflikt mit Preußen vermeiden, weil er Österreich für einen Krieg mit zwei Fronten (die andere nach Italien) nicht stark genug hielt. Pratobevera war ein guter Jurist, Sohn eines noch größeren Juristen, mit den guten Eigenschaften der vormärzlichen Liberalen. Eine bedeutendere Figur war Lasser, der schon im Reichstag von 1848 eine Rolle gespielt hatte, erfahren und geschäftsgewandt, unliebenswürdig, schlau, aber entschieden ein politischer Kopf. Von geringerer Bedeutung waren Wickenburg für Handel, der sich als Statthalter in Steiermark ziemlich gut bewährt hatte, aber von seinem neuen Ressort nicht viel verstand, Mecsery, der die Polizei hatte, ein steifer Bürokrat, und Graf Degenfeld, dem dann die äußerst schwierige Aufgabe zufiel, das Kriegsbudget gegenüber den streichlustigen Abgeordneten zu vertreten, was er übrigens mit aller Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis tat. Die beiden ungarischen Minister waren eigentlich wie Fremdkörper im Kabinett, Vay ein sehr bedeutender ungarischer Politiker, der im Handumdrehen die österreichische Beamtenschaft aus Ungarn entfernt hatte, zwar den Altkonservativen nahestehend, aber in staatsrechtlichen Dingen doch den Liberalen entgegenkam, der übrigens nur kurze Zeit im Ministerium Schmerling verblieb. Etwas mehr Fühlung mit seinen österreichischen Kollegen hatte Graf Szécsen, der auch das Februarpatent mitunterscriben hatte, er war ein ungarischer Patriot, hatte aber als junger Mann unter dem

Einfluß Metternichs gestanden und war gesamtstaatlichen Ideen zugänglich, persönlich war er ein besonders angenehmer Mann voll Geist und Bildung. Mein Vater stand mit ihm sehr gut, wie er auch mit Baron Vay gute Beziehungen hatte.

Mein Vater war von der Handelskammer in Eger in Erinnerung an die Zeit seines dortigen Aufenthalts in den böhmischen Landtag und von diesem in das Abgeordnetenhaus gewählt worden, außer ihm waren von den Ministern noch Schmerling, Lasser und Pratobevera im Besitz von Abgeordnetenmandaten. Im Mai 1861 wurde der Reichsrat mit einer schwungvollen Thronrede unter dem Jubel der Wiener Bevölkerung eröffnet. Mein Vater war an jenem Tage ganz glücklich, und sein lebhafter Sinn ließ ihn damals die schönsten Hoffnungen für die Zukunft fassen. Die Stimmung des Abgeordnetenhauses war im ersten Teil der Session dem Ministerium günstig, so lange die Ansprüche auf Vermehrung der konstitutionellen Garantien noch nicht zum Streitpunkt geworden waren. Die Beratungen waren zunächst mit Adreßdebatten, Verhandlungen über die Geschäftsordnung, Lehengesetz, Gewerbefragen und Gemeindegesetz ausgefüllt, der Finanzminister hatte nur einige Interpellationen zu beantworten, was er meistens unter dem Beifall des Hauses tat, er machte einige Ankündigungen über die Reform der direkten Steuern, sprach sich gegen die Fortdauer der Maischraumsteuer und für Einführung der Produktensteuer und der Branntweinbesteuerung aus. Aber schon damals zeigten sich die ersten Symptome der Meinungsverschiedenheit der Regierung und insbesondere der Finanzverwaltung einerseits und des Abgeordnetenhauses anderseits über die Verfügungsrechte der Exekutive. Der Finanzminister lehnte es ab, die Rückwirkung der verfassungsmäßig dem Reichsrat zustehenden Genehmigung der Veräußerung von Staatseigentum auf die in den fünfziger Jahren der Bank als Pfand und zum eventuellen Verkauf übergebenen böhmischen Staatsdomänen anzuerkennen, ebenso lehnte er die Vorlage der neuen Südbahnkonzession ab, weil darin wesentlich nur vorher schon erworbene Rechte festgestellt wurden, während er zugleich mit Nachdruck die Existenz geheimer Artikel in Abrede stellte. Man muß sich überhaupt die gegenseitige Auffassung klarmachen, auf der einen Seite stand die Regierung, welche zwar das konstitutionelle System in voller Anerkennung seines Wertes für die staatlichen Interessen eingeführt hatte, aber doch ihre alte Gewalt nicht allzu leicht aus der Hand geben wollte, auf der andern Seite das Abgeordnetenhaus, welches in vielen Bestimmungen der neuen Verfassung und noch mehr in der Praxis der Verwaltung eine Einschränkung seines Rechts erblickte und darum das Ausmaß seiner verfassungsmäßigen Befugnisse möglichst zu erweitern strebte. Diese gegensätzliche Auffassung hat sich übrigens in allen Ländern zu Beginn des konstitutionellen Lebens gezeigt und in Österreich wie anderswo eine Reihe von Konflikten herbeigeführt, welche die allgemeine politische Entwicklung empfindlich störten.

Dazu kam noch im Jahre 1861 für Finanzangelegenheiten eine besondere staatsrechtliche Schwierigkeit, nach der Verfassung war für die Erledigung des Budgets und alle Finanzfragen überhaupt der gesamte Reichsrat berufen, d. h. jener, der die Abgeordneten aller Länder, also auch Ungarns, umfassen sollte. Nun weigerte sich der ungarische Landtag, den Reichsrat zu beschicken, und der im Mai nach Wien einberufene Reichsrat war daher nur ein sogenannter

engerer, also für Finanzfragen nicht kompetent. Nach längerem Zögern und nachdem noch die direkten Steuern für das Jahr 1862 durch kaiserliches Patent vom 18. Oktober gerade so wie im Vorjahre, als es noch keine Verfassung gab, ausgeschrieben worden waren, was der Finanzminister am 4. November vor dem Abgeordnetenhouse rechtfertigte, entschloß sich die Regierung im Dezember 1861, trotz der Unvollständigkeit des Reichsrats, ihm dennoch den Staatsvoranschlag für 1862 vorzulegen. Offenbar wollte man einmal Ungarn beweisen, daß man sich durch dessen Abstinenz nicht einschüchtern und von dem Fortschreiten auf einheitlicher konstitutioneller Bahn nicht abdrängen lassen wolle, dann wollte man dem Wiener Reichsrat den guten Willen zur verfassungsmäßigen Behandlung des Budgets zeigen, endlich war wohl auch das Motiv maßgebend für neue Anlehen durch ein parlamentarisches Votum bessere Bedingungen zu erzielen.

In Ungarn war im Laufe des Sommers der Konflikt besonders bösartig geworden, der Landtag wurde infolge seiner die Gesamtverfassung ablehnenden Adressen aufgelöst, an Stelle von Vay und Szécsen traten Forgach und Moritz Esterházy, Graf Moriz Pálffy wurde zum Statthalter in Ungarn ernannt, eine Beschickung des Reichsrats war für absehbare Zeit nicht zu erwarten. Merkwürdigerweise führte Schmerling in seiner Rede am 17. Dezember als Grund warum der Reichsrat bisher nicht als Gesamtreichsrat angesehen werden konnte, nicht die politischen Ereignisse in Ungarn, sondern den Umstand an, daß dem siebenbürgischen Landtag wegen der Verzögerung seines Zusammentritts die Aufforderung zur Beschickung des Reichsrats noch nicht zukommen konnte. Nun könne man aber nicht länger warten, und nachdem der Kaiser das ihm unter den gegebenen Umständen verfassungsmäßig zustehende Recht der Erlassung des Budgets auf Grund des Notparagraphs (§ 13) nicht ausüben wolle, lege die Regierung den Staatsvoranschlag dem Hause vor.

Daraufhin hielt der Finanzminister sein Exposé. Er teilte zuerst die Gebarungsergebnisse des Jahres 1860 (das Finanzjahr lief damals vom 1. November bis 31. Oktober) mit, dessen Abgang mit 65 Millionen Gulden durch die lombardische Staatsschuldenschädigung und verschiedene Kreditoperationen gedeckt worden war, ferner die provisorischen Ergebnisse des Jahres 1861, die sehr ungünstig waren, statt des ursprünglich auf 40,5 Millionen veranschlagten Defizits ergab sich ein Gesamtabgang von 109,5 Millionen, die Heeresausgaben, die mit 100 Millionen veranschlagt gewesen waren, überschritten diesen Anschlag um 50,5 Millionen, ebenso ergab sich bei der Marine ein Mehraufwand von 7,5 Millionen, bei Subventionen, Zinsengarantien Mehraufwand von 1,5, Kapitalanlagen, Vorschüssen an den ungarischen Grundentlastungsfonds wegen Nichtbezahlung der dort fälligen Zuschläge 3,5 Millionen, also nicht präliminierter Mehraufwand nach Abschlag einiger Minderverwendungen von 59 Millionen. Der Ausfall an Steuern in Ungarn betrug 11,6 Millionen Gulden. Das Defizit wurde gedeckt durch Restzahlungen der lombardischen Schuld, einen Teilbetrag der 1860 er Lose, dann durch das Steueranlehen von 1861, Emission von Partialhypothekaranweisungen, von Münzscheinen und eine schwebende Schuld in Form von Depotgeschäften. Für die ohne Zustimmung des Reichsrats vorgenommenen Finanzmaßregeln legte der Finanzminister eine besondere Denkschrift dem Abgeordnetenhouse vor. Der Staatsvoranschlag für 1862 erforderte mit dem Friedensaufwand von Heer und Marine 354,6 Millionen, die Einnahmen

wurden mit 296,6 Millionen veranschlagt, somit ein Abgang von rund 58 Millionen. Damit sei aber der unbedeckte Abgang nicht abgeschlossen, die Erhaltung der italienischen Armee auf dem Kriegsfuß erforderte weitere unbedeckte Ausgaben von 45, die Marine solche von 7,2, zusammen 52,2, so daß sich ein Gesamtabgang von 110 Millionen Gulden ergäbe. Diese Ankündigung machte einen peinlichen Eindruck auf das Haus und auf die Öffentlichkeit, der noch dadurch verstärkt wurde, daß ihr keine positiven Deckungsvorschläge abgeschlossen waren. Es wurde zwar ein Gesetzentwurf über Einführung der Produktensteuer auf Branntwein eingebracht, sonst enthielt das Exposé nur die Bemerkung, daß ein Teil des Defizits durch neue Einnahmen gedeckt werden müsse. Der Grund dieser unbestimmten Haltung lag in der alten Verquickung der beiden Fragen: Defizit und Valuta. Im zweiten Teil seiner Rede, der viel kräftiger gehalten war, entwickelte der Finanzminister bereits die Grundsätze seines Bankplanes, der unter andern auch bei Regelung des Schuldverhältnisses des Staates zur Bank über die bei ihr hinterlegten Staatspapiere neue Bestimmungen enthalten würde. Da aber das Übereinkommen mit der Bank zur Zeit des Exposés noch nicht abgeschlossen war, konnte über den Betrag von 1860 er Losen, welche aus der bevorstehenden Transaktion dem Staate zufallen sollten und daher auch über die einzelnen Defizitdeckungsstellen noch nichts Bestimmtes gesagt werden.

Nachdem das Übereinkommen mit der Bank zustande gekommen war (wenn auch noch ihr letztes Votum ausstand), konnte der Finanzminister am 5. Februar 1862 das erwähnte Versäumnis nachholen und dem Hause eine Mitteilung über seinen Plan zur Bedeckung des Defizits machen, den er dann in den darauf folgenden Wochen durch Vorlage einer Reihe einzelner Gesetzentwürfe detailliert vor das Haus brachte. Der im Kriegsjahr 1859 auf die direkten Steuern gelegte außerordentliche Zuschlag sollte erhöht und zwar bei der Hausklassen- und Erwerbsteuer verdoppelt, die Grundsteuer von 24 auf 28 %, die Einkommensteuer von 6 auf 7 % erhöht werden, mit einem Gesamtmehrertrag von 18,6 Millionen, von einer Erhöhung der Salz- und Zuckersteuer wurden 6 Millionen, der Gebühren 10 Millionen erwartet, diese Erhöhungen würden rund 34 Millionen Mehreinnahme ergeben, wozu noch die neue Stempelgebühr von Promessen und die Branntweinsteuer in geschlossenen Städten, die entsprechend dem legalen Steuersatze der neuen Produktensteuer eingehoben werden würde, sowie eine Reform der Wein- und Fleischsteuer hinzukämen. Zugleich machte der Finanzminister dem Hause die Mitteilung, daß im ersten Quartal des Finanzjahres 1862 sich an Militärausgaben eine Ersparung von 15 Millionen ergeben habe, wodurch das veranschlagte Defizit auf 95 Millionen vermindert würde.

Der Staatsvoranschlag selbst war wie die meisten älteren deutschen Budgets eine Kombination von Netto- und Bruttobudget, daher erklären sich auch die verhältnismäßig niedrigen Gesamtziffern, namentlich der Einnahmen, weil hier Erhebungs-, Anschaffungs- und Betriebskosten von der Bruttoeinnahme abgezogen wurden, auch in den einzelnen Ausgabeetats wurden die eigenen Einnahmen des betreffenden Verwaltungszweiges vorweggenommen und nur der um sie verminderte Betrag als Erfordernis eingestellt. Gleichwohl wurden im speziellen Teil des Voranschlags diese Abzugsposten ihren Gegenposten gegenübergestellt, um so aus der Vergleichung der Bruttoziffern die Nettoziffern

zu gewinnen. Die Beratung des Budgets war außerordentlich langsam und schwerfällig, am 17. Dezember 1861 war es eingebracht worden, der aus 48 Mitgliedern bestehende Ausschuß brachte erst im Mai 1862 seine ersten Teilberichte vor das Plenum, die mit einer Umgehung der gesetzlichen Vorschrift sodann einzelwise nacheinander an das Herrenhausgeleitet wurden. Mit geringen Unterbrechungen dauerte die Beratung im Abgeordnetenhaus bis Oktober 1862. Die Behandlung im Ausschuß war sehr eingehend und oft auch kleinlich, es war aber das erste Mal, daß eine konstitutionelle Körperschaft das Budget beriet, die Vorlage an den verstärkten Reichsrat hatte nur den Charakter einer Begutachtung gehabt. Größere Abstriche wurden vorgenommen am Heeresbudget von 8 Millionen, für das man für die Zukunft ein Friedensbudget von 92 Millionen in Aussicht nahm, aber auch in verschiedenen Verwaltungszweigen wurden Abstriche beschlossen, so bekanntlich eine Reduzierung der Bezüge des Botschafters in Rom (mit einer persönlichen Spitze gegen Alexander Bach), und von einer Reihe kleiner Beamtenposten, unter anderem auch die heute allgemein beklagte Aufhebung der Wiener Porzellanfabrik. Die minutiösesten und strengsten Kritiker waren die Abgeordneten Taschek, Herbst, Skene, sie erhoben laute Klagen über die schlechte Finanzlage, brachten die verschiedensten Beschwerden gegen die Verwaltung vor, allein eine andere positive Finanzpolitik vermochten sie jener der Regierung nicht gegenüberzustellen. Die Spezialdebatte brachte oft erregte Szenen, und der Finanzminister hatte einen schweren Stand. Die ganze Beratung hatte keinen praktischen Wert, da das Finanzjahr schon zum großen Teil abgelaufen war. Da die Abgeordneten namentlich im Anfang keine Lust zur Votierung von Steuererhöhungen zeigten, so mußte für die dringenden Bedürfnisse vorgesorgt werden, und so brachte der Finanzminister am 28. Mai 1862 eine Vorlage ein, um 50 Millionen Gulden durch vorläufige Veräußerung von bei der Bank erliegenden Obligationen des 1860 er Lotterieleihens oder sonst im Kreditwege zu beschaffen. Das Abgeordnetenhaus erweiterte diese Ermächtigung, daß womöglich der ganze Betrag jener Obligationen zur Veräußerung gebracht werden könne und daß der über die Deckung des Defizits erübrigende Erlös zur Abtragung der Schuld des Staates an die Bank zu verwenden sei. Das Anlehen wurde im Juni durch ein Bankenkonsortium im Betrage von 83 Millionen zum Kurse von 94, mit Abrechnung der Provision und eines zweimonatlichen Zinsengenußes netto 92, begeben, ein Fünftel sollte durch öffentliche Subskription aufgebracht werden, diese hatte keinen günstigen Erfolg, während die Zeichnung bei den Banken bedeutende Überzeichnungen aufwies. Vom Erlös wurde nach Verwendung von 50 Millionen für die Staatsfinanzen der Rest zur Abzahlung auf die Schuld des Staates an die Bank bestimmt. Der Finanzminister machte am 16. Juni dem Hause Mitteilung über die geschehene Finanzoperation.

An die Steuervorlagen wollte das Abgeordnetenhaus in der Sommersession nicht recht heran. So sonor das Verlangen nach einem umfassenden Finanzplan klang, so schreckten die Abgeordneten doch sofort zurück, ergiebige Steuererhöhungen oder neue Steuern zu bewilligen, und ohne neue Einnahmen war eine solche Haltung nichts als eine Anweisung auf Aufnahme teurer Schulden. Von den eingebrachten Steuervorlagen wurde im Sommer 1862 nur die Einführung der Produktenbesteuerung für Branntwein und eine damit in Zusammenhang stehende Regelung der Branntweinsteuer in geschlossenen Städten definitiv

erledigt. Damit war gegenüber der alten Maischraumsteuer eine rationelle und gerechte Besteuerungsart geschaffen, die ein wirkliches Verdienst des Finanzministers war, die aber leider durch das nachfolgende Ministerium aufgehoben wurde und zu der man erst nach Jahrzehnten wieder zurückkehrte. Die Erhöhung der Zuckersteuer wurde beraten, aber statt des fixen Zuschlags wollte das Abgeordnetenhaus eine nach dem Agiostande gleitende Skala einführen. Der Zuckerfabrikant Skene wehrte sich gegen die Erhöhung der Steuer, wurde aber vom Finanzminister durch den Hinweis auf die riesigen Gewinne der Zuckerfabrikanten in den letzten Jahren schlagend widerlegt. Im Herrenhause wurde der fixe Zuschlag wieder hergestellt, aber etwas niedriger, als die Regierungsvorlage beantragt hatte, der definitive Beschluß kam erst Ende Oktober 1862 zustande. Für den Wein wollte der Finanzminister den Verbrauch mit der Einkellerung als Grundlage weiterbilden, der Widerstand der ländlichen Bevölkerung gegen dieses richtige, seit 1859 eingeführte Prinzip wurde im Abgeordnetenhause lebendig, und dieses beschloß die Wiederkehr zur bloßen Versteuerung des Kleinverschleißes, danach war das Gesetz seiner Bedeutung entkleidet, und schließlich kam nur eine kleine Modifikation der Steuersätze für Wein und Fleisch zustande (August 1862). Die beantragte Erhöhung der direkten Steuern wurde nach einer ziemlich unbedeutenden Debatte durch einen Vertagungsantrag für das laufende Jahr beseitigt. Das Verhältnis zwischen Finanzminister und Abgeordnetenhaus wurde nicht besser durch die Verhandlung über die seit Erlassung des Oktoberdiploms ohne Zustimmung des Reichsrats vorgenommenen Finanzmaßregeln. Das Haus mußte die Zwangslage, welche die Regierung zu jenen Maßregeln (S. 274) nötigte, anerkennen, knüpfte jedoch an einzelne Punkte eine abfällige Kritik.

Mitten in der Spezialberatung des Voranschlags für 1862 legte die Regierung das Budget für 1863 vor (17. Juli 1862), um wenigstens für das kommende Jahr das Finanzgesetz rechtzeitig zustande zu bringen. Die Regierung konnte die bisher vom Abgeordnetenhause für 1862 beschlossenen Abstriche und Wünsche schon deshalb im Budget für 1863 nicht alle berücksichtigen, weil der Voranschlag von 1862 noch nicht vollständig beraten und beschlossen war und weil die Fertigstellung des Budgets für 1863 zum großen Teil auch schon früher abgeschlossen werden mußte. Das Kriegsbudget wies zwar im Ordinarium die gewünschte Ziffer von 92 Millionen aus, erforderte aber daneben ein Extraordinarium von 35 Millionen, doch waren beide Posten zusammen um 20 Millionen niedriger als die Anforderung im Vorjahre. Die Gesamtsumme des Erfordernisses ohne das Extraordinarium des Kriegsbudgets betrug 362,5 Millionen, um 3,8 mehr als im Vorjahre, namentlich wegen der Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld. Die Einnahmen waren mit 304,3 Millionen um 3,2 Millionen höher als im Vorjahre veranschlagt. Der Abgang betrug 58,2 und sollte durch Erhöhung der direkten Steuern und einiger indirekter Abgaben im Betrage von 33,6 und der Rest von 24,6 Millionen durch Veräußerung von 60 er Losen bedeckt werden. Das Extraordinarium des Kriegsbudgets wurde außerdem auf Anlehen verwiesen. Die Vorlage enthielt nicht bloß die ziffernmäßigen Voranschläge, sondern stellte ein Finanzgesetz voran, das die Hauptziffern zusammenfaßte und die Bedeckungsmaßregeln bestimmte. Damit war die Form für alle künftigen Finanzgesetze vorgezeichnet und geschaffen. Der Ton des Exposés war viel kräftiger und bestimmter als jener des Vorjahres, der Finanz-

minister sprach die Erwartung aus, daß der Reichsrat sich nicht bloß auf die Negation, auf die Nichtbewilligung oder Reduzierung der Erfordernisziffern beschränken, sondern auch eine positive Aktion durch Bewilligung höherer Steuern leisten werde, ohne diese gebe es keinen Finanzplan.

Die Stimmung im Abgeordnetenhaus war so gereizt, daß es einen Augenblick schien, als ob das Haus das Budget für 1863 überhaupt nicht in Beratung ziehen werde. Es waren nicht bloß die staatsrechtlichen Einwände der Föderalisten gegen die Kompetenz des engeren Reichsrats in allgemeinen Finanzangelegenheiten, auch in der Verfassungspartei machte man Schwierigkeiten, weil der neue Voranschlag die bisherigen Abstriche nicht berücksichtige, weil die Spezialbeilagen weniger umfangreich seien und weil man die Session der Landtage einberufen sehen wollte. Nur mit einer Stimme Majorität konnte der vorberatende Ausschluß den Antrag auf Beratung des Budgets vor das Haus bringen, das denselben nach einer erregten Debatte, in welcher der Abgeordnete Giskra eine heftige Rede gegen den Finanzminister hielt, schließlich annahm und sich bald darauf auf 6 Wochen vertagte.

Bei der Wiederaufnahme der Session zeigte sich mehr Arbeitswilligkeit als früher. Am 18. Oktober 1862 machte der Finanzminister einige günstige Mitteilungen über die Finanzlage. In den ersten 10 Monaten des Verwaltungsjahres 1862 ergaben die Steuern eine Mehreinnahme von 34 Millionen, wesentlich wegen der energischeren Steuereintreibung in Ungarn, welche nach Abzug der Rückstände eine Nettomehreinnahme von 20 Millionen bedeuteten. Ebenso seien Minderausgaben zu verzeichnen, infolge davon ist das herabgeminderte Defizit von 74 durch die bisherigen Kreditoperationen bedeckt, und die Kassenbestände haben sich um 22 Millionen vermehrt. Für 1863 wird infolge veränderter Ausgabeziffern und in Erwartung der Steuererhöhungen sich ein Abgang von 50,6 Millionen ergeben, der durch Verkauf von 60 er Losen (dritter Emission) bis auf 18,6 Millionen gedeckt wird, die im Kreditwege zu beschaffen wären. Zugleich legte der Minister einen Gesetzentwurf über die Erhöhung der direkten Steuern für drei Jahre vor, und zwar Erhöhung der außerordentlichen Zuschläge bei der Grundsteuer auf $\frac{1}{11}$ und bei der Hausklassen-, Erwerbs- und Einkommensteuer auf das Doppelte, bei der Couponsteuer von 5 auf 7 %. Das im Juni eingebrachte Gebührengesetz wurde im Oktober mit unwesentlichen Änderungen angenommen, es bedeutete eine Erhöhung der Perzentualgebühren, dann die Einführung relativ niedriger fixer Gebühren für Rechnungen und dergleichen, ebenso eine Erhöhung der Skalen. Der Gesamtmehrertrag wurde auf 9 Millionen veranschlagt, wovon 7,5 für das Jahr 1863 anzunehmen waren. Außerdem hatte das Abgeordnetenhaus vorher das Gesetz über den Promessenstempel angenommen. Das waren schon kleine Fortschritte. Die Beratung des Budgets 1863, gegen die man sich anfangs so ereifert hatte, schritt im Ausschuß schnell vorwärts, und nachdem am 3. Oktober endlich das Finanzgesetz für 1862 verabschiedet wurde, begann am 25. November bereits die Plenardebatte über das Budget für 1863, die mit aner kennenswerter Kürze und Raschheit geführt wurde. Im Kriegsbudget mußte sich die Regierung allerdings zu bedeutenden Reduktionen verstehen, erst 8, dann 6 Millionen, so daß die Gesamtbruttoerfordernisziffer auf 112,8 Millionen herabgemindert wurde, welche nach Abzug der eigenen Einnahmen mit 107 Millionen ins Budget eingestellt wurden. Damals war das gesamte Heereserfordernis nur mit einer Ziffer ins Budget

eingestellt, innerhalb welcher dem Kriegsminister das Virement zustand, während die Ausgaben der Zivilverwaltung bis in kleine Unterabteilungen spezifiziert waren. Die gesamten Auslagen wurden mit 367 Millionen, die Einnahmen mit 304,6 Millionen festgesetzt. Zur Deckung des Defizits beantragte der Finanzausschuß in erster Linie, den außerordentlichen Zuschlag auf die direkten Steuern auf die Dauer des nächsten Jahres bei allen Steuergattungen zu verdoppeln; das ging bezüglich der Grundsteuer und der Hauszinssteuer noch über die letzte Vorlage des Finanzministers hinaus. Dieser Beschluß war ein großer Erfolg des Finanzministers, aber auch des Abgeordnetenhauses, das nunmehr den Mut gefunden hatte, die immer unpopuläre Erhöhung direkter Steuer zu genehmigen. Der Mehrertrag dieser Steuererhöhung wurde mit 15,5 Millionen angenommen, dazu jener der erwähnten Gebührenerhöhung, dann Veräußerung von Obligationen zum größten Teil infolge des abzuschließenden Bankübereinkommens pr. 24,7 Millionen, so daß schließlich ein Defizit von 11 Millionen übrig blieb, das im Kreditwege zu decken war. Die ganze Budgetdebatte war in vier Sitzungen beendet.

Neben den Budgetberatungen war die andere große finanzpolitische Aufgabe des Jahres 1862 die Verhandlung über die Bankakte. Bald nach seiner ersten Ernennung hatte der Finanzminister mit großem Nachdruck vor der Öffentlichkeit auf die Notwendigkeit der Valutareform hingewiesen. Er hatte eine Umfrage bei den Handelskammern und verschiedenen anderen Korporationen veranlaßt, die Höhe des Agios, 40 %, war eine unerträgliche Last für Handel und Verkehr, verteuerte alle Waren und belastete den Stand schwer mit dem Münz- und Wechselverlust bei allen in Silber zu leistenden Zahlungen (12 Millionen Gulden). Am 17. Dezember 1861 brachte der Finanzminister in seinem Budgetexposé die Grundzüge seines Planes vor das Abgeordnetenhaus und die Öffentlichkeit. Er schilderte die Nachteile der zerrütteten Landeswährung, bezeichnete die Notenemission zu staatlichen Zwecken als eine der Hauptursachen der Entwicklung, das unglückliche Kreditverhältnis zwischen Staat und Bank müsse aufhören, die Schuld bis auf einen Rest von 80 Millionen zurückgezahlt werden, und die Bank müsse die ihr ins Eigentum übergebenen Effekten veräußern, wozu sie nach den früheren Abmachungen nicht verpflichtet war, die Banknotendeckung müsse verstärkt und die Unabhängigkeit der Bank hergestellt werden. Wenn man diese Rede liest, so sieht man, daß eigentlich alle die in ihr enthaltenen Grundsätze in der späteren Bankakte verwirklicht wurden. Der leidenschaftliche Kampf und die teilweise Niederlage der Finanzverwaltung in den späteren Verhandlungen betrafen nur Detailbestimmungen, die aber zur Höhe von großen Prinzipienfragen hinaufgeschraubt wurden. Im Laufe der Wintermonate verhandelte der Finanzminister mit der Bank, die im großen und ganzen seine Propositionen annahm, und am 13. März 1862 legte er das Übereinkommen mit der Bank samt den neuen Bankstatuten dem Abgeordnetenhaus vor. Das Privilegium sollte von 1866 bis Ende 1890 verlängert werden, die Schuld des Staates an die Bank bis Ende 1870 zurückgezahlt werden. Dieser etwas lange Termin wurde wegen der Notlage der Finanzen gewählt, welche einen Teil ($\frac{2}{3}$) des Erlöses der bei der Bank verpfändeten Obligationen des Anlehens von 1860 beanspruchten, wodurch allerdings eine leidige Verquickung der Bankfrage mit der Deckung des Defizits entstand. Für die Notendeckung wurde die seit 1858 vorgeschriebene Dritteldeckung mit der Erweite-

zung vorgesehen, daß diese nur bis zu einem Notenumlauf von 330 Millionen zu gelten habe, daß darüber hinaus bis zu 440 Millionen die Hälfte und Überschuß über 440 voll metallisch bedeckt sein müssen. Die Aktiven der Bank müssen mobilisiert werden, Effektenbesitz und Einkassierung von Coupons seien keine Bankgeschäfte, der Notenumlauf müsse vermindert werden, von dem damaligen Umlauf von 463 Millionen würden durch die Abwicklung der Rückzahlungs- und Veräußerungsoperationen ungefähr 188 Millionen Noten eingezogen, so daß eine Zirkulation von ungefähr 275 Millionen für die Zukunft in Aussicht zu nehmen war. Als Preis des Privilegiums blieb eine Restschuld des Staates an die Bank im Betrage von 80 Millionen, die mit 2 % zu verzinsen und von 1886 an rückzahlbar wäre. Die Finanzverwaltung hatte die Verzinslichkeit dieses Darlehens nach langen Verhandlungen mit der Bankverwaltung endlich zugestanden, als Gegenleistung für die Veräußerungspflicht der eigenen Effekten der Bank und für die der Bank aus der von ihr zu besorgenden Einlösung der 1 Gulden- und 5 Gulden-Noten in Silber entstehenden Kosten.

Der Eindruck in der Öffentlichkeit war kein günstiger, es herrschte eine Mißstimmung gegen die Bank, der man eine eigennützige, engherzige Politik vorwarf, die sich jederzeit zu den Schuldgeschäften mit dem Staate herbeigelassen, ein ungesundes Lombardgeschäft begünstigt habe, das nur unsolide Effektspekulationen großgezogen und die angeblich einer kleinen Zahl von befreundeten Bankkunden unverhältnismäßige Kredite gewährt habe, die diese zu Valutaspekulationen benutzt hätten. In der publizistischen Diskussion sprach man von der Notwendigkeit der Liquidation der Bank, eventuell von Wiederausgabe von Staatspapiergeld und dergleichen mehr. Im Finanzausschuß war man anfangs unklar, erst wollte man das Übereinkommen mit der Bank ganz ablehnen, dann sah man das Unsinnige eines solchen Beschlusses ein und wollte wenigstens wesentliche Änderungen. Hier setzte *Dr. Herbst* ein, sein Scharfsinn und sein Fleiß hoben ihn über die andern, und seine übelwollende Natur und sein Streben nach Popularität fanden in der schonungslosen Kritik gegen Finanzverwaltung und Bank eine gleichmäßige Befriedigung. Er konzentrierte seinen Angriff auf zwei Punkte: die Rückzahlungen an die Bank und ihren Geschäftsgewinn, wie überhaupt finanzielle Detailfragen seine Liebhaberei und Stärke waren, eigentliche Bank- und Währungspolitik lag ihm nicht so nahe. Um die Aufnahme der Barzahlungen näher zu rücken und die Einziehung der Noten zu beschleunigen, drang er darauf, den Rückzahlungstermin für die Schulden des Staates an die Bank von 9 auf 4 Jahre herabzusetzen. Das war ganz schön und energisch, legte aber den notleidenden Finanzen und, da die Rückzahlung durch Aufnahme von Anlehen erfolgen mußte, dem schwachen Staatskredit überaus große Lasten auf, namentlich in den letzten zwei Jahren der Rückzahlungsfrist. Um dem weitverbreiteten Unmut gegen die Bank Ausdruck zu geben, wurde zunächst die Dauer des neuen, von 1866 an laufenden Privilegiums statt auf 24 auf 10 Jahre (also bis 1876) herabgesetzt. Es war mehr eine Demonstration, denn an eine baldige Liquidation der Bank dachte mit Ausnahme einiger Journalisten und Projektenmacher kein ernsthafter Finanzmann. Ein Hauptpunkt war der Streit um den Wert des Bankprivilegiums, für dessen Erneuerung die Bank ein Entgelt an den Staat entrichten sollte. Herbst berechnete übertriebenerweise den Gewinn der Bank nach der Regierungsvorlage auf 16 bis 19 %, was nur dadurch möglich war, daß er das Kapital der

Hypothekarabteilung von der Grundlage der Berechnung ausschied, während dieses doch geradeso wie der eigentliche Bankfonds für die Verbindlichkeiten des Institutes haftete, daher als Teil des Gesamtkapitals nicht vom gemeinschaftlichen Genuß des Erträgnisses ausgeschlossen werden konnte. Der Finanzausschuß nahm zwar als Entgelt das Darlehen an den Staat im Betrage von 80 Millionen an, beseitigte aber für die Zeit vor der Aufnahme der Barzahlungen dessen Verzinsung, die erst nachher und zugleich mit einer hälftigen Gewinnbeteiligung des Staates nach Erreichung einer 6 prozentigen Dividende und nach Hinterlegung von $\frac{1}{4}$ des Restes in den Reservefonds eintreten sollte. Die Notendeckung war gleichfalls ein großer Differenzpunkt. Hier spielte in der publizistischen und parlamentarischen Diskussion eine ursprünglich vom Finanzministerium veranlaßte Denkschrift von K. v. Meyer eine gewisse Rolle, welche nach Analogie der englischen Bankakte 250 Millionen als sich von selbst im Verkehr haltend ohne metallische, ja selbst ohne bankmäßige Deckung und darüber hinaus volle Metalldeckung vorgeschlagen hatte. Die Regierungsvorlage ging, wie früher erwähnt, von einer Minimaldritteldeckung aus, ließ diese graduell steigen und beantragte von 440 Millionen Umlauf volle Metalldeckung, näherte sich also jenem Plan äußerlich bei dieser Obergrenze, die aber voraussichtlich nicht erreicht werden würde. Der Ausschuß beantragte 200 Millionen als nichtmetallisch gedecktes Kontingent, darüber hinaus volle Deckung, akzeptierte aber zugleich den Satz aus der Regierungsvorlage, wonach die Bankdirektion für ein solches Verhältnis des Metallschatzes zur Notenemission Sorge zu tragen hat, welches geeignet ist, die vollständige Einlösbarkeit der Noten zu sichern, was prinzipiell ein Widerspruch gegen jenes fixe unbedeckte Kontingent war.

Da die Bank in weiten Kreisen unpopulär war, so fanden diese Anträge, namentlich jene über die Abkürzung des Privilegiums und die Unverzinslichkeit der Bankschuld, vielfache Zustimmung. Auf der andern Seite vertrat Adolf Wagner, der damals Professor an der Wiener Handelsakademie war, die Grundgedanken der Regierungsvorlage, namentlich die durchgängige bankmäßige Deckung der Noten im Gegensatze zu dem von Meyer empfohlenen, bloß durch das Umlaufsbedürfnis gehaltenen, metallisch unbedeckten Kontingent, und hob die ganze Polemik durch Heranziehung der Kontroverse zwischen Geld- und Kredittheorie auf ein höheres Niveau. Die Bank vertrat ihren Standpunkt in mehreren Denkschriften und drohte mit der Verwerfung der neuen Bestimmungen. In der Plenardebatte hatte der Finanzminister einen schweren Stand, er hielt es selbst nach den ermüdenden Ausschußverhandlungen dennoch für seine Pflicht, den Hauptinhalt seiner Vorlage auch im Plenum zu vertreten. In der Privilegiumfrage proponierte er als Vermittlungsvorschlag eine Dauer von 14 Jahren. Die Verzinslichkeit der Bankschuld wollte er nicht fallen lassen, war aber bereit, von 8 % Dividende an eine Gewinnbeteiligung anzunehmen. Über diesen Punkt entspann sich die heftigste Debatte, hier kam die Animosität des Abgeordnetenhauses gegen die Bank recht zum Ausdruck, hier fiel auch das Wort des Staatsministers Schmerling: Hier sind 100 Personen, in der Generalversammlung der Bank sind 100 Personen, die die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses auch ebenso gut ablehnen können. Darüber entstand begreiflicherweise große Aufregung im Abgeordneten Hause. Schließlich beschloß man die Unverzinslichkeit des Darlehens und beseitigte die

Gewinnbeteiligung, um dem Staate keinen Einfluß auf die Bankverwaltung zu gewähren. Der Finanzminister hielt seine durchgängige bankmäßige Deckung (Metall und leicht realisierbare Forderungen an Private) aufrecht, machte nur in der Endziffer der vollen Metalldeckung eine kleine Konzession und wandte sich namentlich gegen Herbst, der in kritischen Zeiten keine weitere Notenemission zulassen wollte, wies nach, wie die Bank von England zweimal suspendiert werden mußte, um in Krisen dem Markte zu helfen, und wie eine solche Hilfe in kritischer Zeit nicht mit einer Inflation zu Beginn einer Spekulationsperiode zu verwechseln sei. Im Abgeordnetenhaus war aber die Strömung, welche die Valutaherstellung wesentlich durch Restriktion der Umlaufmittel herbeiführen wollte, vorherrschend, und so wurden die Ausschußanträge angenommen. Die spätere Entwicklung hat nicht diesen Anschauungen, sondern jenen des Finanzministers recht gegeben. Im Jahre 1873 mußte man die Bankakte suspendieren, und im Jahre 1887 wurde das ganze Deckungssystem durch Einführung der indirekten Kontingentierung mit Notensteuer über die 200 Millionen und einer parallelen perzentualen ($\frac{2}{5}$) Metalldeckung, und 1911 auch noch durch die Erhöhung des metallisch unbedeckten Kontingents um die Hälfte geändert, gerade so, wie die Erleichterungen des Geschäftsverkehrs der Bank durch das Gesetz von 1868 auch eine Abkehr von der allzu rigorosen Auffassung des Finanzausschusses von 1862 und zugleich eine Widerlegung der ursprünglichen Berechnungen über die Gewinnmöglichkeiten der Bank bedeuteten. Im Herrenhaus versuchte man einen Mittelweg in der Deckungsfrage, aber in der gemischten Kommission, welche die definitive Entscheidung brachte, wurden die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses angenommen, dagegen wurde bezüglich des Darlehens von 80 Millionen ein Kompromiß zwischen Regierungsvorlage und Beschluß des Abgeordnetenhauses vereinbart, wonach eine Verzinsung der Schuld, und zwar in der Höhe von einer Million, aber nur zu dem Zweck stattfinden soll, um die Bankdividende auf 7 % zu ergänzen. Die Bank gab ihren Widerstand auf, und so kam endlich die Bankakte zustande (Ende Dezember 1862). Das Abgeordnetenhaus schrieb sich einen Sieg zu, weil es den Widerstand der Bank nicht ernst genommen und in wesentlichen Punkten seinen Willen durchgesetzt hatte, der Finanzminister konnte auch zufrieden sein, daß der Grundgedanke seiner Vorlage, die Regelung des Kreditverhältnisses zwischen Staat und Bank, die Herstellung der Unabhängigkeit des zentralen Zettelinstituts zur Wirklichkeit wurde, und die Bezeichnung Plenersche Bankakte, welche ihr die Nachwelt gegeben hat, zeigt, daß man die vom Finanzminister vorgeschlagenen Grundlagen als das dauernde und konstitutive Element ansah und nicht jene Detailpunkte, auf welche das Abgeordnetenhaus mit so viel Heftigkeit bestanden hatte.

Am Ende dieser Session erledigte der Reichsrat auch die Vorlage über Einsetzung einer reichsrätlichen Staatsschulden-Kontrollkommission. Die Regierungsvorlage hatte den beiden Häusern eine paritätische Vertretung eingeräumt, der Ausschuß des Abgeordnetenhauses beantragte eine Vertretung der beiden Häuser im Verhältnis von 3 : 6, aber im Plenum wurde dieser Antrag, nachdem mehrere Redner und der Finanzminister dagegen gesprochen, abgelehnt und die Parität der Regierungsvorlage wiederhergestellt. Der Ausschuß hatte ferner beantragt, daß wenn im Sinne des § 13 der Verfassung (Notparagraph) außerordentliche Finanzmaßnahmen beabsichtigt werden, die Kontroll-

kommission vorläufig darüber anzuhören sei. Der Finanzminister und mehrere Abgeordneten wandten sich gegen einen solchen konsultativen Charakter der Kommission, welcher weder mit der Ministerverantwortlichkeit und der Stellung der Exekutive noch mit der bloß kontrollierenden Tätigkeit der Kommission vereinbar sei, und das Haus beschloß danach, daß die Kommission von solchen Finanzmaßregeln bloß in Kenntnis zu setzen sei. Damit wurde jenes parlamentarische Organ geschaffen, das in der Folge eine Reihe von Kontroversen und Konflikten über die Staatsschuldenverwaltung mit dem Finanzminister haben sollte.

Das Jahr 1862 war für meinen Vater sehr anstrengend gewesen, lange, aufregende Sitzungen in Ausschüssen und im Abgeordnetenhaus, die große Arbeit im Ministerium selbst, wo er oft bis spät in die Nacht über den Akten saß, und die vielen zeitraubenden Empfänge, die ein Minister schließlich nicht ganz einstellen kann, alles das zusammen war eine starke Anspannung, aber er hielt die Mühen gut aus, war dabei gesund und verhältnismäßig heiter. Das Finanzministerium war damals sehr gut zusammengesetzt. Der Unterstaatssekretär Franz Kalchberg beherrschte das direkte Steuerwesen in überlegener Weise. Nach dessen Rücktritt berief mein Vater seinen Schwager Holzgethan als Ministerstellvertreter, der sich aber in der neuen Stellung nicht zurechtfinden konnte. Für Bank- und Kreditangelegenheiten war Freiherr v. Brentano eine ausgezeichnete Kraft, der früher Bankier in Frankfurt gewesen und unter Bruck in den österreichischen Staatsdienst getreten war; dann war Hock eine Zierde des Finanzministeriums, eine Autorität in Zoll- und Handelsvertragssachen, zugleich ein hervorragender finanzwissenschaftlicher Schriftsteller, Höfken sehr fähig, aber etwas unbotmäßig, Dessary ein Fachmann für indirekte Steuern, auch unter den übrigen Beamten waren tüchtige und gewissenhafte Männer, sie alle hatten eine große Anhänglichkeit an ihren Chef, der sie, wo er konnte, förderte. Als auswärtige Hilfskraft diente ihm mit großem Eifer der Statistiker Czörnig, der auf des Finanzministers Anregung das für die damalige Zeit ausgezeichnete große Werk über das österreichische Budget und eine kleinere Arbeit über Budgetrecht und Rechnungskontrolle herausgab. Die statistische Zentralkommission trat wesentlich auf Betreiben des Finanzministers 1863 ins Leben.

Der Anfang des Jahres 1863 ließ sich finanziell etwas besser an, die Rückzahlungen an die Bank erfolgten regelmäßig, das Agio, das Anfang 1862 auf 38 gestanden hatte, schwankte im ersten Halbjahr 1863 zwischen 14 und 10, Holland begann wieder österreichische Papiere zu kaufen, die Begebung der restlichen 40 Millionen der Sechziger Lose erfolgte im April zum Kurs von 102,5, nach Abschlag der Zinsen und Provision ungefähr $\frac{1}{2}$ % über Pari. Dieser Kurs war ein großer Erfolg und erregte großes Aufsehen, mein Vater hatte darüber eine große Freude, Rothschild hatte diesen hohen Emissionskurs zugestanden, weil sich Pereire, den die Pariser Rothschilds bekanntlich nicht mochten, auch um das Anlehen bewarb und es den Rothschilds vor allem darauf ankam, ihm eine Niederlage zu bereiten und ihn in Wien finanziell nicht Fuß fassen zu lassen.

Zu jener Zeit unternahm der Finanzminister eine große Reform des ganzen Budgetwesens. Die Budgetperiode, die bis dahin als sogenanntes Kameral- oder Militärjahr vom 1. November bis 31. Oktober lief, wurde auf das Kalenderjahr verlegt, das Budget selbst sollte ein Bruttobudget sein, die Vorwegnahme

der Einnahmen einzelner Verwaltungszweige wurde abgeschafft und die Ausgaben wurden in ordentliche und außerordentliche in den einzelnen Verwaltungszweigen unterschieden. Die Verordnung (publiziert erst im Oktober 1863) enthält eingehende Bestimmungen über die Gebarung mit den bewilligten Krediten, über die Behandlung der Überschreitungen, der Nachtragskredite, über die Grundsätze der Verrechnung, die Abfassung der Rechnungsabschlüsse usw. Sie ist heute noch die Grundlage der Budgetgebarung, die in andern Ländern durch sogenannte Staatsrechnungsgesetze geordnet ist. Mein Vater hat diese Reform immer als eine seiner besten Leistungen angesehen, die aber begreiflicherweise in der großen Öffentlichkeit nicht die Beachtung erfuhr, die ihr eigentlich wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes zukam.

Im Jahre 1863 brachte der Finanzminister das auf neuer Grundlage aufgebaute Budget für die 14 monatige Periode bis Ende 1864 ein, es war ein Bruttobudget in Kapitel, Titel und Paragraphen geteilt und schuf die Form für alle nachfolgenden Budgetvorlagen. Ausführliche Spezialvoranschläge und Erläuterungen waren der Vorlage beigegeben. Die Anschläge waren etwas günstiger als im Vorjahre, für die 14 monatige Periode war ein Abgang von 49,6 Millionen veranschlagt, wovon 16 Millionen durch eine außerordentliche Personal-, Klassen- und Luxussteuer gedeckt werden sollten, so daß 33 Millionen im Wege des Kredits zu beschaffen gewesen wären. Nach der Vertagung des Reichsrats über den Spätsommer brachte der Finanzminister am 5. Oktober 1863 die neuen Steuervorlagen ein. Die Reform der direkten Steuern hatte das Finanzministerium in den vorausgegangenen Jahren wiederholt beschäftigt, im Jahre 1859 war eine sogenannte Immediatkommission zum Studium der Steuerreform eingesetzt worden, die ersten Anträge des Ministeriums (noch unter Bruck) gingen für die Grund- und Gebäudesteuer auf Einführung eines Wertkatasters im Gegensatze zum alten Parzellenertragskataster, doch fiel die Schlußfassung nicht zugunsten dieser Neuerung, wohl aber einigte man sich für das System der Repartition für Grund- und Erwerbssteuer. Nachdem schon 1861 die Revision des Parzellenkatasters vorbehalten wurde, hatte der Finanzminister 1862 einen darauf bezüglichen Entwurf im Abgeordnetenhaus eingebracht, der aber nicht erledigt wurde. Jetzt (1863) legte der Finanzminister ein großes Reformprojekt für alle direkten Steuern vor. Dieses griff auf den Vorschlag eines Wertkatasters nicht zurück, sondern wollte den stabilen Parzellenkataster revidieren, aber nicht nach Gemeinden, sondern nach Bezirken und Kulturgattungen. Die Grundsteuer sollte eine Repartitionssteuer werden mit einer Hauptsumme für das Reich, die dann auf die Länder und Bezirke unter Mitwirkung der Steuerträger aufgeteilt werden sollte. Bei dem ganzen Projekt mußte auf Ungarn Rücksicht genommen werden, wo die alten Steuern nicht gleichmäßig eingeführt worden waren. Die Hauszinssteuer wurde für Ungarn, so wie es in Österreich schon der Fall war, auf alle vermieteten Häuser ausgedehnt, die Hausklassensteuer erhielt einen neuen Tarif nach Ortsklassen und dem jährlichen Nutzwert der Zimmer und Kammern. Die Erwerbsteuer sollte nach preußischem Muster auf Steuergesellschaften gelegt werden mit einem variablen elastischen Tarif mit Minimalsätzen, die Gesamtsteuer eine Repartitionssteuer sein. Die Rentensteuer wird als Abzug vom Coupon der Papiere ohne Fassion erhoben. Alle Ertragssteuern sollten also reformiert werden, aber damit begnügte sich das Reformprojekt nicht, zum Unterschiede

von der Immediatkommission, welche wohl die Ertragsteuern reformieren, teilweise erhöhen, aber über ihr System nicht hinausgehen wollte, stellte das Reformprojekt über die Ertragssteuern eine Ergänzungssteuer in der Form einer Personal- und Klassensteuer. Damit war der Gedanke einer Personaleinkommensteuer dem ganzen Steuersystem eingefügt, und alle späteren Einkommensteuerentwürfe haben ihren Ursprung in den Entwürfen des Jahres 1863. Zunächst war diese Personalbesteuerung als eine außerordentliche Maßregel für die Deckung des Defizits gedacht. Die Personalsteuer hatte nach Analogie der in Ungarn bestehenden Personalerwerbsteuer den Charakter einer ziemlich rohen Kopfsteuer. Die Klassensteuer sollte die Einkommen über 600 Gulden mit einer Degression in den unteren Stufen treffen und war mit einem niedrigen Perzent (2 %) vom Einkommen gedacht, für sie sollten Fassionen eingeführt werden und die Steuerhauptsumme vorweg ausgesprochen werden, Abzug der Schuldenzinsen wurde gestattet, und der Wohnungsaufwand sollte einen wesentlichen Behelf für die Einschätzung gewähren. Schließlich war eine Luxussteuer auf Dienerschaft, Wagen und Pferde angefügt.

Das Abgeordnetenhaus zeigte wenig Lust, in die Beratung der Steuervorlagen einzugehen. So sehr die oppositionellen Abgeordneten im allgemeinen gegen die Schuldenpolitik wetterten, so fügte man doch im November dem neuen Anlehensgesetz, das zur teilweisen Deckung des Defizits und des Notstandskredits für das durch eine verheerende Dürre getroffene Königreich Ungarn bestimmt war, den die Majorität in wenig großherziger Weise um 10 Millionen gekürzt hatte, noch die Ermächtigung hinzu, die 16 Millionen, welche durch die neue Einkommensteuer hätten aufgebracht werden sollen, auch noch im Kreditwege zu bedecken, also neue Schulden statt der neuen Steuern. Der Ausschuß ließ die Steuervorlagen liegen, erst im Dezember 1863 beantragte er die Ablehnung aus nichtssagenden Gründen und nahm von dem ganzen Reformprojekt nur die ganz unbedeutende Luxussteuer auf, die das Haus auch tatsächlich votierte, die aber die Regierung schließlich mit Recht im Herrenhause zurückzog. Einen staatsrechtlichen Strauß hatte der Finanzminister noch über die Forterhebung der im Vorjahre bewilligten verdoppelten Zuschläge zu den direkten Steuern und anderer Zuschläge zu einigen indirekten Abgaben für die Monate November und Dezember zu bestehen. Der Finanzausschuß dehnte die neue Beschlußfassung auf die direkten Steuern überhaupt aus, als ob diese mit dem vorjährigen Finanzgesetz erloschen wären. Der Finanzminister wies an der Hand des § 10 des Staatsgrundgesetzes, das die Forterhebung der bestehenden Steuern nicht von der jährlichen Bewilligung des Reichsrats abhängig macht, nach, daß der Beschluß des Abgeordnetenhauses nur die letztjährigen Erhöhungen zum Gegenstand haben könne. Taschek, Giskra und Demel vertraten die Anschauung des Ausschusses, der gegen den Wortlaut der Verfassung ein jährliches Steuerbewilligungsrecht des Reichsrats schaffen wollte, Waser und diesmal auch Herbst traten für den Regierungsentwurf ein, der auch im Plenum gegen den Ausschlußantrag angenommen wurde. Infolgedessen erfolgte auch in einem späteren Gesetze die Bewilligung der erhöhten Zuschläge für die Monate Januar bis April 1864 in demselben Sinne. Ferner hatte der Ausschuß beantragt, daß selbst vor Zustandekommen des Finanzgesetzes die im Laufe der parlamentarischen Beratung vorgenommenen Abstriche schon im laufenden Jahre von den anweisenden Behörden berück-

sichtigt werden sollten. Dem Finanzminister gelang es im Plenum, auch diesen Antrag, der jeder gesetzgeberischen Ordnung widersprach, zu Fall zu bringen.

Finanziell bot die Session nichts Bedeutendes, eine Novelle zum Gebührengesetz wurde angenommen, und in der Budgetberatung wurden die Abstriche fortgesetzt, im Kriegsbudget wurden 4,3 Millionen gestrichen, in einzelnen Zweigen der Zivilverwaltung wurden Abstriche an den kleinsten Detailposten vorgenommen, der Finanzminister wehrte sich dagegen, so gut er konnte, und erklärte, daß viele vom Ausschuß beschlossene Reduktionen gar nicht zur Ausführung gebracht werden könnten. Die Stimmung hatte sich im Abgeordnetenhaus nur verschlechtert, da der liberale Ausbau der Verfassung auf Schwierigkeiten seitens des Ministeriums stieß. Zugleich war die auswärtige Lage eine Quelle der Unzufriedenheit, der Mißerfolg des deutschen Fürstentages und gleich darauf die mit Preußen gemeinschaftlich unternommene Exekution in Schleswig-Holstein hatten eine große Verstimmung erregt. Auch im Schoße des Kabinetts machten sich diese Dinge fühlbar, Schmerling vertrat den Standpunkt der Fürstentagspolitik, Rechberg wollte den Konflikt mit Preußen vermeiden, mein Vater neigte in dieser Frage mehr zu Rechberg als zu Schmerling. Im Abgeordnetenhaus waren heftige Debatten über die schleswig-holsteinische Frage, die Exekutionskosten wurden von 10 auf 5,3 Millionen herabgestrichen, dazu kam der Aufstand in Russisch-Polen mit seinen Rückwirkungen auf Galizien, so schloß die Session im Februar 1864 höchst unbefriedigend.

Die Finanzen litten unter dem Zurückbleiben der Steuern infolge des ungarischen Notstandes, und unter diesen wenig verheißungsvollen Umständen mußte der Finanzminister zur Aufnahme von Anlehen schreiten. 109 Millionen sollten aufgebracht werden. Die Lage der Geldmärkte war sehr ungünstig. Zuerst (Februar 1864) emittierte der Finanzminister ein unverzinsliches Prämienanlehen von 40 Millionen zum Kurs von 96, das war noch verhältnismäßig ein guter Kurs. Die weiteren Operationen begegneten großen Schwierigkeiten. Auf dem Wiener Markte herrschte eine Verstimmung gegen den Finanzminister wegen dessen strenger Behandlung der subventionierten Eisenbahnen, er wollte die Garantiebeträge nicht ohne Prüfung der Bau- und Betriebsrechnungen auszahlen und dem Wunsche der Bahnen nicht nachkommen, die Einkommensteuer nur von dem aus dem Betriebe sich ergebenden Reinertrag, also noch vor dessen Ergänzung durch die Staatsgarantie, zu zahlen. Die Kontroverse nahm große Dimensionen an, die Gesellschaften richteten eine Beschwerde an den Kaiser, der sie natürlich wieder an den Finanzminister zurückverwies. Erst gegen Ende des Jahres kam ein Kompromiß zustande, im Frühjahr 1864 aber spielte die Frage eine große Rolle auf dem Wiener Markt. Aber auch die ausländischen Märkte boten wenig günstige Aussichten, der dänische Krieg, der ungewöhnlich hohe Bankzinsfuß in London, ein bevorstehendes großes russisches Anlehen und die Kreditnot der Vereinigten Staaten, die sich in Europa zu den drückendsten Bedingungen verstanden, waren für eine österreichische Emission keine guten Vorzeichen. Zunächst nahm der Finanzminister einen Vorschuß von 3 Millionen auf das zu emittierende Anlehen auf, und als man dieses im Nominalbetrage von 70 Millionen Gulden ausbringen wollte, war der Zinsfuß der Bank von England auf 9 % gestiegen, und die Subskription mißlang. Es wurden nur 23,5 Millionen zum Kurs von 77 gezeichnet. Zur Begebung des Restes wurde ein Syndikat gebildet, das aber auch nur sehr langsam verkaufen konnte, so-

daß zuletzt der Nominalbetrag des Anlehens reduziert werden mußte. Die ganze Operation war ein Mißerfolg. Von den nicht begebenen Stücken verpfändete die Finanzverwaltung in der Folge einen Teil in Depotgeschäften, was zu sehr unangenehmen Kontroversen mit der Staatsschuldenkontrollkommission und dem Abgeordnetenhaus führte. Der Rest der durch das Finanzgesetz von 1864 aufzubringenden Schuldsumme wurde im November durch ein 5 jähriges 5 perzentiges Steueranlehen zum Kurse von 87 aufgebracht.

Die vielen Widrigkeiten und die große Arbeit hatten bis dahin die innerlich heitere Gemütsverfassung meines Vaters nicht wesentlich getrübt, wenn er sich auch keine Illusionen über den allmählichen Niedergang des Ministeriums machte. Er hielt sich im ganzen frisch und gesund. Im Sommer wohnten wir in diesen Jahren in Baden bei Wien, einem sehr angenehmen Aufenthalt, dazwischen ging mein Vater für ein paar Wochen nach Gastein oder auf eine Tour ins Hochgebirge, für das er immer eine große Liebhaberei hatte. Im November 1864, als der Friedensschluß mit Dänemark unmittelbar bevorstand, trat der Reichsrat wieder zusammen. Kurz vorher hatte Graf Rechberg seine Demission gegeben und war durch Graf Mensdorff ersetzt worden. Rechbergs Stellung war durch die deutschen Ereignisse erschüttert, er hatte den Frankfurter Fürstentag nicht gebilligt, wollte keinen ernsten Konflikt mit Preußen, fand aber trotzdem bei diesem in der Frage der Zolleinigung mit Österreich eine ablehnende Haltung, die deutschen Mittelstaaten fühlten sich durch ihn verletzt, die populäre deutsch-nationale Strömung war mit seiner Politik in der Herzogtümerfrage unzufrieden, im Abgeordnetenhause war er deshalb den stärksten Angriffen ausgesetzt, für Galizien vertrat er aus Rücksichten für Rußland die Fortdauer des Belagerungszustandes, die alte Rivalität mit Schmerling hatte immer bestanden, er selbst hatte die Empfindung der Unhaltbarkeit seiner Stellung. Mein Vater hatte sich ihm in einzelnen Fragen der auswärtigen Politik im Interesse der Erhaltung des Friedens genähert und schätzte ihn persönlich hoch. Rechberg war es, der, soviel ich mich erinnere, selbst den Grafen Mensdorff zu seinem Nachfolger vorschlug. Ein feiner, unentschlossener Mann, der eigentlich gar kein Politiker war und für das heikle Verhältnis zu Preußen kein Programm mitbrachte, dadurch wuchs der Einfluß von Moriz Esterházy auf die auswärtige Politik. Die Krise hatte sich ziemlich lange hingezogen und das Ansehen des Ministeriums nicht erhöht, das angesichts der oppositionellen Haltung des Abgeordnetenhauses in der Kampfperiode der neuen Session eine Verstärkung seiner Autorität bedurft hätte. Am 17. November legte der Finanzminister zunächst den Rechnungsabschluß für 1862 vor, der nicht allzu ungünstig lautete, der präliminierte Abgang von 97,8 Millionen war infolge besserer Steuereingänge auf 74,9 Millionen gesunken. Das Budget für 1865, das gleichzeitig eingebracht wurde, veranschlagt die Gesamtausgaben mit 548,7 Millionen (wovon 60 Millionen Schuldentilgung, davon 39 Millionen an die Bank), die Einnahmen mit 518,2, Abgang 30,5 Millionen, zu dessen Deckung in erster Linie die dänische Kriegsentschädigung im Betrage von 18 Millionen heranzuziehen wäre. Gleichzeitig legte der Finanzminister ein neues großes Reformprojekt für die direkte Besteuerung des Reichsrats vor. Die Grundsteuer sollte zwar das Prinzip der Parzellenertragsschätzung nach Kulturen und Klassen beibehalten, aber im ganzen eine Repartitionssteuer werden mit starker Heranziehung der Steuerträger zu den Veranlagungskommissionen. Ebenso sollte die Erwerbs-

steuer eine Repartitionssteuer werden, der fixe Tarif sollte entfallen, die durchschnittliche Ertragsfähigkeit sollte in Klassen mit Minimalsätzen festgestellt und die Steuer nach Feststellung der geforderten Hauptsumme auf die Steuerpflichtigen verteilt werden. Die Rentensteuer sollte eine Kapitalzinssteuer mit mäßigem Steuersatz werden. Das Hauptgewicht aber legte der Finanzminister auf die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer neben den Ertragssteuern. Soweit die Staatsbedürfnisse durch Steuererhöhungen gedeckt werden sollten, sei die einfache Erhöhung der Objektsteuern, welche nicht genug Rücksicht auf die individuelle Wirtschaftsführung und -Ergebnisse der Steuerpflichtigen nehmen, nicht empfehlenswert, man müsse vielmehr dafür eine elastische Personaleinkommensteuer mit Berücksichtigung aller individuellen Momente, namentlich der Schuldzinsen, neu einführen. Zu diesem Behuf beantragte er eine allgemeine Klassensteuer für Einkommen zwischen 365 und 1500 Gulden und eine Einkommensteuer für Einkommen von 1500 Gulden aufwärts mit einer mäßigen Progression von 1 bis 2 % des Einkommens. Auch für diese Steuern sollte im jährlichen Finanzgesetz eine Kontingentsumme ausgesprochen werden und danach die Verteilung erfolgen. Dies war ein großer Schritt in der Reform der direkten Besteuerung, und wenn auch dieses Projekt geradeso wie sein Vorgänger parlamentarisch nicht erledigt wurde, so bildet es mit seinen ausgezeichnet gearbeiteten Motivenberichten einen Denkstein in der Geschichte unserer Steuerreform, die sich schließlich in den dort vorgezeichneten Bahnen bewegte.

Die politische Spannung zwischen dem Ministerium und den Führern des Abgeordnetenhauses nahm gleich zu Beginn der Session scharfe Formen an, als Schmerling es ablehnte, ein Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit einzubringen. Die darauf folgende Adreßdebatte war einfach ein Frontangriff gegen die Regierung. Die auswärtige Politik, der unbefriedigende Stand der ungarischen Krise, die ablehnende Haltung der Regierung gegenüber den weitgehenden Forderungen nach dem freiheitlichen Ausbau der Verfassung, die schlechten Finanzen, alles das und noch manches kleinere Detail hielten die Redner als Sündenregister der Regierung vor. Daß die Minister gereizt antworteten, war begreiflich. Mein Vater hatte sich insbesondere gegen eine heftige Rede *Dr. Herbsts* zu verteidigen, der an der Hand der außerordentlichen Einnahmen, wie Staatsgüterverkauf und Anlehensreste, ein viel höheres Defizit berechnete, als es im Exposé des Finanzministers dargestellt war, worauf dieser nicht mit Unrecht auf die Unlust des Abgeordnetenhauses gegen jede energische Finanzreform im Wege von Steuererhöhungen oder Einführung neuer Steuern sowie auf die außerordentliche Last hinwies, die die Rückzahlung der Bankschuld dem Staat auferlegte, 140 Millionen in Zeiten finanzieller Beengung und wirtschaftlicher Depression binnen vier Jahren zurückzuzahlen, sei eine ganz ungewöhnliche Mehrbelastung des Staatsschatzes, die man bei einer allgemeinen Beurteilung der Finanzen wohl in Betracht ziehen müsse. Die üble Laune des Abgeordnetenhauses zeigte sich gleich darauf, indem dasselbe die von der Regierung für die ersten sechs Monate des Jahres 1865 geforderte Bewilligung der Fortdauer der außerordentlichen Steuerzuschläge zunächst nur für drei Monate zugestand. Der Belagerungszustand in Galizien und die strafgerichtliche Verfolgung des Abgeordneten Rogawski durch das Lemberger Militärgericht gaben Anlaß zu einer neuen gereizten Debatte im Abgeordnetenhause.

Nun kamen die Anträge der Staatsschuldenkontrollkommission, die mit der Finanzverwaltung fortwährend in Streit lag, zur Beratung, ihre Anträge enthielten eine Reihe von scharfen Tadelsvoten gegen den Finanzminister, von denen die meisten von dem zu ihrer Beratung eingesetzten Ausschuß des Abgeordnetenhauses aufgenommen wurden. Drei Tage dauerte die Debatte über die einzelnen Punkte, der Finanzminister ergriff fast zu jedem das Wort zu seiner Verteidigung, unterlag aber regelmäßig. Er bestritt der Staatsschuldenkontrollkommission das Recht, zu beurteilen, ob eine bestimmte Anlehensform zweckmäßig, ob der erzielte Kurs günstig oder ungünstig gewesen sei, sie habe nur die Durchführung der Anlehensgeschäfte zu überwachen und nur über diese Kontrollfunktionen ihre etwaigen Wahrnehmungen an das Abgeordnetenhaus zu berichten. Die materielle Rechtfertigung der Anlehensoperationen habe der Finanzminister erst bei Vorlage des Rechnungsabschlusses zu geben. Ebenso bekämpfte er die Behauptung, daß die Schuldurkunde über das *a conto* des englischen Anlehens abgeschlossene Vorschußgeschäft der Kontrollkommission hätte zur Kontrasignatur vorgelegt werden sollen, diese habe nur wirkliche Anlehensobligationen, die im Druck angefertigt werden, zu kontrasignieren. Der Hauptstreit drehte sich um die Depotgeschäfte, das waren Vorschußgeschäfte gegen Verpfändung von nicht begebenen Obligationen schon bewilligter Anlehen, wozu die Finanzverwaltung angesichts der Lage des Staatskredits und des Geldmarktes zur Aufbringung dringend benötigter Mittel wiederholt schreiten mußte. Die Kontrollkommission und das Abgeordnetenhaus wollten in jedem Depotgeschäft ein selbständiges Anlehensgeschäft erblicken, das der Kontrolle der Kommission unterstehe, während einige so weit gingen, sie überhaupt als ungesetzlich anzusehen. Der Finanzminister gab zu, daß ein Vorschußgeschäft, welches die Staatsschuld vermehrt, der Kontrolle unterliege, die Depotgeschäfte auf Grund von im Besitz des Staates befindlichen Effekten aber gehörten dem inneren Kassendienst an und könnten nicht in den Bereich der Staatsschuldenkontrolle gezogen werden. Die Debatte war sehr gereizt, und nachdem die Beschlüsse gegen den Finanzminister gefaßt waren, erklärte dieser ganz ruhig, daß die Regierung solche Beschlüsse in Erwägung ziehen werde, ihnen aber darüber hinausgehende maßgebende Wirkung nicht einräumen könne. Darüber große Bewegung, und in der darauf folgenden Sitzung stellte Giskra den Antrag, einen eigenen Ausschuß über diese die Rechte und das Ansehen des Abgeordnetenhauses verletzende Erklärung einzusetzen. Der Antrag wurde angenommen, der Ausschuß wurde gewählt, hat aber niemals einen Bericht erstattet. So blieb der Zwischenfall zwar ohne Folgen, aber die Verbitterung war gestiegen. Der Finanzminister hatte im Laufe der Session einen Gesetzentwurf eingebracht, durch welchen die unteren Stufen der in Siebenbürgen bestehenden Personalsteuer, einer Art Kopfsteuer, angesichts der Armut der untersten Steuerpflichtigen und der tatsächlichen Uneinbringlichkeit dieser Steuersätze ermäßigt werden sollten. Herbst und Brestel bekämpften auch diese Vorlage und wandten sich namentlich dagegen, daß der etwa 400 000 Gulden betragende Ausfall von den übrigen Ländern getragen werden sollte, diesmal gelang es jedoch dem Minister und den siebenbürgischen Abgeordneten, die Vorlage gegen diese kleinliche Opposition zu retten.

Um für die Budgetberatung, die sich bisher immer in das schon laufende Finanzjahr hineinzog, endlich auch einmal vor Beginn der Gebarungsperiode

Raum zu schaffen, entschloß sich die Regierung, während noch das Budget für 1865 in Beratung stand, auch noch das Budget für 1866 einzubringen. Der Finanzminister unterbreitete die Vorlage am 18. Februar 1865, die Gesamtausgaben waren mit 542,5 Millionen Gulden angesetzt, darunter 66 Millionen Schuldentilgung, die durch Veräußerung von Staatseigentum und Anlehensreste gedeckt werden sollten, die Gesamteinnahmen wurden mit 512,9 Millionen veranschlagt, Abgang 29,6 Millionen. Zugleich sprach der Finanzminister im Namen der Regierung die Bereitwilligkeit zu weiteren Ersparungen aus gegen Einräumung einer größeren Bewegungsfreiheit innerhalb der bewilligten Kredite. Das Haus nahm diese vorzeitige Vorlage des nächstjährigen Budgets unwillig auf und sah darin einen unkonstitutionellen Hinterhalt und eine Störung der schon im Gange befindlichen Ausschlußberatung des Budgets für 1865. Hier hatte sich eine kleine innere Krise abgespielt. Im Januar hatte der Ausschluß beschlossen, der Regierung das Budget mit der Aufforderung zurückzustellen, umfassende Ersparungen vorzunehmen, die er mit 22 Millionen in Aussicht nahm. Graf Vrints bemühte sich in guter Absicht, einen Ausweg aus dieser unmöglichen Situation zu finden, er wollte Verhandlungen zwischen Regierung und Finanzausschuß einleiten, welche Pauschalabstriche an Stelle der rücksichtslosen Einzelabstriche bei den verschiedensten Positionen setzen sollten. Die Regierung lehnte es ab, im vorhinein sich ziffermäßig zu binden, und stellte, in Übereinstimmung mit der Äußerung des Finanzministers in seinem Exposé, die Gegenforderung auf Gestattung von Virements in einzelnen Hauptposten der Verwaltung und auf Sicherung, daß es für die nächsten zwei Jahre bei den zu vereinbarenden Abstrichen auch wirklich sein Bewenden habe. Da der Ausschluß darauf nicht eingehen wollte, erschienen die Minister für einige Zeit nicht mehr im Ausschusse. Zuletzt scheiterten alle Ausgleichsversuche, der Antrag Vrints wurde abgelehnt, und die Ausschlußberatung des Budgets für 1865 ging ihren Weg weiter mit ihren großen und kleinen Abstrichen bei den einzelnen Posten. Keine neuen Steuern und keine Anlehen war die Parole, die Abstriche betrugen 26,8 Millionen, davon 17,8 bei der Armee und 1,7 bei der Marine, während die Regierung für die Armee nur 11 Millionen zugestehen wollte. Der Mannschaftsstand war in den letzten Jahren bedeutend vermindert worden, zuletzt war infolge der Abstriche die österreichische Kavallerie um ein Drittel reduziert. Der Ausschlußbericht beantragte, in mehreren Teilen des Budgets das Virement innerhalb der einzelnen Kapitel zu gestatten, ohne Rücksicht auf die Unterteilung in Paragraphen. Gewiß ein für die Ordnung im Staatshaushalt schlechtes System, wie es auch ein Mangel der damaligen Budgetierung war, die Kosten der Armee in einer Gesamtziffer in den Voranschlag einzustellen (nach dem Ausschlußantrag Armee 89,9). Die Minister versuchten in der Spezialdebatte, die Abstriche zu bekämpfen, hatten aber keinen Erfolg, die Ausschlußanträge wurden fast alle angenommen. Bald darauf folgte die Debatte über den Handelsvertrag mit dem Zollverein. Hier hatte der Finanzminister einen entschiedenen rednerischen Erfolg. Der Regierungsvertreter Freiherr v. Hock, ein ausgezeichnete Fachmann, aber etwas doktrinär, provozierte eine Reihe ungegründeter Angriffe gegen seine Person, seine Nerven ließen ihn im Stich, und er bat im offenen Haus um die Erlaubnis, die Vertretung des Vertrags niederlegen zu dürfen. Da trat der Finanzminister mit einer improvisierten Rede ein (20. Mai 1865), legte den Fortschritt, der selbst in diesem Ver-

trag lag, nachdrücklich dar, geißelte die Inkonsequenz jener, welche vor kaum zwei Jahren die volle Zolleinigung mit dem Zollverein aus deutschnationalen Gründen verlangt hatten, in welchem Falle gar keine Zollschränken zwischen Österreich und dem Zollverein bestanden haben würden und welche jetzt die schutzzöllnerischen Argumente gegen den Vertrag vorbrachten. Wenn der Vertrag nicht so günstig ausgefallen sei, als wie es alle wünschten, so lag das an dem vorher abgeschlossenen französischen-preußischen Handelsvertrag, der die ganze Handelspolitik des Zollvereins präjudiziert und die Geltendmachung unserer Interessen erschwert habe. Der Vertrag wurde schließlich mit Majorität angenommen, nachdem die Vertagungsanträge, für welche die Führer der Opposition, Herbst, Giskra, Berger, Skene, gestimmt hatten, abgelehnt worden waren. Aber es ging abwärts mit dem Ministerium. Die zunehmende Opposition im Abgeordnetenhaus hatte seine Stellung nach oben erschüttert, und als erstes Symptom eines Systemwechsels wurde eine Kaiserreise nach Budapest zum Besuch einer landwirtschaftlichen Ausstellung unternommen und dort in einer kaiserlichen Ansprache die Einberufung des Landtags in baldige Aussicht gestellt. Die öffentliche Meinung sah darin nicht mit Unrecht eine Abkehr vom zentralistischen System Schmerlings und eine Annäherung an Ungarn. In Wien stieg die Finanznot. Die Beschaffung der Mittel für Deckung der Maicoupons hatte schon große Schwierigkeiten verursacht, und der in der Bankakte vorgesehene Staatsgüterverkauf war jetzt die größte Sorge der Finanzverwaltung. Auf den der Bank überwiesenen Staatsgütern hafteten 45 Millionen und außerdem noch der Rückersatz der aus allgemeinen Staatsmitteln für die Bankschuld vorgeschossenen 11 Millionen, zusammen 56 Millionen. Die sogenannten Bankgüter wurden auf 40—46 Millionen, die freien Domänen auf 15 Millionen geschätzt. Für die Abwicklung des Geschäfts hatten sich zwei Konsortien gemeldet, eins geführt von dem damals noch aufrechten Langrand-Dumonceau, das andere: Deutsche Diskontogesellschaft (Hansebank), Österreichische Kreditanstalt und einige französische Häuser; doch waren ihre Angebote nicht günstig, sie wollten sich nur zur fixen Zahlung von 30 Millionen herbeilassen und sich für den Vorschuß des Restes die Option vorbehalten, dabei bestand der Plan, Aktien und Obligationen auszugeben, welche der Staat zu einem gewissen Kurs an Zahlungsstatt zu übernehmen hätte. Der Finanzminister wollte auf diese Bedingungen nicht eingehen und entschloß sich zu einer großen Kreditvorlage, welche sowohl für die Staatsgüterschuld als für die allgemeinen Staatsbedürfnisse für 1865 und 1866 Vorsorge treffen sollte und die er am 8. Juni im Abgeordnetenhaus einbrachte. Die Vorlage enthielt eine Reihe von Kreditermächtigungen im Gesamtbetrage von 116,8 Millionen. Diese große Ziffer wirkte wie eine Bombe auf das Abgeordnetenhaus und die öffentliche Meinung; doch wenn man näher zusah, mußte man erkennen, daß dieser große Kreditbedarf nichts Außerordentliches und nichts Ungerechtfertigtes enthielt. Vor allem betraf er 63 Millionen für die Staatsgüteroperation, um die Domänen nicht zu verschleudern, und um die Staatsgüterschuld an die Bank zu bezahlen, mußte ein Kreditgeschäft in Aussicht genommen werden, sei es durch freie Begebung eines Anlehens oder durch ein Abkommen mit einem Konsortium über den kommissionsweisen Verkauf der Güter. Die Staatsgüterschuld an die Bank betrug 44,9 Millionen, und zugleich wurde die Kreditermächtigung auch auf die sogenannten freien Domänen ausgedehnt, deren eventueller Erlös,

18 Millionen, schon in den Voranschlag als Einnahme eingestellt worden war, deren Realisierung aber nicht erfolgen konnte, so daß für den auf ihnen haftenden Betrag anderweitig vorgesorgt werden mußte. Damit schieden also schon 63 Millionen als bekannte Posten aus. Die übrigen 53,4 Millionen enthielten zum größten Teil auch ältere Posten. Einmal wurden 16,8 Millionen für Einziehung von Partialhypothekaranweisungen und 4 Millionen für Einziehung von Münzscheinen gefordert, die allerdings früher aus andern Mitteln hätten bestritten werden sollen. Dann war zu refundieren eine frühere, aus Staatsmitteln vorgeschossene Domänenschuldrate von 11 Millionen und zu bedecken ein Kaufschillingsrest aus früheren Güterverkäufen von 1,5. Neu war die Forderung von 7 Millionen zur Abzahlung einer Schuld an die Kreditanstalt, die im Jahre 1865 fällige Steuerwechsel eskontiert hatte, es waren daher Einnahmen des Jahres 1865 vorweggenommen worden, um Abgänge des Jahres 1864 zu decken, und diese Schatzoperation war dem Reichsrat nicht mitgeteilt worden, dies war der anfechtbarste Punkt der Vorlage, schließlich wurden 10 Millionen für die Defizite von 1864 und 1865 sowie ein Nachtrag zu Eisenbahngarantien von 3,4 Millionen verlangt, diese drei letzten Posten betrugen 20,4 Millionen für drei Jahre, während ursprünglich für zwei Jahre 1865 und 1866 ein im Kreditwege zu deckender Abgang von 60 in Aussicht genommen war. Die Erklärung der einzelnen Posten enthält unzweifelhaft auch eine Rechtfertigung, aber der schlechte Gesamteindruck blieb, die öffentliche Meinung gab sich nicht die Mühe, die Natur der einzelnen Posten zu untersuchen, sie hielt sich an die außerordentlich hohe Gesamtziffer, die scheinbar auf einmal aufgebracht werden mußte, was bezüglich der Staatsgüterschuld, die mehr als die Hälfte des Gesamtbetrags ausmachte, bekanntlich nicht der Fall war. Klüger wäre es allerdings gewesen, bei Einbringung des Budgets für 1866 die öffentliche Meinung auf diese Ansprüche vorzubereiten und sie vielleicht in Teilvorlagen zu zerlegen.

Nun ging es Schlag auf Schlag weiter. Einige Tage später fand die Beratung des Antrags Berger über eine neue gesetzliche Interpretation oder vielmehr Abänderung des § 13 der Verfassung (staatliches Notverordnungsrecht) statt. Schmerling wehrte sich mit aller Macht gegen die Anträge des Ausschusses, welcher die Fortdauer der Gültigkeit solcher Verordnungen von der nachträglichen Genehmigung des Reichsrats abhängig machen wollten, erzielte aber gar keinen Erfolg. Die Abstimmung hatte ganz den Charakter eines politischen Mißtrauensvotums gegen die Regierung, welche mit 44 gegen 107 Stimmen unterlag. Im Anschluß an diese Debatte über den § 13 sprach das Abgeordnetenhaus ein Tadelsvotum gegen die Regierung wegen der auf § 13 erlassenen Begünstigungen finanzieller und anderer Art für die neue österreichische Bodenkreditanstalt und die böhmische und ungarische Hypothekenbank aus, die Regierung hatte im Anschluß an jene kaiserliche Verordnung ganz korrekterweise ein Gesetz über die zu gewährenden Begünstigungen eingebracht, um den Vorgang zu legalisieren, das Haus nahm das Gesetz an, votierte aber gleichwohl seine Mißbilligung über die Nichtbeobachtung der gesetzlichen Voraussetzungen des § 13. Unterdessen wurde in Ungarn der gesetzliche Wirkungskreis der Statthalterei wiederhergestellt, die Militärgerichte wurden aufgehoben und mehrfache Änderungen im Personal der Komitatsvorstände vorgenommen. Das Wiener Abgeordnetenhaus sah diese Anzeichen des kommenden

Systemwechsels nicht oder wollte sie nicht sehen, ihm war es nur um den Kampf gegen das Ministerium Schmerling zu tun. Der Finanzausschuß des Abgeordnetenhauses beschloß nach einer sehr heftigen Debatte, in die allgemeine Kreditbewilligung so lange nicht einzugehen, als nicht die Finanzgesetze für 1865 und 1866 in verfassungsmäßiger Weise zustande gekommen seien, und nur für die Erfüllung der Verpflichtungen des Staates im nächsten Monat einen Kredit von 13 Millionen zu bewilligen, mit der Klausel, daß alle darüber ausgestellten Urkunden der Kontrasignatur der Staatsschuldenkontrollkommission unterzogen werden müssen, ohne welche sie rechtsunwirksam seien. Am 21. Juni begann darüber die Plenarberatung. Vorher kamen noch einige Beanstandungen der Staatsschuldenkontrollkommission über nicht rechtzeitige Abwicklung von Depotgeschäften und über einige formelle Gebrechen bei Vorschußgeschäften, die zur Abzahlung der Bankschuld kontrahiert worden waren. Der Finanzausschuß machte sich selbstverständlich die Anträge der Kontrollkommission zu eigen, der Finanzminister bemerkte in seiner Rede, daß manche Differenzen zwischen Kontrollkommission und Finanzministerium hätten vermieden werden können, wenn der Ton der Äußerungen der ersteren ein anderer gewesen wäre. Die Anträge wurden angenommen. Dies war nur das Vorspiel zur Debatte über die Kreditvorlage, der Berichterstatter Herbst begründete die Ausschußanträge in einer langen Rede, die eine Reihe von Vorwürfen gegen den Finanzminister enthielt und die früher angeführten schwachen Seiten der Regierungsvorlage, die eigentlich mehr taktische Fehler waren, scharf kritisierte. Der Finanzminister replizierte gut, wies auf die großen Steuerrückstände der letzten Jahre hin, die es ihm unmöglich machten, allen Bestimmungen der früheren Finanzgesetze nachzukommen und ebenso auf seine Verpflichtung, die Rückzahlungen an die Bank unter allen Umständen zu leisten, wodurch die Lasten der ohnedies nicht günstigen Finanzlage außerordentlich gesteigert worden seien, die vorgeschlagenen 13 Millionen reichten nicht einmal für die allernächsten Bedürfnisse aus, welche schon wegen der aus den Kassebeständen für Teile der Bankschuld und Einlösung von Münzscheinen vorgeschossenen Zahlungen einen größeren Betrag beanspruchen würden. Die Mehrheit nahm die Ausschußanträge, die einer Ablehnung der großen Kreditvorlage gleichkamen, an. Der Finanzminister stellte am nächsten Tage dem Erzherzog Rainer und dem Ministerrat sein Portefeuille zur Verfügung, die indes auf eine partielle Ministerkrise nicht eingingen, da sich die allgemeine Krise als unmittelbar bevorstehend ankündigte. Mein Vater behielt in diesen kritischen Tagen seine Ruhe und schrieb mir ausführliche Briefe über seine parlamentarischen Kämpfe und zugleich über alle Details meines Pariser Aufenthaltes. Am 24. Juni brach die Ministerkrise aus. Infolge der angekündigten Ernennung Georg v. Majlaths zum ungarischen Hofkanzler und des damit kundgegebenen Entschlusses, Ungarn gegenüber eine andere Politik einzuschlagen, gaben Erzherzog Rainer, Schmerling, der Finanzminister, Lasser, Mecsery und Hein ihre Entlassung, welche angenommen wurde, und Graf Beleredi wurde zur neuen Kabinettsbildung berufen. Der Erzherzog reiste sogleich, zunächst, wie es genannt wurde, auf Urlaub ab, und die übrigen Minister wurden dringend aufgefordert, die Geschäfte bis nach Schluß der Reichsratssession fortzuführen. Daß sie sich dazu entschlossen, war eine große Selbstaufopferung, sie hatten die peinliche Situation im Abgeordnetenhause noch volle vier Wochen fortzusetzen, mußten

für ihre Nachfolger die formelle Ordnung der Budgetbeschließung besorgen und bewahrten so diese vor der unangenehmen Aufgabe, selbst noch im Reichsrat zu erscheinen, wodurch ihnen erst recht freie Hand für die folgende parlamentlose Zeit gewährt wurde. Im Herrenhause war noch ein kleines Nachspiel, dort gab der Finanzminister am 23. Juni einen Rückblick auf die Zeit seiner Verwaltung, er wies nach, daß er bisher schon 63 Millionen an der Bankschuld getilgt habe und wie sich trotz der Rückwirkungen des Notstandsjahres 1863 die regelmäßige Gebarung gebessert habe. Und in der Tat war trotz aller Angriffe und trotz der wiederholten Geldklemme des Staatsschatzes unzweifelhaft ein Fortschritt zu konstatieren, zu Beginn des Jahres 1861 notierten *Metalliques* 62 und das Agio stand auf 50, im Juni 1865 war der Kurs der *Metalliques* 70 und das Agio war auf $7\frac{1}{2}$ gefallen. Eine erhebliche Vermehrung der Einnahmen scheiterte an dem Widerwillen des Abgeordnetenhauses gegen jede direkte Steuerreform, und in der letzten Zeit wurde sogar sowohl im Abgeordnetenhaus als im Herrenhause versucht, die rationelle Produktensteuer auf Branntwein wieder zu verlassen und auf die für die Finanzen schädliche Pauschalsteuer zurückzukommen. Große Steuerreformen waren mit diesem Reichsrat überhaupt nicht zu machen. In bezug auf das Kriegsbudget hatte die Finanzkommission des Herrenhauses in Übereinstimmung mit der Haltung der Regierung nur einem Abstrich von 11 Millionen zugestimmt und setzte die Ziffer wieder um 5 Millionen höher. Nun geschah das Unerwartete. Graf Belcredi hatte als eine Bedingung seines Eintritts in die Regierung die Forderung gestellt, den vollen Abstrich des Abgeordnetenhauses anzunehmen, und so mußte derselbe Kriegsminister, der wochenlang im Abgeordnetenhause gegen jenen Abstrich gekämpft hatte, erklären, daß er beauftragt sei, ihn nunmehr anzunehmen. So erschien das noch nicht einmal gebildete neue Ministerium in der populären Rolle der Ersparungspolitik, und das Odium, ihr widerstanden zu haben, fiel auf das demissionierte Kabinett. Unter diesen Umständen einigten sich beide Häuser bald über das Budget von 1865, auch die Herabsetzung des Dispositionsfonds wurde konzedierte, und die abgetretenen Minister mußten noch ihren Namen unter das über ihren Kopf getroffene Abkommen setzen.

Die Wiener öffentliche Meinung war anfänglich geteilt über den Ausgang der Krise. Die Einsichtigen beklagten den Rücktritt des Ministeriums und das Scheitern des ersten konstitutionellen Versuches, den Staat auf einheitlicher Basis zu konsolidieren, die übrigen, und sie waren im Anfang in der Mehrheit, meinten hinwiederum, das Ministerium habe seinen Sturz wegen seiner illiberalen Haltung verdient, die Opposition habe in ihrem Kampfe gegen das Kabinett recht gehabt, man brauche auch für die nächste Zukunft nicht allzu besorgt zu sein. Als aber das Septembermanifest die Sistierung der Verfassung brachte, begann ein deutlicher Umschwung, und man sah die Fehler der liberalen Partei ein, die im Resultat nur für die Verfassungsgegner gearbeitet hatte. Mein Vater war begreiflicherweise sehr verstimmt, er zog sich zurück, las viel, was er in seiner Ministerzeit nicht tun konnte, aber er wollte nicht auf eine weitere öffentliche Tätigkeit verzichten. So ging er im November zum böhmischen Landtag. Er trat zunächst nicht in den Parteiverband, sein letzter Gegensatz zu Herbst hielt ihn von näheren Beziehungen ab, aber eine eigentliche Ranküne lag nicht in seinem Charakter, seine politische Überzeugung stellte ihn auf die Seite der Staatseinheit und gegen den Föderalismus, und dieser folgte er,

üble persönliche Erfahrungen und Verstimmungen gering achtend. Er stimmte ebensowohl gegen die von Graf Nostitz beantragte Einsetzung eines Ausschusses anläßlich der Erlassung des September-Patents als gegen den Zusatzantrag Herbsts, weil er den Landtag überhaupt nicht als kompetent für die Reichspolitik ansah, geradeso, wie es Schmerling im niederösterreichischen Landtage hielt. Die letztere Abstimmung erregte ein gewisses Aufsehen, er kehrte sich aber nicht daran, ebensowenig seine Wähler. Erst als der föderalistische Ausschußantrag über die Adresse dem Landtag vorlag, erschien er in der Parteiversammlung der deutschen Abgeordneten und regte dort den Übergang zur Tagesordnung über die Adresse an. Diese Anregung fand allgemeine Zustimmung, und Herbst erklärte, daß es nur zwei Personen gebe, die diesen Antrag stellen könnten, Fürst K. Auersperg oder Plener. Darauf stellte Plener im Laufe der Debatte diesen Antrag, für den alle Deutschen und die verfassungstreuen Großgrundbesitzer stimmten. Im weiteren Verlauf der Session sprach er gegen einen Adressenantrag Clam, der eigentlich auf eine Oktroyierung einer neuen Wahlordnung hienzielte, mit großem Beifall. So hatte er parlamentarischen Boden und die Sympathien der deutschen Abgeordneten gewonnen.

Die neue Regierung trat mit großem Selbstbewußtsein auf, kam aber nicht vorwärts. In der ungarischen Frage hatte sie kein bestimmtes Programm. Belcredi war ein etwas beschränkter Doktrinär, der den Zentralismus bekämpfen wollte, aber sein Föderalismus war unklar und unpraktisch. Der neue Finanzminister Graf Larisch debütierte mit der Abschaffung der Produktensteuer auf Branntwein, die er selbst im Herrenhaus als die rationelle Steuerform erklärt hatte, und führte eine Pauschalsteuer nach der Leistungsfähigkeit des Gärtaumes, ebenso auch ein Pauschalssystem für die Zuckersteuer nach der Leistungsfähigkeit der Werkvorrichtungen ein, wodurch die Ertragsfähigkeit beider Steuern empfindlich benachteiligt wurde. Dann schloß er in Paris ein Anlehen von 90 Millionen zu den ungünstigsten Bedingungen (faktischer Erlös $61\frac{1}{4}$ für 100 nominal) ab. Als die Staatsschuldenkontrollkommission in ihrem Berichte einige tadelnde Bemerkungen über diese Kreditoperation äußerte, veröffentlichte der Finanzminister einen Vortrag zu seiner Rechtfertigung (8. Juni 1866), in dem er auch gegen seinen Vorgänger einige Vorwürfe erhob, der ihm leere Kassen übergeben hatte. Das Defizit von 1865 sei viel größer gewesen, als es im Finanzgesetz angegeben war, der Staatskredit habe durch die früheren Anlehen und Vorschußgeschäfte gelitten, so daß den Nachfolger keine Schuld träfe. Derselbe Finanzminister hatte kurz zuvor die Banknoten zu 1 und 5 Gulden zu Staatsnoten erklärt, wodurch die Bankakte in ihrem Wesen gebrochen, das staatliche Papiergeld wieder eingeführt und die Regelung der Valuta für lange Zeit unmöglich gemacht wurde (Stand des Silberagio infolge dieser Maßregel Juni 1866 $33\frac{1}{2}$). Kurz vorher hatte er das für die Finanzen sehr oneröse Domänenanlehen mit der Bodenkreditanstalt abgeschlossen. Es war jedenfalls eine starke Verkennung der eigenen unglücklichen Hand, in einem solchen Augenblick Vorwürfe gegen seinen Vorgänger zu erheben. Mein Vater, der gegen offiziöse Zeitungsangriffe ähnlicher Art nicht reagiert hatte, nahm diesmal die Sache ernster und verfaßte eine finanzielle Denkschrift, um die Angriffe seines Nachfolgers zurückzuweisen. Um die Oberflächlichkeit jener Anwürfe zu beweisen, brauchte er nur auf seine große Kreditvorlage hinzuweisen, die die Bedürfnisse der Finanzen offen und

vollständig dargelegt hatte und wesentlich deshalb vom Abgeordnetenhaus nicht in Beratung gezogen wurde, weil die von diesem beschlossenen Ersparungen im Militäretat damals noch nicht durch die Zustimmung der Regierung sichergestellt waren. Er zeigte, daß die Anlehenskurse, die er in Zeiten des wirtschaftlichen Notstandes in Österreich und des ganz ungewöhnlichen hohen europäischen Zinsfußes erzielte, noch immer wesentlich günstiger waren als das mit Recht so getadelte Pariser November-Anlehen des Grafen Larisch, verbreitete sich dann über mehrere Detailfragen und verwahrte sich dann am Schluß gegen ein Vorgehen, das zur Abwehr eines von dritter Seite (der Staatsschuldenkontrollkommission) vorgebrachten Tadel's Beschuldigungen gegen den Amtsvorgänger, der sich ganz zurückgehalten habe, erhebt und das so in wenig neidenswerter Weise von der traditionellen Haltung aller bisherigen Finanzminister, ja überhaupt aller Staatsmänner Österreichs abweiche. Mein Vater überreichte diese Rechtfertigungsschrift Seiner Majestät und stellte zugleich deren Veröffentlichung in Aussicht. Er gab sie auch in Druck, der sich etwas verzögerte, unterdessen war der Krieg ausgebrochen, die traurigen Nachrichten von den böhmischen Schlachtfeldern hatten einen so erschütternden Eindruck auf alle gemacht, daß mein Vater in einer solchen von der allgemeinen Not des Vaterlandes erfüllten Lage von der Veröffentlichung einer schließlich doch persönlichen Beschwerde absah.

Als guter österreichischer Patriot litt er buchstäblich unter den Ereignissen des Sommers 1866. Im Oktober kam er für ein paar Wochen nach Paris, um mich zu besuchen. Der Pariser Aufenthalt und die neuen Eindrücke taten ihm gut. Von dort ging er nach Prag zum böhmischen Landtag. In der dortigen Adreßdebatte brachte Graf Heinrich Clam unter anderem auch Vorwürfe gegen die frühere Finanzverwaltung im Sinne des erwähnten Larisch'schen Vortrages vor. Mein Vater replizierte ziemlich gereizt, sprach auch von seiner dem Kaiser überreichten Denkschrift und von den Gründen, warum er sie nicht publiziert habe. Er hatte großen Beifall, und das Komische in der Sache war, daß Herbst in seiner darauf folgenden Rede die Finanzverwaltung meines Vaters, die er im Wiener Abgeordnetenhaus so scharf kritisiert hatte, nunmehr gegen die Angriffe Clams verteidigte. Solche Vorkommnisse gemeinsamen Kampfes gegen einen gemeinsamen Gegner bringen immer eine Annäherung der auf derselben politischen Linie stehenden Männer mit sich, und so sprach mein Vater bei dem Parteibankett der deutschen Abgeordneten unter großem Beifall schon als einer ihrer anerkannten Wortführer. Die Landtage waren Anfang Januar 1867 aufgelöst worden, um die Konstituierung eines außerordentlichen Reichsrates zu ermöglichen. Aber der Plan wurde rasch zunichte, Belcredi mußte abtreten, der ungarische Ausgleich wurde abgeschlossen und die Rückkehr zum verfassungsmäßigen Reichsrat verkündet. Infolge der Krise wurde der böhmische Landtag zweimal aufgelöst, die Wiederwahl Pleners in der Egerer Handelskammer erfolgte mit einer großen Vertrauenskundgebung, und ebenso wählte ihn der zweite böhmische Landtag, in dem diesmal die Verfassungstreuen die Mehrheit hatten, ins Abgeordnetenhaus. Mein Vater hatte sich in diesem parlamentarischen Treiben bald zurechtgefunden und galt als eine anerkannte Respektsperson in der Partei. Beust, der nach dem Sturz Belcredi's auch die ganze innere Politik in der Hand hatte, suchte Anknüpfung mit einflußreichen Abgeordneten. Mein Vater kam bald in einen ziemlich regen

Verkehr mit dem Minister, der alle Liebenswürdigkeit und alle möglichen politischen Versprechungen aufbot, um die Abgeordneten für die Annahme des ungarischen Ausgleichs günstig zu stimmen. Die meisten der alten Zentralisten sahen ein, daß ein Kampf gegen die vollzogene Tatsache des Dualismus aussichtslos und unpolitisch gewesen wäre, aber es blieb begreiflicherweise ein Gefühl der Bitterkeit namentlich bei solchen zurück, welche, wie er, die als Kompensation gebotenen liberalen Errungenschaften der neuen Staatsgrundgesetze nicht so hoch einschätzten als das verlorene Gut der Reichseinheit. Das kam zum Beispiel sehr deutlich zum Ausdruck in seiner Rede in der Adreßdebatte (3. Juni 1867), in der er beklagte, daß der Ausgleich in Ungarn abgeschlossen wurde, ohne vorher dem Reichsrat zur Zustimmung vorgelegt worden zu sein. Im weiteren Verlauf dieser Debatte polemisierte er mit überlegener Ironie gegen den Finanzminister Becke (4. Juni), der in seiner frivolen Art sehr optimistisch über die Finanzlage sprach und dabei einige Rekrimationen über die Vergangenheit vorbrachte. P. hielt ihm nun das gerade von ihm negozierte klägliche Pariser Anlehen und alle die unglücklichen Finanzmaßregeln der Sistierungsperiode unter dem Beifall des ganzen Hauses vor, als Improvisation war die Rede ein großer Erfolg. Er wurde, außer in verschiedene Ausschüsse, in die Deputation gewählt, welche mit der parallelen ungarischen Deputation über die Beitragsleistung zu den gemeinsamen Ausgaben und über die Staatsschuld zu verhandeln hatte. Das von der österreichischen Regierung vorgelegte Material war lückenhaft und teilweise unrichtig, Finanzminister Becke oberflächlich und unverlässlich, Beust verstand von Finanzen nichts, ihm war es nur darum zu tun, daß überhaupt etwas zustande komme. Mein Vater arbeitete ein Memorandum aus, in dem er die Steuervorschreibung und nicht die Steuerabstattung als Grundlage der Leistungsfähigkeit beider Teile nahm und auch den Bevölkerungsschlüssel heranziehen wollte. Er gehörte in der Deputation überhaupt zu der unnachgiebigeren Gruppe, stimmte aber schließlich der Vereinbarung von 70 : 30 zu. Dagegen war er in der Staatsschuldfrage nicht zu bewegen, den schließlichen Abmachungen der beiden Regierungen zuzustimmen, er war das einzige Deputationsmitglied, das dagegen stimmte. Im November kamen die Ausgleichsgesetze vor das Abgeordnetenhaus. Seine Rede über die Delegationen wurde viel beachtet, sie enthielt eine scharfe Kritik dieses staatsrechtlichen Unikums, kam aber doch zum Schluß, daß, wie die Dinge einmal liegen, nichts anderes übrig bleibe, als das Gesetz über die gemeinsamen Angelegenheiten anzunehmen. Noch positiver für den Ausgleich war seine Rede über die Quote und das Zoll- und Handelsbündnis (10. Dezember 1867), er wandte sich gegen die kleine Gruppe, welche dagegen Opposition machte, aber doch nicht den Mut hatte, die Verwerfung zu beantragen, in schweren Zeiten müsse man die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, um endlich zu einer Konsolidierung der Monarchie zu kommen. Der Annahme der Ausgleichsgesetze war die Beschließung der neuen Staatsgrundgesetze vorhergegangen, an deren Diskussion sich P. nur bei dem Gesetz über die Reichsvertretung beteiligte, indem er vom Standpunkte der Februar-Verfassung und der Staatseinheit den § 11 kritisierte, der nur eine taxative Aufzählung der Kompetenzgegenstände des Reichsrats aussprach und alles übrige den Ländern überließ. An den Debatten über konfessionelle Angelegenheiten und Aufhebung der Todesstrafe nahm er keinen Teil. Die Annahme aller

neuen Verfassungsgesetze hatte nun die neue politische Situation geschaffen, der durch Berufung eines parlamentarischen Ministeriums nunmehr der formelle Ausdruck gegeben werden sollte. Mit geringen Schwierigkeiten gelang es Beust, der damals alle Fäden in der Hand hatte, das neue Kabinett unter dem Vorsitz des Fürsten Karl Auersperg zustande zu bringen. Das neue Kabinett war aus hervorragenden Parlamentariern gebildet, hatte aber innerlich keinen rechten Zusammenhalt. Fürst Auersperg hielt fest zur einheitlichen Verfassung und war ein entschiedener Gegner der föderalistischen Bestrebungen und des böhmischen Staatsrechts. Sein Selbstbewußtsein vertrug die Patronanz Beusts nicht, dabei war er ungeschickt in der Behandlung der Menschen und trieb durch seine Schroffheit viele Anhänger der Verfassung im böhmischen Adel ins gegnerische Lager. Von den Abgeordneten, die in das neue Ministerium eintraten, waren Giskra und Herbst unzweifelhaft ganz außergewöhnlich begabte Männer, aber zu Ministern waren sie beide nicht geeignet. Giskra, ein impetuöser Redner, der eigentlich noch von der Phraseologie des Jahres 1848 erfüllt war, besaß eine große Gewandtheit und Raschheit der Auffassung, wenn nötig, war er auch ein intensiver Arbeiter, wie er dies in seinen Ausschußberichten über das Militärbudget gezeigt hatte, aber unstet und nervös, er konnte ebenso liebenswürdig als höchst unangenehm sein. Herbst, ein durchdringender Verstand, scharfer Dialektiker, ausgezeichnete Redner, wenig konstruktiv, große Arbeitskraft, dabei aber ohne eigentlichen politischen Mut, er wollte nie zuerst eine Verantwortung übernehmen und lavierte oft lange, bis er zur Feststellung seiner Haltung kam. Seine Stellung war im Lauf der Jahre außerordentlich gewachsen, im Sommer hatte er selbst an das Ministerpräsidium gedacht, ohne darum seine Haltung in der Konkordatsfrage aufzugeben, zuletzt hätte er vielleicht lieber die Finanzen genommen und war nun über das Justizportefeuille nicht sehr erfreut. Beide waren von dem Bestreben nach Popularität ganz erfüllt, und ihr intimer Verkehr mit der Journalistik brachte manche Unzukömmlichkeiten mit sich. Brestel, ein braver, tüchtiger Mann, der Ordnung und Sparsamkeit als die Hauptrichtschnur seiner Finanzverwaltung aufstellte. Hasner, ein feiner Kopf, liberaler Doktrinär der guten Art, mehr Gelehrter als Politiker. Berger von ungewöhnlicher Begabung, allzu kritisch, der nicht bloß die Fehler der Gegner, sondern auch die Schwächen der eigenen Partei erkannte. Der Ackerbauminister Graf Potocki ein lebenswürdiger polnischer Grandseigneur ohne politische Klarheit, Graf Taaffe damals noch sehr jung und anfänglich ganz unter dem Einfluß Beusts. Mein Vater, der das Handelsministerium übernommen hatte, hegte gleich von Anfang an Zweifel darüber, ob das neue Kabinett seine Einigkeit erhalten und das Vertrauen des Kaisers gewinnen werde. Er warf sich mit großem Eifer auf sein neues Ressort, von dem ihn in erster Linie die Eisenbahnangelegenheiten am meisten anzogen. Er wollte zunächst eine Herabsetzung der Tarife herbeiführen, verhandelte darüber sowohl mit den alten Bahnen als den in der Sistierungsperiode konzessionierten, deren Konzessionen noch immer nicht parlamentarisch anerkannt waren, erreichte aber im Wege der Vereinbarung kein rechtes Resultat. An zwei Vorlagen der früheren Regierung über die böhmische Nordwestbahn (Prag—Komotau—Eger) und die österreichische Nordwestbahn nahm er wesentliche Änderungen vor, erweiterte die Konzessionsbedingungen, um eine Konkurrenz von Offerenten herbeizuführen. Im Abgeordnetenhaus und noch mehr in der

Presse arbeiteten die verschiedenen Konzessionswerber für ihre Pläne mit allen möglichen Mitteln. Der Handelsminister hatte einen schweren Stand, namentlich gegenüber der mächtigen Gruppe der Staatseisenbahngesellschaft, er ließ sich auch durch gehässige Zeitungsangriffe nicht irre machen und verließ, nachdem er die Gesetzentwürfe in seinem Sinn durchgebracht hatte, die eine Konzession an die Buschtiehrader Bahn, die andere an ein Konsortium Habersalm. Um seinen Bestrebungen für Tarifiermäßigungen eine gesetzliche Waffe zu sichern, brachte der Handelsminister einen Gesetzentwurf ein, wonach Maximaltarifsätze gesetzlich festzustellen und Verhandlungen mit den Gesellschaften über tunlichste Herabsetzung der Tarife einzuleiten waren. Sollte binnen einer bestimmten Frist keine Vereinbarung darüber zustande kommen, so habe die Regierung ihre Vorschläge dem Reichsrat vorzulegen. Eisenbahnen, deren Tarife so im Gesetzgebungswege festgestellt wurden, haben Anspruch auf billige Entschädigung, sofern ihre Einnahme infolge der Tarifiermäßigung den Durchschnitt der letzten 7 Jahre nicht erreicht, über die Höhe der Entschädigung habe ein Schiedsgericht zu entscheiden. Der Entwurf, der vom privatrechtlichen und individualistischen Standpunkt aus einigen Widerspruch fand, wurde von der großen Mehrheit des Hauses angenommen, begegnete aber im Herrenhause großem Widerstand, Schmerling erklärte ihn für eine Verletzung erworbener Rechte und der wirtschaftlichen Freiheit, er gehöre zur Kategorie der behördlichen Preistaxen usw. Der Handelsminister verteidigte den Entwurf mit großer Wärme, wies auf den gemeinwirtschaftlichen Charakter der Eisenbahnen, deren privilegierte Stellung nur durch öffentliche Leistungen zu rechtfertigen sei, und auf die Pflicht des Staates gegenüber dem übermächtigen Kapital, für die Interessen der Allgemeinheit einzutreten. Herbst unterstützte ihn sehr gut, aber trotzdem wurden die Abänderungsanträge Schmerlings angenommen, welche sowohl durch die Bestimmungen über die Entschädigung als durch die alternative Eröffnung des ordentlichen Rechtsweges die Bedeutung des ganzen Gesetzes wesentlich abschwächten, was wohl auch der Grund sein wird, warum das Gesetz nicht sanktioniert wurde. Ein Gesetz über die Handelskammer, das heute noch die Grundlage dieser Institution ist, wurde unter allgemeiner Zustimmung angenommen. Ebenso legte der Handelsminister den neuen Handelsvertrag mit dem Zollverein vor, der ohne Anfechtung votiert wurde. Ende Juni schloß die Session, die für das neue Ministerium erfolgreich verlief, die konfessionellen Gesetze hatten allgemeinen Beifall, und die Herrenhausdebatte darüber gab Anlaß zu einer großartigen Demonstration in Wien.

Der Sommer ließ sich weniger günstig an, der Episkopat lief Sturm gegen die kirchenpolitischen Gesetze, in Böhmen, wo die Czechen eine wilde Opposition machten, wurde der Ausnahmezustand verhängt, und in Galizien führte die auf größere Autonomie abzielende Landtagsresolution und das gescheiterte Projekt einer Kaiserreise zu einer ernsten Verwicklung. Fürst Auersperg, der überhaupt schon unzufrieden und mit der Einführung der polnischen Gerichtssprache durch Herbst nicht einverstanden war, wobei ihm der Handelsminister zustimmte, gab seine Entlassung, namentlich als Beust einen dilettantischen Ausgleichsversuch in Prag auf eigene Faust unternommen hatte. Er schlug seinen Bruder Adolf als Nachfolger vor, den die übrigen Minister nicht akzeptierten. Daraufhin wurde Taaffe provisorisch mit dem Vorsitz im Ministerrat betraut. Der Hauptgegenstand der Winter-

session (1868/69) war das neue Wehrgesetz, das von einem kleinen, aber von *Dr. Sturm* sehr gut geführten Teil der Verfassungspartei bekämpft wurde. Herbst fürchtete für seine Popularität und gab plötzlich seine Entlassung, die übrigen Minister hatten die größte Mühe, ihn wieder davon abzubringen. Der Handelsminister brachte im März 1869 eine große Vorlage über ein ganzes Netz neuer Bahnen ein, die Wünsche der Abgeordneten gingen aber so vielfach auseinander und noch über die Vorlage hinaus, daß sie nicht zustande kam, nur einige Linien wurden beschlossen: Ausbau der Franz-Josef-Bahn (Gmünd-Prag), Przemyśl-Lupkow, Villach-Franzensfeste, St. Peter-Fiume u. a. Außerdem erhielt der Handelsminister die Ermächtigung, nicht garantierten Bahnen eine 30 jährige Steuerbefreiung zu gewähren und so im administrativen Wege neue Linien ins Leben zu rufen. Eine sehr langwierige und unangenehme Verhandlung war die Angelegenheit der sogenannten englischen Nachtragskonvention. Das Sistierungsministerium hatte im Jahre 1865 einen Handelsvertrag mit England abgeschlossen, der durch das Zoll- und Handelsbündnis mit Ungarn gesetzlich rezipiert wurde und der bestimmte, daß die österreichischen Gewichtszölle die englischen Importe mit nicht höher als mit 25 % und ab 1870 mit 20 % des Wertes der Ware treffen sollten. Zur erforderlichen Durchrechnung des Tarifs wurde eine Kommission eingesetzt, die begreiflicherweise auf die größten Schwierigkeiten stieß, so daß (8. September 1867) Beust und Becke eine neue Vereinbarung trafen, wonach für Baumwoll- und Schafwollwaren die britischen Importeure die Wahl haben sollten, statt der Gewichtszölle Wertzölle von 15 bis 20 % bei Baumwolle und 15 % bei Schafwolle zu entrichten. Dies sollte nun in Form einer Nachtragskonvention als Zusatz zum Vertrag von 1865 formell festgelegt werden. Das österreichische Ministerium weigerte sich, diesem Vorschlag zuzustimmen, der Handelsminister arbeitete selbst eine Denkschrift aus und wies nach, daß alsdann alle wohlfeilen Waren nach dem Wertzoll behandelt werden müßten. Die Engländer genossen jetzt schon die ermäßigten Sätze des neuen Zollvereinsvertrags, hätten daher keinen Grund zur Beschwerde. In industriellen Kreisen und im Abgeordnetenhaus gab sich eine große Opposition gegen die Konvention kund, auf der andern Seite wollte Beust um jeden Preis sein Wort gegenüber England einlösen. Der Handelsminister vertrat den Standpunkt, daß, wenn er die Nachtragskonvention dem Hause vorlege, er nicht dafür eintreten werde, und wollte es ruhig auf ihre Verwerfung ankommen lassen. Das machte auf die bis dahin unnachgiebigen Engländer doch einen gewissen Eindruck, es fanden neue Verhandlungen statt, der Handelsminister proponierte eine Herabsetzung der Gewichtszölle des Vertragstarifs auf Baumwollwaren und für gewalkte Schafwollwaren erst 18 Gulden, ab 1872 15 Gulden. Diese Propositionen wurden vom Abgeordnetenhaus zugleich mit der formellen Ablehnung der Nachtragskonvention angenommen, so daß den Engländern nichts übrig blieb, als sie in einem neuen Vertrag auch anzunehmen. So endete diese unerquickliche Angelegenheit mit einem Erfolg unsererseits. Im April 1869 vollzog sich im Schoße des Kabinetts eine interessante Personalveränderung.

Anläßlich der Verhandlung des Verfassungsausschusses über die galizische Resolution entstanden Differenzen im Ministerium, ein Teil, Taafe und Berger waren mit Zustimmung Beusts für ein Entgegenkommen, während namentlich Giskra einen ablehnenden Standpunkt vertrat. Diese internen Zerwürfnisse

setzten sich während der Osterferien in einer gereizten Zeitungspolemik fort, Organe, welche angeblich dem Minister des Innern nahestanden, griffen Taaffe heftig an, so daß dieser plötzlich seine Demission gab, die der Kaiser nicht annahm, weil er Taaffe als Ministerpräsidenten wünschte. In einem Ministerrat unter Vorsitz des Kaisers, dem Taaffe nicht beiwohnte, sprachen sich alle Minister, einschließlich Giskra, für das Verbleiben und die eventuelle Präsidentschaft Taaffes aus. Der Handelsminister beantragte jedoch, um eine definitive Klärung der Situation herbeizuführen, eine vorausgehende Abmachung mit Taaffe, insbesondere bezüglich der böhmischen Frage. Es wurde dabei folgendes festgestellt. 1. Beseitigung jeder einseitigen Aktion des Ministerpräsidenten in Fragen der inneren Politik und Vorbehalt der Erörterung und Beschlußfassung des Ministerrats für diese Angelegenheiten. 2. Volle Kenntnis des Ministerrats für die Berührungen des Ministerpräsidenten mit dem Reichskanzler und dem ungarischen Ministerium. 3. Ablehnung jeder staatsrechtlichen Sonderstellung Böhmens, Aufrechterhaltung des Gleichgewichts beider Volksstämme, Fortsetzung der landtäglichen Tätigkeit auch bei fortdauernder Abstinenz der Czechen, Sanktionierung der letzten Landtagsbeschlüsse (Trennung der technischen Hochschule u. a.). 4. Annäherungsversuche beider Parteien in Böhmen seien nicht auszuschließen, allein die loyale Lösung der böhmischen Frage könne nur auf dem Boden des Landtags erfolgen, dann könne eine Änderung der Wahlordnung in Verhandlung genommen werden. 5. Kundgebung des politischen Standpunktes der Regierung in der Thronrede am Schluß der Session. 6. Noch einige Punkte in betreff der Staatspolizei und Preßleitung. Der Handelsminister führte die ganze Verhandlung, auch jene mit Taaffe, erstattete dem Kaiser darüber Vortrag, und so erfolgte am 17. April 1869 die Ernennung Taaffes zum Ministerpräsidenten. Der Kaiser war über das Resultat sehr befriedigt, aber auch Giskra und Herbst gaben sich zufrieden, sie sahen schließlich ein, daß unter den gegebenen Verhältnissen jeder von ihnen als Ministerpräsident unmöglich gewesen wäre und daß Taaffe andererseits nicht ein leitender Ministerpräsident sein würde, jeder Dritte aber nur eine Störung verursacht hätte.

Am 15. Mai 1869 wurde die Session mit einer Thronrede geschlossen, welche nach anerkennender Aufzählung der großen Leistungen der fast zweijährigen Session am Schluß die Verfassung als den einzig richtigen und legalen Boden für alle Verständigungsversuche bezeichnete, die Minister wurden dekoriert, und so schien für einen Moment die Lage des Ministeriums befestigt. Der Handelsminister versuchte damals staatliche Verwaltungsräte in die Eisenbahngesellschaften zu bringen, weil die landesfürstlichen Kommissare zur Wahrung der staatlichen Interessen ganz ungenügend waren. Die Bahnen waren begreiflicherweise dagegen, aber in der großen Öffentlichkeit wurde der Plan gut aufgenommen. In volkswirtschaftlicher Beziehung war damals ein großer Aufschwung, allerdings begann auch eine große Spekulation in allen Papieren. Der Eisenbahnbau schritt vorwärts, und der Handelsminister konnte zu seiner großen Genugtuung bereits sechs Konzessionen an ungarantierte Bahnen nur mit Steuerbefreiung verleihen. Im Sommer übernahm er in Abwesenheit Brestels auch die Leitung des Finanzministeriums. Im Juli machte er eine kleine Reise nach Tirol, um den Brenner und Arlberg zu besichtigen, als er bei dieser Gelegenheit den schlechten Zustand der Stilfser Jochstraße, die durch den Krieg von 1866 so sehr gelitten hatte, sah, veranlaßte er die völlige Wieder-

herstellung dieser schönsten Gebirgsstraße. Unterdessen fand der Prozeß gegen den Linzer Bischof Rudigier und dessen rasche Begnadigung statt. Als mein Vater zum Eisenbahnkongreß nach Wien zurückkehrte, wurde die Frage der Auflösung des verfassungstreuen böhmischen Landtags aufgeworfen, aber von Herbst, Giskra, Hasner und P. auf das entschiedenste abgelehnt. In der böhmischen Frage war mein Vater immer unbeugsam, er verwarf alle unklaren Ausgleichsideen. Ende August besuchte er mich in London, ging nach Hastings ins Seebad und machte dann mit mir eine kleine Exkursion nach Schottland, nach allen Anstrengungen tat ihm die Erholung wohl, und die neuen Eindrücke interessierten ihn außerordentlich. Ich ging in Urlaub mit ihm nach Wien zurück, wo die Orientreise des Kaisers zur Feier der Eröffnung des Suezkanals vorbereitet wurde. Der Reichskanzler Beust, der ungarische Ministerpräsident Graf Andrassy und der österreichische Handelsminister wurden zur Begleitung Seiner Majestät berufen. Er sowie alle Teilnehmer waren entzückt über die wechselnden Bilder dieser schönen Reise, auf der er den Plan zur Erwerbung Korfus für Österreich faßte, aber leider hierfür kein Verständnis fand.

Das Ministerium war durch den dalmatinischen Aufstand erschüttert, aber noch mehr Schwierigkeit brachte die Frage der Wahlreform. Im Kabinett herrschte Zwiespalt darüber; während die verfassungstreue Mehrheit für die direkten Reichsratswahlen eintrat, wollte die Minderheit (Taaffe, Potocki, Berger) sie nur in Verbindung mit politischen Konzessionen an die Föderalisten gewähren. Mit großer Mühe wurde die Thronrede festgestellt, welche die beiden verschiedenen Strömungen überbrücken sollte, aber den Standpunkt der Verfassung scharf betonte. Der Kaiser sah den Zwiespalt im Ministerrat mit Unzufriedenheit und drängte auf eine Klärung der Situation. Daraufhin verfaßte die Majorität (Herbst, Hasner, Giskra, Plener, Brestel) ein Memorandum, in dem sie, wohl etwas über die versöhnliche Sprache der Thronrede hinausgehend, die Notwendigkeit der Erhaltung der einheitlichen Verfassung in die allererste Linie stellte und sich gegen Konzessionen an den Föderalismus aussprach, aber auch vor kleineren Maßregeln warnte, welche entweder die Macht in die Hände der Föderalisten legen oder nur über die Verlegenheiten des Augenblickes hinweghelfen würden. Am Schlusse stellten die Unterzeichner des Memorandums Seiner Majestät ihre Portefeuilles zur Verfügung. Der Kaiser gab dieses Memorandum der Minorität zur Äußerung, die, von Berger verfaßt, sehr gereizt ausfiel und mehr eine Polemik und Vorwürfe als ein klares Gegenprogramm enthielt. Die Minoritätsminister wollten ihre Zustimmung zu den direkten Reichsratswahlen von Zugeständnissen an die nationale Opposition abhängig machen, ohne diese aber irgendwie zu bezeichnen. Am Schlusse baten auch sie im Interesse einer einheitlichen Politik um ihre Entlassung (26. Dezember 1869). Angesichts dieses Zwiespalts war die Krone in schwieriger Lage, für den Moment, hieß es, sollte die Adreßverhandlung in beiden Häusern abgewartet werden, sowohl im Herrenhaus als im Abgeordnetenhaus lagen Adreßentwürfe im Sinne der Majorität des Ministeriums vor, nun wurde zunächst, um dem eventuellen Austritt der Minorität einen etwas besseren politischen Anschein zu geben, in beiden Häusern daran gearbeitet, die parlamentarische Minderheit etwas zahlreicher zu gestalten, was natürlich wieder eine Gegenaktion der andern Seite hervorrief, die den Minoritätsministern das Abschwanken von der Verfassung vorwarf. Um sich gegen diese Vorwürfe zu rechtfertigen, drängte

nun die Minorität auf die Veröffentlichung der Memoranden, ein Schritt, den mein Vater in einem seiner Briefe an mich als eine Herabsetzung jeder Regierungsautorität bezeichnete, „der uns alle unmöglich macht“ (12. Januar 1870). Die Memoranden wurden publiziert, bevor die Adreßdebatten in beiden Häusern beendet waren, und bildeten begreiflicherweise den Hauptgegenstand aller Redner, welche mit Behagen die Polemik der Minister nunmehr parlamentarisch vor der Öffentlichkeit weiterspannen. Angesichts der Haltung der Mehrheit beider Häuser nahm die Krone das Entlassungsgesuch der Minoritätsminister an und beauftragte den Handelsminister, Vorschläge zur Rekonstruktion des Ministeriums zu machen. Mein Vater hatte in den nun folgenden Besprechungen mit seinen Kollegen nur unangenehme Eindrücke, Giskra und Herbst waren eigensinnig und unverträglich und dabei abhängig von allerlei journalistischen Ratschlägen. Schließlich einigte man sich, den Oberlandmarschall von Böhmen, Fürst Adolf Auersperg, zum Ministerpräsidenten vorzuschlagen. Dieser verlangte die Entfernung Giskras vom Ministerium des Innern, für welches er Lasser vorschlug, und erklärte außerdem, daß er mit meinem Vater nicht zusammengehen könne, weil dieser im Jahre 1868 beim Rücktritt seines Bruders, des Fürsten Karl Auersperg, sich ganz entschieden gegen seine Kandidatur ausgesprochen habe. Mein Vater leugnete dies auch gar nicht, da er damals diese Berufung für nicht empfehlenswert angesehen habe, und erklärte, daß er unter diesen Umständen der neuen Kombination fernbleiben werde. Unterdessen aber hatten die übrigen Minister die Forderungen Auerspergs abgelehnt, und damit war diese Episode beseitigt. Die Minister beschlossen nun, den Präsidenten nur aus sich zu wählen, die Beratungen über die Kirchenpolitik und über Böhmen brachten nur unangenehme Auseinandersetzungen, die meinem Vater immer mehr die Überzeugung bestärkten, daß „mit seinen Kollegen eine gedeihliche Regierung nicht möglich sei“ (Brief vom 26. Januar 1869). Nun wurde Hasner als Präsident, Graf Wrba als Ackerbauminister, Glaser als Unterrichtsminister und Unger als Minister ohne Portefeuille proponiert. Wrba lehnte sofort ab, die beiden letzteren verlangten als Bedingung ihres Eintritts ein definitives Abkommen mit Beust, damit die bisherigen inneren Kämpfe aufhören sollten, ferner hielten sie Giskra und Herbst wegen ihrer Heftigkeit überhaupt, den ersteren aber für das Ministerium des Innern als besonders ungeeignet und wollten daher in kein Kabinet mit diesen beiden eintreten. So blieb nichts übrig als ein letztes Flickwerk, Stremayr erhielt den Unterricht und Bauhaus den Ackerbau. Die Krone gab zwar ihre Zustimmung zur Wiedereinsetzung der Minister, bewilligte schließlich auch die Übertragung der Polizei an das Innere, sah aber die ganze neue Kombination nur als ein der Stimmung der Majorität beider Häuser zugestandenes kurzfristiges Auskunftsmittel an, das noch die Votierung des Budgets ermöglichen sollte. Mein Vater hielt schon damals die Partie für verloren. Ein Verständigungsversuch mit den Czechen scheiterte, die Schwierigkeiten in der Wahlreform brachten die Resignation Giskras, der dieselben eigentlich mehr als einen guten Anlaß benutzte, um aus seiner unhaltbaren Stellung herauszukommen. Die Regierung brachte noch das Budget, der Handelsminister im Verein mit dem Justizminister ein Arbeiterkoalitionsgesetz durch, dann legte er noch einige Eisenbahnprojekte Beskid-Stryj und Predilbahn vor, aber das Schicksal des Ministeriums war besiegelt, im Abgeordnetenhaus herrschte die größte Un-

einigkeit über die direkten Wahlen, so daß an eine Zweidrittelmehrheit dafür nicht zu denken war, die Polen, Slovenen, Tiroler verließen den Reichsrat, die Krone verhielt sich gegen Ministerium und Wahlreform zurückhaltend, und als sie den Antrag auf Auflösung der renitenten Landtage ablehnte, gab das Ministerium endlich am 3. April 1870 seine Entlassung.

Graf Potocki, der unter der Ägide Beusts das neue Kabinett bildete, forderte meinen Vater wiederholt auf, in dasselbe einzutreten, er bot ihm das Finanzportefeuille mit der Leitung des Handelsministeriums an. Mein Vater lehnte ab, wenn er auch den guten Willen Potockis, an der Verfassung festzuhalten, nicht verkannte, so waren ihm seine unklaren Ausgleichsgedanken antipathisch, insbesondere aber der Eintritt Petrinos, eines der heftigsten Gegner der bestehenden Verfassung. Darauf kam Beust und Taaffe mit derselben Einladung, und um meinen Vater stärker zu beeinflussen, bot man ihm zugleich die Kanzlerstelle des Leopoldordens an, er blieb fest und lehnte wieder ab. Noch einmal kam der Generaladjutant des Kaisers, Bellegarde, um ihn zu überreden, erhielt aber dieselbe Antwort. Die unangenehmen persönlichen Erfahrungen, die er in der letzten Zeit mit seinen Parteigenossen gemacht hatte, vermochten doch nicht seine feste politische Überzeugung und sein objektives Urteil über die Richtigkeit einer verfassungsmäßigen, staatseinheitlichen Politik zu erschüttern. Trotz seiner Ablehnung blieb er mit Beust, Potocki und Taaffe auf gutem Fuße, während er 1865 mit Beleredi gar keinen persönlichen Verkehr pflegte.

Potocki, der ursprünglich den böhmischen Landtag nicht auflösen wollte, gab schließlich dem Drängen der Czechen und des konservativen Großgrundbesitzes nach und löste ihn doch auf. Mein Vater, der kurze Zeit mit mir in Blankenberghe war, ging nach Eger und wurde dort wieder gewählt. Der nun in seiner Mehrheit föderalistische Landtag wiederholte den staatsrechtlichen Standpunkt der Deklaration und wollte höchstens eine außerordentliche Reichsratsbeschickung zum Zwecke der Abänderung der Verfassung in dem Sinne zugestehen, daß die Delegation unmittelbar aus dem Landtag zu wählen sei. Auf Ersuchen der deutschen Partei ging mein Vater nach Wien, um Potocki den Ernst der Lage zu schildern, fand jedoch bei ihm sowie bei Beust und Taaffe völlige Ratlosigkeit, höchstens direkte Notwahlen im Falle der Nichtbeschickung des Reichsrats wollte man in Aussicht nehmen. In der Adreßdebatte sprach mein Vater für die Beschickung des Reichsrats und gegen den staatsrechtlichen Standpunkt der Majorität. Die Verhältnisse in Prag waren ihm wegen der neuen undisziplinierten Elemente weniger angenehm als früher. Der Landtag wurde vertagt und direkte Notwahlen ausgeschrieben. So sehr ihn der deutsch-französische Krieg beschäftigte, trieb er daneben wissenschaftliche Lektüre, Gindelys Dreißigjährigen Krieg und Haeckels natürliche Schöpfungsgeschichte las er im Sommer 1870, anläßlich des letzteren Buches schrieb er unter anderem: „Naturwissenschaftliche Forschungen sind eine gute Korrektur der abstrakten Ausschweifungen mancher Philosophen, sie bringen aber die Gefahr, die Entwicklung des Menschen sowohl im einzelnen als im ganzen weniger aufmerksam zu betrachten, und doch ist der Fortschritt der Menschheit in der historischen Zeit, ja die Wandlung und Klärung, die der einzelne von seiner Jugend durch die verschiedenen Lebensalter bis ins Alter durchmacht, zum mindesten ebenso interessant als der Entwicklungsgang von der Qualle bis zum Wirbeltier“. Ein anderes Mal schrieb er mir: „In den Vorstellungen „Allgemeines“ und „Be-

sonderes“ liegen die allein praktischen Kardinalpunkte zum leidlichen Philosophieren. Zumeist siegt das Allgemeine, manchmal kommt das Besondere zum Siege und wird dann selbst zum Allgemeinen, so im Staate, bis wieder durch Demokratie ein neues Allgemeines sich durchsetzt. Selbst gegenüber der Natur sind es oft Einzelpotenzen, welche die große Naturkraft bemeistern, so bei Erfindungen, werden diese Gemeingut, so treten sie in die Kategorie des Allgemeinen. Durch die Welt geht der dunkle Drang, das Allgemeine zu verehren, der einzelne dankt ihm so manches Gute, daß er ihm auch die größten Opfer bringt.“ Die direkten Notwahlen brachten ihn wieder ins Abgeordnetenhaus, wo er Obmann des Finanzausschusses wurde. Das Ministerium war mit seinen gutgemeinten, aber unklaren Ausgleichsplänen gescheitert, Potocki gab im November 1870 seine Demission, die zunächst nicht angenommen wurde, mehrere Rekonstruktionsversuche mißlangen, meinem Vater wurde neuerlich das Finanzministerium und die Vizepräsidentschaft im Ministerrat angeboten, die er ablehnte.

In der Delegation sprach er (Januar 1871) für den Frieden und Neutralität, er mißbilligte die Abstrichanträge seiner Parteigenossen am Kriegsbudget und die gehässige retrospektive Kritik der Politik Beusts, er hielt es dem Ansehen der Monarchie für schädlich, nachträglich alle begangenen Fehler aufzurollen, ebenso fand er keinen Geschmack an den Angriffen Herbsts gegen Beust wegen dessen angeblicher Einmischung in die innere Politik. Die Haltung der liberalen Führer in der Delegation machte auf die Krone den ungünstigsten Eindruck, so daß die Versuche Beusts, ein Ministerium Koller-Plener zu ermöglichen, ganz erfolglos blieben und ohne dessen Wissen plötzlich die Kombination Hohenwart erschien. Mein Vater war nicht sogleich im Anfang für eine Stoßtaktik gegen das neue Ministerium, die nicht zu dessen Sturz, wohl aber zur Auflösung des Abgeordnetenhauses und vermutlich zu einer föderalistischen Mehrheit geführt haben würde. Er meinte, das Ministerium werde an seinem eigenen unmöglichen Programm der Erweiterung der Länderautonomie in Verbindung mit der Erhaltung der Verfassung scheitern und dann durch ein gemäßigtes, verfassungstreu Kabinett abgelöst werden. Da er die Parteitaktik, sich gleichzeitig mit allen zu verfeinden, nicht billigte, wollte er eine Annäherung an die Polen herbeiführen und unterstützte gegen die Majorität der Verfassungspartei das galizische Eisenbahnprojekt Beskid-Stryj. Auf Ersuchen Hohenwarts fand bei meinem Vater eine vertrauliche Besprechung statt (18. März 1871), zu der Lasser, Herbst und Brestel erschienen. Hohenwart erklärte, keineswegs den Konflikt zu suchen, eventuell gar keine autonomistischen Vorlagen einzubringen, wenn er für die laufenden Staatsgeschäfte der Unterstützung des Abgeordnetenhauses sicher wäre, eine Auflösung beabsichtige er nur im Falle der Rekruten- und Budgetverweigerung, im ganzen machte er den Eindruck der Unklarheit, die Besprechung hatte kein praktisches Resultat. In der Partei herrschte Uneinigkeit, die einen wollten den Kampf auf der ganzen Linie, die andern, darunter mein Vater, empfahlen eine Politik der Defensive. Die Steuern wurden schließlich monatsweise bewilligt, ebenso auch die Rekrutenaushebung. Aber die Ungeduld wuchs in der Partei, Herbst hatte sich zuerst sehr energisch gegen die Erlassung einer Adresse ausgesprochen, plötzlich sattelte er um und befürwortete unter dem Einfluß seiner journalistischen Ratgeber nunmehr einen solchen Schritt, der gar keine Wirkung erzielte.

Nun kam es zur Budgetberatung. Der Finanzausschuß, dessen Obmann mein Vater war, beantragte durch seinen Berichterstatter Brestel die Annahme des Finanzgesetzes. In der Linken, die durch die kühle Antwort auf die Adresse irritiert war, wurde der Plan aufgeworfen, das Budget zu verweigern. Mein Vater, der überhaupt mit der Führung der Partei durch Herbst sehr unzufrieden war und der von seinem allgemeinen gouvernementalen Standpunkt einen solchen Schritt nicht gern sah, in jenem Moment aber entschieden als verfrüht erklärte, sprach sich in der Parteiberatung dagegen aus, weil er Hohenwart nicht den Anlaß zur Auflösung und zu Neuwahlen bieten wollte, man müsse das Abgeordnetenhaus in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung erhalten, um jede Zweidrittelmehrheit zugunsten einer Verfassungsänderung zu verhindern. Nun wurde eine große Pression auf ihn ausgeübt, sich der Partei anzuschließen, auch von einigen seiner Wähler erhielt er die Aufforderung, in diesem Sinn vorzugehen. So peinlich ihm diese Lage war, so hielt er es doch für das Ehrenhafteste, bei seiner einmal ausgesprochenen Meinung zu bleiben, sie öffentlich zu vertreten und vor der Abstimmung sein Mandat niederzulegen. So hielt er es auch. In der Debatte beantragte F. Groß, derzeit in die Budgetberatung nicht einzugehen. Mein Vater wandte sich in seiner Rede zuerst scharf gegen die Politik Hohenwarts, bezeichnete aber dann den Vertagungsantrag als eine platonische Steuerverweigerung, wolle man die Bevölkerung zur Steuerverweigerung treiben, dann müßte man den Mut haben, dies auch offen auszusprechen, so aber würde die Regierung auch nach Annahme jenes Antrags ruhig die Steuern weiter einheben und den Reichsrat schließen. Der Antrag wurde abgelehnt, gegen ihn stimmte die Rechte, der verfassungstreue Großgrundbesitz, Lasser, Chlumecky u. a. Der Berichterstatter Brestel entfernte sich bei der Abstimmung, und bei der dritten Lesung des Finanzgesetzes stimmte er ruhig für das Budget. Die Haltung meines Vaters wurde allgemein als korrekt anerkannt, er beugte sich nicht der Parteidisziplin, bekannte offen seine Überzeugung und nahm die Folgen seines Vorgehens auf sich. Er versandte eine nicht für die große Öffentlichkeit bestimmte Denkschrift an seine Wähler, die nicht so sehr eine persönliche Rechtfertigung war als eine Darstellung der allgemeinen Lage und eine Kritik der Parteileitung. Er ging dann ins Seebad nach Blankenberghe, wo wir zusammentrafen, in der Folge einige Zeit in Reichenhall zubrachten und unter anderem miteinander den Dachstein bestiegen. Die Wiedereinberufung des böhmischen Landtages und die nunmehr offenkundige verfassungswidrige Politik Hohenwarts führte ihn zuerst nach Eger, wo er sich mit seinen Wählern in vollkommen befriedigender Weise auseinandersetzte, und dann nach Prag, wo alsbald das Reskript an den Landtag erlassen wurde (September 1871), welches das böhmische Staatsrecht anerkannte und für Böhmen die geltende Verfassung überhaupt als nicht definitiv zu Recht bestehend erklärte. Dieser direkte Angriff gegen die Verfassung fand meinen Vater sofort in der ersten Linie der Gegner, er war es, der in der Parteiversammlung den Antrag stellte, die Deutschen mögen mit einem Protest gegen den staatsrechtlichen Inhalt des Reskriptes den Landtag verlassen und an dessen weiteren Verhandlungen nicht mehr teilnehmen. Der weitere Verlauf ist bekannt, die vom czechischen Größenwahn eingegebenen Fundamentalartikel erregten einen allgemeinen Sturm, der das Ministerium Hohenwart wegfegte und zur Einsetzung eines verfassungstreuen Ministeriums Auersperg führte.

Im Dezember 1871 wurde mein Vater wieder ins Abgeordnetenhaus gewählt, wo er wieder Obmann des Finanzausschusses wurde. Außerdem war er um den Gesetzentwurf über die Erwerbs- u. a. Wirtschaftsgenossenschaften bemüht, den er schon 1869 als Handelsminister eingebracht hatte, der aber jetzt erst zur Verabschiedung gelangte. An dem Manöver über die galizische Resolution nahm er nicht teil. Nach Auflösung des böhmischen Landtags war er in Wahlangelegenheiten wiederholt in Prag, wie er denn immer an den deutsch-böhmischen Dingen das stärkste Interesse nahm und auch in Wien in dem Notstandskomitee anlässlich der großen Wasserschäden in Böhmen tätig war. Er war auch Obmann der Finanzsektion der Wiener Weltausstellung, deren Gebarung ihm aber nicht gefiel. Als der neue böhmische Landtag ihn wieder ins Abgeordnetenhaus gewählt hatte, ließ er sich nicht mehr in die Delegation wählen, die Haltung Herbsts in dieser Körperschaft war ihm zu antipathisch. Im Sommer war er mit mir längere Zeit auf Helgoland, von dort gingen wir nach Tirol, wo er mich ein großes Stück auf den Ortler begleitete. Im Dezember 1872 gelang es ihm, im böhmischen Landtag einen bedrohlich aussehenden Konflikt zwischen der deutschen Partei und dem verfassungstreuen Großgrundbesitz über die Schulaufsicht durch die in den Ortsschulrat gewählten Geistlichen beizulegen. Im Winter 1872 fanden bei Minister Lasser vertrauliche Konferenzen über die Reichsratswahlreformen statt, bei denen mein Vater den Plan der Regierung auf gleichzeitige Vermehrung der Sitze des Großgrundbesitzes gegen Herbst unterstützte, alle übrigen Deutschböhmen schlossen sich gleichfalls dieser Ansicht an, Herbst und Giskra blieben ganz isoliert und gaben dann in einigen Wochen nach. Schließlich ging die Wahlreform mit den direkten Reichsratswahlen glatt durch, der Reichsrat war damit von der Abhängigkeit von den Landtagen befreit, worüber mein Vater sehr erfreut war. Im März 1873 nahm er an der Abwehrbewegung gegen ein ungarisches Projekt einer Emission von zur Zirkulation bestimmten Kassescheinen durch eine ungarische Bank teil, wodurch die Einheit der Währung bedroht worden wäre. Im Frühjahr ging er nach einer Parteiversammlung in Prag zum Parteitag nach Teplitz, wo zu seinem großen Mißvergnügen die sogenannten „Jungen“ einen Vorstoß gegen die deutschböhmische Parteileitung unternahmen, aber keinen Erfolg erzielten.

Das Abgeordnetenhaus war inzwischen aufgelöst worden, mein Vater bewarb sich um keine Wiederwahl mehr, verwendete vielmehr all seinen Einfluß, um meine Wahl an seiner Stelle durchzusetzen. Er selbst wurde im Oktober 1873 ins Herrenhaus berufen und war ganz zufrieden, aus den ihm unangenehmen Parteiverhältnissen des Abgeordnetenhauses loszukommen, im böhmischen Landtag blieb er noch einige Jahre bis zum Ablauf von dessen Wahlperiode. Das Herrenhaus war ihm sehr angenehm, die individuelle Meinungsäußerung hat dort viel mehr Freiheit, und kein Cliqueswesen beeinträchtigte die parlamentarische Betätigung. Im Dezember 1873 sprach er zugleich mit Schmerling sich gegen die infolge des Krachs populär gewordene Hetze gegen die Börse überhaupt aus und wies auf deren Zusammenhang mit der Industrie, dem Verkehrswesen und der allgemeinen Volkswirtschaft hin. Im ganzen sprach er nicht oft im Herrenhaus, das damals überhaupt wenig größere Debatten führte, in den Kommissionen war er sehr tätig und verfolgte überhaupt alle politischen Vorgänge mit großer Aufmerksamkeit, zugleich nahm er das größte Interesse an dem Beginn meiner parlamentarischen Laufbahn, die er mit lebhafter Teil-

nahme begleitete. Im Jahre 1877 kam im Herrenhaus ein vom Abgeordnetenhaus beschlossener Gesetzentwurf über eine partielle Reform des Ehegesetzes zur Beratung, der die Ehehindernisse der Religionsverschiedenheit und der Priesterweihe aufhob und für solche von Katholiken geschlossenen Ehen das protestantische Eherecht mit Auflösbarkeit des Ehebundes eintreten lassen wollte; dieser widerspruchsvolle Entwurf wurde durch die Kommission des Herrenhauses gesetzgeberisch noch mehr entstellt, indem sie sich auf die Aufhebung des Ehehindernisses der Priesterweihe beschränkte, so daß alle Welt damit unzufrieden war. Mein Vater trat für eine Resolution ein, die den Entwurf ablehnte und eine allgemeine materielle Reform des Eherechts verlangte und die auch von der großen Mehrheit des Hauses angenommen wurde. Die Erneuerung des ungarischen Ausgleiches führte ihn wieder in die Deputation, wo er den österreichischen Standpunkt energisch vertrat, in der Vollberatung sprach er sich in einer sehr wirksamen Rede gegen den Bankdualismus, namentlich gegen die Überlassung der Kreditgewährung an die beiden Direktionen aus, wobei noch für Ungarn ein fixes Kreditkontingent festgesetzt werden sollte, ebenso wandte er sich in einer Rede über die Quote, im Juni 1878, nicht gegen den politischen Dualismus, aber gegen die Instabilität des finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisses zu Ungarn. Die neue Verzehrungssteuerrestitionsberechnung sei eine Mehrbelastung Österreichs, die man als Preis gegen die Zustimmung Ungarns zu einer Stabilität des ganzen Verhältnisses gewähren könnte, aber ohne diesen Zusammenhang nur eine Verschlechterung des ohnedies unbefriedigenden *status quo* bedeute. Das Regime Taaffe brachte ihn und Schmerling in eine allgemeine oppositionelle Haltung. Im Mai 1880 war eine große Budgetdebatte im Herrenhaus, in der mein Vater eine politische Oppositionsrede gegen Taaffe, gegen dessen System der nationalen Konzessionen und gegen die böhmische Sprachenverordnung hielt. Im Mai 1881 sprach er sehr wirkungsvoll gegen die provisorische Regelung der Grundsteuer, wodurch den begünstigten Ländern vor Entscheidung der Reklamationen sofort Nachlässe gewährt wurden, während die übrigen Länder und der Staatsschatz empfindlich geschädigt würden. Die Mehrheit war aber schon nicht mehr gegen die Regierung vorhanden, einen kleinen Erfolg erreichte er noch gegen das Ministerium mit dem Antrag auf Vertagung der Beratung des Kredits für die böhmische Universität bis zur Beschließung des Universitätsgesetzes selbst, bald aber hatten neue Ernennungen und die Bildung der Mittelpartei die Mehrheit des Herrenhauses umgewandelt. Bei Beratung der Verstaatlichung der Westbahn verlangte er neue Verhandlungen mit der Gesellschaft, um die Option auf Goldprioritäten aus dem Übereinkommen zu entfernen (Dezember 1881). Im Februar 1883 sprach er gegen das reaktionäre Gewerbegesetz und den Befähigungsnachweis, wie er denn überhaupt immer eine liberale Wirtschaftspolitik vertrat. Nachdem er schon früher gegen das Sperrgesetz für Kaffeezölle und über den Petroleumzoll gesprochen hatte, hielt er im Mai 1888 eine große Rede über den Zolltarif und die Getreidezölle, in der er gegen die Übertreibung der Schutzzölle warnte. Als der Justizminister eine neue Sprachenverordnung erließ, wodurch praktisch die czechische Sprache in den inneren Dienst des Prager Oberlandesgerichts eingeführt wurde, brachte Schmerling einen Antrag dagegen ein, und in der darauf folgenden großen Debatte, an der die besten Redner des Herrenhauses teilnahmen (Mai 1887), hielt auch mein Vater eine längere Rede nicht

bloß gegen jenen Erlaß, sondern auch gegen das ganze Regierungssystem und gegen die Zurückdrängung des Deutschen in Böhmen. Noch als Achtzigjähriger brachte er (im Mai 1890) eine mit allgemeinem Beifall aufgenommene Verwahrung gegen die von dem Obmann des Polenklubs im Abgeordnetenhaus erhobenen Angriffe gegen die früheren österreichischen Beamten in Galizien vor, welche dort zurückzuweisen die Regierung unterlassen hatte ¹⁾).

In den folgenden Jahren sprach er nur selten in der Vollversammlung, woran auch eine zunehmende Schwerhörigkeit schuld trug, dagegen war er bis zu seiner letzten Krankheit fleißig und eifrig in den Kommissionen, er besaß ein großes Talent zur Leitung von Ausschußverhandlungen, seine persönliche Autorität und der allgemeine Respekt gaben ihm eine beinahe einzige Stellung, und sowohl früher im Abgeordnetenhaus als später im Herrenhaus ließen sich die Kommissionsmitglieder von ihm manche sehr stramme Handhabung der Präsidialgewalt ruhig gefallen, die sie von einem andern nicht so leicht hingenommen hätten.

Als tüchtiger Beamter begann er seine Laufbahn, hatte dann als Finanzminister unter den ungünstigsten Verhältnissen schwere Zeiten durchzumachen, verlor aber dabei nicht seine Laune, das spätere parlamentarische Leben regte ihn an, und seine zweite Ministerschaft gab ihm, was sein Ressort betraf, angenehme Genugtuung, für den volkstümlichen Parteimann war er nicht geschaffen, dazu war er zu sehr von der staatlichen Autorität erfüllt und lernte die Schwächen des Parteilebens zu genau und immer mehr erkennen, trotzdem blieb sein Interesse an öffentlichen Dingen bis zuletzt wach. Als Politiker war er ein unerschütterlicher Anhänger der Staatseinheit, über die er kein Transigieren zuließ, ein aufgeklärter Altösterreicher mit josefinischem Einschlag, ein aufrichtiger Förderer des Konstitutionalismus, den er als im Interesse des Staates gelegen ansah.

Seine Lebensführung war höchst einfach und bescheiden, er war nicht ungesellig, er verkehrte leicht mit Bekannten, nahm oft Einladungen an, ging gern ins Burgtheater und hatte eine Vorliebe für alte Wiener Stücke, namentlich für jene von Raimund. Der Aufenthalt an der See oder im Gebirge war für ihn nicht bloß eine körperliche Erholung, sondern auch ein allgemeiner Genuß, namentlich hatte er eine Passion für Bergtouren und unternahm noch im höchsten Alter von Gastein und Windischgarsten ganz respektable Besteigungen. Seine Gesundheit war immer gut, seine Vitalität, die er wohl von seiner Mutter geerbt hatte, muß außerordentlich groß gewesen sein, da wenige Menschen, die seine Altersstufe erreichen, eine ähnliche Kraft und Elastizität aufweisen.

Er las gern und viel, philosophische und religionswissenschaftliche Bücher noch bis in die letzten Jahre, früher hatte er auch Naturwissenschaften getrieben, theoretische Nationalökonomie weniger, wohl aber viel Geschichte. Auch deutsche Dichter gefielen ihm in früheren Jahren. In seiner Weltanschauung war er, wie wir alle, zum großen Teil das Produkt seiner Zeit, seine ernste Lektüre begann mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und seine spätere philosophische Lektüre korrigierte die mechanistische Auffassung jener Periode, eine gewisse pantheistische

¹⁾ Über diesen Zwischenfall und über die Stellung Pls überhaupt im Herrenhaus eine sehr gute Bemerkung in Arneth, *Aus meinem Leben*, II, 556.

Auffassung von der Größe, Einheit und Gesetzmäßigkeit der Natur, die aber, wie bei Lotze, durch den geistigen Inhalt des Kosmos einen idealistischen Zug erhielt, blieb dann lange bei ihm zurück. Die erhabene Gestalt des Stifters der christlichen Religion war ihm stets ein Gegenstand der Verehrung und der Bewunderung, und das große geschichtliche Ereignis der Eroberung der zivilisierten Welt durch das Christentum ein Lieblingsthema seiner Betrachtung und Studien.

Er war nicht gerade eine weiche Natur, er hing mit großer Liebe an seiner Frau und an seinem Sohne, für dessen Entwicklung und Laufbahn zu sorgen er als Lebensaufgabe betrachtete. Für Fremde war er im Verkehr artig, für Hilfesuchende bereitwillig, aber nicht für jedermann zugänglich. Gerade in seinem höchsten Alter wurde er populär, die aufrechte Gestalt des Neunzigjährigen, seine körperliche und geistige Frische hatten alle Sympathien.

In den letzten zwei Jahren ward der bis dahin kräftige und gesunde Mann von einer peinlichen Krankheit heimgesucht, deren Beschwerden er mit Geduld und ohne Klagen trug, selbst in dieser letzten reduzierten Existenz hing er noch am Leben und hätte den kleinen Ehrgeiz gehabt, auch noch das hundertste Jahr zu erreichen, aber es war ihm nicht beschieden, am 17. Februar 1908 verschied er in seinem 98. Lebensjahre, umgeben von Kundgebungen der allgemeinen Teilnahme, für die der Präsident des Herrenhauses in den folgenden Worten seines Nachrufs einen treffenden Ausdruck fand: „Der Senior unseres Hauses, Ignaz v. Plener, eine allgemein hochgeachtete, ehrwürdige Gestalt unseres öffentlichen Lebens, die fast ein Jahrhundert vaterländischer Geschichte miterlebt hat, ist heimgegangen. Die Last der Jahre schien ihm leicht, und gern erinnern wir uns des Neunzigjährigen, der mit Gesinnungstreue und unbeugsamem Pflichtgefühl seinen Platz voll und ganz auszufüllen sich entschlossen zeigte, bis schwere Krankheit ihn hinderte, in unserer Mitte zu erscheinen.“

E. P l e n e r.

Friedberg, Emil ¹⁾, * 22. Dezember 1837 in Konitz in Westpreußen, † 7. September 1910 in Leipzig. — F. wurde geboren als Sohn des Stadt- und Landrichters Adolf F. (Der Bruder seines Vaters war der preußische Justizminister Heinrich F.) Er studierte in Berlin und Heidelberg, wurde 1862 in Berlin Privatdozent, 1865 außerordentlicher Professor in Halle, 1868 ordentlicher Professor in Freiburg und folgte 1869 einem Rufe nach Leipzig. Bis zu seinem Tode hat er dort als Lehrer des Kirchenrechts, des Handelsrechts, des deutschen Rechts, des Staatsrechts und des Völkerrechts eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Allen, die das Glück gehabt haben, zu seinen Füßen zu sitzen, wird sein lebendiger, formgewandter, witzsprühender, nicht selten auch sarkastischer Vortrag unvergessen bleiben. Seine erste größere wissenschaftliche Leistung war die Herausgabe der Pandekten seines Lehrers Keller, so daß man damals einen künftigen Lehrer des römischen Rechtes in ihm erblickte. Aber diese romanistische Arbeit blieb ganz vereinzelt. Seine schriftstellerische Tätigkeit erstreckte sich, abgesehen von einigen handelsrechtlichen Arbeiten sowie verschiedenen Schriften zur Geschichte der Universität und der juristischen Fakultät Leipzigs, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, ganz über-

¹⁾ Totenliste 1910, Bd. XV, 27*.

wiegend auf diejenige Disziplin, zu der ihn seine besondere Neigung hinzog, und zu welcher er zusammen mit andern, wie z. B. den inzwischen auch verewigten Otto Mejer, Paul Hinschius und Richard Dove, wesentlich durch Aemilius Ludwig Richter hingeführt worden war.

Abgesehen von seiner Teilnahme an den sächsischen Landessynoden ist er im öffentlichen Leben persönlich nicht hervorgetreten. Aber seine scharfe Feder hat er oft genug für öffentliche Fragen zur Verfügung gestellt. Er war ein energischer Vorkämpfer der Rechte des Staates gegenüber der Kirche. Bereits in seiner Inauguraldissertation »*De finium inter ecclesiam et civitatem regundorum iudicio quid medii aevi doctores et leges statuerint*« (Leipzig 1861) hatte er die Rechte des Staates gegenüber der Kirche verfochten. Die in dieser Schrift erörterten theoretischen Fragen sollten gar bald praktische Bedeutung gewinnen, und es kam die Zeit, wo dem Staate wissenschaftliche Vertreter seiner Rechte bitter nottaten, die mit dem Wesen und dem Rechte des Gegners durch gründliche Studien vertraut waren. Ein solcher war F.

Aus dieser Epoche stammen, um von kleineren Aufsätzen (wie z. B. dem Offenen Brief an Bischof Ketteler) ganz zu schweigen, seine Schriften »Das Veto der Regierungen bei Bischofswahlen« (Halle 1869), »Die Geschichte der Zivilehe« (Berlin 1870), »Der Staat und die katholische Kirche im Großherzogtum Baden« (Leipzig 1871; 2. Auflage 1873), »Das Deutsche Reich und die katholische Kirche« (Leipzig 1872), »Die Grenzen zwischen Staat und Kirche und die Garantien gegen ihre Verletzung« (3 Bde., Tübingen 1872), »Sammlung der Aktenstücke zum Vatikanischen Konzil« (Tübingen 1872), »Die preußischen Gesetzentwürfe über die Stellung der Kirche zum Staate« (Leipzig 1873), »Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland« (Leipzig 1874), »Johann Baptista Baltzer« (Leipzig 1875), »Aktenstücke, die altkatholische Bewegung betreffend« (Tübingen 1876) usw.

F. ist bisweilen als der Vater der preußischen Mai-Gesetzgebung bezeichnet worden. Das ist zum mindesten irreführend. Er hat an diesen Gesetzen direkt gar keinen Anteil gehabt. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß er mit andern dem preußischen Staate das historische und gelehrte Rüstzeug für seinen Streit geliefert und durch seine Schriften den Kampf und die Stellungnahme des Staates wesentlich beeinflußt hat. F. war kein Anhänger der völligen Trennung von Staat und Kirche; die Kirchen sollten sich eines gebührenden Maßes von Selbständigkeit erfreuen, vom Staate einerseits privilegiert, aber andererseits auch in besonderer Weise beaufsichtigt sein; das Individuum sollte in kirchlicher Beziehung frei sein, nicht aber die kirchliche Gesellschaft. So hat F. im Gegensatz zu der Ausgestaltung, wie sie das Prinzip der Freiheit der Kirche in der preußischen Verfassungsurkunde durch die Praxis erhalten hatte, seine Anschauungen wiederholt formuliert.

Wenn wir heute über diese kirchenpolitischen Vorgänge vielleicht etwas anders denken als die Zeitgenossen und auch F. selbst, so schmälert dies doch seinen Ruhm als eines der bedeutendsten Vorkämpfer des Staates nicht. In jener bewegten Zeit war F. eine der markantesten Persönlichkeiten im neuen Reiche geworden, und die Auditorien Leipzigs vermochten damals die Zahl seiner Zuhörer kaum zu fassen.

Beschäftigen sich die vorstehend genannten Schriften mehr oder weniger

mit politischen und andern Tagesfragen, so tragen seine andern Arbeiten einen rein wissenschaftlichen Charakter.

Ich nenne hier zunächst seine eherechtlichen Studien. Schon 1861 hatte er im 1. Bande der von Dove begründeten Zeitschrift für Kirchenrecht eine Serie von Artikeln aus der Geschichte der Eheschließung begonnen. Ihnen folgte 1864 sein umfangreiches Werk »Das Recht der Eheschließung in seiner geschichtlichen Entwicklung«, welches die Grundlagen geschaffen hat für alle eherechtlichen Forschungen der späteren Zeit. Er hatte zu diesem Werke große wissenschaftliche Reisen, namentlich auch nach England, unternommen. So war er denn auch besonders berufen, als durch Sohm die Fragen des deutschen Eheschließungsrechts erst zur eigentlichen wissenschaftlichen Diskussion gestellt wurden, das Wort zu ergreifen. (Verlobung und Trauung. Leipzig 1876, worauf Sohm durch »Trauung und Verlobung« replizierte.) Dieser interessante wissenschaftliche Streit hat zwar direkt nicht alle aufgerollten Fragen zum Austrage gebracht, aber er hat außerordentlich befruchtend gewirkt, er hat die reiche eherechtliche Literatur der jüngeren Kanonistenwelt hervorgerufen.

Verschiedene Schriften über die Zivilehe folgten. Eherecht blieb stets eine besondere Lieblingsmaterie F.s. In seinem Nachlasse fanden sich Aufzeichnungen, inhalts deren er zu den neuesten päpstlichen eherechtlichen Erlassen Stellung nehmen wollte.

Ein »*Herculeum opus*«, eine Leistung, die Hinschius 1865 in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte IV, Heft 3 als eine »die Kräfte vieler erfordernde und bedeutsame Mittel in Anspruch nehmende« bezeichnet hatte, bewältigte F. mit seiner kritischen Ausgabe des *Corpus iuris canonici* (Leipzig 1879—1881). F. versuchte hier den echten Text Gratians kritisch festzustellen; in den Dekretalsammlungen wiederholte er zwar den Text der *Editio Romana*, übte aber in den Anmerkungen Textkritik aus, eine Methode, die häufig mißverstanden worden ist, aber, solange die *Editio Romana* den offiziellen Gesetzeswortlaut darstellt, als die allein richtige bezeichnet werden muß.

Dieser gewaltigen, alle früheren Editionen in den Schatten stellenden Ausgabe folgten die kleineren, für unsere Kenntnis des kanonischen Rechts ebenfalls höchst bedeutsamen Editionen der »*Quinque compilationes antiquae*« (Leipzig 1882), und der Kanones-Sammlungen zwischen Gratian und Bernhard von Pavia (Leipzig 1897).

Ein neues Kapitel des Kirchenrechts rollte F. auf mit seinem protestantischen Verfassungsrecht. Nachdem er durch das große Werk »Die geltenden Verfassungsgesetze der evangelischen deutschen Landeskirchen«. Freiburg i. Br. 1885 (mit mehreren Ergänzungsbänden), die Grundlagen gesammelt hatte, gab er in »Das geltende Verfassungsrecht der evangelischen Landeskirchen in Deutschland und Österreich« (Leipzig 1888) die erste zusammenfassende juristische Behandlung dieses Stoffes. Wenn auch die Wissenschaft seitdem in manchen Punkten, namentlich in Fragen der Konstruktion, über seine Ergebnisse hinausgekommen ist, so bleibt F. doch das ungeschmälerte Verdienst, den Grund gelegt zu haben, auf welchem alle Späteren aufgebaut haben und noch viele Jahre aufbauen werden.

Endlich nenne ich noch sein Lehrbuch des katholischen und protestantischen Kirchenrechts, welches mit Recht als das führende Lehrbuch unserer Zeit

bezeichnet wird, bereits sechs Auflagen erlebt hat und u. a. auch in das Italienische übersetzt worden ist.

Die zahllosen kleineren Schriften F.s, die in den verschiedensten Zeitschriften verstreut sind, können hier nicht einmal aufgezählt, geschweige denn irgendwie gewürdigt werden.

Es hat kaum eine Frage unserer Wissenschaft gegeben, zu der F. nicht irgendeinen scharfsinnigen Beitrag geliefert hätte. So verfolgte er auch den Erneuerungsprozeß, dem das mittelalterliche Recht unter der gegenwärtigen römischen Regierung unterworfen werden soll, mit sorgsamstem Auge, welches geschärft war durch tiefe Kenntnis des alten Rechtes, ohne welche natürlich auch das Werdende niemals voll begriffen werden kann.

Ein großes Verdienst erwarb sich F. durch die Mitherausgabe der Zeitschrift für Kirchenrecht. Zunächst hat er von 1864 ab zusammen mit Dove die Zeitschrift herausgegeben, ist aber als Herausgeber neben Dove nicht sonderlich hervorgetreten. Erst als Dove zurücktrat und F. zusammen mit dem Unterzeichneten die Redaktion übernahm, hat er sich in außerordentlicher Weise um die Hebung der Zeitschrift bemüht. Er hat neben zahlreichen Abhandlungen allein die Abteilung der Literaturübersicht und der Quellen bearbeitet. Was für eine Arbeit er speziell in der Literaturübersicht in seinen scharfsinnigen und gelehrten Anzeigen und Besprechungen in den 20 Bänden bewältigt hat, ist geradezu erstaunlich zu nennen.

Was sollen wir bei dieser außergewöhnlichen Produktivität mehr bewundern? Die gewaltige Arbeitskraft und Arbeitslust, die fast bis zu seinem letzten Atemzuge ungeschwächt war, oder die tiefe Gelehrsamkeit, die sich allüberall kundtut, oder die Schärfe und Klarheit des Urteils, die eminent-juristische Durchdringung des Stoffes oder die leichte und angenehme Art der Darstellung, die selbst den sprödesten Stoff zu meistern verstand?

F. war ein überzeugter Anhänger der historischen Schule, deren Grundsätze seit Karl Friedrich Eichhorn und seinem Lehrer Aemilius Ludwig Richter auch für das Kirchenrecht herrschend geworden waren. Bei allen seinen Arbeiten stand ihm vor allem ein großes Ziel vor Augen: die Wissenschaft des Kirchenrechts zu einer streng juristischen zu gestalten, ihr einen ebenbürtigen Platz neben den juristischen Schwesterdisziplinen zu verschaffen, sie »aller Romantik und Mystik« zu entkleiden und, von allen fremden Zutaten befreit, ihren nüchternen, juristischen Gedankeninhalt herauszuschälen.

Wahrheit und Klarheit waren die Grundlagen seines Denkens und Fühlens als Gelehrter und auch als Mensch. Für ihn gab es keine Halbheit der Empfindungen. Wer aber etwa von der Polemik in seinen Schriften und von seiner scharfen — bisweilen vielleicht etwas zu scharfen — Art, über Menschen und Dinge zu urteilen, auf seinen Charakter geschlossen und ihn für einen kalten Verstandesmenschen gehalten haben würde, der würde ihn ganz falsch beurteilt haben. Wer ihm näher treten durfte, ihn im Verkehr mit seiner Familie und seinen Freunden beobachten konnte, dem offenbarte sich die ganze Tiefe seines innigen, bisweilen geradezu kindlichen Gemüts (das er selbst oft künstlich hinter einer spröden, kühlen Form zu verbergen trachtete) und seiner schlichten, allem Scheinwesen und aller Phrase abholden Gesinnungsart. Kein Wunder daher, daß auch seine näheren Schüler mit solcher Verehrung an ihm hingen. Und damit kommen wir zu einem weiteren Punkt für die Wertschätzung F.s. F. hat nicht

nur Schüler, sondern eine Schule hinterlassen. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien und in Griechenland. Insbesondere ist die mächtig aufblühende junge Kanonistenschule Italiens wesentlich durch F. beeinflusst worden. So konnten denn an seinem 70. Geburtstage (an welchem ihn die theologische Fakultät zu Leipzig zu ihrem Ehrendoktor ernannte, eine Auszeichnung, die dem mit äußeren Ehrungen überreich Bedachten eine ganz besondere Freude bereitet hat) nicht weniger als 13 Lehrer an deutschen und außerdeutschen Hochschulen ihm als ihrem Lehrer und Meister den schuldigen Tribut der Dankbarkeit entrichten. Ihr Wunsch, daß es dem Meister beschieden sein möge, »noch viele Jahre in gleicher ungeschwächter Kraft und Frische das leuchtende Vorbild und den Stolz der Schüler zu bilden«, sollte leider nicht in Erfüllung gehen. Denn am 7. September 1910 verstarb F. plötzlich an einem Schlaganfall. Mit den Worten »Jetzt kann ich nicht mehr arbeiten« entsank ihm mitten in einer Arbeit für die Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht die Feder; seiner Wissenschaft getreu bis in den Tod.

E. Se h l i n g.

Kleist, E w a l d Christian Leopold v.¹⁾, königlich preußischer General der Infanterie, * 25. März 1824 zu Stolp in Pommern, † 29. Dezember 1910 in Potsdam. — Ein tapferer und verdienstvoller Bataillons- und Regimentsführer auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs, noch unter Wilhelm I. kommandierender General eines Armeekorps, ist K. aus dem nämlichen Hause seines stark verzweigten, uradeligen Geschlechtes hervorgegangen, dem der Sieger von Nollendorf angehörte. Des Feldmarschalls Großvater und Ewalds Urgroßvater waren Brüder. Ewalds Vater, ein Bruder des Dichters Heinrich v. K., übernahm, nachdem er bei der Garde gestanden hatte und als Major verabschiedet war, die Postmeisterstelle in Stolp. Dort als jüngster von vier Brüdern geboren, verlor Jung-Ewald als Kadett in Kulm 1837 plötzlich den Vater, der im Beisein des gerade in Stolp weilenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm und an dessen Seite sitzend infolge eines Schlaganfalles auf der Stelle verschied. Der Gattin hinterließ er die Sorge für neun Kinder.

Aus dem Berliner Kadettenkorps trat Ewald v. K. im August 1841 als Sekondleutnant in das 1. Garde-Regiment z. F. ein. Der spätere Feldmarschall v. Herwarth und der nachherige General v. Zastrow waren, der eine als Bataillonskommandeur, der andere als Kompagniechef, Ewalds nächste Vorgesetzte und Erzieher.

Sein erstes kriegerisches Erlebnis waren die Berliner Märztage 1848. Leutnant v. K. war dabei, als zwei Bataillone des 1. Garde-Regiments nach der Hauptstadt herbeigerufen wurden. 1856 zum Hauptmann befördert, erhielt er zunächst die 12. Kompagnie, dann die Leibkompagnie.

Nach dem Ableben Friedrich Wilhelms IV. stellte die letztere Kompagnie die Wache im Marmorsaal des Schlosses von Sanssouci und war — am 4. Januar 1861 — die erste Truppe unter dem Gewehr, auf der das Auge des nunmehrigen Königs Wilhelm nach der Vereidigung des Heeres ruhte. Nach des Königs eigener Schilderung wirkte es auf ihn erschütternd, als ihm die Leibkompagnie, mit dem Trauerflor an der Fahne, auf seinem Wege zur nebenan aufgebahrten Leiche des Bruders die königlichen Honneurs erwies. »Mir brachen die Kniee,«

¹⁾ Totenliste 1910, Bd. XV, 46*.

hat er selbst erzählt, »v. K., der mir die Hand küssen wollte, mußte mich halten, so daß ich nicht umsank. Von ihm gestützt, wankte ich ins Nebenzimmer . . .« »Kleist, das werde ich nie vergessen«, hatte er geäußert, als er den Hauptmann zu sich heranrief.

Nach zeitweiliger Abkommandierung zur Leitung der Unteroffizierschule in Potsdam trat er 1863 als Major ins Regiment zurück. In der Adjutantur des Oberkommandos der verbündeten Armee nahm er 1864 am Sturm auf Düppel und am Übergang nach Alsen teil und erwarb sich den Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern.

Im April 1866 an die Spitze des 1. Bataillons seines Regiments gestellt, führte er diese Truppe nach Böhmen. Als im Morgengrauen des 14. Juni der König jedem Bataillon ein Abschiedswort mitgab, reichte er dem Major v. K. mit dem Ausdruck der Hoffnung die Hand, das Bataillon werde unter seiner Führung dem alten Namen des Regiments Ehre machen. Diese Erwartung des obersten Kriegsherrn hat das Bataillon v. K. an den Ruhmestagen von Soor-Königinhof und Königgrätz glänzend erfüllt. Bei der Erstürmung von Chlum, dem Schlüsselpunkte der österreichischen Stellung, entwickelte Major v. K., seinem Bataillon stets voran, eine Tapferkeit und Umsicht, der durch die Verleihung des *pour le mérite* die verdiente Anerkennung zuteil wurde.

Ende 1866 zum Oberstleutnant befördert, im nächsten Jahre zum Kommandeur des Lehr-Infanterie-Bataillons ernannt, wurde er im Dezember 1866 mit dem Kommando über das großherzoglich mecklenburgische Grenadier-Regiment Nr. 89 betraut. Der Aufgabe, das aus drei selbständigen Bataillonen gebildete Regiment zu einer Einheit zusammenzuschweißen, war er vollauf gewachsen. Sofort — so berichtet die Geschichte der 89 er — und in den weiteren Ausbildungsabschnitten immer mehr wurde klar, daß der neue Kommandeur hohe, bisher weder gekannte noch erreichte Anforderungen stellte. Ebenso klar wurde aber auch bald, daß das Regiment einen Lehrmeister bekommen hatte, den die vollkommene Beherrschung jedes Dienstzweiges, praktisches Können und bestimmtes Auftreten befähigten, sein hochgestecktes Ziel zu erreichen. Von großem Wohlwollen gegenüber seinen Offizieren beseelt, griff er doch auch, wenn es nötig war, energisch ein. Den Mannschaften widmete er unermüdliche Fürsorge. Offen und ehrenwert von Charakter, war er ein Vorgesetzter, der Vertrauen zu wecken und zu erhalten wußte.

Das Band, das K. mit dem Regiment verknüpfte, festigten die Feldzugstage in den Gefilden Frankreichs. Anfänglich mußte das Regiment fast untätig an der Ostseeküste verbleiben. Dann erlebte der Oberst — der war er 1869 geworden — im Verbande der 17. Division (v. Schimmelmann, dann v. Tresckow) die Einschließungen von Metz, Toul und Paris, vor allem die hartnäckigen und strapazenreichen Kämpfe an der Loire, von Dreux bis Le Mans. Ebenso ruhig als entschieden und stets im richtigen Augenblick verstand der Oberst einzugreifen. In persönlicher Unerschrockenheit leuchtete er seiner Truppe voran; wiederholt, doch stets vergebens, wurde er gebeten, beim Besichtigen von Vorposten oder im Gefecht, mehr an sich selbst zu denken. Bei Dreux verlor er dicht hinter der Schützenlinie des II. Bataillons sein bestes Pferd. »Dabei«, erzählt die Regimentsgeschichte, »war der Oberst v. K. von größter Anspruchslosigkeit für seine Person. Eine Erholung war es oft für ihn, im kleinen Kameradenkreise am einfachen Konservenmittagessen mit Punsch

aus Liebesgabenzusendungen teilzunehmen; hier verstand der sonst so ernste Mann eine gemütliche, fröhliche Tonart anzuschlagen, welche die Herzen nur noch wärmer für ihn schlagen ließ.« Es war ein besonderer Festtag für das Regiment, als sein Kommandeur sich mit der 1. Klasse des Eisernen Kreuzes schmücken durfte.

Nach dem Feldzug erhielt K., 1873 zum Generalmajor befördert und für kurze Zeit zu den Offizieren von der Armee versetzt, noch im gleichen Jahre die 41. Infanterie-Brigade in Mainz, 1880 als Generalleutnant die 1. Garde-Division, im Juni 1885 das I. Armeekorps. Vier Jahre als kommandierender General in Ostpreußen tätig, stieg er 1886 zum General der Infanterie auf, im folgenden Jahre zum Chef der 44. er, des Regiments Graf Dönhoff. Volles Vertrauen verband das Korps mit seinem General.

Im Mai 1889 nahm er seinen Abschied, und noch mehr denn zwei Jahrzehnte waren ihm im Ruhestande beschieden. — Als an den Hochbejahrten das Ersuchen herantrat, für die Spalten dieses Jahrbuchs sich über den ihm von Jugend auf eng freundschaftlich verbundenen Kameraden vom 1. Garde-Regiment Lothar v. Schweinitz, den nachmaligen General und Botschafter, zu äußern, da hat er gern und gewissenhaft, wenschon mit zittriger Handschrift, seine Erinnerungen dargeboten.

Im 87. Lebensjahre ist der alte Held entschlafen.

v. Glasenapp, Die Generale der deutschen Armee 1864—1874, Blatt 228. — Militär-Wochenblatt 1909, Nr. 75. — Berliner Militär-Zeitung 1911, Nr. 2 (Beilage 1). — Tägliche Rundschau vom 1. Januar 1911 (General Graf Pfeil). — Handschriftlicher Lebensabriß, vom Oberleutnant im Infanterie-Regiment Nr. 44 v. Wussow verfaßt (1911) und durch den Sohn, den Generalmajor, General *à la suite* und Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade Friedrich v. Kleist, zur Verfügung gestellt. — v. Kessel, Geschichte des 1. Garde-Regiments z. F., Berlin 1881, S. 16 (vgl. Hohenzollern-Jahrbuch 1909, S. 74), 81 ff., 306. — Freiherr v. Langermann und Erlencamp und v. Voigts-Rhetz, Geschichte des großherzoglich mecklenburgischen Grenadier-Regiments Nr. 89, Schwerin 1895, S. 225 ff., 433 ff. — Briefe des Generals Ewald v. Kleist an den Verfasser.

Koburg.

Archivar Dr. K r i e g.

Werder, Franz Wilhelm Bernhard v.¹⁾, königlich preußischer General der Infanterie und Generaladjutant, * 27. Februar 1823 in Potsdam, † 19. März 1907 in Berlin. — Der Höhepunkt seines Soldatenlebens war die ruhmvolle Führung der Garde-Füsiliere bei Soor und Königgrätz. Als Ganzes gewürdigt, gipfelte sein Dasein in dem ungewöhnlichen Vertrauensverhältnis zu drei russischen Kaisern und in dem seinem Vaterland ersprießlichen Wirken, das sich hieraus ergab. Über seine Petersburger Tätigkeit schweigen noch die Archive; vieles mag nie einen schriftlichen Niederschlag gefunden haben noch im Gespräch und in der Mitteilung über seine Lippen gekommen sein.

Als Garde-Füsilier zog W. nach Böhmen aus. Aber das war nicht die Truppe, in der er seine militärische Laufbahn begann. Gleich seinem Vater, dem General Karl v. W., ging Bernhard aus dem 1. Garde-Regiment z. F. hervor. In dessen Reihen hatte v.-W.-Vater, * 1788, bei Großgörschen die Feuertaufe empfangen; zuletzt General der Infanterie und kommandierender General, Chef eines Regiments und Ritter des Schwarzen Adlerordens, beschloß er sein Leben 1869.

¹⁾ Totenliste 1907, Bd. XII, 92*.

Aus dem Kadettenkorps trat v.-W.-Sohn 1840 beim 1. Garde-Regiment ein, verließ es für die Jahre 1854 bis 1857, während deren er, seit 1855 als Hauptmann, die Adjutantengeschäfte bei der 1. Garde-Infanterie-Brigade versah, und trat dann als Kompagniechef zum Regiment zurück.

Als kurz vorher, Ende 1856, wegen der Neuenburger Frage ein Waffengang mit der Schweiz in Aussicht gewesen war, hatte der damals im 29. Lebensjahre stehende Prinz Friedrich Karl, dem für den Ernstfall eine Infanterie-Division zugedacht war, seinem kommandierenden General Grafen v. d. Groeben die Bitte vorgetragen, »die etatsmäßige 1. Adjutantenstelle der mobil zu machenden Garde-Division dem Hauptmann v. W. des 1. Garde-Regiments zu verleihen.« »Werder«, hatte er geschrieben, »ist mein Jugendgefährte, hat unter mir gestanden, als ich Kompagniechef war, und bei den Manövern bei mir adjutantiert, so auch vergangenen Sommer und Herbst. Ich halte große Stücke auf ihn.« Da jedoch wider Erwarten die Spannung beseitigt wurde, so war diese Verwendung W.s nicht zustande gekommen.

Aus der Leitung der Schulabteilung, nachherigen Unteroffizierschule in Potsdam heraus wurde W. im Oktober 1857, am Tage des 50. Dienstjubiläums König Friedrich Wilhelms IV., zu dessen Person kommandiert. Es war gleichzeitig Stiftungsfest des 1. Garde-Regiments. Kaiser Alexander II. von Rußland, dem W. nachmals so nahe treten sollte, weilte auf der Rückkehr von Stuttgart nach Petersburg einige Tage zum Besuch in Sanssouci, und König Friedrich Wilhelm zeigte frohe, aufgeräumte Stimmung. Aber am Tage nach W.s Kommandierung kam seine Krankheit zu ihrem ersten Ausbruch. Seit 1858 Flügeladjutant und 1859 zum Major befördert, hatte W. sich in jene Rolle hineinzufinden, die sein Kamerad in der Adjutantur, Prinz Kraft zu Hohenlohe, dahin zusammenfaßte, dem jeweilig diensttuenden Adjutanten habe es obgelegen, »Wächter, Hüter, Leiter und zugleich Dolmetsch« des Königs zu sein. Er verbrachte auf solche anstrengende Art die schweren nächsten Jahre in der unmittelbaren Umgebung, oft auch im Reisegefolge des immer kränkeren Monarchen. Er erlebte mit Hohenlohe und andern, der trotz aller Bitternis wunderbar aufrechten Königin zur Seite, die »ergreifende, erschütternde und doch wieder erhebende« Nacht, in der das Leben des königlichen Dulders erlosch.

Von König Wilhelm als Flügeladjutant übernommen, von Oktober 1861 ab Führer des Garde-Jäger-Bataillons und seit 1863 Oberstleutnant, erhielt W. im Mai 1866 die Garde-Füsiliere. Und diese führte er, im Juni zum Obersten ernannt, in verwegendem Vorgehen, bei den Sturmangriffen von Soor ebenso an der Spitze wie bei denen von Chlum, zum Siege. Der *pour le mérite* brachte die verdiente Anerkennung.

Die idealen Seiten des Kriegshandwerks standen für ihn, obwohl er später noch soviel größeres Elend im russisch-türkischen Kriege schaute, stets im Vordergrund. Eine Anschauung, wie sie sein Brigadekommandeur Konstantin Alvensleben 1866 ihm gegenüber äußerte — man begrub die Gefallenen am Tage nach Soor, und Alvensleben meinte: »Der Krieg ist doch ein schlechtes Ding!« — eine solche Anschauung war ihm unverständlich und wurde, als er dem Verfasser dieses Lebensüberblickes sein Wissen über seinen Vetter Alvensleben erschloß, unter Kopfschütteln wiedererzählt.

Der entscheidende Wendepunkt in der Weiterentwicklung seiner Geschicke trat im November 1869 ein: König Wilhelm ernannte den Obersten und Flügel-

adjutanten v. W. zum Militärbevollmächtigten am kaiserlich russischen Hofe. Zar Alexander II. hatte schon seinen Vater kennen gelernt, als dieser bei der polnischen Erhebung von 1863 vier Korps an der Grenze unter seinem Oberbefehl vereinigte; er empfing den Sohn auf das Freundlichste. Als der russische Kaiser in demselben Jahre 1869 beim hundertjährigen Stiftungsfeste des Georgs-Ordens dem König von Preußen die 1. Klasse dieses Ordens verlieh und ihn telegraphisch hiervon benachrichtigte, fügte er die Mitteilung hinzu, er habe die 4. Klasse dem Flügeladjutanten v. W. gegeben. Außer einigen Mitgliedern des preußischen Königshauses und einer Anzahl Veteranen aus den Befreiungskriegen besaß diesen Orden damals kein Offizier der preußischen Armee.

Es kam der große Krieg gegen Frankreich und mit ihm im Juli 1870 W.s Beförderung zum Generalmajor und General *à la suite* Seiner Majestät. Der eifrige Feldsoldat und bewährte Führer von 1866 mußte hier freilich, von Haus aus in der Petersburger Stellung belassen, mit der untätigen Rolle eines zeitweiligen Zuschauers im großen Hauptquartier vorlieb nehmen — während August v. W., sein Vetter im dritten Grade, sich vor Straßburg und an der Lisaine mit Ruhm bedeckte. Augusts, des nachherigen Grafen, Großmutter und Bernhards Großvater waren Geschwister gewesen; hierdurch bestand zwischen den beiderseitigen Enkeln nähere Verwandtschaft, als dies sonst der Fall gewesen wäre, da sie im übrigen verschiedenen, ziemlich weit auseinander gehenden Linien angehörten. Wie mag General Bernhard v. W. die kriegerische Betätigung herbeigesehnt haben, als ihm am 9. Oktober König Wilhelm über seine herzerreißenden und doch erhebenden Eindrücke beim Zusammentreffen mit dem III. Korps am Tage nach Vionville schrieb und dabei besonders des Generals v. Alvensleben gedachte, der sich am 16. August in einem achtestündigen Alleinkampfe gegen fast die ganze Bazaine-Armee geradezu geopfert habe! Im nächsten Monat erwähnt »Büschchen« den General v. W., »einen langen Herrn mit dunklem Schnurrbart«, als Bismarcks Tischgast in Versailles, mit dem sich der Bundeskanzler über die Verständigung mit Bayern, über die Bombardementsfrage, über teure Lebensverhältnisse in Petersburg angeregt unterhielt. Das Eiserne Kreuz 2. Klasse begleitete W. nach Rußland zurück.

Beinahe 17 Jahre hindurch versah Bernhard v. W., 1875 zum Generalleutnant, 1884 zum General der Infanterie befördert und dazwischen 1876 zum Generaladjutanten ernannt, die Stellung des der Person des Zaren beigegebenen Militärbevollmächtigten, wobei es ihm gelang, namentlich zu Zar Alexander II. ein außergewöhnliches Verhältnis herzustellen und auch inmitten ernster Schwankungen der deutsch-russischen Beziehungen aufrechtzuerhalten. Daß er sich die Zuneigung des Kaisers, aber auch die der übrigen Mitglieder des russischen Herrscherhauses und der ihm verwandten Fürstlichkeiten zu erwerben wußte, daß er bei den Hofwürdenträgern, bei den Behörden, beim Offizierkorps und in der ganzen Gesellschaft sich aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft erfreute, entsprang nicht allein seinen gewandten Umgangsformen, seinem weltmännischen Gehaben; die tiefere Begründung lag in seinem rückhaltlosen Freimut. Da er immer seine Meinung sagte, unbekümmert darum, ob sie gefiel oder nicht, so wußte jedermann in Rußland, daß von ihm Intriguen oder Übergriffe nicht zu besorgen waren. So hat er oft zur Ausgleichung von Meinungsverschiedenheiten und Beseitigung von Schwierigkeiten beigetragen, was einer mehr diplomatisch angelegten Natur vielleicht weniger gut gelungen

wäre, und obwohl er bei Hofe drei Generationen an sich vorübergehen sah, so haben doch die Sympathien, die man ihm entgegenbrachte, alle Wechsel überdauert. Alexander II. gewöhnte sich bald derart an ihn, daß er ihn zu allen seinen Reisen mitnahm und ihn ungern für längere Zeit vermißte. Bei militärischen Übungen, Paraden und Festlichkeiten pflegte W. im Gefolge des Kaisers zugegen zu sein, und des Abends liebte es Zar Alexander, den General zum Whist hinzuzuziehen. Er verkehrte mit ihm stets in deutscher Sprache und gab sich vollkommen wie ein preußischer Offizier. Zuletzt stellten Vorfälle peinlicher Art die beiderseitige Freundschaft auf eine harte Probe. In den Zeiten, in denen Alexander II. ohne Rücksicht auf seine Gemahlin vertraute Beziehungen zu ihrer Hofdame Fürstin Dolgoruki unterhielt, stellte sich W. entschieden auf die Seite der in ihrer Frauenehre bitter gekränkten Kaiserin, und als der Kaiser wenige Wochen nach deren Tode jene Dame heiratete, trat W. der nunmehrigen Fürstin Jurjewska im Gedenken an die verewigte Kaiserin in scharf abweisender Form gegenüber, mitunter in Gegenwart ihres kaiserlichen Gatten, der zwar tief davon berührt wurde, es aber den General nicht empfinden ließ. Überhaupt konnte W., bei allem aufrichtigen Fühlen für Rußland und russische Persönlichkeiten, rücksichtslos offen sein. Der Schwächen des russischen Reiches und der russischen Gesellschaft war er sich sehr wohl bewußt und von einer kritiklosen Überschätzung der russischen Armee weit entfernt. Auch dachte er nicht daran, seiner Stellung als preußischer General oder seinem deutschen Patriotismus irgend etwas zu vergeben. Als er einmal mit einem früheren preußischen, dann in russischen Diensten stehenden Offizier ein Schlachtenpanorama besuchte, trat General Skobelew ein, der gerade Hetzreden gegen Deutschland gehalten hatte. Er kam auf beide zu, reichte W.s Begleiter die Hand, fand aber keine Möglichkeit, diesen selbst zu begrüßen, da W. beharrlich ihm den Rücken zukehrte und mit großer Aufmerksamkeit eine Schlachtenszene besah.

Vorgänge von großer politischer Tragweite zogen W. vorübergehend in Verhältnisse hinein, die dem Leiter der deutschen Politik erheblich nahe gingen. Was mit der Stellung eines preußischen Militärbevollmächtigten am russischen Hofe zusammenhing, war Bismarck nicht immer angenehm. Seit den Zeiten Friedrich Wilhelms III. und Alexanders I. berichteten die Militärbevollmächtigten in Petersburg nicht, wie andere, durch das Auswärtige Amt, sondern unmittelbar in eigenhändigen Briefen an den König. Eine Abänderung dieser alten Gewohnheit konnte Bismarck, so unbequem sie ihm nach seinem Geständnis auch war, nie erlangen. Der Militärbevollmächtigte meldete, wie Bismarck erzählt, in solchen Briefen »alles, was der russische Kaiser über Politik in dem gewohnheitsmäßigen vertraulichen Verkehr am Hofe mit ihm gesprochen hatte, und das war nicht selten viel mehr, als Gortschakow mit dem Botschafter sprach. . . . Die diplomatischen Verhandlungen zwischen beiden Kabinetten haben ihren Schwerpunkt . . . oft und lange mehr in den Berichten des Militärbevollmächtigten als in denen der amtlich akkreditierten Gesandten gefunden«. Zwar versäumte Kaiser Wilhelm niemals, seine Korrespondenz mit W. dem Kanzler mitzuteilen; doch vollzog sich die nachträgliche Übermittlung des Inhalts solcher Immediatbriefe »oft zu spät«. Ganz außerhalb aller Gewohnheiten aber lag es, daß im Herbst 1876 der Reichskanzler ein chiffriertes Telegramm W.s aus Livadia erhielt, worin dieser im Auftrage des Kaisers Alexander

eine Äußerung darüber verlangte, ob Deutschland neutral bleiben würde, wenn Rußland mit Österreich in Krieg geriete. Nach Bismarcks Überzeugung versteckten sich hinter dieser Anfrage die Bestrebungen Gortschakows, die guten Beziehungen des Deutschen Reiches zu Kaiser Alexander und besonders des Reichskanzlers persönlich vortreffliches Verhältnis zu ihm zu trüben. Ausweichende Rückäußerungen hatten wiederholte neue Befragungen durch W.sche Telegramme zur Folge. Bismarck bat seinen kaiserlichen Herrn, den General v. W., der in Livadia »diplomatisch gemißbraucht werde, ohne sich dessen erwehren zu können«, telegraphisch zu sich zu berufen und ihm die Übernahme von politischen Aufträgen zu untersagen; dergleichen gehöre dem russischen, aber nicht dem deutschen Dienste an. Kaiser Wilhelm ging auf diesen Wunsch nicht ein, und da Kaiser Alexander endlich eine Aussprache unter Beteiligung der russischen Botschaft verlangte, so blieb nichts übrig als auf die bisherige Zurückhaltung zu verzichten; Bismarck ließ durch den Botschafter v. Schweinitz nach Livadia eine Antwort überbringen, die gleichbedeutend mit einer Ablehnung des Versprechens der Neutralität im Fall eines russisch-österreichischen Krieges war — worauf »das russische Gewitter von Ostgalizien sich nach dem Balkan hin verzog« und Rußland sich vielmehr die Neutralität Österreichs bei einem Kriege mit den Türken sicherte.

In diesen Krieg von 1877/78 folgte der Militärbevollmächtigte seinem kaiserlichen Freunde. Nach den Mißerfolgen bei Plewna riß allgemeine Kriegsmüdigkeit ein. Nur W. ließ sich hiervon nicht erfassen; für ihn schien das, was die russischen Offiziere als beschwerlich empfanden, nicht vorhanden zu sein. Ein kaiserlicher Flügeladjutant hat erzählt, W. habe dem ganzen Hauptquartier ein Beispiel gegeben; wenn andere den Kriegssitten nachgaben und sich im Anzug, Benehmen oder sonst gehen ließen, so habe ein Blick W.s genügt, sie zurechtzuweisen.

Es kamen die schweren Zeiten nach dem Berliner Kongreß, in denen das deutschfreundliche Auftreten des Zaren nahe daran war, sich ins Gegenteil zu wandeln. Es kam das nihilistische Attentat von 1881, dem Alexander II. zum Opfer fiel; als der Kaiser besinnungslos in sein Palais getragen wurde, küßte W. dem Sterbenden zum letzten Male die Hand.

Auch der sonst so wenig zugängliche und von Haus aus gar nicht deutschfreundliche Zar Alexander III. widmete dem General sein uneingeschränktes Vertrauen und bewahrte es trotz zunehmender Verschlechterung seiner persönlichen Stellungnahme gegenüber dem Nachbarreich. W.s Haltung in der für den damaligen Großfürsten-Thronfolger überaus schmerzlichen Dolgoruki-Angelegenheit hatte dieses Zutrauen vertieft. Und im übrigen stand W. jederzeit völlig außerhalb der Störungen im Einvernehmen beider Länder.

Im August 1886 verließ Generaladjutant v. W. den Newastrand, um Gouverneur von Berlin zu werden; im September 1888 wurde er, unter Stellung *à la suite* des Garde-Füsilier-Regiments, zur Disposition gestellt.

Noch einmal rief die vaterländische Pflicht den nunmehr fast Siebzigjährigen nach Petersburg zurück. Ende 1892 verließ General v. Schweinitz, der wie sein Regimentskamerad W. Soldaten- und Diplomatenum in seiner Laufbahn miteinander vereinigt hatte, als Militärbevollmächtigter W.s Vorgänger, als Botschafter sein Mitarbeiter war, den russischen Posten. Alsbald wünschte Alexander III. W., an dem er die seiner eigenen Natur entsprechende

Zuverlässigkeit und Geradheit schätzte, als Nachfolger. W. selbst hat sich zu dem Botschafterposten nichts weniger als gedrängt; nach dem Zeugnis eines Wissenden lag es ihm durchaus fern, eine politische Rolle spielen zu wollen. Auch scheinen Gegenströmungen sich bemerkbar gemacht zu haben. Die Feder des dritten Reichskanzlers hat verzeichnet, Schweinitz habe um den Wunsch des Zaren gewußt, aber einen andern empfohlen, angeblich weil er nicht wollte, daß sein Nachfolger eine bessere Stellung bei Hofe habe als er. Sei dem, wie es wolle, das Begehren Alexanders III. drang durch, und von 1892 bis 1895 hat Botschafter v. W. seines neuen und schwierigen Amtes gewaltet.

Als Alexander III. 1894 das Zeitliche gesegnet hatte, übertrug Zar Nikolaus II. die Gesinnung seines Vaters und Großvaters auf den diplomatischen Vertreter des Deutschen Reiches. Aber schon in den Anfängen seiner Regierungszeit trat der Botschafter zurück. In der russischen Gesellschaft, in der W. so beliebt war, wurde die Abberufung von vielen wie eine Art Kränkung empfunden.

Wie zu den Zeiten des alten Kaisers, so entzieht sich auch unter Wilhelm II. W.s schaffendes und vermittelndes Verdienst im einzelnen fast ganz unserer Kenntnis. Seinen Anteil an der Besserung der Beziehungen zum dänischen Königshause, an der Rückgabe des Welfenfonds hat er selbst zugegeben. Auch im endgültigen Ruhestande ging er noch wiederholt in außerordentlicher Sendung nach Rußland, um Verstimmungen zu begegnen. Für die Berliner Regierung bedeutete er lange Jahre das einzige Zwischenglied, mit dessen Hilfe es möglich war, abgerissene Fäden nach Petersburg hin wieder anzuspinnen.

Der Schwarze Adlerorden und der Andreas-Orden waren ihm als höchste Auszeichnungen zuteil geworden. Nach dem Ableben des Feldmarschalls Blumenthal wurde er 1901 noch Chef des reitenden Feldjägerkorps.

Als Hagestolz war er durchs Leben gegangen. Auch am Greis durfte, wer seine auffallend einfach eingerichtete Berliner Wohnung betrat, die fast jugendliche Rüstigkeit bewundern, die der hohen, schlanken Erscheinung mit dem soldatischen Charakterkopf und dem weißen, buschigen Schnurrbart eigen war, das liebenswürdig-vornehme Auftreten, die Gabe lebhafter, scharf charakterisierender und aus dem Born überreicher Erinnerungen schöpfender Unterhaltung. Denkwürdigkeiten hat er nicht hinterlassen; er sprach sich selbst gelegentlich dahin aus, niemals werde von ihm etwas an die Öffentlichkeit kommen, was irgendwie als Vertrauensbruch ausgelegt werden könnte.

Vorzugsweise der Fürsorge für andere galt die letzte Lebenszeit. Zumal dem »Kaiser-Wilhelm-Dank« widmete er zehn Jahre als 1. Vorsitzender seine Kraft. »Am liebsten«, heißt es in einem Nachruf, »weilte er bis zuletzt bei seinem ehemaligen Regiment, mit dem ihn so rühmliche Erinnerungen verbanden, und wenn seine bis zuletzt ungebeugte Gestalt eintrat, war die Freude »allgemein.«

Im kaum begonnenen 85. Lebensjahre wurde Bernhard v. W. an einem Märztag 1907 abgerufen. Des Kaisers Majestät schritt hinter seinem Sarge.

v. Glasenapp, Die Generale der deutschen Armee 1864—1874, Blatt 145. — Illustrierte Zeitung vom 18. September 1886, vom 7. Januar 1893, vom 28. März 1907. — Berliner Lokalanzeiger vom 26. Februar 1903, M.-A. (Dr. G., Beim General v. Werder). — Militär-Wochenblatt 1907, Nr. 40 (v. Bremen). — Tägliche Rundschau vom 20. März 1907, M.-A. (Graf Pfeil, Generaladjutant v. Werder am russischen Hofe). — Foerster, Prinz Friedrich Karl von Preußen, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, Stuttgart und Leipzig 1910, 1. Bd., S. 153. — Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, 2. Bd., Berlin 1905, S. 95, 231/232. —

v. d. Mülbe, Das Garde-Füsilierr-Regiment, 2. (fortgeführte und neu bearbeitete) Auflage, Berlin 1901, S. 93 ff. — Louis Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms, 2. Bd., Berlin 1888, S. 87/88. — Heft 19 der Generalstabs-Einzelschriften: König Wilhelm auf seinem Kriegszuge in Frankreich 1870 von Mainz bis Sedan, Berlin 1897, S. 33. — Moritz Busch, Tagebuchblätter, Leipzig 1899, 1. Bd., S. 414 ff. — Fürst v. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Stuttgart 1898, 2. Bd., S. 211 ff., 232. — Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Stuttgart und Leipzig 1907, 2. Bd., S. 494. — Mitteilungen aus dem Kreise ehemaliger deutscher Diplomaten und preußischer Militärattachés in Petersburg, unter andern des Reichskanzlers a. D. Fürsten v. Bülow und des Staatsministers z. D. Freiherrn v. Thielmann; persönliche Erinnerungen des Verfassers.

Koburg.

Archivar Dr. K r i e g.

Hartrott, Ludwig Eugen v.¹⁾, königlich preußischer General der Kavallerie, * 21. Februar 1829 in Aschersleben, Provinz Sachsen, † 24. März 1910 in Ballenstedt am Harz. — Ludwig v. H. beansprucht eine besondere Beachtung wegen seiner Zusammengehörigkeit mit Albrecht v. Roon, dem er in ruhmvollen Zeiten Adjutant, Kabinettschef und Helfer gewesen ist. Nicht als hätte H. ein hervorstechendes Maß von Geistesgaben oder selbständigen Leistungen aufzuweisen gehabt. Auch hätte er bei seinem etwas schüchternen und vor allem überbescheidenen Wesen es nie gewagt, gegenüber Roon ungefragt auch nur zu reden, geschweige denn eigene Ansichten oder Vorschläge zu äußern. Aber kaum übertreffbar waren die Arbeitsamkeit und Sorgfalt, mit der er alle Aufträge nach den gegebenen Weisungen ausführte; sein ganzes Interesse galt dem Dienste; durch seine Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Verschwiegenheit hat er dem Kriegsminister die wesentlichsten und nützlichsten Dienste geleistet, wie auch dieser sich auf die selbstlose Treue und Hingebung seines H. unbedingt verlassen konnte. Roons »langjährigsten, sehr treuen, unermüdlich tätigen und umsichtigen Gehilfen bei den Arbeiten des Kriegsministeriums« nennt ihn der älteste Sohn des Feldmarschalls in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben seines Vaters.

Die trefflichen Dienste dieses Untergebenen hat Roon jederzeit aufs wärmste anerkannt. Aber auch ihm »persönlich« hat H., so berichtet der Herausgeber der »Denkwürdigkeiten«, »sehr nahe gestanden«. Roon liebte den edlen, guten Menschen in ihm väterlich, und seine Söhne hingen an H. wie an einem älteren Bruder. Beiderlei Wertschätzung, die dienstliche wie die allgemein menschliche, klingt aus so mancher der an H. gerichteten Zuschriften heraus, die in jener kostbaren Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen mitenthalten sind. »... herzlichsten und wärmsten Dank, mein lieber und getreuer Freund, für alles! —«, heißt es einmal am Schluß einer Antwort des in Lugano weilenden Kriegsministers auf H.sche dienstliche und häusliche Berichte von 1867. Ein halbes Jahr später denkt der Leidende von Bordighera aus über seinem »Nichtstun«, wie er sich gegenüber H. ausdrückt, mit Beschämung an die »Würdigen, welche mit preußischer Energie daheim an dem Staatswagen ziehen: an Bismarck und Podbielski, Sie und meine übrigen fleißigen Freunde, die mir jahrelang so getreulich und erfolgreich geholfen haben«. An eine Empfehlung des »treuen H.«, die er in einem Feldzugsbriefe von 1870 der Gattin ausrichtet, knüpft er die Worte: »... und wer verdiente

¹⁾ Totenliste 1910, Bd. XV, 34*.

mehr als er empfohlen zu werden?«. Im weiteren Verlauf des Krieges schreibt er nach Hause von der rührenden Sorgfalt, mit der namentlich H. sich seiner annehme: »Kaum eine zärtliche Frau könnte mehr für ihren Mann tun.« Wehmütig läßt er im Ruhestande 1875 verlauten: »Ich sähe Sie gern wieder, Sie alter lieber treuer Gefährte auf so vielen gemeinschaftlich zurückgelegten Dornen- und Freudenpfaden!« Und ein Jahr darauf versichert er: »Sie wissen, lieber und erprobter Freund, daß ich namentlich Ihrer Hingebung und Anhänglichkeit die wohlverdiente Anerkennung nimmer versagen kann und daß ich mich jeder Gelegenheit freue, die mich veranlaßt, dies immer zu wiederholen.«

Diese Auszüge aus dem Roonschen Gedenkbuch, denen sich unten noch eine weitere Briefstelle anreihen wird, greifen dem voraus, was hier über den Lebensgang Ludwig v. H.s mitgeteilt werden soll.

Als General Roon im Juni 1860 den damaligen Rittmeister H. ins Kriegsministerium rief, bekleidete dieser die Stellung eines Adjutanten der 1. Kavallerie-Brigade in Königsberg. Sohn eines Bergwerksbesitzers, war er ursprünglich, 1848/49, Einjährig-Freiwilliger bei den 10. Husaren gewesen. Energisches und selbsttätiges Auftreten bei Unruhen in Bernburg (1849) — H. war zufällig auf Urlaub anwesend und zog rechtzeitig seine Schwadron heran — half dazu, die Ordnung wiederherzustellen, und die ihm zuteilgewordene Anerkennung wirkte bestimmend mit bei seinem Entschluß, auf Beförderung weiterzudienen. 1850 trat er als Leutnant bei dem 27. Infanterie-Regiment ein und wurde ein Jahr darauf zu den 8. Ulanen versetzt, bei denen er von 1853 bis 1858 Dienst tat: des weiteren, wie gesagt, Brigadeadjutant, trat er dem Chef des I. Armeekorps, Obersten Konstantin v. Alvensleben, dem nachmaligen Führer der Brandenburger im Deutsch-Französischen Kriege, dadurch näher, daß er sein Tischnachbar im Hotel sein konnte. Der Empfehlung dieses von ihm hochverehrten Offiziers, der zur selben Zeit ins Kriegsministerium übergang, hatte er, nach seinem eigenen Bekenntnis, die Berufung nach Berlin zu verdanken.

Im Kriegsministerium, dem H. ununterbrochen 25 Jahre angehörte, wurde er fürs erste als Dezernent der Zentral- und Remonteabteilung zugeteilt, trat aber im Oktober des nämlichen Jahres 1860, unter Beibehaltung dieser Obliegenheiten und unter Stellung *à la suite* des 1. Garde-Ulanen-Regiments, als Adjutant an die Seite Roons. Diese Adjutantur versah er bis 1869, jahrelang allein; erst 1865 erhielt der Minister einen zweiten Adjutanten. Neben den Adjutanturgeschäften 1867 mit der Leitung der Zentralabteilung beauftragt, behielt er 1869, bei der Entbindung von der Adjutantur, diesen Auftrag bei und rückte im Juli 1870 endgültig zum Chef auf.

Welch eine gewaltige Arbeitslast ruhte in dieser Werdezeit des neuen Deutschen Reiches auf den Schultern Roons! H. hat sie nach Kräften mit getragen. Den Abschluß der Heereserneuerung nebst den langwierigen Kämpfen mit der Volksvertretung, die Schaffung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Kaisertums mit den Anforderungen, die für das Kriegsministerium daraus entsprangen, die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870/71, das hat er in enger Arbeitsgemeinschaft mit Roon erlebt.

Das Vertrauensverhältnis zu Roon bahnte sich nicht zuletzt darüber an, daß der Kriegsminister in der Konfliktzeit mit Unwillen wahrnahm, wie seine

Erklärungen in der Landtagskommission durch die Presse häufig falsch wiedergegeben wurden, daß er daher eines zuverlässigen Mannes bedurfte, der die Äußerungen durch Kurzschrift festlegen konnte — wozu er seinen steten Begleiter H. sich erkor. Seit 1866 Major, wurde H. 1870 Oberstleutnant und begleitete den Kriegsminister als Chef seines mobilen Stabes ins Feld. In Friedenszeiten liefen alle Fäden des Kriegsministeriums bei der von H. geleiteten Zentralabteilung zusammen. Daneben hatte deren Chef die gesamten Personalangelegenheiten dieses Ministeriums, auch die der ganzen preußischen Armeeintendantur, zu bearbeiten. Alle Eingänge sah der Chef durch und verteilte sie an die Departements und Abteilungen; alle im Hause gefertigten Arbeiten, die eine Kenntnisnahme oder Genehmigung durch den Minister erforderten, unterzog zunächst H. seiner Prüfung. Solchen Anforderungen konnte am gewohnten, mehr als zehnstündigen Arbeitstage nur die angespannteste Tätigkeit genügen. Jahrelange Übung befähigte H. auch als Chef des mobilen Stabes, einen erheblichen Teil der Geschäfte seiner Abteilung im Gang zu erhalten. Im Felde waren allerdings seine Aufgaben insofern mehr eingeschränkt, als dem mobilen Kriegsminister die Berliner Behörde zur Seite stand. Nur die grundsätzlichen Fragen, für die der Minister verantwortlich blieb, und die Angelegenheiten, die sich auf das mobile Heer bezogen, gelangten in das Hauptquartier, und zu ihrer Erledigung standen H. drei mobile Offiziere zur Verfügung. Er leitete die Geschäfte in dem Sinne, daß sein Chef möglichst entlastet wurde. Wie ein Sohn dem Vater suchte er dem alten Herrn die Schwierigkeiten zu erleichtern, erhielt ihm aber den Überblick und hütete ihn körperlich. Unermüdlich im Arbeiten, wie in Berlin, geleitete er den Minister stets auf den Märschen zu Wagen, im Gefecht zu Pferde, und als Roon in Versailles schwer erkrankte, übernahm er seine Pflege. Nicht zum wenigsten hielt er die Verbindung mit der Umgebung Bismarcks (Keudell, Bismarck-Bohlen) und Moltkes (Verdy, Bronsart), immer darauf bedacht, daß Mißverständnisse rechtzeitig beseitigt wurden. Beide Eiserne Kreuze brachte Oberstleutnant H. aus Frankreich heim; zum Berliner Einzugstage erwirkte ihm Roon den erblichen Adel.

Über Roons Amtszeit hinaus blieb v. H., 1872 zum Obersten befördert, Abteilungschef, bis er 1876 das Militär-Ökonomiedepartement, das heutige Armee-Verwaltungsdepartement, übernahm. Als er 1877 die Ernennung zum Generalmajor erhielt schrieb ihm der greise Feldmarschall Roon, aus dem Inhalt der letzten Beförderungsliste habe ihn nichts so sehr erfreut als die Namen des jüngsten Generals und des jüngsten Obersten (seines ältesten Sohnes) — »Ich dachte alter Zeiten, wie ich Sie mir von Königsberg geholt und wie Sie dann, in Ihrer Tüchtigkeit, Gesinnungstreue und Anhänglichkeit für mich erkannt, von Stufe zu Stufe aufsteigend, Ihre tüchtige Kraft, Ihre unermüdliche Wirksamkeit in immer höheren und wichtigeren Kreisen geltend zu machen wußten. Ich sagte mir, daß ich ohne Ihre treue, immer unverdrossene Unterstützung nimmer zu Leistungen gelangt wäre, die man befriedigend nennen konnte und nennen mußte; daß ich mehr als dies, auch Ihre herzlichen Sympathien und einen Freund an Ihnen gewonnen hatte. Ihnen dies auszudrücken — was ein Telegramm nicht vermochte — habe ich bisher unterlassen, weil ich, der Müßige, Ihnen, dem Vielbeschäftigten, nicht die Unbequemlichkeit einer Antwort auferlegen wollte ...«

Nach dem Kriegsminister Kameke war General H. noch unter Bronsart I

aktiv, nahm aber, seit 1882 Generalleutnant, 1885 seinen Abschied. Kurz vor dem Rücktritt beging er, wenn auch fern von Berlin, die Feier seiner 25 jährigen Zugehörigkeit zum Kriegsministerium. In seinem Glückwunschschreiben brachte General v. Bronsart die Anschauung zum Ausdruck: »Jeder von uns vielen, denen es vergönnt war, als Untergebener, Gleichgestellter oder Vorgesetzter mit Ihnen gemeinsam zu wirken, wird die angenehme Erinnerung bewahren, daß selten Pflichttreue, Diensterfahrung und Wohlwollen sich in einem Manne so voll vereinigt fanden, als wir es im dienstlichen und außerdienstlichen Verkehr mit Ihnen stets empfunden haben.« Das Kriegsministerium schenkte ihm die Büste des »ehrwürdigen Herrschers, unter dessen tatsächlichem Regiment«, schrieb Bronsart weiter, »Sie 25 Jahre in der großen Heeresschmiede wacker gearbeitet haben. . . . Etwas Besseres wußten wir nicht zu finden.« Nicht lange vor der Verabschiedung hatte ihm sein König durch die Ernennung zum Mitglied des Staatsrats eine für einen Offizier seltene Auszeichnung widerfahren lassen. Bei der Genehmigung des Abschiedsgesuches wünschte der oberste Kriegsherr die »warme Anerkennung« der »treuen Dienste« H.s in Erinnerung an seine »langjährige (eigenhändiger Zusatz: 25 jährige) ehrenvolle und erfolgreiche Tätigkeit im Kriegsministerium, im Kriege und im Frieden«, noch besonders dadurch zu betätigen, daß er ihm den Roten Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub verlieh. Bei Wilhelm I. war H. von jeher persönlicher Wertschätzung begegnet; seine unübertreffliche Pflichttreue hatte in dem Herzen des Monarchen lebhaften Widerhall gefunden.

Im Ruhestande lebte H. anfänglich in Frankfurt a. O., darauf in Ballenstedt, ganz still und verborgen. Die Enthüllung des Roon-Denkmals in Görlitz — 1895 — sah ihn noch, aber zur gleichen Feier 1904 nach Berlin zu gehen, vermochte er sich nicht mehr zu entschließen. Gelegentlich des hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms I. war ihm noch der Charakter als General der Kavallerie zuteil geworden.

Mit der Gattin, die er 1863 gewonnen und die ihm einen Sohn und zwei Töchter geschenkt hatte, lebte er in innigem Einvernehmen. Jene Treue, die den Kern seiner Eigenschaften bildete und die in ihm gegenüber Gott, König und Vaterland lebendig war, äußerte er in vollendeter Weise auch im Umkreis seiner Familie. »Wie waret Ihr sein ganzes Glück!«, durfte nachmals der Geistliche an seinem Sarge ausrufen. »Vor allem«, hat dieser Kenner seiner Art hinzugefügt, »die nachgeborene Generation. Wie bist du, Friedel, des Großvaters Sonnenschein gewesen! Wie hellte sich sein Auge auf, das doch oft genug so trübe blicken konnte, da er die Welt und ihre Wege oft so schwer nahm, wenn er von dir erzählte, der Kleinsten, der Jüngsten!« —

Auf religiöser Grundlage baute sich sein Dasein auf. »Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der beste Lebenslauf!«, hat er einmal als Denkspruch niedergeschrieben. Im 82. Jahre eines nach solcher Richtschnur hingebrachten Lebens ist er heimgegangen.

Militär-Wochenblatt 1910, Nr. 42 (General v. Blume). — Berliner Militär-Zeitung 1910, Nr. 15. — v. Loebells Jahresberichte über das Heer- und Kriegswesen, 37. Jahrg. (1910), S. 444. — Handbuch für Heer und Flotte (v. Altens Enzyklopädie der Kriegswissenschaften), 4. Bd., Berlin usw. 1912, S. 647/48. — Konservative Monatsschrift 1910, S. 849—851 (General v. Lettow-Vorbeck). — 75 Jahre des 1. Garde-Ulanen-Regiments (1819—1894), Berlin 1898, S. 442. — Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen v. Roon,

besonders II, S. 16, und III, S. 22, 60, 186, 191, 420, 429/30, 434/35 (nach der 4. Auflage 1897 angeführt). — Mitteilungen des Generals v. Hartrott an den Verfasser; Papiere aus dem Besitz seiner Witwe; Auskünfte des Generalleutnants z. D. Grafen v. Roon und des † Generals der Infanterie z. D. v. Lettow-Vorbeck.

Koburg.

Archivar Dr. K r i e g.

Burg¹⁾, **Ernst von der**, königlich preußischer General der Infanterie, * 24. April 1831 in Luckenwalde, † 3. November 1910 in Charlottenburg. — Dem General v. d. B. darf als Soldaten und als Charakter erhebliche Bedeutung zugesprochen werden. Ein hoher Offizier, der im Rufe strenger, mit dem Lobe kargender Urteilsweise steht, läßt dem ehemaligen Kameraden und Vorgesetzten diese wohlervogene Bewertung angedeihen: »Ich habe ihn hochgeschätzt und für einen recht gebildeten Mann von selbständigem und furchtlosem Wesen gehalten. Aller Phrase, Schmeichelei und Unterwürfigkeit abgeneigt, war er ein tüchtiger Soldat, besaß ein gutes Urteil, Entschlossenheit, und würde im Ernstfalle als selbständiger Truppenführer jede Schwierigkeit überwunden haben.«

In vielfach wechselnden Wirkungskreisen, in der Truppe, im Generalstabe, auf diplomatischem Felde verwendet, focht er unter französischer Fahne in Mexiko und beteiligte sich in zunehmend gewichtigen Stellungen an den deutschen Einigungskämpfen in Schleswig-Holstein, Böhmen und Frankreich. Aus der Artilleriewaffe hervorgegangen, beschloß er seine Laufbahn als kommandierender General eines Armeekorps.

Was ihm aus Kriegs- und Friedenszeiten mitteilenswert erschien, hat er an seinem Lebensabend zu einem überaus fesselnd geschriebenen Druckwerk zusammengetragen. Allerdings war es hierbei, wie er zum Eingang bemerkt hat, nicht seine Absicht, Geschichte oder Memoiren für die Öffentlichkeit zu schreiben. »Ich ergreife«, äußerte er sich, »die Feder lediglich, um dem Wunsche der Meinen zu entsprechen.« Daß dieser stattliche Quartband als Handschrift gedruckt und nur einzelnen zugänglich gemacht wurde, darf bei aller Anerkennung der Beweggründe, die für den Verfasser ausschlaggebend waren, lebhaft bedauert werden. Denn die lebensvollen Schilderungen kriegsgerischer Begebenheiten, die von scharfer Beobachtungsgabe zeugenden Charakteristiken von Ländern und Leuten, die Fülle heller Streiflichter, die, oft unter Einflechtung anekdotischer Züge, auf Träger bekannter Namen fallen, der schlichte Ton, in dem der Erzähler, frei von Überhebung und doch der erzielten Erfolge sich froh bewußt, über sich selbst berichtet, all diese in anziehender Schreibweise dargebotene Mannigfaltigkeit von Tatsachen und Stimmungen berechtigt zu dem Dafürhalten, daß hier eine unserer besten militärischen Autobiographien vorliegt.

Als der General seine Niederschrift beendete, mit dem Ausdruck dankbarer Verehrung für den ersten Kaiser und seinen Sohn, da durfte er bekennen: »Wenn ich auf meine mehr denn 42 jährige Dienstzeit unter vier Königen zurückblicke, habe ich allen Grund, mit derselben zufrieden zu sein. Was nur wenigen beschieden, habe ich erreicht. Auf mich selbst angewiesen, ohne Vermögen, trat ich in die Armee. Mich wacker, ohne Schulden, durchschlagend, gelangte ich bald in Stellungen, deren Einkommen vor Not schützte. Als das

¹⁾ Totenliste 1910, Bd. XV, 17*.

Glück sich mir nahte, erfaßte ich's und hielt es fest. Treu blieb es mir im Frieden wie in vier Kriegen. . . . Das Richtige zu tun war ich stets bestrebt; absichtlich habe ich nie verletzt und geholfen, wo ich konnte. . . .«

Das Geschlecht dieses ausgezeichneten Mannes entstammt den spanischen Niederlanden; ein Angehöriger flüchtete bei der Verfolgung der Protestanten durch Alba auf bergisches Gebiet. Einer der zwei Söhne dieses Engelbert v. d. B. kaufte ein Gut bei Leipzig. Beide wurden 1658 durch Leopold von Ungarn und Böhmen in die Gemeinschaft und Zahl der Edlen des Königreichs Ungarn aufgenommen, da sie sich schon in den übrigen und auswärtigen Herrschaften und Provinzen der Adelsrechte erfreuten.

Als unmittelbarer Nachkomme jenes Leipziger Johann v. d. B. wurde Ernst in den märkischen Landen geboren. Er erwählte als Nächstliegendes den Soldatenberuf seines Vaters. Dieser hatte 1813 als Sechzehnjähriger im Bülow'schen Korps, bei Dennewitz, eine schwere Wunde davongetragen, während der Großvater 1806 auf dem Marktplatz in Lübeck gefallen war; er hatte, als er die Nachhut des Blücherschen Korps deckte, dreimal abgelehnt, sich zu ergeben, und war nach vierfacher Verwundung durch eine Kugel in die Brust getötet worden.

An die Kadettenjahre in Potsdam und Berlin bewahrte v. d. B. dankbare Erinnerungen. Ein Ausmarsch der Kadetten nach dem Schloß in der Nacht zum 19. März 1848 — gegen Morgen erfolgte die Einschiffung nach Potsdam — war das erste Kriegsbild in seinem Leben.

Mit einem monatlichen Gehalt von 16 Talern 22 Silbergroschen 6 Pfennigen trat er Ende April 1849 als außeretatsmäßiger Sekondleutnant bei der Garde-Artillerie-Brigade ein. Vom Dienst bei einer Festungskompagnie in Spandau ging er 1852 endlich zur Feldartillerie in Berlin über. Jetzt erst lernte er die Kameraden kennen. »Welch ausgezeichnetes Offizierkorps«, schreibt er in seiner Rückschau, »welche Kameradschaft, welche Ansammlung von Talenten, Geist und Kenntnissen!« Drei kommandierende Generale — v. d. B., Graf Waldersee, v. Lewinski, zwei Generalinspektoren — v. Bülow, v. Voigts-Rhetz —, die Generale Prinz Kraft Hohenlohe, Fürst Anton Radziwill sind aus dem damaligen Kameradenkreise hervorgegangen.

Wiewohl v. d. B. der Frontdienst sehr zusagte, war er auch auf seine anderweitige Fortbildung bedacht und widmete namentlich viel Zeit der Vervollkommnung im Französischen. Seine Vorliebe für diese Sprache veranlaßte ihn — 1861 war er Hauptmann geworden —, das Kommando nach Paris zu erstreben, wohin alle zwei Jahre drei Offiziere zur Erlernung der französischen Sprache kommandiert wurden. Sein damaliger Kommandeur Prinz Wilhelm von Baden half wesentlich dazu, daß er vom 1. April 1862 an das erwünschte Kommando erhielt.

Infolge der Empfehlung desselben Prinzen wurde v. d. B. zur Audienz bei Kaiser Napoleon befohlen, von dem er den Eindruck bestrickender, aber berechneter Gutmütigkeit gewann. Im Salon der Kaiserin, an den Montagabenden, trat der preußische Offizier mit großer Sicherheit auf. Die Armee galt als die erste der Welt.

Ungünstige Nachrichten waren über die französische Kriegführung in Mexiko eingetroffen, und bedeutende Verstärkungen sollten dahin abgehen. Da entschloß sich v. d. B., der schon mehrere Monate in Paris war und vom Pariser

Leben genug hatte, sich um eine Verwendung auf dem mexikanischen Kriegsschauplatze zu bemühen.

Gegenüber dem Militärattaché Major v. Stein, der ihm wegen des gelben Fiebers den Gedanken auszureden versuchte, betonte der Hauptmann seinen festen Willen, die sich anbietende Gelegenheit kriegerischer Betätigung zu benutzen. Ein Zuhörer, der preußische Gesandte, der währenddem schweigend auf und ab gegangen war, blieb plötzlich vor v. d. B. stehen, schüttelte seine Hand und sagte: »Sie haben recht, versuchen Sie Ihr Glück.« Das war Bismarck! Aber erst die Vermittlung Prinz Wilhelms von Baden bei Napoleon selbst erzielte, daß Hauptmann v. d. B. dem Stabe des Befehlshabers der Artillerie des Expeditionskorps zugeteilt wurde, und sein König erteilte ihm nicht nur die Erlaubnis hierzu, sondern kommandierte ihn dienstlich nach Mexiko und stellte die erforderlichen Gelder zur Verfügung.

Nach langer, zuletzt stürmischer Seefahrt von Cherbourg her setzte v. d. B. im Oktober 1862 in Vera Cruz den Fuß auf amerikanischen Boden. Strenge Lebensweise erhielt ihn, während die Kameraden vom Fieber befallen wurden, gesund.

Durch das Fehlen von Transportmitteln zunächst unmöglich gemacht, begann erst im Dezember der Vormarsch nach Orizaba. Offenen Auges schaute und schilderte v. d. B. die herrliche Vegetation, deren Bilder sich ihm auf dem heißen und anstrengenden Marsch erschlossen. Die Mexikaner hatten ihre Hauptkräfte in und um Puebla versammelt, wo sie den ersten energischen Widerstand mit regulären Truppen zu leisten gedachten. Im Rücken der Franzosen nahm die Zahl der Guerillascharen zu, und oft sah v. d. B. die schrecklich entstellten Kadaver aufgeknüpfter Guerillas im Mondschein pendeln. Unter kleinen Scharmützeln ging das Jahr 1862 zu Ende, doch ohne daß Hauptmann v. d. B. sich persönlich hätte betätigen können. Nach mehr als zweimonatiger Ruhe drang General Forey im Februar 1863 auf Puebla vor; nachdem die Einschließung dieser eigentlich offenen, aber nach Möglichkeit befestigten Stadt bald nach Mitte März beendet war, begann endlich der förmliche Angriff. Beim Eröffnen des Feuers der französischen Batterien, erzählt v. d. B., habe er gewußt, daß die Augen der Herren des Hauptquartiers auf ihn gerichtet waren, um zu sehen, wie sich der preußische Offizier mit den Kanonenkugeln abfinden werde. »Da blieb mir denn nur übrig, etwas zu renommieren. Während rechts und links die Kugeln der Vierundzwanzigpfünder einschlugen und Granaten platzten, ging ich in langsamem Schritt 800 bis 900 m auf dieser Straße bis zu den Batterien.«

Am 29. März wurde unter geringeren Verlusten, als befürchtet war, das erste Fort von Puebla im Sturm genommen. Bei Tage konnte man sich nur in den Gebäuden aufhalten, weil das sie umgebende Gelände aus nächster Nähe bestrichen wurde; infolgedessen war es dringend geboten, so bald als möglich festen Fuß in Puebla selbst zu fassen und zu diesem Zwecke das gegenüberliegende Kloster Guadalupita von San Davier aus zu stürmen. Der Artillerie gelang es nicht, die Bresche durch Geschützfeuer herzustellen, da nach ihrem Dafürhalten das feindliche Gewehrfeuer aus dem Turm des Klosters es nicht zuließ. v. d. B., der hingeschickt war, um zu erfragen, warum das Feuer nicht beginne, gab nach seiner Rückkehr dem General Neigre die Ansicht kund, die Bresche könne gelegt werden, erklärte sich auch bereit, die Unternehmung zu

leiten. Tatsächlich ließ er einen Vierpfünder in das obere Stockwerk des Gefängnisgebäudes schaffen, einigte sich mit dem französischen Artillerieoffizier, sie wollten beide das Geschütz allein bedienen, jener solle laden und abfeuern, er, v. d. B., würde richten, und wirklich wurden solche Schießserfolge gegenüber der Kuppel des Klosters erzielt, daß der Gegner, ehe die Kuppel zum Falle kam, das Feld räumte. Während der Franzose das Feuer in dieser Weise fortsetzte, brachte sein preußischer Kamerad in der Sakristei der Kirche den Zwölfpfünder in Gang und gab die ersten Schüsse selbst ab, kurzum, nach zweistündiger Tätigkeit war eine gangbare Bresche fertig. Aufrichtigen Dank zollten dem Hauptmann die französischen Artillerieoffiziere, noch mehr* die zum Sturm bestimmten Chasseuroffiziere; General Neigre äußerte: »Sie haben sich große Verdienste erworben; ich werde nun das Weitere tun.« Abends gelang der Sturm, die Franzosen drangen in Guadalupita ein und besetzten den angrenzenden Häuserbereich. Nun war man in Puebla — ohne daß jedoch der Widerstand der Besatzung gebrochen gewesen wäre. v. d. B. wurde in Foreys Armeebefehl besonders belobt, wegen seines sehr bemerkenswerten Muts, *«en n'hésitant pas à saisir une occasion de mêler son sang à celui des enfants de la France»*. Bei einer Tischeinladung zum Oberbefehlshaber fand er unter seiner Serviette die Ehrenlegion.

Der Kampf in Puebla nahm täglich an Hartnäckigkeit zu; Schlappen blieben nicht aus und erregten die Gemüter. Beim Angriff auf das sehr feste Kloster Santa Inez hatte der Stab der Artillerie fortwährend Befehle an die exponiertesten Batterien zu überbringen. Auf einem solchen Befehlsgang kam v. d. B. in eine Barrikade, in der plötzlich eine gegnerische Kanonenkugel der richtenden Nummer den Kopf wegriß, während die übrige Bedienung durch Granaten verwundet wurde. Da zog der Hauptmann das Geschütz, um es nicht dem Demolieren auszusetzen, mit zwei französischen Artillerieoffizieren aus der Scharte hinter die Brustwehr. Mit Erde bedeckt, aber unverwundet, verließen die drei Offiziere die während dieser Tätigkeit mit Geschossen aller Art überschüttete Batteriebarrikade. Der Sturm der Zuaven scheiterte; panischer Schrecken griff um sich, so daß weitere Angriffsversuche unterblieben.

Während eine fieberhafte Tätigkeit entwickelt wurde, um neue Geschütze und Munition heranzuschaffen und die Einschließung immer mehr zu verdichten, freute sich v. d. B., an einer Unternehmung teilnehmen zu dürfen, die darauf hinzielte, mexikanische Entsatztruppen zu überfallen. In finsterner Nacht erfolgte der Aufbruch, vor Tagesbeginn stieß General Bazaine auf den Feind, der nach glänzendem Gefecht in die Flucht geschlagen wurde. v. d. B. empfand das Fechten im freien Felde, nach sechs Wochen Belagerungskrieg und Straßenkampf, als angenehme Abwechslung. Er verrichtete mit Major v. Stein Ordonnanzdienste bei Bazaine, nachdem dessen Generalstabsoffizier gefallen und der Adjutant verwundet vom Pferde gesunken war.

Am 17. Mai kapitulierte endlich die mexikanische Armee, da auf Entsatz nicht mehr zu rechnen, die Aussicht, sich durchzuschlagen, sehr schwach, der Mangel an Lebensmitteln groß war.

Im Juni zog v. d. B. im Gefolge Foreys in Mexiko ein und war dann Zeuge, wie man aus der Republik ein Kaiserreich machte und für den Habsburger Maximilian als Inhaber des Thrones stimmte. Hier erhielt er auch von seinem Könige den Roten Adler-Orden mit Schwertern. Als bis zum Herbste nichts Besonderes

vorfiel und Ende Oktober Marschall Forey zurückberufen wurde, benutzte v. d. B. diese Gelegenheit, um über Kuba-New York-Lissabon heimzukehren. Beim Scheiden aus dem Tal von Mexiko konnte er sich von dem großartigen Anblick der Natur kaum trennen. »Es ist ja ein herrliches Land«, hat er beim Zurückdenken niedergeschrieben, »nur schade, daß seine Bewohner meist elende Gesellen sind.«

Als v. d. B. im Januar 1864 sich beim König in Berlin meldete und danach vorhatte, nach Paris zurückzukehren, erhielt er seine Versetzung in den Generalstab, als Generalstabsoffizier der 1. Division; unter diesen Umständen hörte das Kommando nach Frankreich auf.

Sobald nach dem Ausbruch des Krieges mit Dänemark General Hindersin zur Leitung des Artillerie- und Pionierangriffs gegen Düppel beordert wurde, bat der Königsberger Generalstäbler um Verwendung und wurde erhört. Moltke gab, wie er Blumenthal schrieb, dem Artilleriegeneral den Hauptmann v. d. Burg ausdrücklich deshalb mit, weil dieser in Mexiko gute Erfahrungen vor dem Feinde gesammelt und einen ebenfalls wesentlich artilleristischen Angriff auf Puebla mitgemacht hatte. Jetzt begann eine ähnliche Tätigkeit wie gegenüber jener mexikanischen Stellung. Trotz eines im Gelände vor Schanze IV am 14. April erhaltenen Prellschusses im rechten Unterschenkel und starken Schwellens des Beines war v. d. B. entschlossen, den Sturm mitzumachen, und wenn er, wie er sich ausdrückte, hätte auf Krücken gehen müssen. Er hatte sein Bein wickeln lassen, bewegte sich mit Hilfe eines Stockes und erlebte so bei seinem Artilleriegeneral das Weitere. Nach Düppel ging er als Berichterstatter für Moltke ins große Hauptquartier zu Wrangel, hatte da aber keine Gelegenheit mehr, kriegerischen Unternehmungen beizuwohnen. Die Wunde wurde schlimmer und erforderte längere Behandlung in Berlin und Teplitz.

Der Verleihung des Kronenordens 3. Klasse mit Schwertern gesellte sich im Juni 1864 die Versetzung in den Generalstab des vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm befehligten II. Armeekorps, mit dem Sitz in Berlin. Das Verhältnis zum Kronprinzen war ein prächtiges. Hauptmann v. d. B. stellte fest, es war überraschend, wie schnell der fürstliche Herr beim Vortrag alles erfaßte. Es kam zu den politischen Verstimmungen, die den Kronprinzen dem leitenden Staatsmanne mehr und mehr entfremdeten. Der hohe Herr unterhielt sich mit dem Generalstabsoffizier über seine Lage in der offensten Weise, und dieser durfte glauben, durch offene Erwiderungen, die der Kronprinz ruhig anhörte, ihm manchen Dienst erwiesen zu haben. Oft nahm er damals auch an Unterhaltungsabenden bei Prinz Friedrich Karl teil.

Die Verwicklungen mit Österreich mehrten sich in Besorgnis erregender Weise. Anfang 1866 zum Major befördert, erhielt B. am 26. März den Befehl, am nächsten Tage nach Italien abzureisen, zur Berichterstattung über die dortige Armee. Im Ministerium des Auswärtigen gab ihm Bismarck in seiner drastischen Weise ein Bild der Sachlage, aus dem er entnahm, daß der Krieg sicher sei, und unterrichtete ihn, wie er sich in Italien zu verhalten habe. Nach Erledigung des Dienstes kam das Gespräch auf das Verhältnis zum Kronprinzen; v. d. B. erkannte, daß die beiderseitigen Verstimmungen lediglich aus Mißverständnissen erwachsen waren, es war ihm daher möglich, den Kronprinzen aufzuklären und zur Herstellung guter Beziehungen beizutragen.

Über Paris, wo er Depeschen Bismarcks beim Gesandten abgab, reiste er

nach Florenz. Der preußische Gesandte Usedom, ein geistreicher, hochgebildeter Herr, machte ihn mit Lamarmora und andern bekannt, Viktor Emanuel empfing ihn gnädig. Anfang Mai war die Mobilmachung der italienischen Armee in vollem Gange. Als v. d. B. in Berlin anfragte, ob er den Krieg bei den Italienern mitmachen solle, erhielt er eine verneinende Antwort, dampfte am 8. Mai von Florenz ab und traf nach Erledigung von Aufträgen zu Paris in Berlin wieder ein.

Mit v. Verdy, v. Hahnke und v. d. Hude trat Major v. d. B. in den Stab der II. Armee Kronprinz ein, die sich in Schlesien sammelte.

Blumenthal drängte zur Offensive. Der Aufgabe, über das Riesengebirge vorzudringen, mußten sich die einzelnen Korps räumlich getrennt unterziehen, unter Ausschluß gegenseitiger Unterstützung. Als Major v. d. B. in Görlitz den Prinzen Friedrich Karl aufsuchte, um sich über die dortigen Absichten zu unterrichten und die der II. Armee mitzuteilen, wies der Prinz darauf hin, Friedrich dem Großen sei diese Operation nicht gelungen, und fragte: »Trotzdem wollt Ihr sie ausführen?« »Ja, Königliche Hoheit, vielleicht haben wir mehr Glück«, lautete die zuversichtliche Antwort des Majors.

Am 27. Juni begann die II. Armee ihre kriegsrische Vorwärtsbewegung. Bei Trautenau hatte Major v. d. B. Anlaß, die Autorität des Oberbefehlshabers zu benutzen, als er einen Divisionskommandeur ersuchte, die Avantgarde, die die starke Stellung des Feindes nicht in der Front zu nehmen vermochte, zu verstärken. Dieses Anrücken von Verstärkungen hatte denn auch den gewünschten Erfolg. Leider ging das Korps Bonin schließlich zurück. v. d. B. hatte bei dem kommandierenden General vergeblich gegen das Zurückgehen Verwahrung eingelegt; sein Versuch, die Garde-Division, deren Hilfe Bonin abgelehnt hatte, zur Umkehr zu veranlassen, konnte nicht zur Durchführung gelangen, weil jene Truppen abends zu erschöpft waren, als daß weitere Leistungen hätten verlangt werden können. Major v. d. B. griff also mehrfach selbsttätig ein, sorgte auch dafür, noch nachts, beim Kronprinzen und Blumenthal, daß an das Gardekorps ein Befehl für den nächsten Morgen abging.

In der Frühe des 28. schickte ihn der Kronprinz nach Trautenau, um zu sehen, wie dort die Sache stehe. So machte der Major das glückliche Gefecht bei Soor mit. Durch die Nachricht hiervon wurde der Kronprinz, schon in froher Stimmung über Skalitz, hoch beglückt und umarmte den Kämpfer dieses neuen Erfolges mit den Worten: »Diese beiden Tage werde ich Ihnen im Leben nie vergessen.«

Beim Vormarsch des Kronprinzen auf Königgrätz erhielt v. d. B. den Auftrag, zur I. Armee zu reiten und sich mit dem Gang der Schlacht bekannt zu machen. Während dieses Ritts befand er sich, nach seiner Ausdrucksweise, »wie ein Hase im Kessel«; »wie ich durchkam, weiß ich heute noch nicht«. Vor 12 Uhr traf er bei der im Waldgefecht aufgelösten Division Fransecky ein. Er rief den Leuten zu: »Der Kronprinz kommt!« Das wirkte und gab neuen Mut. Nach Verabredung mit dem Generalstabsoffizier Major v. Krenski beschloß er, den Spitzen des Gardekorps und VI. Korps entgegenzureiten, deren Marsch die Richtung zu geben und ihn womöglich zu beschleunigen. Es galt, auf dem Wege zurückzureiten, auf dem er gekommen war. v. d. B. zögerte keinen Augenblick und jagte wieder los. Eine Schützenlinie überraschend durchreitend, stieß er auf eine Husarenpatrouille von der Avantgarde des Gardekorps. Durch diesen Mann geführt, erreichte er nach kurzer Zeit in vollem Laufe den

General v. Alvensleben an der Spitze der im Vormarsch befindlichen Avantgarde. Er setzte ihm die mißliche Lage der Division Fransecky auseinander, die dringend der Hilfe bedürfe; ein Stoß auf Maslowed werde die feindliche Flanke treffen. Dann ritt er querfeldein in der Richtung, aus der das VI. Korps kommen mußte, schilderte auch hier die Lage Franseckys und forderte zur Eile auf. »Sein Vollblutpferd«, erzählt ein Mitglied des Stabes des VI. Korps, das den Major heranjagen sah, »hatte die Nüstern weit offen und schlug mit den blutenden Flanken. Major v. d. B. selbst war ganz außer Atem ...« »Nehmen Sie vor, Exzellenz«, legte er dem General v. Mutius nahe, »was Sie an Artillerie nur heranbringen können. Lassen Sie feuern und feuern, und wäre es nur, damit unsere Leute merken, daß endlich Hilfe erscheint.« Dieser dringenden Anregung wurde stattgegeben; unaufhaltsam ging das schlesische Korps vorwärts.

Der Major begleitete die Schlesier im Anfang ihres Gefechts, suchte dann den Kronprinzen vergeblich und folgte fernerhin der Bewegung der Gardetruppen, wobei er Zeuge eines Teils der Heldentaten der Garde an diesem Tage wurde. Er erlebte die Begegnung des Kronprinzen mit Friedrich Karl auf der Höhe von Chlum, dann die rührende Begrüßung zwischen dem königlichen Vater und seinem siegekrönten Sohne.

Im Hauptquartier des Kronprinzen nahm er des weiteren teil an dem Vormarsch gegen Wien bis zum Waffenstillstand. »Alles wie ein Traum«, schrieb er darüber, daß er so rasch sich wieder in Berlin befand; »doch erinnerte mich der Orden *pour le mérite* ... in angenehmer Weise an die Wirklichkeit.«

Im März 1867 erhielt v. d. B. den Auftrag, als Militärattaché der Norddeutschen Gesandtschaft nach Frankreich zu gehen. Als solcher erlebte er die preußischen Besuche bei der Pariser Weltausstellung. 1869 zum Oberstleutnant befördert, wurde er im Januar 1870 zur Übernahme der Geschäfte eines Chefs des Stabes in Königsberg beordert. Die drei Jahre in Paris, in denen die »*Revanche pour Sadowa*« in der Luft lag, waren für den Militärattaché schwierig gewesen, da man jetzt alles getan hatte, ihn zu täuschen und die wahren Absichten zu verschleiern.

Das Verhältnis zu dem mißtrauischen General Manteuffel, der zunächst gern andere auf dem Posten des Stabschefs gesehen hätte, wurde bald ganz gut; Manteuffel merkte, daß sein Gehilfe keinen Sonderbestrebungen nachging, den Dienst vielmehr ganz objektiv betrieb.

Als Generalstabschef des zur Armee Steinmetz gehörigen mobilen I. Armeekorps trat Oberstleutnant v. d. B. am 5. August 1870 die Fahrt nach dem Westen an.

In berechtigter Selbsttätigkeit improvisierte die Avantgarde des VII. Korps am 14. bei Colombey einen Kampf, der dem Abzug Bazaines den ersten Stein in den Weg legte. v. d. B. hatte Gelegenheit, am 15. früh König Wilhelm und Moltke über den Gang der Schlacht zu berichten und die Notwendigkeit des Angriffs trotz des Verbotes zu begründen. Der König war einverstanden, und Moltke meinte, die Früchte werde man in den nächsten Tagen auf dem andern Moselufer ernten.

Weitere schwere Schlachttage förderten und vollendeten die Einschließung der französischen Armee in Metz. Manteuffel sollte auf dem rechten Moselufer den Durchbruch verhindern. Ein solcher ernster Versuch des Feindes führte zu den Kämpfen bei Noisseville. Diese Schlacht erklärt v. d. B. in seinen

Denkwürdigkeiten für »eins der schönsten Blätter in der Geschichte des I. Korps«. Mit schwachen Kräften wurde der Durchbruch unmöglich gemacht. Der Generalarzt des Korps wartete vergeblich auf den Augenblick, wo, wie er zu v. d. B. meinte, dessen Nerven versagen würden. Allerdings stand der Oberstleutnant fast jede Nacht auf, wenn die Schießerei bei den Vorposten begann, und kam dann erst nach einigen Stunden zurück. Er sagte dem Arzt, seine Nerven würden hoffentlich so lange halten, bis Metz und die Rhein-Armee in deutschen Händen seien. Zeitweilig hatte der Stabschef sogar den kommandierenden General, der — sein Pferd fiel — den Knöchel eines Fußes gebrochen hatte, auf dem Gefechtsfelde zu vertreten.

Am 27. Oktober kapitulierte Metz. Manteuffel erhielt hernach den Befehl über die I. Armee, General v. Bentheim trat einstweilen an seine Stelle.

Das I. Korps verblieb noch in Metz. Alsdann wandte sich Manteuffel, auf die Nachricht, daß bei Amiens 15 000 Franzosen stünden und Verstärkungen heranzögen, gegen diesen Feind. Auf die Kämpfe bei Amiens folgte ein durch Monate sich erstreckender Aufenthalt in Rouen.

Oberstleutnant v. d. B. erhielt nächst den ihm zuteil gewordenen Eisernen Kreuzen 2. und 1. Klasse das Eichenlaub zum *pour le mérite*; Ende Juli 1871 kehrte er nach Ostpreußen zurück.

Im Oktober 1871 wurde er, nach der Augustbeförderung zum Obersten, zum Chef des Stabes der Okkupationsarmee in Frankreich ernannt. In Nancy traf er wieder mit Manteuffel zusammen. Seine Ansicht ging dahin, das Land so spät wie möglich zu verlassen, um die Reorganisation der französischen Armee aufzuhalten. Leider fand seine Auffassung keinen Anklang. Im September 1873 wurde das Oberkommando der Okkupationsarmee aufgelöst. In Berlin erhielt v. d. B. den Roten Adlerorden 2. Klasse, »was noch nie einem Obersten passiert war«, mit einer sehr anerkennenden Kabinettsordre.

Im Herbst desselben Jahres 1873 wurde der Oberst dem Niederrheinischen Füsilierr-Regiment Nr. 39 überwiesen. Ein Infanterie-Regiment zu kommandieren wurde ihm nicht schwer; als Generalstabschef mußte er ja alle Waffen kennen. »Meine Füsiliere«, schreibt er, »waren willig, aber doch ganz andere Leute als die der Garde, Preußen und Pommern. Sehr bald bemerkte ich, daß der Sammethandschuh eine eiserne Faust bekleiden müsse.« Seine Mittel bewährten sich.

Im Mai 1876 erhielt er die 16. Infanterie-Brigade. Dazu, daß er noch im selben Monat zum Generalmajor aufstieg, hat er bemerkt: »Da ich kurz vorher 45 Jahre alt geworden war, galt ich für einen sehr jungen General.« Der Stab der Brigade lag in Erfurt, und ein genialer Soldat, v. Blumenthal, war v. d. B.s kommandierender General. »Er [General v. d. B.] hat sich ein bedeutendes Renommee erworben«, stellte 1879 der damalige Merseburger Husar v. Versen fest, als er einer Besichtigung der 16. Brigade beiwohnte.

In dem zuletzt genannten Jahre wurde Manteuffel Statthalter von Elsaß-Lothringen und gleichzeitig Kommandierender des XV. Armeekorps; sogleich beantragte er v. d. B. wieder als Chef des Stabes. Im Februar 1880 erfolgte dessen Versetzung nach Straßburg. Es war das dritte Mal, daß er Stabschef bei Manteuffel wurde, über den er sich dahin äußert: »Ich kannte ihn wie seine Eigentümlichkeiten ganz genau.« Der Kaiser hatte ihm empfohlen, alle militärischen Geschäfte dem Statthalter abzunehmen, damit sich dieser der Re-

gierung ganz widmen könne. Mit Manteuffels allzu entgegenkommender, von den Franzosen als Schwäche ausgelegter Art war v. d. B. ganz und gar nicht einverstanden. »Eine stramme, gerechte Regierung, die nicht nach Popularität hascht, mit fester Hand die Klerikalen und die Sozialdemokraten niederhält, würde das beste Resultat erzielen, nämlich Ruhe und Ordnung. Weiteres ist vorläufig nicht zu erreichen; man sollte es deshalb auch nicht erstreben und es geduldig der Zeit überlassen, das Übrige zu tun« — das war seine Meinung auch noch 1903, als er sich (er redet gelegentlich von 32 seit 1871 verflossenen Jahren) mit seinen autobiographischen Aufzeichnungen beschäftigte.

v. d. B., berichtet Frau v. Puttkamer, die Gattin des damaligen Unterstaatssekretärs in Elsaß-Lothringen, »war einer der Generale mit internationaler Bildung und einer interessanten Vergangenheit. . . . eine sehr charakteristische Erscheinung, mit kräftiger Adlernase und scharfblickenden Augen, sehr aufrecht und martialisch von Haltung«. Der Hinweis darauf, daß er derb-offen und sarkastisch sein konnte, stimmt zu dem schon hervorgehobenen Freimut, der sein Auftreten überhaupt kennzeichnete.

General v. d. B. lebte gern in Straßburg und war nicht sehr erfreut, als er im September 1881 als Kommandeur der II. Division nach Breslau versetzt wurde. Doch gewann er Land und Leute bald lieb. v. Tümpling, dann v. Wichmann waren seine kommandierenden Generale.

Im Herbst 1884 kehrte der General als Gouverneur nach Straßburg zurück. Im Januar 1887 folgte die Beauftragung mit der Führung des II. Armeekorps, dessen Bezirk damals eine ungeheure Ausdehnung hatte; er reichte von Stralsund bis über das rechte Weichselufer bei Graudenz und Thorn. Schon im ersten Jahre seiner Wirksamkeit in Pommern hatte das II. Korps Kaisermanöver. Als der alte Kaiser bei der Abfahrt von Stettin sagte: »Burg, Sie ahnen nicht, welche Freude Sie mir mit dem II. Korps gemacht haben«, wußte der tief Ergriffene, er werde seinen kaiserlichen Herrn nicht wiedersehen. Eine letzte Begegnung mit Kaiser Friedrich, der ihn dabei wiederholt küßte, nannte er die »schmerzlichste Erinnerung seines Lebens«.

Vom jungen Kaiser erhielt er die Beförderung zum General der Infanterie (im April 1888) und das Großkreuz des Roten Adler-Ordens mit Eichenlaub und Schwertern. Zu Konferenzen über eine Reorganisation der Armee wurden alle kommandierenden Generale nach Berlin befohlen. Die erste, erzählt General v. d. B., fand an dem ominösen 18. März 1890 statt und brachte eine schmerzliche Überraschung. Der Kaiser empfing die Generale mit einer Ansprache, die sich nicht mit der Armeereorganisation befaßte, sondern mitteilte, daß Fürst Bismarck nicht mehr Reichskanzler und Caprivi sein Nachfolger sei. »Daß dieser Fall«, urteilt v. d. B., »einmal eintreten mußte, ist begreiflich, aber zu bedauern war die Art der Trennung.« Ein begeisterter Anhänger des großen Kanzlers, hat der General nachmals, 1895, an einen jungen Historiker geschrieben: »Ihr patriotisches Herz wird sich über die großen Ehrungen freuen, welche unserem Bismarck aus allen Gauen Deutschlands dargebracht werden. Möge die Zahl derer immer kleiner werden, welche als richtige *têtes carrées* mit Gleichmut das Vaterland in Gefahr bringen, wenn sie nur ihr vermeintliches Recht behaupten können.«

Nach Vollendung des 60. Lebensjahres — er war inzwischen einer der ältesten kommandierenden Generale geworden, einer der wenigen, die noch vom

alten Kaiser ernannt waren — bat er im September 1891 um seine Verabschiedung und erhielt die Bitte am 20. Oktober genehmigt unter Stellung *à la suite* des 1. Garde-Feld-Artillerie-Regiments, in dem er vor 42 Jahren seine »so erfolgreiche und ehrenvolle« militärische Laufbahn begonnen hatte.

Im Ruhestand wechselte er wiederholt mit seinem Wohnort. Nach der preußischen Hauptstadt übergesiedelt, ging er hernach nach Wiesbaden (»ich hoffe«, schrieb er 1896, »daß es mir hier besser gefallen wird als in dem geräuschvollen Berlin«), kehrte dann nach Berlin zurück und lebte zuletzt in Charlottenburg. »Mit 71 Jahren«, reflektierte er brieflich 1902, »hat man einen langen Rückblick, und wenn ich bedenke, daß ich im Jahre 1862, fast vor 40 Jahren, in den Krieg nach Mexiko zog, dem dann unsere drei Kriege 1864, 66, 70/71 folgten, so erscheint es mir oft wunderbar, daß das alles so weit zurückliegt: die Zeiten haben sich gewaltig geändert, doch das ist gut, denn Stillstand wäre Zurückgehen, und Deutschland muß immer mehr vorwärts kommen.« »Mit Interesse«, betonte er am Schluß seines Memoirenwerks, »verfolge ich, wenn jetzt auch unbeteiligt, alle Vorgänge, halte nicht krampfhaft an dem Alten fest, sondern begreife, daß jede Generation berechtigt ist, das zu tun, was sie für richtig hält. ...«

Es war das reich gesegnete Leben eines kernhaften deutschen Mannes, das im 80. Daseinsjahre zu Ende ging.

Illustrierte Zeitung vom 5. November 1887. — Militär-Wochenblatt 1909, Nr. 89. — Berliner Militär-Zeitung 1910, Nr. 46 (Beilage 1). — v. Loebells Jahresberichte über das Heer- und Kriegswesen, 37. Jahrg. (1910), S. 441. — Erinnerungen aus Krieg und Frieden, von v. d. Burg, General der Infanterie (272 Seiten in 4^o), als Handschrift gedruckt, Berlin 1903. — Moltkes militärische Korrespondenz 1864, Berlin 1892, S. 128, 137/38. — 1866: Graf Frankenberg, Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71, Stuttgart usw. 1896, S. 49; Margareta v. Poschinger, Kaiser Friedrich, 2. Bd., Berlin 1899, S. 179 ff. (»Aus meinem Tagebuch im Feldzuge 1866«); v. Verdy du Vernois, Im Hauptquartier der Zweiten Armee 1866, Berlin 1900, S. 34/35, 96, 149; v. Bremen, Denkwürdigkeiten des Generals v. Fransecky, Bielefeld und Leipzig 1901, S. 379; Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf v. Blumenthal aus den Jahren 1866 und 1870/71, Stuttgart und Berlin 1902, S. 27; Krieg, General Konstantin v. Alvensleben, Berlin 1903, S. 65; Foerster, Prinz Friedrich Karl von Preußen, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, 2. Bd., Stuttgart und Leipzig 1910, S. 36/37, 40. — Freiherr v. Werthern, General v. Versen, Berlin 1898, S. 139. — Alberta v. Puttkamer, Die Aera Manteuffel, Stuttgart und Leipzig (1904), S. 49/50. — Briefe des Generals v. d. Burg an den Verfasser; Mitteilungen des Generals der Infanterie z. D. v. Lentze.

Koburg.

Archivar Dr. Krieg.

Olbrich ¹⁾, **Maria Josef**, Architekt, * 22. Dezember 1867 zu Troppau, † 8. August 1908 zu Darmstadt. — O. ist als Sohn einfacher, aber nicht unbemittelter Bürgersleute — sein Vater Edmund war Lebzelter — geboren und hatte zwei Brüder. Er absolvierte in Troppau das Untergymnasium und kam von da an die Wiener Staatsgewerbeschule, wo er unter Professor Deininger den ersten Grund zu seinem späteren Berufe legte. Von 1890 bis 1893 war er an der Wiener Kunstakademie Karl Hasenauers Schüler, wo er neben andern Preisen auch den Rompreis erhielt, der ihm eine zweijährige Studienreise durch Italien ermöglichte. Noch vor Beginn dieser Reise trat O. für einige Monate in das Atelier Otto Wagners ein, in das er dann nach Vollendung seiner Reise

¹⁾ Totenliste 1908, Bd. XIII, 68*.

wieder zurückkehrte, um mehrere Jahre hier zu verweilen. Ohne Zweifel vollzog sich erst in dieser Zeit und unter dem Einflusse seines Chefs, der damals die Wiener Stadtbahnbauten ausführte, die entscheidende Entfaltung in O.s künstlerischer Natur. Denn weder Hasenauer noch die Eindrücke Italiens konnten in ihm den Keim gerade jener Kunstüberzeugung legen, der er durch sein ganzes Leben mit Treue anhing, der fortschrittlichen „Moderne“ der neunziger Jahre. Andererseits freilich darf O.s fleißiges Studium der italienischen Kunst nicht unterschätzt werden; vielmehr blieb etwas von dieser abgeklärten Kunstweise zeitlebens seinem Schaffen eigen und bewahrte ihn vor so manchem Abwege.

O.s erstes selbständiges Werk war der Bau der Wiener „Sezession“. „Mit Freuden gebär ich dieses Werk“, so schrieb er damals im „Architekt“ zu einer Publikation des Gebäudes — und wirklich trägt dieses Werk so ganz den Stempel ursprünglicher, aus der Tiefe herausgeholter Schöpferkraft, daß es, wie vielleicht kein zweiter Bau jener Tage, sogleich den heftigsten Widerspruch aller derjenigen hervorrief, die sich die Baukunst lediglich in den Bahnen der Überlieferung wandelnd vorstellen können. Dem Sezessionsgebäude folgten die Villa Friedmann in der Hinterbrühl, die Villa Bahr in Ober-St. Veit und die Villa Stift, durchaus Bauten, deren Charakter in manchen der späteren Darmstädter Villen O.s in geläuterter Gestalt abermals zutage trat.

Da kam das Jahr 1899 und mit ihm die große Entscheidung auf dem Lebenswege O.s.: seine Berufung nach Darmstadt durch den Großherzog Ernst Ludwig von Hessen.

„Durch die ihm von Anbeginn bis zu seinem Tode erwiesene außergewöhnliche Gunst und Freundschaft des Großherzogs“ — so berichtete nach O.s Tode dessen Witwe in einem Briefe — „nahm er in der Stadt eine außergewöhnliche Stellung ein. Sämtliche Behörden und Ministerien verkehrten mit ihm, wie ihn denn auch bei jeder öffentlichen Gelegenheit die ganzen Jahre hindurch der Großherzog auffällig auszeichnete und freundschaftlich mit ihm verkehrte. Er hatte jederzeit Zutritt und privaten Empfang beim Großherzog.“

Dieser ausgezeichneten Stellung entsprach auch O.s künstlerische Beschäftigung. Sein erstes und größtes Werk, dasselbe, das die eigentliche Veranlassung zu seiner Berufung nach Darmstadt bildete, war die „Künstlerkolonie“ mit den ständigen Villen, darunter des Künstlers eigenes Wohnhaus, sowie den damaligen provisorischen Bauten. Diesem Werke folgten die „Dreihäusergruppe“, der sogenannte „Hochzeitsturm“ mit dem Ausstellungshause und andere Ausstellungsbauten, viele größere Villen, zwei Brunnen auf dem Luisenplatze und eine außerordentlich reiche Anzahl von Innenausstattungen, endlich eine wahre Legion kunstgewerblicher Arbeiten. Dazu gesellten sich in der letzten Lebenszeit O.s, als dessen Bedeutung immer mehr erkannt wurde, auch eine Reihe auswärtiger Aufträge, so z. B. in den Rheinlanden, für die Ausstellungen in Köln und Mannheim, endlich der gewaltige Millionenbau des Warenhauses Tietz in Düsseldorf, dessen Vollendung der Künstler aber nicht mehr erlebte.

Wenn wir nun hören — und Otto Wagner hat es uns ja in seinem Nekrolog gesagt —, daß trotz all dieser reichen Tätigkeit in der neuen Heimat O. der alten Heimat nicht vergessen konnte, sondern mit Freuden wieder nach Wien gekommen wäre, sofern man ihm nur jene Stellung geboten haben würde, die seiner Bedeutung entsprach, so muß uns diese Treue des Künstlers mit tiefer

menschlicher Sympathie für ihn erfüllen, zumal wir wissen, daß ihn seine Sehnsucht nach der Heimat bis in den Tod begleitet hat.

O.s Tod trat, wenn auch nicht plötzlich, so doch unerwartet früh ein. Eine tückische Krankheit, von der es keine Heilung gibt, Leukämie, hatte den bis dahin kräftigen und gesunden Mann befallen. Wie der Maler Clarenbach berichtet hat, traf er O. am Morgen des 3. August 1908 „als gealterten Mann, der eben dabei war, sich mit Aufbietung aller Kräfte mühselig anzukleiden und auf alle Fragen nur leise Antworten lispelte, eines aber noch durchaus wollte — arbeiten.“ Doch schon am Sonnabend den 8. August starb der Künstler. „Jetzt, da der Tod diese Riesenkraft gebrochen“ — mit diesen Worten schließt Wagners schöner Nekrolog — „kann die Welt erfahren, daß des Künstlers Ehrgeiz und sein Arbeitseifer maßlos waren, und daß er kurz vor seiner Erkrankung sagte, daß all' seine Arbeit bis jetzt nur ein winziger Bruchteil dessen sei, was er noch leisten werde, leisten müsse.“

Trotz dieses kraftvollen, impetuösen Grundzuges in seinem Charakter war O. von ungewöhnlich stillem, zurückhaltendem Wesen. Eine starke Menschenverachtung sagten ihm diejenigen nach, die ihn nicht näher kannten. Er „brauchte“ keine Menschen und suchte sie deshalb auch niemals auf. Am glücklichsten war er allein bei seiner Arbeit. Alles Gesellschaftsleben und konventionelle Treiben war ihm verhaßt. Aber für sich selbst, sein Haus und seine Familie liebte er vornehme, ja luxuriöse Lebensführung. Glanz und Reichtum mußte ihn umgeben. Edles Metall, Steine, Perlen, Seide, schöne Blumen, Früchte und Kunstwerke, vor allem aber Farbe verlangte er stets um sich zu sehen. O. war auch durch und durch Kulturmensch im besten, man könnte sagen, im antiken Sinne des Wortes. Daher war ihm alles sogenannte Bohémementum widerwärtig, zum wenigsten hatte er keinerlei Verständnis dafür. Nebst seiner Kunst liebte er am meisten die Musik, auch das Theater, und er war ein begeisterter Schwärmer für Richard Wagner. Von den historischen Künstlern seines Fachs verehrte er am höchsten Michelangelo; von modernen Baukünstlern schätzte er Berlage, den Erbauer der Amsterdamer Börse, sehr hoch, von den modernen Malern Walter Crane und Toorop, diesen als dekorativen Maler. Eine nationale Überzeugung in der Kunst gab es für O. nicht, er war vielmehr von der internationalen Gültigkeit der Kunst durchdrungen. Sogenannte Heimatskunst, Denkmalpflege und ähnliches belächelte er als Zeichen künstlerischer Unfruchtbarkeit. In seiner politischen Gesinnung war er demokratisch. Fürstentum nahm er nicht ernst; Beamtendünkel verachtete er. Sehr gern hatte er dagegen einfache Leute auf dem Lande und fand besonders an deren Häusern und Gärten großen Gefallen. Überhaupt: in O. vereinigte sich der einfachste, gemütsvollste Naturmensch mit dem vollendetsten Lebenskünstler, der für die raffiniertesten Kulturfeinheiten vollstes Verständnis hatte. Daß ein Talent von solch moderner Prägung wie O. auch tief erfüllt war von der Gültigkeit des Kunstglaubens seiner Zeit, daß er also die Architektur, wie sie die neunziger Jahre verstehen wollten, keineswegs für eine bloße Kunst des Überganges hielt, sondern von ihrer Lebensfähigkeit und Endgültigkeit überzeugt war, bedarf kaum erst der Versicherung. Aber dieser künstlerische Glaube O.s wurzelte ausschließlich in seiner Phantasie. Theoretisch ist er dem Problem der Baukunst, zumal der modernen, nicht näher getreten. Hielt er doch gar nichts vom Nachdenken über die Kunst, war er doch überzeugter An-

hänger des intuitiven, nicht reflektierenden Schaffens. Alles Kunstgelehrtentum — obgleich er es ja bedingungsweise gelten ließ — erachtete er in seiner Gesamtheit nur für eine Gefahr für das Volk, für das natürliche, einfache, gerade Empfinden verderblich. Und er wurde in dieser Meinung sicherlich von jenem gesunden, künstlerischen Gefühl geleitet, das — alles in allem gefaßt — das vielleicht wesentlichste Merkmal seiner ganzen Eigenart ausmacht.

Prof. F. v. F e l d e g g.

Messel ¹⁾, **Alfred**, Architekt, Regierungsbaumeister und Professor, * 22. Juli 1853 zu Darmstadt, † 24. März 1909 zu Berlin. — In Darmstadt besuchte M. gemeinschaftlich mit Ludwig Hoffmann, dem derzeitigen Berliner Stadtbaurat, das Gymnasium. Die Schulfreundschaft ward eine Freundschaft für Lebenszeit. Und es berührt schön, daß der Freund des Freundes letztes Werk, den Monumentalbau des Museums, nach dessen Tode zu Ende führte.

Nach bestandem Examen kam M. (1873) zwanzigjährig als Baueleve auf die Kunstakademie in Kassel. Im Jahre 1874 ist er in Berlin, wo er als Schüler der Bauakademie ein vierjähriges Studium absolvierte. Von seinen Lehrern sind hier besonders der Geh. Hofbaurat Strack (der Erbauer der Berliner Nationalgalerie) zu nennen; und weiter Lucae, Bötticher, Ende. Nach Abschluß der Studienzeit kam die fünfjährige Bauführerzeit. Schon hier macht sich sein Talent bemerkbar beim Siege in der Konkurrenz um den Schinkelpreis 1881 (an der er sich als Mitglied des Architektenvereins zu Berlin beteiligte). — 1883 sehen wir M. in Italien, das er als Schinkelpreisträger durchstreifte. Weitere größere Studienreisen führten ihn nach Spanien und Frankreich. Hier schärfte er seine Empfindungskraft und drang er in das Wesen der alten Meister und ihrer Kunst ein. Sie war ihm allezeit vorbildlich bei seinem Schaffen, das niemals — wenigstens soweit es sich nicht um ganz neue Probleme handelte — den Boden der Tradition verließ. Als Regierungsbaumeister war er bis zum Jahre 1888 im Staatsdienst.

Neben seiner Tätigkeit als Privatarchitekt entfaltete er lange Jahre hindurch eine ersprießliche Lehrtätigkeit. 1885—1893 als Assistent der kgl. technischen Hochschule Berlin, 1893—1896 als Leiter der Klasse für innere Dekoration an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums in Berlin. 1894 wurde er zum Professor ernannt. Von weiteren äußeren Auszeichnungen sind zu erwähnen: seine Ernennung zum Mitgliede der Akademie der Künste, die Verleihung des Titels eines *Dr. ing. honoris causa* und schließlich unter Berufung zum Architekten der Königlichen Museen die Ernennung zum Geheimen Regierungsrat.

Langwierige Krankheit verhinderte ihn, seine letzten Bauten selbst zu Ende zu führen, so das Wohnhaus Schöne im Grunewald, die Brommy-Brücke sowie das Kaiserin-Augusta-Viktoria-Haus in Berlin. In Regierungsbaumeister Edmund May hatte er während dieser trostlosen Zeit einen Mitarbeiter, dessen Auge und Sinn eingestellt war auf seine Intentionen. Großer Schmerz mag ihn erfüllt haben, daß er den Museumsneubau, ein Werk idealer Bestimmung — wie es nur selten einem Architekten vergönnt ist —, nur in den ersten Anfängen seiner Gestaltung hat erleben können. Sein treuer Freund, der Berliner Stadt-

¹⁾ Totenliste 1909, Bd. XIV, 60*.

baurat Ludwig Hoffmann, trat hier für ihn ein. — Bei der gemeinsamen hohen Begeisterung beider Meister und ihrer stetigen engen Beziehung kann man zu der Persönlichkeit Ludwig Hoffmanns gewiß volles Vertrauen haben bei Ausführung des großen Werkes.

M. war nicht von vornherein der Künstler mit dem so groß klingenden Namen. Er war kein Revolutionär in der Baukunst. Sein ganzes Leben ist Entwicklung; ja, manche Bauten tragen die Entwicklungsspuren deutlich an der Stirn.

In der 1886 beginnenden Periode künstlerischen Bauschaffens ist M. noch ganz von Tradition und Schule getragen. Kayser und v. Groszheim, Max Griesbach u. a. bestimmten damals die bauliche Ästhetik Berlins. Deutsche Renaissance beherrschte das Berlinertum der achtziger Jahre. Von dieser Bewegung wurde M. fortgetragen. Aber man kann nicht sagen, daß diese Bewegung etwas Ungesundes hatte — zu dieser flüchtigen Kritik neigen gerade die Jungen. Es war durchaus deutsch, mit den Mitteln der Tradition dem gewaltigen Problem des fünfgeschossigen Mietshauses, das über Nacht kam, gerecht werden zu wollen. Die Wohnhäuser im Hansaviertel, in der Lessingstraße, die Volkskaffeehäuser in der Chausseestraße und der Neuen Schönhauserstraße gehören dieser Periode an, insbesondere aber die Häusergruppe am Kurfürstendamm in der Nähe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Der Charakter dieser dekorativ stets reizvollen, nie überladenen Wohnhäuser mit ihren deutschen Renaissancegiebeln ist — das muß man sagen — der Metropole durchaus entsprechend und jedenfalls befriedigender als der der heutigen Mietshausarchitektur, die in dem kastenmäßigen Nichts nur Armut beweist. Man wünschte, daß man sich in den Straßen, die M. mit dem Wohlklang seiner Stadthäuser erfüllte, letztere mehr zum Vorbilde genommen hätte.

Bei M.s späteren Bauten sehen wir diese Anknüpfung an die Tradition zu einem selbstschöpferischen Empfinden aus altem Geiste sich verdichten. Aus der Grundform eines Stils gelangte er allmählich durchweg zu eigenen und ausgesprochen persönlichen Leistungen.

Mannigfaltig waren die Aufgaben, die M. gestellt wurden. Vom Landhaus bis zum Monumentalbau — überall wußte er den dem besonderen Charakter des Bauwerks entsprechenden Ausdruck zu finden. In seinen Landhäusern offenbart sich reine Empfindungskunst, malerischer Sinn und hochgebildetes Naturgefühl. Aus der langen Reihe derselben seien hier nur aufgeführt: das Schloß Schönrade, die Villa Dotti mit ihrem poesievollen Pförtnerhaus, die Villa Springer, weiter das Landhaus Wilhelm Wertheim, Braun, Bock, P. von Mendelssohn in Börnicke bei Bernau, Dr. Oppenheim in Wannsee, Dr. Ostermann in Darmstadt. — In den städtischen Wohnhäusern (zu denen in weiterem Sinne auch die Wohnhäuser im Grunewald rechnen, wie das für S. Exzellenz Schöne) dagegen steht er unter einem gewissen monumentalen Zwange. Das Haus der Metropole muß monumental sein. So gelangt er ganz natürlich zu einem Schaffen im Geiste des Barocks, das Berlin und insbesondere Potsdam in mannigfachen Modifikationen den Charakter gegeben hatte. Gerade für Potsdam fühlte M. auch stets eine grenzenlose Begeisterung, weil Potsdams Architektur ihn preußischer anmutete wie der strenge Klassizismus Schinkels. So treffen wir bei M.s Berliner Bauten fast durchgehends den Pfeilerbau mit seiner so ausdrucksvollen Patrizierwürde.

Schon im Hause Tauentzienstraße 14 befolgte er diese Tendenz. Bald folgt das Haus der Handelsgesellschaft am Gendarmenmarkt, das er im Gegensatz zur überladenen Prachtarchitektur sonstiger Bankhäuser als Bureauhaus behandelte. Es ist von wahrhaft palladiesker Größe und tritt als Inbegriff handelsherrlicher Repräsentation in die Erscheinung. Der Sockel in seiner beredten Steinsprache erinnert an die burgartige Kraft des Palazzo Pitti in Florenz. — Im Gebäude der Landesversicherungsanstalt am Köllnischen Park (aus dem besonders deutlich die auf Sachlichkeit und Materialgerechtigkeit gerichtete Baugesinnung der Zeit spricht) macht er den strengen Ernst des staatlichen Bureaugebäudes durch die aus dem Erdboden wachsenden Pfeiler kenntlich. Im Bureaugebäude der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft steigert er die burgartige Kraft — der Repräsentation einer industriellen Großmacht entsprechend — ins Gewaltige, Dräuende. — Auch die Wohnhäuser Felix Simon in der Matthäikirchstraße und Eduard Simon in der Viktoriastraße gehören in diesen Zusammenhang. Letzteres ist sogar als Hauptwerk M.s anzusehen, weil es als Rahmen für die überaus wertvollen Sammlungen eines passionierten Kunstfreundes M.s außerordentliche Gabe des Sich-Einfühlens in historische Stilarten und selbstschöpferischen Weiterentwickelns am klarsten zeigt, in der Fassade dagegen die hier besonders edle Rhythmik des Pfeilerbaus, der die Mannigfaltigkeit des Interieurs nach außen ruhig abschließt. —

Den ersten großen Schritt zur Eigenpersönlichkeit machte M., als er vor das Problem des Geschäftshauses gestellt wurde. — Das Werderhaus am Werderschen Markt in Berlin ist noch voller Konvention. Die Architektur steht noch in keiner natürlichen Beziehung zu der praktischen Bestimmung des Baus. Und das gleiche gilt von dem Geschäftshaus in der Krausenstraße. Erst im Wertheim-Bau in der Oranienstraße kommt er dem durch seine Bestimmung gegebenen Charakter des Geschäftshauses näher. Hier wird die Konstruktion für den Bau maßgebend; in der Leipziger Straße beherrscht sie vollends souverän die Architektur, dieser eine neue Form schaffend. Und diese Konstruktion war bestimmt durch die für die gewaltigen Geschäftsräume erforderlichen Lichtmengen. — Das Neue der Form bestand in einem System schmaler Pfeiler, in denen die Massivdecken verankert liegen; als Rest blieben die breiten und hohen Fenster, welche obendrein vor die Pfeiler schaukastenförmig herausgezogen wurden. — Reichliches Licht war die Hauptbedingung beim äußeren wie inneren Aufbau. Daher ergab sich auch die Anlage eines glasüberdeckten Lichthofes wie von selbst. Hier konnte der Künstler seine Fähigkeit zu großzügiger, raumkünstlerischer Gestaltung voll entfalten. Diese Architektur war von typenbildender Kraft; aber sie war nicht Ausdruck eines neuen Geistes, sondern nur eines neuen Zweckes. Sie ist lehrhaft deutlich wie eine gotische Konstruktion, die am tektonischen Gedanken ihre Freude hat. — Zweck in Schönheit — das war dem Schlußstein dieses Wertheimbau, dem Hallenbau am Leipziger Platz vorbehalten.

Der Wertheimbau machte M. mit einem Schlage berühmt. Hatte er doch die formenschöpferische Aufgabe einer modernen Aufgabe erfaßt und ausgebildet, hatte er doch gezeigt, wie aus dem Zweck allein neue Form entstehen muß.

Schon in der Fassade des Erweiterungsbaus in der Voßstraße aber wußte M. den Eindruck des rein Geschäftshausmäßigen zu mildern zugunsten eines ausgesprochenen Stilgefühls. Auf die hier zutage tretende gotisierende

Charakteristik der Bauglieder gelangte er durch das Bewußtsein der Verwandtschaft zwischen modernem Konstruktionsstil und alter gotischer Konstruktionsart. In die gleiche Periode fällt der Bau der Filiale in der Rosenthaler Straße, der streng und feierlich wie eine englische Kathedrale das steinerne Meer des nördlichen Berlins beherrscht.

Noch weiter ging M. in der Fassadengestaltung am Leipziger Platz. Hier standen ringsum die großen, repräsentierenden Paläste, die die Grünfläche umsäumen. Hier war also ein Kompromiß zu finden zwischen einer Geschäftshausfassade — wie sie an der Leipziger Straße errichtet worden war — und der Großartigkeit der vorhandenen Architektur des Platzes, überhaupt des Platzes — eines der prächtigsten Berlins. So kam er zu der offenen Halle im Erdgeschoß. Die Schaufenster der Platzseite liegen — dem Auge versteckt — im Schatten der Rückwand. Das Obergeschoß dagegen scheint aufgelöst durch ein System hoher, breiter, durch schmale Pfeiler getrennter Fenster, die den großen Teppichsaal andeuten. Der Eindruck ist aber von innen wie von außen der einer geschlossenen Fläche, durch das wie bei gotischen Kirchenfenstern verwendete Buntglas. Dadurch wird die raumkünstlerische Wirkung so gesteigert. In diesem Eckbau ist alles unmittelbare Schönheit. Nichts ist von reiner Zweckmäßigkeit zu spüren. Im Gegenteil, die hier angebrachte Plastik — Architekturplastik im wahrsten Sinne des Wortes — überstreut in reicher Fülle alle Fassadenflächen, löst sie in sinngemäßen Schmuck fast auf. Wie wächst hier die Plastik mit dem Stein zusammen, ist Bestandteil des Gefüges! M. war der erste, der an diesem Bau das Wesen der Architekturplastik neu klärte, der wieder den strengen, logischen, baumeisterlichen Gedanken der Gotik — die Plastik der Architektur dienen zu lassen. — zur Durchführung brachte. Die Monumentalität des Zwecknaturalismus steigert sich an diesem Bau zu repräsentativer Monumentalität. Wir stehen vor einer Schöpfung, die in die wahre Sphäre der Kunst reicht, wo Notwendigkeit zur Freiheit wird, wo das Gesetz des Stoffes sich auflöst in festlichen Zauber. —

Mit dem eigentlichen Zweck des Warenhauses hat die Schönheit des Eckbaus allerdings nichts zu tun. Auch ist sie kein Dokument souveräner Schöpferkraft oder gar Geniegröße. Was an dem Eckbau so entzückt, ist die gewaltige Schönheit der Formen als solcher, deren Anklänge an gotische Kathedralen. Es ist eine Weiterentwicklung eines alten Stils — in allerdings unerhört schöner Verwendung. —

Es ist übrigens für die Kunstbetrachtung von ungemein seltenem Reiz, hier die stufenweise Entwicklung des künstlerischen Phänomens M. aus konstruktiv-theoretischen Anfängen (an der Leipziger Straße) bis zu den letzten Konsequenzen der Raumkunst sowie der bildenden Kunst (am Eckbau) zu verfolgen. In der Tat eine Entwicklung wie bei den großen Kirchenbauten des Mittelalters — — nur in die Zeit eines Jahrzehnts gespannt.

Ähnlich wie am Wertheimbau veranschaulicht sich M.s künstlerische Entwicklung an einem anderen Monumentalbau idealer Bestimmung, dem Großherzoglichen Museum in Darmstadt. 1892 begonnen, erforderte der Neubau nicht weniger als 13 Jahre — in dem Turm an der Südostseite den letzten Akzent erhaltend. Ein Bau, der nach Maßgabe der vorhandenen Mittel in Etappen fortgeführt, so eine Situation zur Anbahnung künstlerischer Steigerung des Bagedankens schaffte. Im Gegensatz zum Wertheimbau aber aus

einem Guß geschaffen; da M. hier ja die Hauptmittel auf die Fassade als solche als letztes am Bau warf. Und im Innern des Museums brachte er dann zum Ausdruck, was auch für die Berliner Museumsbauten ein Hauptgedanke sein sollte (und was schon das Wohnhaus Simon zeigte): künstlerische Einheit zwischen Ausstellungsraum und Ausstellungsgegenstand. Verwiesen sei nur auf den kleinen mittelalterlichen Hof mit dem malerisch anheimelnden Erker. —

Auch in M.s monumentalen Raumschöpfungen spiegelt sich die Steigerung seiner künstlerischen Entwicklung wieder. Ist er im Thronsaal des Palazzo Caffarelli in Rom und im Ministerzimmer des Preußischen Abgeordnetenhauses noch völlig im Bann der Renaissance, ringt er sich im Sitzungssaal der Nationalbank (der ganz in Holz ausgebaut ist) sowie der Handelsgesellschaft und weiter im Onyxsaal mit dem Spiegelbrunnen im Wertheim-Anbau nach der Voßstraße zu freierer Geste durch, um im grandiosen Lichthof des Eckbaus zu leuchtender Höhe aufzusteigen. Dieser einzigartig schöne Lichthof mutet wie die Erfüllung dessen an, was die phantastische Kopffassade dem vom Platze Nahenden verheißt, insbesondere wenn abends zauberprächtig die hohen Buntglasfenster leuchten.

M.s letzte Bauten entfernen sich mehr und mehr von allem, was originell persönlich sein könnte. Der formale Ausdruck seiner Bauwerke wird immer knapper, die Kunst — mit wenigem viel zu sagen — immer reifer.

M. geht in der Beschränkung der äußeren Mittel allmählich auf die Richtung zu, welche das Berlin um 1800, das Berlin Gillys, Gentzens und Langhansens bereits eingeschlagen hatte. Man spürt eine immer größere Vertiefung in den Geist dieser Zeit, eine Anknüpfung an die beste Berliner Tradition, die vor Schinkels reinem Klassizismus märkische Unmittelbarkeit voraus hatte, weil sie lebendiger noch in der letzten Stilkonvention, im Spätbarock, ihre Wurzel hat. Diese Tendenz kann man am Bau der Nationalbank, aber noch klarer am Haus Schulte unter den Linden verfolgen, dessen Fassade M. leise an Altberliner Bauformen anklingen läßt. Dabei entspricht jedoch dieser Bau ganz und gar dem Charakter der Weltstadthauptstraße, der sich hier auf teurem Grund und Boden entwickelnden Geschäftsstraße. —

Dieses Wesensprinzip macht sich dann am meisten bemerkbar in M.s Projekt für das Kunstforum auf der Museumsinsel, das, neben Schinkels Museum gestellt, frei und selbständig zwischen diesem und etwa dem Geiste des Brandenburger Tores vermittelt, dessen Idee aufleben lassend.

Das ist ja gerade für M.s Werk charakteristisch, daß er nie daran dachte, Kunstrevolutionär zu sein. Gerade infolge seiner akademischen Bedingtheit, die den sicheren Boden für sein Schaffen abgab, die dem Zeitinstinkt entsprach, war er zur Förderung großstädtischer Architektur berufen, zum Werkzeug fortschreitenden Gesamtwillens. M.s Bedeutung besteht darin, daß er den Eklektizismus seiner Zeit bis zur Wurzel verjüngte, daß er das akademisch Überlieferte modernisierte, daß er Modernität innerhalb einer sicheren, historisch gewordenen Form wollte. Die eigentlichen Traditionskeime, die er in der Kunst der unmittelbaren Vorgänger Schinkels sah, erkannte er und zog daraus die praktische Folge für seine Zeit.

Und deshalb ist seine Kunst so entwicklungsfähig, wie es diejenige Schinkels war. Deshalb ist er der Meister, der Schule machte, der mit seiner Lebensarbeit auf die Kunstanschauung unserer Zeit einen so veredelnden Einfluß ausübte. —

Ein seltsam tragisches Geschick war es, daß der Tod Alfred M. vor der

Formwerdung seines größten Monumentalbaus, der ihn mit höchster Schöpferwonne erfüllte, vor der Krönung seines Werkes dahinraffte.

Dr. Kurt Pallmann.

Helfert¹⁾, Joseph Alexander Freiherr v., * 3. November 1820, † 16. November 1910. Österreichischer Historiker. — Freiherr v. H. war der Sohn des Professors des römischen und des kanonischen Rechts an der Prager Universität, Joseph H., der von 1790 bis 1847 lebte. Der Vater erzog ihn, wie er in seinen Erinnerungen »Aus dem Elternhaus« erzählte, streng, aber liebevoll, und faßte für ihn die diplomatische Laufbahn ins Auge. Der junge H. war jedoch mehr für die Tätigkeit des Gelehrten geboren; er machte seine Studien zu Prag, erlangte daselbst 1842 das juristische Doktorat und wurde im Jahre darauf Assistent an der Lehrkanzel seines Vaters. Für kurze Zeit vertauschte er diese Stelle 1847 mit der eines Assistenten an der Lehrkanzel für römisches und kanonisches Recht am Theresianum in Wien; noch im selben Jahre erfolgte dann seine Ernennung zum supplierenden Professor jener Fächer an der Universität zu Krakau. Er wäre wohl, da er mehrere Schriften juristischen Inhalts veröffentlichte und auch das Handbuch seines Vaters über Kirchenrecht aufs neue herausgab, noch weiter Jurist, besonders des kanonischen Rechtes, geblieben, wenn das Revolutionsjahr 1848 nicht auch in seinem Leben Epoche gemacht hätte. Der deutschböhmische Wahlkreis Tachau entsendete ihn in den österreichischen Reichstag, in dem er sich mit jugendlichem Eifer betätigte. Nach Erziehung und Neigung war er streng konservativ und monarchisch gesinnt, dabei ein gläubiger Katholik, wenn auch gegen anders Denkende nicht unduldsam; so warf er sich der herrschenden Strömung entgegen und ging in der Verfechtung der Staatsautorität wider die Revolution so entschieden vor wie irgend jemand. Er hielt es auch für unrecht, bei der auch von ihm gebilligten Aufhebung der den Bauern obliegenden Fronen und Giebigkeiten die Grundbesitzer zu benachteiligen, und trat am 24. August in nachdrücklicher Rede für deren Entschädigung ein. Die Feindseligkeit der demokratischen Linken, die er sich auch sonst durch seine Haltung, so durch seine Rede gegen Ungarn am 19. August, zuzog, beantwortete er mit gleicher Münze. Eben dadurch lenkte er aber auch die Aufmerksamkeit der Männer auf sich, die ihren Beruf in der Wiederherstellung der Staatsautorität sahen, besonders des Grafen Franz Stadion, der die Seele der neuen Organisation des Reiches im Innern zu werden bestimmt war. Stadion übernahm im Kabinett Schwarzenberg das Ministerium des Innern und die Leitung des Unterrichts; gleichzeitig erfolgte die Ernennung H.s zum Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium (13. November 1848). Es war für den erst 28 jährigen Mann ein unerwartet rascher Aufstieg. Er blieb aber auch weiter Mitglied des Reichstags und bekämpfte als solcher in einer Rede vom 16. Januar 1849 die vorgeschlagene Fassung der Grundrechte, besonders die Abschaffung des Adels, und am 3. März die Trennung des Staates von der Kirche.

Als Unterstaatssekretär hatte H. Anteil an der Vorbereitung zur Reform des österreichischen Unterrichtswesens; doch geht auch aus seinen »Erlebnissen und Erinnerungen« hervor, daß der eigentliche Träger zumal der Reformen

¹⁾ Totenliste 1910, Bd. XV, 36*.

der Universitäten, Franz Exner, sein ehemaliger Lehrer der Philosophie an der Prager Hochschule gewesen ist. Anfangs hatten die leitenden Staatsmänner die Absicht gehabt, H. das Ministerium des Unterrichts zu übertragen, und er selbst hegte die Hoffnung, es werde dazu kommen. Indessen lenkte sich die Aufmerksamkeit der Regierung auf den Grafen Leo Thun, der am 28. Juli 1849 zum Minister für Kultus und Unterricht ernannt wurde. Thun trat mit einem gewissen Vorurteil gegen H. ins Amt, so daß dieser beinahe befürchtete, seine Stellung wäre erschüttert. Exner aber sprach H. warm das Wort, so daß Thun ihn schätzen lernte; so bahnte sich das wünschenswerte Verhältnis zwischen dem Minister und seinem Unterstaatssekretär an. —

Zunächst bearbeitete H. die kirchenpolitischen Angelegenheiten, wofür ihm als früherem Lehrer des kanonischen Rechts die Kenntnisse zur Verfügung standen. Dabei nun zeigte es sich, daß er, so treu er auch zur katholischen Kirche hielt, nicht im Sinne hatte, die Rechte des Staates preiszugeben. Damals verlangten die Bischöfe von der Regierung in Eingaben, die in der Hauptsache von dem späteren Kardinal Rauscher herrührten, die vollständige Aufhebung der von Joseph II. erlassenen kirchenpolitischen Gesetze; sie bekämpften besonders das *Placetum regium*, dann die Beschränkung der geistlichen Gerichtsbarkeit wie des Klosterwesens. H., dem das Referat in dieser bedeutsamen Angelegenheit übertragen war, legte seine Ansicht in mehreren Denkschriften dem Unterrichtsministerium dar (November, Dezember 1849). Darin willfahrte er wohl bezüglich des Unterrichtswesens den Bischöfen; dagegen empfahl er betreffs der geistlichen Gerichtsbarkeit, des Klosterwesens und des *Placetum regium* einen Mittelweg. Am wichtigsten war, daß er die Kundmachung von päpstlichen Bullen und bischöflichen Hirtenbriefen nicht völlig freigeben wollte, sondern daran festhielt, daß sie vor ihrer Veröffentlichung der Staatsbehörde vorgelegt werden mußten. Es sollte von der bisher notwendigen Erlaubnis der Regierung abgesehen werden, aber ihr ein Veto vorbehalten sein. Es scheint, daß der Minister sich damals im Einverständnisse mit seinem Referenten befand, aber unter der Einwirkung Rauschers und des Kardinals Schwarzenberg wandte er sich immer mehr der streng kirchlichen Richtung zu. H. sah seine Gutachten beiseite geschoben, und durch die Kaiserliche Verordnung vom 18. und 23. April 1850 wurde die josephinische Gesetzgebung vollständig aufgehoben; so wurde der Weg zum Abschlusse des Konkordats von 1855 frei gemacht. Es scheint, daß H. dieser letzten Wendung fern stand. In seinen »Erlebnissen und Erinnerungen« hob er 50 Jahre später hervor, daß er 1849 die Rechte des Staates schärfer wahren wollte, und er legte auch sonst Wert darauf, daß seine einen mittleren Weg empfehlenden Gutachten nicht vergessen wurden ¹⁾.

Wie sich diese Dinge immer verhalten mögen, jedenfalls war H. weiterhin im Ministerium für Kultus und Unterricht vorzugsweise auf einem andern Gebiete, dem der Volksschule, tätig, widmete sich ihrer Verwaltung aufs eifrigste und veröffentlichte daneben 1859—1861 das dreibändige Werk »System der österreichischen Volksschule«, welches die Geschichte dieser Institution seit Maria Theresia, deren Statistik, wie die einschlägigen Gesetze und Verordnungen enthält. Am 21. Oktober trat die wichtige Änderung ein, daß, um den ungarischen und slawischen Gegnern der Staatseinheit zu gefallen, das

¹⁾ H. Friedjung, »Österreich von 1848—1860«, 2. Bd., 1. Abt. (3. Aufl.), S. 489.

Ministerium für Kultus und Unterricht als Reichsbehörde aufgelöst und seine Cisleithanien betreffenden Angelegenheiten dem Staatsministerium zugewiesen wurden. An die Spitze des also gebildeten Departements wurde am 21. Oktober 1860 H. gestellt mit dem Titel eines »Leiters des Ministeriums für Kultus und Unterricht«. In dieser Stellung blieb er unter den Staatsministern Goluchowski und Schmerling bis zum Jahre 1863. Unterdessen machte die liberale Strömung große Fortschritte, eine neue Ordnung der Dinge bereitete sich vor, die später in der freisinnigen Verfassung der Volksschule von 1869 verwirklicht wurde. H. stand als Fürsprecher des Einflusses der Kirche auf die Schule im Wege, und er war auch nicht der Mann, sich gegen seine Überzeugung dem Liberalismus anzuschmiegen, dem er religiös wie politisch abgeneigt war. Bei der neuen Organisation der Leitung des Unterrichtswesens 1863 schied er daher aus dem Ministerium. Wohl wurde er im selben Jahre zum Präsidenten der Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale ernannt, aber seine Tätigkeit in der Staatsleitung war damit zu Ende, obwohl für eine Kraft wie die seinige zum Besten der Verwaltung eine Stelle hätte gefunden werden sollen. Seine Verdienste waren übrigens dadurch anerkannt worden, daß er 1854 in den Freiherrnstand erhoben und 1861 zum Geheimen Rat ernannt wurde.

57 Jahre blieb er dann in losem Verbande mit der Staatsverwaltung, und dieser lange Zeitraum war vornehmlich geschichtlichen Studien und Arbeiten gewidmet. Noch im Amte befindlich, hatte er auf diesem Gebiete einiges veröffentlicht, so die beiden anonym erschienenen Bücher »Mailand und der lombardische Aufstand März 1848« (Prag 1854), dann »Aus Böhmen nach Italien März 1848« (Wien 1861), ferner eine Studie über »Huß und Hieronymus« (Prag 1853). In der letzteren ist seine Stellung zur böhmischen Frage im Keime erkennbar. Er nimmt an dem nationalen Aufschwunge der Tschechen und ihrer Literatur sympathischen Anteil, wenn er sich auch nicht zu ihnen zählt, warnt aber dabei vor Übertreibungen und vor Wiedererweckung der revolutionären Erinnerungen aus der Hussitenzeit. Auch hatte er eine Schrift »Über Nationalgeschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Pflege in Österreich« (Prag 1853) herausgegeben, in der er einige Anregungen zum Betrieb der historischen Forschung in Österreich gab. Als er 1860 zum Präsidenten des österreichischen Volksschriftenvereins gewählt wurde, hatte er Gelegenheit, für die praktische Ausführung dieser seiner Ideen zu wirken; er gab hier die Anregung zur Schaffung einer »Österreichischen Geschichte für das Volk«, für welche er das Programm entwarf und deren Ausarbeitung er überwachte. Nach seinem Entwurf wurde diese österreichische Geschichte zwischen 1864 bis 1882 in 20 Bänden herausgegeben. Er selbst schrieb für die Sammlung den Schlußband, der die Zeit der Befreiung von der Herrschaft Napoleons 1812 bis 1815 umfaßte. Trotz der guten Absicht gelang es jedoch nicht, ein populäres Werk hervorzurufen, was schon durch dessen großen Umfang ausgeschlossen war. Auch wußten die wenigsten der gelehrten Mitarbeiter den Ton fürs Volk zu treffen, wobei Männer wie Huber und Krones, Gindely und Zeißberg an Sachkunde nichts zu wünschen übrig ließen.

Daneben widmete H. seine Kraft eigenen Werken auf zwei Stoffgebieten, vor allem über die österreichische Revolution von 1848. Diese Bücher waren es, die ihm einen allseits geachteten Namen verschafften. Sein Bienenfleiß ist ebenso

anzuerkennen wie sein Streben, über die Vorgänge in allen politischen und nationalen Lagern Licht zu verbreiten. Er selbst hatte die Zeit als tätiger Mitarbeiter miterlebt, kannte nahezu alle Personen, die in Österreich an den Ereignissen teilgenommen hatten und sparte nicht Zeit noch Mühe, sich bei ihnen Rat und Kenntnis zu holen. Er selbst besaß eine überaus reichhaltige Sammlung von Büchern, Broschüren, Gedichten, Kupferstichen, Bildern, Zeitschriften über die Geschichte seiner Zeit, eine der größten Kollektionen, die von einem Privaten in Österreich zusammengebracht worden ist; er erstattete über sie in seiner Schrift »Sammlung Helfert« (Wien 1898) willkommenen Bericht. Auch kam ihm zugute, daß ihm, der Exzellenz, amtliche Quellen, besonders die Akten des Ministeriums des Äußeren, zur Verfügung standen, die anderen Forschern noch lange verschlossen blieben. Ebenso eröffneten ihm viele aristokratische Familien ihre Archive, im Vertrauen auf seine hohe soziale Stellung wie auf seine konservative Gesinnung. So entstand sein Hauptwerk »Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Oktoberaufstandes 1848«, welches, wiewohl es nur vom Oktober 1848 bis März 1849 reicht, sechs Bände umfaßt; die politischen und die nationalen Kämpfe wie die Maßregeln der Regierung werden bis in die Einzelheiten erzählt. Der erste Band »Die Belagerung und Einnahme Wiens Oktober 1848« und der zweite »Die Revolution und Reaktion im Spätjahr 1848« erschienen im Jahre 1869. Der dritte, 1872 veröffentlicht, enthält »Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I.«; der vierte Teil (in drei Bände zerfallend, von 1875 bis 1886 erschienen) benennt sich »Der ungarische Winterfeldzug und die oktroyierte Verfassung«. Er selbst erklärt es in der Einleitung des letzten Bandes für unmöglich, volle Unparteilichkeit walten zu lassen, wo das Herz mitbeteiligt ist; er bekennt sich zu dem Urteile eines ihm wohlwollenden Kritikers, daß die ihn »erfüllende kaiserliche Parteiansicht auch überall in seinem Werke zutage tritt«. Er ist schwarz-gelb bis ins Innerste und steht auf seiten derjenigen, die es verstanden haben, die tief erschütterte Kaisergewalt nach den Stürmen der Revolution wieder aufzurichten, Windisch-Grätz und Jellačić, Schwarzenberg und Stadion sind seine Helden, auf die er wohl allzuviel Licht fallen läßt. Den Männern der Revolution dagegen ist er oft nicht gerecht geworden, und so wohlwollend auch seine Persönlichkeit war, so klingt aus seinen eigenen Erfahrungen manche Bitterkeit nach. Er war aber keineswegs ein Schmeichler, wie besonders aus dem Bande hervorgeht, in welchem er den Winterfeldzug der kaiserlichen Armee in Ungarn schildert, wobei er die unzureichenden Maßregeln des Fürsten Windisch-Grätz und eines Hauptquartiers beleuchtet. Die Familie des Feldmarschalls war damit unzufrieden, und es ergaben sich Schwierigkeiten wegen der ferneren Benutzung ihres Archivs. Dies wie andere Umstände bestimmten H., die Erzählung, die er ursprünglich bis zur Niederwerfung des ungarischen Aufstandes August 1849 hatte führen wollen, früher zu schließen. In seiner Gesamtauffassung ist H. nicht etwa ein grundsätzlicher Gegner der Revolution von 1848, sondern erkennt an, daß eine Staatsumwälzung unumgänglich notwendig war, um an die Stelle der feudalen Staatsordnung eine moderne zu setzen. In der bereits erwähnten, 1886 erschienenen Einleitung des Schlußbandes schrieb er die Worte nieder: »Die Hauptgrundlagen der neuen Gestaltung der Dinge, die aus den Wirren und Kämpfen des Jahres 1848 hervorgegangen waren, sind doch in der kurzen Zeit des Rückstauens nie ganz verrückt worden, bis sie nach einer neuen

Schule des Unglücks zu abermaliger und nun hoffentlich dauernder Geltung gelangten.« Deshalb hielt er auch die 1851 verfügte Aufhebung der Verfassung für einen Fehler, bezeichnete diese Maßregel im vertrauten Gespräch als »den ersten Wortbruch« und zog es, um über die Reaktion nicht die Verurteilung aussprechen zu müssen, wohl vor, über die Epoche von 1849 bis 1860 nur gelegentlich zu schreiben.

Jenes umfangreiche Werk steht im Mittelpunkt einer großen Anzahl von Veröffentlichungen, die dem Revolutionsjahr galten. Es lag eine Art Huldigung für dieses Ereignis darin, daß er es nach allen Seiten literarisch auszuschöpfen bemüht war. Zunächst seien zwei selbständige Publikationen erwähnt, die verdienstvollen Bücher »Die Wiener Journalistik im Jahre 1848« (Wien 1877) und »Der Wiener Parnaß im Jahre 1848« (Wien 1882), das letztere eine Sammlung von Zeitgedichten, die später in Geschichtsbüchern wie in Zeitungen stets aufs neue benutzt wurde, ohne immer zitiert zu werden. Diese und andere Veröffentlichungen gingen neben einer schier endlosen Reihe von Aufsätzen her, die er in Zeitschriften, Almanachen und Jahrbüchern drucken ließ. Sie erschienen in früheren Jahren gewöhnlich im »Österreichischen Volks- und Wirtschaftskalender« und in den »Abendstunden«, bis er im Jahre 1877 die Redaktion des vom Österreichischen Volksschriftenverein herausgegebenen »Österreichischen Jahrbuches« übernahm; bis an sein Lebensende wurde das Jahrbuch so ziemlich in jedem Bande mit seinen umfangreichen Beiträgen bereichert, die dann meistens auch im Separatabdruck erschienen sind. Es lag in der Natur der Sache, daß mit fortschreitenden Jahren die Art seiner Darstellung weniger lebendig wurde, zumal da es ihm vor allem um die Veröffentlichung des Stoffes zu tun war, der ihm aus dem Nachlasse seiner absterbenden Zeitgenossen zufließ. Wichtiges und weniger Wichtiges ist mit gleicher Ausführlichkeit behandelt, so daß der Gewinn für unsere Geschichtskennntnis nicht im Einklange mit dem Umfange dieser Schichten steht. Doch verdienen die Abhandlungen über »Die konfessionelle Frage 1848 in Österreich« (Österreichisches Jahrbuch 1882—1889), dann die »Skizzen aus dem Leben des Grafen Thun« (Österreichisches Jahrbuch 1891—1894), die aber leider nur bis zur Ministerschaft Thuns reichen, ferner die Biographie des Statthalters Alois Fischer (Wien 1885) Beachtung. Frisch und anschaulich dagegen sind die »Erlebnisse und Erinnerungen« geschrieben, die noch später zu erwähnen sind.

Da er also auch über die Zeit vom März bis Oktober 1848, die seinem genannten Hauptwerke vorherging, so viel gesammelt hatte, faßte er im höchsten Greisenalter den Entschluß, die vielen Dutzende von Büchern, Aufsätzen und Feuilletons zu einem einheitlichen Werke zusammenzufassen, welches die Zeit bis zum Oktober schildern sollte. Er war 87 Jahre alt, als er den ersten Band der »Geschichte der österreichischen Revolution« (Freiburg und Wien 1907) erscheinen ließ. Er nahm ursprünglich an, mit zwei Bänden auszukommen; aber der zweite, 1909 erschienene, reicht nur bis zu den Ereignissen des Mai. In der Einleitung zu diesem Buche sagt der ins 90. Lebensjahr gehende Verfasser, er gedenke noch einen dritten Band herauszugeben und fügt hinzu: »Vorbereitet ist nahezu alles, ausgearbeitet der weitaus größte Teil, nötig ist dazu freilich die Erhaltung meines Augenlichtes, mit dem es leider nicht zum besten bestellt ist. . . . Vorlesenlassen und Diktieren kommen bei meiner Art zu arbeiten nicht in Betracht.« Indessen nahm, bevor das Werk

vollendet war, der Tod ihm die Feder aus der unermüdlichen Hand. Wenn sich nun H. auch in diesem seinem letzten Werke nach allem, was er geschrieben hatte, öfters wiederholt, so wird das von ihm gebotene Material nicht unterschätzt werden dürfen. Das Buch ist mit einer für sein hohes Alter überraschenden Lebhaftigkeit geschrieben und ist in dem Urteil über die demokratische Partei und ihre Mitglieder milder als manches frühere. Man möchte glauben, er habe das Bedürfnis verspürt, auch ein versöhnendes Wort über Manchen zu sagen, mit dem er in früheren Jahren streng ins Gericht gegangen war.

Das zweite Arbeitsgebiet, auf dem sich H. als Historiker betätigte, war die Zeit des ersten Napoleon, immer mit Beziehung auf Österreich und dessen Kaiserhaus. Auch hier ist es vor allem der fleißig gesammelte Stoff, durch den seine Bücher Wert erhalten. Am frischesten ist das erste der Bücher dieser Gruppe geschrieben »Maria Louise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen« (Wien 1872). Aus der Einleitung erfährt man, daß er sich mit der Absicht trug, eine Geschichte des Wiener Kongresses zu schreiben, wozu es jedoch nicht gekommen ist. In der Arbeit »Der Rastadter Gesandtenmord« (Wien 1874) verteidigt er die österreichische Regierung gegen den Vorwurf der Mitschuld an diesem Verbrechen. In seinen Arbeiten über Maria Karolina, die Tochter der Kaiserin Maria Theresia, versuchte er das Bild dieser Königin von den auf ihm haftenden Flecken zu reinigen, was ihm allerdings nur zum Teil gelungen ist. Dahin gehören die umfangreichen Bücher »Königin Karolina von Neapel und Sizilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft 1790—1814« (Wien 1878), dann »Fabrizio Ruffo. Revolution und Gegenrevolution von Neapel November 1798 bis August 1799« (Wien 1882), endlich die Untersuchung »Maria Karolina von Österreich, Königin von Neapel und Sizilien. Anklagen und Verteidigung« (Wien 1884). An diese Reihe schließt sich dann »Napoleons Fahrt von Fontainebleau nach Elba« und »Joachim Murat. Seine letzten Kämpfe und sein Ende«. Eine etwas spätere Periode behandeln die Bücher: »Gregor XVI. und Pius IX. Okt. 1845 bis Nov. 1846« und das ebenso ganz aus den Akten geschöpfte Werk »Kaiser Franz I. von Österreich und die Stiftung des lombardo-venetianischen Königreiches«, ersteres 1895, letzteres 1901 erschienen. Diese Liste würde auf das Drei- oder Vierfache anschwellen, sollten auch die in Zeitschriften und Jahrbüchern erschienenen umfangreicheren Aufsätze H.s aufgezählt werden. Er hat übrigens auch seiner Vaterstadt Prag und ferner Böhmen manche historische Studie gewidmet. H.s Werke und Schriften bilden zusammen genommen eine stattliche Bibliothek; und dabei hat er, wenn im einzelnen auch Irrtümer nicht ausgeschlossen sind, nie oberflächlich gearbeitet, auch nicht mit fremdem Wissen geprunkt; nur ist er zu oft überflüssig in die Breite gegangen. Liest man vieles auch mit geringerem Nutzen, so wird dem Autor Anerkennung nicht versagt werden dürfen.

Nun könnte man glauben, H. hätte, in seine historischen Studien vergraben, die Gegenwart aus den Augen verloren. Das ist aber nicht der Fall. Er verfolgte die politischen Vorgänge in Österreich aufmerksam und legte seine Ansichten über sie in einer großen Anzahl von Schriften nieder. In seinem Gegensatz zum Liberalismus hielt er sich zu der Partei des Grafen Hohenwart und beteiligte sich 1870 und 1871 lebhaft an den Unterhandlungen, durch welche mit Hilfe der Tschechen eine Mehrheit im Reichsrat gebildet werden sollte. Dadurch kam er in Gegensatz zu den um ihre Sprache und Nationalität

schwer ringenden Deutschen Böhmens; deshalb und weil er später während des Ministeriums Taaffe den slawisch-klerikalen »Eisernen Ring der Rechten« in jeder Weise unterstützte, war er durch Dezennien Gegenstand häufiger Angriffe. Er selbst war der Abstammung nach ein Deutscher und hatte die tschechische Sprache nur so weit inne, um ein einfacheres Gespräch führen und die Literatur verfolgen zu können; wie er selbst sagte, war er nicht imstande, sich tschechisch schriftlich gut auszudrücken. Aber sein national-deutsches Gefühl war ebenso schwach wie sein österreichischer Patriotismus lebendig. Sein einziger Sohn war mit einer Dame aus tschechischer Familie verheiratet, die nach dem frühen Tode ihres Gatten die drei Enkel des Historikers in der tschechischen Nationalität erzog, zu der sie sich auch weiter bekennen. Das ist der Weg, den nicht wenige deutsche Familien in Böhmen gegangen sind, darunter auch manche aristokratischen Häuser. Im Herrenhause, zu dessen lebenslanglichem Mitgliede H. 1881 ernannt wurde, gehörte er der Rechten an; deren Kern wird vom tschechisch-feudalen Hochadel gebildet, dessen Politik von H. immer unterstützt wurde.

Die Vielseitigkeit seiner politischen Interessen ist schon aus den Titeln seiner einschlägigen Schriften ersichtlich, von denen nur die etwas umfangreicheren genannt sein mögen: »Österreich und die Nationalitäten« (Wien 1850), »Episteln eines Narren und Rat eines Klugen« (anonym) (Wien 1851), »Nach dem Reichsrat« (anonym) (München 1860), »Die sprachliche Gleichberechtigung in der Schule und deren verfassungsmäßige Behandlung« (Prag 1861), »Rußland und Österreich« (Wien 1870), »Ausgleich und Verfassungstreue 1871 bis 1873« (Leipzig 1873), »Die böhmische Frage in ihrer jüngsten Phase« (Prag 1873), »Revision des ungarischen Ausgleichs« (Wien 1875), »Bosnisches« (Wien 1878), »Trias« (Wien 1884), »Zur Reform der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien in Österreich« (Wien 1887), »Zur Klärung der böhmischen Frage« (Wien 1900). Diese Schriften haben nicht durchgeschlagen, vielleicht wegen des Fehlens von Leidenschaft in Auffassung und Schreibweise, oft auch wegen ihrer Ausführlichkeit. Ohne tief einzudringen, zeigt der Autor doch eine verständige, nüchterne Art, sich die Probleme zurechtzulegen; seine Vaterlandsliebe leuchtet immer durch. Dieser Teil seiner Schriftstellerei wird ihn jedoch kaum überleben und wohl nur von Forschern über die Geschichte seiner Zeit zu Rate gezogen werden, selten wohl von Politikern und Publizisten.

Seine zahlreichen Ämter und Ehrenstellen versah H. mit gewissenhaftem Ernst. Das ist auch durch Jahrzehnte der »Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale« zugute gekommen, bis ihn sein hohes Alter verhinderte, deren umfassenden Aufgaben in allen Teilen zu folgen. In die lange Zeit seiner Präsidentschaft (1863 bis 1910) fallen — ich folge hier der Aufzählung in dem Nachrufe Josef Hirns — die Aktionen zur Restaurierung von Österreichs berühmten Denkmälern: Stefansdom, Veitsdom, Triester Dom, Stiftskirche Klosterneuburg, Kreuzgang in Brixen und Millstatt, Burg Karlstein usw., ferner die Ausgrabungen auf den alten römischen Kulturstätten Aquileja, Brigantium, Carnuntum, Pötvio und in erster Linie des berühmten Kaiserpalastes in Spalato. »Unter seiner redaktionellen Oberleitung«, fährt Hirn fort, »erschieden durch fast 50 Jahre die großen, gehaltreichen Schriftenreihen der Zentralkommission: Jahrbücher, Mitteilungen, Archivberichte u. dgl. In die Diskussion über die wichtigsten, in die Denkmalpflege einschlägigen

Fragen griff er ein mit seinen Abhandlungen über »Staatliche Fürsorge für Denkmale der Kunst und des Altertums«, über »Österreichische Kunsttopographie«, über »Staatliches Archivwesen«, über »Öffentliche Obsorge für Gegenstände der Kunst und des Altertums nach dem neuesten Stande der Gesetzgebung in den verschiedenen Kulturstaaen«, über »Die Herstellung des Riesentores von St. Stefan und die Wiener Sezession«, in seinem mit dem witzigen Titel versehenen Buche »Eine Geschichte von Toren« und in seiner Festschrift anlässlich des fünfzigjährigen Wirkens der Zentralkommission. Denselben hohen Zielen dienten seine Darlegung über die »Aktion des Herrenhauses in Angelegenheit des staatlichen Archivwesens« und seine im Herrenhause eingebrachten Gesetzentwürfe, betreffend den »Schutz der Baudenkmale und den Schutz des Diokletianischen Palastes.«

Viel verdankt ihm die Wiener Leo-Gesellschaft, die sich zum Mittelpunkte des wissenschaftlichen Lebens unter den gläubigen Katholiken Wiens entwickelt hat. Er war einer ihrer Gründer und zugleich seit 1892 bis zu seinem Tode ihr erster Präsident. Daß er in der Gesellschaft nicht zu den Eiferern, sondern zu den vermittelnden Persönlichkeiten gehörte, geht aus dem Nachruf hervor, der im Tätigkeitsbericht des Vereinsvorstandes für das Jahr 1910 dem verdienten Präsidenten gewidmet ist. Es heißt dort u. a.: »Sein weitgespannter Blick und sein versöhnlicher Geist waltete bei der Leitung ihrer Geschäfte mit Sachkenntnis und mit jener Milde, die auch Widerstrebende gewinnt. . . . H. war kein stürmischer Vorwärtsdränger, ihm lag besser die ruhig, aber rastlos voranstrebende Arbeit, die an Erfolgen fast weniger wie an der Arbeit selbst sich erfreut: das war auch der Sinn, wie er seine leitende Tätigkeit hier wie anderwärts erfaßte und ausübte.« Die eigentlichen Ultramontanen können an seiner Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche, wie sie oben geschildert ist, kein Gefallen gefunden haben. Seine unabhängige Gesinnung geht auch aus dem Aufsätze hervor, den er im Jahre vor seinem Tode dem Philosophen Bernard Bolzano widmete (in den Publikationen der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften 1909). Hier stellt er aus den Akten die eigentliche Ursache der Verfolgung Bolzanos, des edlen katholischen Priesters und Professors an der Prager Universität, fest. Bolzano zog sich den Unwillen des Pfarrers an der Wiener Burgkapelle, Frint, zu, weil er sich in seinen Vorlesungen über Religionsphilosophie nicht an das Lehrbuch Frints hielt und, darob zur Rechenschaft gezogen, an diesem Buche freimütige Kritik übte. Vergebens war die Fürsprache des Erzbischofs von Prag und anderer sonst maßgebender Persönlichkeiten, die für die Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit Bolzanos einstanden. Frint, der Gewissensrat des Kaisers Franz, bestimmte diesen zur Absetzung Bolzanos, dem auch verboten wurde, irgend etwas drucken zu lassen. Daß gerade H. all dies aktenmäßig belegte, daß er maßvoll in der Form, aber bestimmt in der Sache ein Urteil abgab, dem jeder Feind staatlichen und kirchlichen Despotismus beistimmen wird, gereichte dem 89 jährigen Greise zu hoher Ehre.

H. starb fast 90 jährig nach einer Krankheit von wenigen Tagen; seine Rüstigkeit bis ins höchste Alter war ebenso bewunderungswürdig wie seine Arbeitslust. Sah man ihn in öffentlichen Bibliotheken oder in Archiven arbeiten, so bot er das Bild geistiger Konzentration und der Hingabe an die Sache. Seine Beweglichkeit in Rede und Gebärden tat der Würde seines Auftretens keinen Eintrag. In den konservativen und klerikalen Kreisen genoß er die höchste

Verehrung, aber auch seine politischen Gegner, mit denen er in früheren Jahren oft zusammengeraut war, waren in der ehrenden Anerkennung seines Charakters, zu dessen Zierden Bescheidenheit gehörte, durchaus einig. Bemerkenswert war auch das Wohlwollen und die selbstlose Unterstützung, die er den historischen Arbeiten von Männern zuwendete, die ganz andern Anschauungen huldigten als er; die meisten der österreichischen Forscher über die Geschichte des 19. Jahrhunderts sind ihm zum Danke verpflichtet. Auch war er in der literarischen Polemik nie verletzend, stets überwogen die sachlichen Gesichtspunkte. Sein Gebiet war die Detailforschung, immer leitete ihn strenge Wahrheitsliebe. Was der Wirkung seiner Bücher im Wege stand, das war ihre Ausführlichkeit, die Überladung mit Einzelheiten, von denen er keine unter den Tisch fallen zu lassen sich entschließen konnte. Das wirkte um so nachteiliger, als er einen lebhaften Stil schrieb, auch gut charakterisierte; er war pedantisch nur in der Stoffüberfülle, nicht etwa in der Form der Darstellung. Er nimmt in der Geschichte der deutschen Historiographie eine bescheidene Stelle ein, dagegen einen bemerkenswerten Platz in der österreichischen Kulturgeschichte seiner Zeit. Bezeichnend für ihn ist seine hohe Schätzung der Bedeutung der Märzrevolution von 1848, aber auch seine strenge Verurteilung der Ausschreitungen, zu denen es seit dem Sommer dieses Jahres kam. Sobald die Bewegung an Thron und Altar rührte, wurde sie ihm tief antipathisch. Seine Freunde nannten ihn einen »Patriarchen« der Revolution, sein Herz gehörte jedoch den Bändigern dieser Erhebung.

H. hat in dem Aufsätze »Im Elternhause« (Wiener Zeitschrift »Die Kultur« Jahrg. 1906, S. 451—465) seine Knabenzeit geschildert und seinem Vater in Klars Jahrbuch »Libussa« (Prag 1856) eine Biographie gewidmet. — Seine »Erlebnisse und Erinnerungen« (»Die Kultur« Jahrgänge 1900—1905) umfassen die Zeit vom Oktober 1848 bis Ende 1850. — Daneben enthalten alle seine Bücher über die Wiener Revolution auch Beiträge zu seiner eigenen Wirksamkeit, besonders der 3. Band der »Geschichte Österreichs vom Ausgange der Oktoberrevolution«. Endlich ist das von ihm herausgegebene Heft mit den Daten aus seinem Leben zu erwähnen »Sechzig Jahre im Staatsdienst und in der Literatur 1841/42—1901/02. Als MS. für Freunde«.

Der österreichische Volksschriftenverein gab in seiner »Bücherei« als 1. Heft heraus »Dem Andenken Helferts« (Brixen 1911, *Tyrolia*). Darin besonders »Helferts Wirken und Schaffen« von Hofrat Universitätsprofessor Dr. Josef Hirn. — Der knappe, H. in der Leo-Gesellschaft gehaltene Nachruf findet sich in der »Kultur«, Anhang zum Jahrg. 1911.

H. hat bei seinen Lebzeiten Vorsorge für seinen literarischen Nachlaß getroffen. Auf seine Bitte gestattete Kaiser Franz Josef, daß H.s Papiere nach seinem Tode der kaiserlichen Fideikommiß-Bibliothek zur Aufbewahrung übergeben werden sollten, was auch geschehen ist. Gemäß seiner Verfügung darf der handschriftliche Nachlaß erst 10 Jahre nach seinem Tode der Benutzung zugänglich gemacht werden. Er enthält u. a. seine *Tagebücher* und seine sorgfältig aufbewahrte *Korrespondenz*, so daß daraus wichtige Beiträge zur österreichischen Geschichte seiner Zeit zu erwarten sind.

Heinrich Friedjung.

Koch ¹⁾, **Richard**, * 15. September 1834 zu Kottbus, † 15. Oktober 1910. — K. bezog bereits im April 1850, also mit noch nicht 17 Jahren, die Universität Berlin. Hier hat er fünf Semester und damit, da er vom sechsten Semester seitens des Justizministeriums befreit wurde, seine ganze Studienzeit verbracht,

¹⁾ Totenliste 1910, Bd. XV, 47*.

ohne jedoch, wie er selbst noch vor kurzem in der Liebmannschen Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Universität hervorhob, »in ein näheres Verhältnis zu ihr zu gelangen«. Es fehlte ihm hier, wie er sagte, an der Poesie, »welche sonst die Universitätszeit und manche schönen Plätze zu verklären pflegt. Berlin war und blieb Lern-Universität. Der Ernst der Arbeit beherrschte alles«. Besonderes Vertrauen faßte er zu Rudolf Gneist und zu Homeyer, der seinen Studenten »sonntäglich in seiner Wohnung ein Privatissimum über den Sachsen-Spiegel zu lesen pflegte«. Nachdem er mit 19 Jahren (2. November 1853) Auskultator am Kreisgericht seiner Vaterstadt Kottbus und zwei Jahre später Appellationsgerichtsreferendar geworden war auf Grund einer Prüfungsarbeit, die man zensierte als eine »vorzügliche Arbeit, die selbst einem geübten Praktiker zur Ehre gereichen würde«, wurde er mit 23 Jahren (21. Mai 1858) Gerichts-assessor und, »nach einem kurzen Intermezzo bei der Staatsanwaltschaft in Frankfurt a. O.«, Hilfsrichter bei den Appellationsgerichten in Ratibor und demnächst in Halberstadt, wo er jeweils gleichzeitig bei dem Straf- und dem Zivilsenat tätig war. Mit 27 Jahren (27. März 1862) wurde er zum Richter bei dem Stadt- und Kreisgericht in Danzig ernannt, wo er kurz darauf (Januar 1865) auch Mitglied des mit der Regierung verbundenen landwirtschaftlichen Spruchkollegiums geworden ist; dann kam er im Oktober 1865, kurz nach seiner Verheiratung, als Richter zum Stadtgericht nach Berlin. Auf Grund seiner bereits 1863 begonnenen literarischen Tätigkeit auf den Gebieten des Konkurs-, Zivilprozeß- und Verkehrsrechts berief man den jungen Stadtgerichtsrat mit dem Beginn des Jahres 1868 zum Schriftführer der »Kommission zur Ausarbeitung einer gemeinsamen Zivilprozeßordnung für die Staaten des Norddeutschen Bundes«, und zwar gleichzeitig mit Dr. Struckmann, dem nachmaligen Kölner Oberlandesgerichtspräsidenten, der aus einer altbewährten Beamten- und Gelehrtenfamilie stammte. Eine Frucht der damaligen gemeinsamen Arbeit beider Männer war der bekannte Struckmann-Kochsche Kommentar zur Zivilprozeßordnung, der 1910 in 9. Auflage erschienen ist.

Die schon mit der Berufung in die Zivilprozeßkommission unterbrochene richterliche Tätigkeit K.s wurde nach Auflösung dieser Kommission durch ein Ereignis beendet, das für seinen künftigen Lebensgang entscheidend war. In Nancy, wohin er im Kriege 1870 einen Sanitätszug des Roten Kreuzes geleitet hatte, erhielt er zu seiner Überraschung die Aufforderung, als Hilfsarbeiter in das Bankdirektorium der Preußischen Bank einzutreten, deren Präsident v. Dechend wohl wesentlich durch K.s Schriften auf ihn aufmerksam geworden war. Ein Jahr später, am 24. März 1871, wurde der Siebenunddreißigjährige zum Mitglied und Justitiar dieser Behörde ernannt, um dann an dem Tage, an dem die Reichsbank ins Leben trat, also am 1. Januar 1876, Mitglied und Justitiar des Reichsbankdirektoriums zu werden, in dem er 1887 die neu geschaffene Stelle eines Vizepräsidenten erhielt. Am 23. Mai 1890 ist er dann Präsident des Reichsbankdirektoriums geworden und hat dieses wichtige und verantwortliche Amt fast 18 Jahre, bis zum 31. Dezember 1907, bekleidet.

Die Ziele und die Eigenart seiner Aufgaben und seiner Tätigkeit in dieser Stellung lassen sich kaum verstehen ohne eine kurze Hindeutung auf die Verhältnisse, die im Münz-, Geld- und Notenbankwesen bestanden, als K. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts seine Studien begann, und auf diejenigen, welche er beim Eintritt in das Bankdirektorium vorfand.

Im Jahre 1850, als K. die Universität Berlin bezog, bestanden, was noch bis zum Anfang der siebziger Jahre dauerte, nicht weniger als sieben Münzsysteme in den deutschen Staaten, die, mit Ausnahme des in Bremen geltenden, durchweg auf der Silberwährung beruhten; der durch die sieben Münzsysteme entstandene Wirrwarr war um so größer, als kein Staat verpflichtet war, die Münzen eines andern deutschen Staates zuzulassen. Eine fast noch größere Unordnung herrschte auf dem Gebiete des Papiergeldes. Überall gab es sogenannte »Wilde Scheine«, die man außerhalb ihres Gebietes schwer und nur mit Verlust anbringen konnte, und die man doch beständig wiedererhielt; lediglich die sechs kleinsten Länder des staatenreichen Deutschlands hatten kein Papiergeld ausgegeben. Dazu kam noch das von Eisenbahngesellschaften und sonstigen Korporationen auf Grund besonderer Privilegien ausgegebene Papiergeld und seit der Mitte der fünfziger Jahre der gewaltige Betrag ungedeckter Banknoten der Privatnotenbanken, von denen damals allein in Preußen neun bestanden, und die in immer größerer Zahl, schon als äußerer Ausdruck der Finanzhoheit der vielen deutschen Souveräne, in den einzelnen deutschen Staaten konzessioniert wurden. Noch im Jahre 1873, als K. schon bei der Preußischen Bank war, erfreute sich das Deutsche Reich des Daseins von nicht weniger als 140 Arten papierner Wertzeichen (Banknoten und Papiergeld), die mehr und mehr das Hartgeld aus dem Verkehr gedrängt hatten.

Die Bevölkerung Deutschlands betrug um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur etwa 35 Millionen Köpfe, also ungefähr ebensoviel als die Frankreichs; das Kapitalvermögen wurde um diese Zeit in Preußen nur auf 720 Mark auf den Kopf der Bevölkerung geschätzt, während man ungefähr um dieselbe Zeit auf die englische Bevölkerung bereits etwa den vierfachen Betrag berechnete.

Immerhin waren aber seit 1834 durch die Begründung des Deutschen Zollvereins, der ein einheitliches Wirtschaftsgebiet und eine einheitliche Wirtschaftspolitik ermöglicht hatte, die Vorbedingungen für einen wirtschaftlichen Aufschwung geschaffen, der auch damals bereits in teilweise erheblicher Weise einsetzte, begünstigt durch eine endliche Ansammlung von Kapitalien, die eine in Deutschland ungewohnt lange mehr als 30 jährige Friedenssära (1815 bis 1848) gestattet hatte, und beschleunigt durch einen Bevölkerungszuwachs, der gerade in dieser Epoche noch stärker war als in der Zeit von 1865 bis 1895.

K. hatte aus seiner früheren Tätigkeit große praktische Erfahrungen auf dem Gebiete des Verkehrs nicht mitbringen können. Als er im Jahre 1871 nach etwa achtjähriger richterlicher Tätigkeit und nicht unerheblicher wissenschaftlicher Betätigung seine zunächst nur juristische, dann aber bald immer mehr finanzpolitische Tätigkeit in der Preußischen und demnächst in der Reichsbank begann, hatte sich bereits die wirtschaftliche Struktur des Staates und Reiches in bekannter Weise wesentlich geändert. Die Bevölkerung war auf über 40 Millionen angewachsen, von denen schon etwa 36 Prozent in den Städten wohnten, und es gab bereits acht Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, von welchen Berlin allein damals 774 000 Einwohner zählte. Unter dem tiefen Eindruck der endlich erreichten Einigung des deutschen Volkes im Deutschen Reiche und unter Mitwirkung eines wirtschaftlichen Danaergeschenks, der allzu rasch und allzu reichlich in den Verkehr gebrachten französischen Kriegsschädigung von 5 Milliarden Franken, sowie des gewaltigen jährlichen Bevölke-

rungszuwachses hatte sofort eine geradezu fieberhafte Entwicklung der deutschen Industrie begonnen. Ihr fiel die nationale Aufgabe zu, zusammen mit der Landwirtschaft dem Bevölkerungszuwachs Nahrung und Beschäftigung zu verschaffen und zugleich den ungeheuren Vorsprung einzuholen, den das Ausland seit langer Zeit auf den wichtigsten Gebieten wirtschaftlicher Betätigung gewonnen hatte. Man versuchte jetzt mit Siebenmeilenstiefeln in wenigen Jahren einzuholen, was man in Jahrhunderten versäumt hatte, und was man mangels nationaler und wirtschaftlicher Geschlossenheit und ausreichender Kapitalanlage nicht einmal ernstlich hatte anstreben können.

Das junge Deutsche Reich konnte und durfte den stürmischen Entwicklungsdrang der wirtschaftlichen Kreise nicht niederhalten. Aber es galt, ihn in möglichst ungefährliche Bahnen zu leiten, das Münz-, Geld- und Banknotewesen in einheitlicher und sicherer Weise zu ordnen, das gesamte Wirtschaftsleben, insbesondere die Schwankungen der Handels- und Zahlungsbilanz sowie der Kreditansprüche des Verkehrs, von hoher Warte aus ständig zu beobachten und einen starken Regulator der vielen auseinanderstrebenden Kräfte des Wirtschaftslebens zu schaffen. Eine solche Einrichtung sollte in der am 1. Januar 1876 ins Leben getretenen Reichsbank getroffen werden, der im § 12 des Bankgesetzes vom 14. März 1875 die hohe und schwierige Aufgabe gestellt wurde: »den Geldumlauf im gesamten Reichsgebiete zu regeln, die Zahlungsausgleichungen zu erleichtern« und, was in die zweite Linie gestellt wird, »für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen«.

In einem Wirtschaftsgebiet mit stürmischen Entwicklungsbedürfnissen, also gewaltigem Kapitalbedarf, aber verhältnismäßig geringem Kapitalvorrat mußte es besonders schwer werden, ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Bedarf und den zu seiner Deckung zur Verfügung stehenden Umlaufsmitteln herzustellen. Ebenso schwierig war es, die Art und den Umfang dieser Umlaufsmittel so dehnbar zu gestalten, daß sie den wechselnden und schwankenden Bedürfnissen jederzeit zu entsprechen vermochten. Die Erfüllung beider Aufgaben wurde nicht nur durch die beständig wechselnden Kreditbedürfnisse des Inlandes, sondern auch durch die an der Golddecke zerrenden Anforderungen des Auslandes erschwert, die beide mitunter, so im Jahre 1907, in stürmischster Weise gleichzeitig sich meldeten.

Man ging zunächst, unter hervorragender Mitwirkung K.s, daran, neben einer Ordnung des Verhältnisses der Reichsbank zu den bestehenden, jedoch unter dem Druck der Verhältnisse und der Gesetzgebung in immer größerer Zahl eingehenden Privatnotenbanken, die Grundlage der gesamten Geld- und Kreditorganisation durch Einführung der Goldwährung in immer festerer und sicherer Weise zu gestalten. Aber jeder Schritt auf diesem Gebiete kostete schwere Kämpfe gegenüber den im Besitz der politischen Macht befindlichen Vertretern des Bimetallismus, die etwa zehn Jahre lang im Reichstag die Mehrheit hatten. Im Jahre 1871 ordnete man die Ausprägung von Reichsgoldmünzen an, denen man die Eigenschaft eines gesetzlichen Zahlungsmittels beilegte; man ermächtigte den Reichskanzler zur Einziehung der bisherigen groben Silbermünzen der Bundesstaaten und untersagte auch die weitere Ausprägung der letzteren. Von da ab bis zu dem Gesetz vom 1. Juli 1900, das die allmähliche Einziehung der noch mit gesetzlicher Zahlkraft ausgestattet gewesenen Taler beschleunigte, und bis zu der fast sakramentalen Formel des § 1 des Münz-

gesetzes vom 1. Juli 1909: »Im Deutschen Reiche gilt die Goldwährung«, waren vor und hinter den Kulissen erbitterte Schlachten zu schlagen, die, angesichts der Macht der Gegner, nur ein so zäher, von seiner Überzeugung getragener Mann, wie es K. gewesen ist, siegreich bestehen konnte. Es ist nicht unmöglich, daß selbst Bismarck unter dem Einfluß dieser Gegner K.s mitunter, namentlich beim Übergang vom Freihandel- zum Schutzzollsystem, geneigt sein mochte, jenen Gegnern auch auf dem Gebiete des Bimetallismus Zugeständnisse zu machen. Es mag auch, angesichts der lange bestehenden bimetallistischen Mehrheit im Reichstage, durch die an sich die Stellung K.s ungemein erschwert und zweifellos oft bedroht war, nicht immer leicht gewesen sein, die späteren Reichskanzler Caprivi und Hohenlohe von der Notwendigkeit unbedingter Festhaltung an der Goldwährung zu überzeugen, mit der das Vertrauen auf jederzeitige vollwertige Einlösung unserer Banknoten und der Kredit der deutschen Valuta auch im Auslande untrennbar zusammenhängt. Was speziell die Banknoten betrifft, so ist die Reichsbank nach § 18 des Bankgesetzes verpflichtet, ihre Noten dem Inhaber gegen deutsche Goldmünzen einzulösen, und zwar bei der Berliner Zentrale sofort bei Vorzeigung, bei den Zweiganstalten, soweit es deren Barbestände und Geldbedürfnisse gestatten; sie muß also einen angemessenen Goldvorrat bereithalten, um derartigen Einlösungsforderungen jederzeit nachkommen zu können.

Nachdem so wichtige und große Staatsgebiete, wie Österreich, Rußland, Italien, Argentinien und die Vereinigten Staaten, zur Goldwährung übergegangen waren, haben die Gegner den Kampf als vorläufig aussichtslos so ziemlich eingestellt. In der Frage der Goldwährung gab es für K. ebensowenig ein Nachgeben wie in der damit zusammenhängenden Frage der Verstaatlichung, die aus taktischen und politischen Gründen von den gleichen Gegnern in immer erneutem Ansturm gefordert wurde.

Aber auch der Präsident der Reichsbank kann Geld nicht aus der Erde stampfen. K. war sich darüber klar, daß gerade infolge der seit 1870 durch die Gesetzgebung geförderten Gewöhnung der früher mit Papiergeld übersättigten deutschen Wirtschaftskreise an den Hartgeldverkehr das Gold im deutschen Verkehr weit über die — stets notwendigen — Goldreserven hinaus festgehalten wurde. Jedes Goldstück aber, das unnötigerweise festgehalten wird, geht naturgemäß dem Kreditverkehr verloren, den die Reichsbank mit geringen Goldvorräten und mit Banknoten allein auf die Dauer nicht bewältigen kann.

Hier setzte nun K.s reformatorische Tätigkeit besonders ein; es galt in erster Linie, Einrichtungen zu schaffen, die in möglichst weitem Umfange den Gebrauch baren Geldes ersparen, um auf diese Weise nicht nur den Zahlungsausgleich zu erleichtern, sondern auch dem Kreditverkehr weitere Unterlagen zu verschaffen. Zu diesem Zweck gestaltete er zunächst, was sein eigenstes Verdienst ist, den schon im Statut der Preußischen Bank erwähnt gewesenen Giroverkehr, der dort nur ein toter Buchstabe geblieben war, zu einer lebensfähigen Einrichtung. Diese sollte den Kunden der Reichsbank die Möglichkeit gewähren, ihre gegenseitigen Forderungen und Schulden, ohne Gebrauch baren Geldes, auf dem Wege kostenfreier Ab- und Zuschreibungen in den Büchern der Reichsbank zu erledigen, und zwar bei jeder der Zweigstellen der Reichsbank, die unter seinem Präsidium ungemein vermehrt wurden. In solcher Weise ist für diese unentgeltlichen Fernübertragungen ganz Deutschland ein einheitlicher

Giroplatz geworden. Auf der andern Seite wurde auf diesem Wege auch für die Reichsbank selbst der große Vorteil erzielt, daß die durch die Einzahlungen der Girokunden oder Dritter für deren Rechnung ihr zufließenden Gelder als Notendeckung im Sinne des Bankgesetzes galten, so daß jede Erweiterung des Giroverkehrs zugleich eine Vermehrung des Banknotenumlaufs, also wiederum eine stärkere Unterstützung des Kreditverkehrs ermöglichte.

Gleichzeitig kämpfte K. sowohl im Wege organischer Reichsbankeinrichtungen als literarisch für eine Einbürgerung des in Deutschland, im Gegensatz zu England, noch sehr im argen liegenden Scheckverkehrs und für ein den Verkehrsbedürfnissen entsprechendes populäres Scheckgesetz. Dabei war er durchdrungen von dem zweifellos richtigen Gedanken, daß der Scheck, der sowohl den Bargeldgebrauch als bis zu einem gewissen Grade auch den Banknotenumlauf beschränken soll, nur dann seinen Zweck wirklich erfüllt, wenn seine Einlösung nicht in bar, sondern durch Abrechnung erfolgt.

Um nun die Erledigung des Scheckverkehrs in immer größerem Umfange statt durch Bareinlösung im Wege der Verrechnung zu ermöglichen und dadurch gleichzeitig wieder den Scheckverkehr selbst zu heben, wurde unter energischer Mitarbeit K.s im Jahre 1883 eine größere Anzahl von Abrechnungsstellen nach dem Muster der *Clearing houses* in London und New York sowohl in Berlin wie an sonstigen großen deutschen Plätzen geschaffen. Die Mitglieder dieser Abrechnungsstellen verpflichteten sich, unter Beteiligung und Leitung der Reichsbank die von ihnen und gegen sie zu erhebenden Forderungen aus Wechseln, Schecks und Anweisungen nicht durch Bargeld, sondern im Wege der Abrechnung zu tilgen. Etwa dabei verbleibende Restbeträge zugunsten oder zu Lasten eines Teilnehmers werden durch Gutschrift oder Belastung auf dem Reichsbankgirokonto des Teilnehmers ausgeglichen, so daß jede Barzahlung ausgeschlossen ist. Auch hier wieder suchte K. gleichzeitig durch literarische Arbeiten die Einführung und die Popularisierung der neuen Einrichtung zu fördern, so insbesondere durch die Abhandlung: »Abrechnungsstellen in Deutschland und deren Vorgänger« (1883).

Ferner suchte man im Jahre 1906, während bis dahin Banknoten nur in Beträgen von nicht unter 100 Mark ausgegeben werden durften, durch Schaffung kleiner Banknoten von 50 und 20 Mark der namentlich bei kleinen Gehalts- und Lohnzahlungen im Verkehr hartnäckig festgehaltenen Gewohnheit der Goldzahlung entgegenzuwirken. Ganz gegen alle Vorhersagungen hat man auch in der Tat diesen Zweck in einem großen Umfange erreicht, da schon in sehr kurzer Zeit der Verkehr nicht weniger als rund 300 Millionen Mark von diesen kleineren Banknoten aufnahm und festhielt.

Endlich hat man in letzter Zeit auf K.s eigenste Anregung hin eine Hypothekenausgleichsstelle bei der Reichsbank, zunächst in Berlin, geschaffen, um die gewaltigen Beträge an Hypothekengeldern und -zinsen, die meist gerade an den infolge der Miets-, Gehalts-, Prämien- usw. Zahlungen ohnehin schlimmsten Terminen fällig sind, im Wege der Verrechnung, also unter möglichster Vermeidung von Barzahlungen, zu erledigen.

Ungeachtet aller dieser Bemühungen waren es namentlich die Jahre 1906 und 1907, in denen neben gewaltig angewachsenen Kreditanforderungen von Handel und Industrie gleichzeitig ein starker Ansturm des Auslandes, namentlich Amerikas, auf den Goldschatz der Reichsbank erfolgte, was die Reichsbank-

verwaltung zu besonders energischen Schutzmaßregeln veranlaßte. Der durchschnittliche Diskontsatz der Reichsbank, also der Zinsfuß, zu dem sie den von ihr verlangten kurzfristigen Kredit (in erster Linie durch Diskontierung kurzfristiger Wechsel) gewährt, und der in den Jahren 1876 bis 1895 nur 3,88 Prozent betragen hatte, stieg im Jahre 1906 auf 5,15 Prozent, im Jahre 1907 auf 6,03 Prozent; das führte dann auch naturgemäß eine entsprechende Erhöhung des Zinssatzes im gesamten Verkehr herbei.

Hieraus und aus der starken Verschlechterung des Reichsbankstatuts, die sich namentlich an den sogenannten »schweren Terminen« beobachten ließ, wurde vielfach gefolgert, die Reichsbank sei den Kreditbedürfnissen der Verkehrskreise, namentlich der Banken, zu sehr entgegengekommen; sie habe es überdies nicht verstanden, durch andere Mittel als durch Hinaufsetzen des Diskonts diese Kreditansprüche und die Goldentziehungen durch das Ausland rechtzeitig zurückzudämmen. Zu diesen andern Mitteln seien namentlich zu rechnen: die Erhöhung des Grundkapitals der Reichsbank, die Erhöhung des steuerfreien Notenkontingents, also des Banknotenbetrages, den die Reichsbank, ohne in eine Steuer zu geraten, ausgeben darf, ferner die Verstärkung der Gold-einkäufe, die Einführung der Goldprämienpolitik, welche sich in Frankreich bewährt habe, und schließlich eine erhebliche Verstärkung der Ankäufe von ausländischen Golddevisen, durch deren rechtzeitigen Verkauf man einen Druck auf die Wechselkurse ausüben, also mindestens die Ausfuhr von Gold verhüten könne. Statt dessen habe die Reichsbankverwaltung, die den Kreditansprüchen der Handels-, Bank- und Industriekreise viel zu sehr entgegengekommen sei, lediglich den Diskont ohne Not erheblich hinaufgesetzt und ihn, was noch viel bedenklicher sei, ohne zwingende Notwendigkeit in dieser Höhe bestehen lassen, was die Interessen weitester Kreise, insbesondere auch die des Gewerbes, des Handwerks und der Landwirtschaft, schwer geschädigt habe. Man verlangte und erreichte die Einsetzung einer Bankenquetekommission, die zur Untersuchung dieser Fragen am 1. Mai 1908 zusammentrat.

Es ist hier nicht der Ort, des näheren auf die interessanten und überaus gründlichen Verhandlungen dieser Kommission einzugehen, aber es darf gesagt werden, daß sie in ihrer weit überwiegenden Mehrheit zu folgenden Ansichten gelangt ist:

Die der Reichsbank empfohlene Goldprämienpolitik, also der Grundsatz, zur Erhaltung des Bankschatzes Gold nur gegen eine besondere Prämie herzugeben, ist für Deutschland an sich mit Rücksicht auf den namentlich für unseren ausländischen Handel unentbehrlichen Schutz unserer Valuta im Auslande und auf die Sicherheit unserer Banknoten nicht angebracht; sie ist auch von Frankreich selbst, ungeachtet seiner von den deutschen völlig abweichenden wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse, so gut wie aufgegeben.

Den erhöhten Kreditanforderungen des Verkehrs an den »schweren Terminen« konnte sich, nach Ansicht der Mehrheit der Kommission, die Reichsbank um so weniger entziehen, als es sich gerade hier meist um völlig legitime, unseren Verkehrssitten entsprechende und unaufschiebbare Forderungen handelt, die noch dazu fast durchweg auf dem Wege des von der Reichsbank unbedingt zu pflegenden kurzfristigen Wechsel- und Lombardkredits befriedigt werden müssen.

Das Betriebskapital einer Notenbank liegt in erster Linie in ihrem Notenkapital; eine Erhöhung des Grundkapitals ist daher in gewöhnlichen und in

günstigen Zeiten nicht erforderlich, in besonders ungünstigen, wo ein großes Kapital schwer verzinst werden kann, unter Umständen sogar beschwerlich. Die Mehrheit der Kommission glaubte daher höchstens eine weitere und allmähliche Verstärkung der Reserven vorschlagen zu dürfen, die dann auch im Gesetz vom 1. Juni 1909 angeordnet worden ist.

Dagegen wurde allseitig eine kräftige Förderung der Devisenpolitik, wie sie schon vor dem Zusammentritt der Kommission seitens des neuen Reichsbankpräsidenten eingeleitet worden war — der Devisenbestand war von 44 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark im Jahre 1907 auf fast 80 Millionen Mark 1908 gestiegen —, für dringend wünschenswert erachtet.

Das Anziehen der sogenannten Diskontschraube erachtete die weit überwiegende Mehrheit der Kommission als das behufs Eindämmung übermäßiger Kreditansprüche und Goldentziehungen sowie zur Verhütung außerordentlicher Goldexporte mindestens in der Regel wirksamste Mittel, dessen schwere Schattenseiten deshalb in Kauf genommen werden mußten. Dabei wurde die Möglichkeit zugegeben, daß, wie es im Jahre 1907 tatsächlich vorgekommen ist, das Ausland unter Umständen, wenn es gezwungen sei, Gold an sich zu ziehen, davon auch durch einen noch so hohen Diskont sich nicht werde abschrecken lassen.

Die Frage der Verstaatlichung der Reichsbank war aus den Erörterungen ausgeschaltet worden, nachdem der Reichskanzler zu Beginn der Verhandlungen hatte erklären lassen, daß grundsätzlich Änderungen in der Organisation der Reichsbank nicht in Frage kommen könnten. K. selbst hat sich im Interesse der Unabhängigkeit der Gebarung der Reichsbank von der Regierung und den jeweils herrschenden Parteien in der Deutschen Revue vom April 1908 über diesen Gedanken mit ernstesten Worten dahin geäußert: »Die Reichsbank ist die letzte Geldquelle des Landes. Ihr System zu ändern würden wir durch kolossale Verluste bezahlen, und schließlich würde man doch zu der alten Methode zurückkehren müssen. Möge der gute Stern Deutschlands uns vor einem solchen Schicksal bewahren!«

Seitens der Gegner wurde im Verlaufe der Verhandlungen der Enquetekommission — im Gegensatz zu früher lange festgehaltenen Behauptungen — anerkannt, daß die Landwirtschaft infolge der Länge des landwirtschaftlichen Produktionsprozesses naturgemäß mehr auf langfristigen Kredit angewiesen sei, daß aber die Reichsbank mit Rücksicht auf ihre Pflicht, ihre täglich fälligen oder kurzfristigen Verpflichtungen durch entsprechend billige Anlagen zu decken, jenen Kredit in der Regel weder auf dem Wege der Diskontierung langfristiger Wechsel, noch in einer sonstigen Form gewähren könne. Überdies hatte im Jahre 1896 der erste Präsident der Preußischen Zentral-Genossenschaftskasse, Freiherr v. Huene, auf dem Allgemeinen Landwirtschaftlichen Vereinstage zu Stettin anerkannt, daß die Reichsbank für den Personalkredit der Landwirte alles ihrem Wesen nach Mögliche tue.

Als Ergebnis der Verhandlungen der Bankenquetekommission kann festgestellt werden, daß die weit überwiegende Mehrheit dieser Kommission die Überzeugung erlangt hat, daß die der Reichsbank anvertraute Regelung des Geldumlaufs und des Zahlungs- und Kreditverkehrs sowie die Aufrechterhaltung unserer Goldwährung von Anfang an in guten und sicheren Händen gewesen sei und daß ohne die vorgekommenen Diskonterhöhungen aller Voraussicht nach,

infolge der überaus starken industriellen Anforderungen und des stürmischen Goldverlangens des Auslandes, eine noch viel stärkere Verschlechterung des Status und, teilweise wenigstens, ein noch weit erheblicherer Goldabfluß eingetreten sein würde. Man war deshalb der Ansicht, daß der Reichsbankverwaltung besonderer Dank dafür gebühre, daß sie durch ihre Diskontpolitik und zugleich durch ein weites Entgegenkommen in den schweren Krisen der Jahre 1901 und 1907 in erster Linie dazu beigetragen hatte, den Geldmarkt und die Gesamtwirtschaft Deutschlands vor weiteren Zusammenbrüchen und vor Erschütterungen schwerster Art zu bewahren. In dieser Beziehung sei daran erinnert, daß die Reichsbank während der Krisis von 1901 in einer einzigen Woche, nämlich der schweren Juniwoche, rund 400 Millionen Mark dem Markte im Wege der Kreditgewährung zur Verfügung gestellt hat, um ein Weitergreifen der durch die Dresdener und Leipziger Zusammenbrüche entstandenen bedrohlichen Krisis zu verhindern.

Am 31. Dezember 1907, kurz vor dem Zusammentritt der Bankenquete-kommission, deren Gesamtergebnis ohne Zweifel ein entschiedenes Vertrauensvotum für die Verwaltung der Reichsbank darstellt, war K. aus dem Amte ausgeschieden, das er fast 18 Jahre mit soviel Würde, Gewissenhaftigkeit und Erfolg bekleidet hatte. Bei diesem Anlaß und schon einige Jahre zuvor, als er am 2. November 1903 den 50. Jahrestag seines Eintritts in den Staatsdienst feierte, kam die Anerkennung und Dankbarkeit weitester Kreise in fast elementarer Weise zum Ausdruck für den Mann, der mit der logischen Schärfe des Juristen die angeborene praktische Begabung des Finanzpolitikers und die organisatorische Befähigung des Verwaltungsbeamten in glücklichster Weise vereinigte.

An äußeren Ehren hat es ihm an diesen Tagen und auch sonst nicht gefehlt. Nachdem er schon im Jahre 1886 von der Universität Heidelberg bei ihrem Jubiläum zum Ehrendoktor der Rechte ernannt worden war, ließ ihm die Universität Straßburg an jenem 2. November 1903 das Diplom als Doktor der Staatswissenschaften überreichen, die Universität München (später 1903) das eines Doktors der philosophischen Fakultät; auch zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt Kottbus war er ernannt worden. Schon 1891 wurde er Kronsyndikus und Mitglied des Herrenhauses, in welchem er selten eine Gelegenheit versäumt hat, für seine Überzeugung offen und rückhaltslos einzutreten. Im Jahre 1895 war er zu den Staatsratsverhandlungen behufs Prüfung der Vorschläge zur Beseitigung oder Milderung des Notstandes der Landwirtschaft zugezogen worden, wo er wohl zu den energischsten Gegnern des damaligen Antrages Kanitz gehört haben dürfte. Vom 16. bis 23. Juli 1903 führte er den Vorsitz in der von Mexiko und den Vereinigten Staaten von Amerika angeregten internationalen Währungskonferenz mit großer Ruhe und unparteiischer Sachlichkeit.

K.s Vielseitigkeit war erstaunlich; es ist kaum ein Gesetz auf dem Verkehrsgebiet in den letzten Jahrzehnten beraten worden, bei dem er nicht maßgebend mitgewirkt hätte, so bei den Beratungen über den leider in wesentlichen Teilen noch heute nicht zum Gesetz gewordenen Entwurf eines Warrantgesetzes, über dessen Bedürfnis und Inhalt er sich auch literarisch geäußert hat, ferner bei der gesamten Bank- und Münzgesetzgebung der letzten Jahrzehnte, die er in einer im Jahre 1910 in sechster Auflage erschienenen Ausgabe in meisterhaft knapper Sprache kommentiert hat. Er war der Verfasser des ersten Scheckgesetzentwurfs, der 1882 dem Reichstage zugeing, aber nicht erledigt wurde, und hat

wesentliches Verdienst an der Einbringung und an der Gestalt des heutigen Scheckgesetzes. Er war der unermüdliche, maßgebende, aber stets maßvolle Leiter der Börsenquätekommision (6. April 1892 bis 11. November 1893), während er weder durchweg mit der gesetzgeberischen Verwaltung ihrer Beschlüsse, noch weniger aber mit der späteren extensiven Auslegung des Begriffs der Börsentermingeschäfte durch die Judikatur einverstanden gewesen ist, was er mir mündlich und schriftlich erklärt hat.

Fast auf allen Gebieten der Volkswirtschaft und Staatswissenschaft, des privaten und öffentlichen Rechts literarisch tätig, ist K. doch immer, und zwar sowohl in seiner wissenschaftlichen wie in seiner praktischen Tätigkeit, in erster Linie Jurist geblieben, ohne aber jemals Begriffs- oder Formaljurist zu werden. War er auch vielleicht nicht »Gegenwartsjurist« in dem nicht durchweg klaren modernen Sinne dieses Wortes, so war er mehr: er war ein feiner Kenner des Rechts und ein unbestechlicher Feind jeder Rechtsverletzung, ein weitblickender Pionier des werdenden Rechtes, bemüht, durch eine Vertiefung und praktische Ausgestaltung der Rechtsgedanken und der wirtschaftlichen Richtungen der Gegenwart einer verheißungsvollen Zukunft die Wege zu ebnen. Ein solcher Mann hätte das ihm angebotene Amt eines Justizministers mit ganz besonderer Auszeichnung bekleidet, aber leider ist es dazu nicht gekommen.

In der lateinischen Begründung des Ehrendoktordiploms der Universität Heidelberg findet sich eine Stelle, die sein Wesen und seine Tätigkeit in besonders treffender Weise kennzeichnet: »*Semperque doctrinam cum usu feliciter conjunxit.*« In der Tat: als ein Meister der Theorie, hat er ohne jemals eigentlicher Forscher zu sein, stets dahin gestrebt, daß sich die Theorie nicht allzu weit von den praktischen Bedürfnissen und von dem praktisch Erreichbaren entferne, und, mitten in der Praxis stehend, hat er diese vertieft und gehoben durch Untersuchung und Aufdeckung ihrer theoretischen Grundlagen, ohne deren genaueste Kenntnisse der Praktiker niemals belehrend oder reformierend auftreten sollte. Der über die Theorie sich erhaben dünkende Praktiker ist eine ebenso unerquickliche Erscheinung wie der einseitige Theoretiker, der in ungetrübtem Doktrinarismus die Bedürfnisse und harten Notwendigkeiten des praktischen Lebens nicht kennt und deshalb unterschätzt. K. lehrte, schrieb und forderte nichts, was er nicht vorher in bezug auf seine praktische Durchführbarkeit genau geprüft, und er setzte nichts in die Praxis um, was er nicht zuvor auf Grund seines großen Wissens bis in alle Einzelheiten theoretisch durchdacht hatte. Darin besteht denn auch das Geheimnis seiner Erfolge sowohl in der Theorie als in der Verwertung seiner Reformgedanken im Betriebe der Reichsbank, deren für die praktische Handhabung bestimmten Formulare er in richtiger Würdigung ihrer Bedeutung fast durchweg selbst entworfen und dann in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlicht hat.

Aber nicht allein das, was er leistet, macht den Menschen, sondern auch, und zwar in erster Linie, das, was er ist.

K. ist schlicht und bescheiden geblieben trotz aller Ehrungen, die ihm zuteil geworden, trotz aller Erfolge, die er völlig aus eigener Kraft errungen hatte. Wohlwollend, gütig und freundlich war er gegenüber den Mitarbeitern und den Untergebenen, gegenüber allen, bei denen er Streben und Ernst voraussetzte, stets bemüht, den Strebenden, den er vom Streber mit fast unfehlbarer Sicherheit zu unterscheiden wußte, mit Rat und Tat zu unterstützen.

Nichts Menschliches war ihm fremd, nicht die Kunst, nicht die Musik, die er selbst von Jugend auf pflegte, nicht die Literatur, die er in weiten Gebieten beherrschte, auch nicht der Menschen Freude und der Menschen Leid. Er liebte die Geselligkeit, hatte von früher Jugend an häufig bei Trios als Klavierspieler und bei Dilettantenaufführungen öfters als Regisseur oder Verfasser von Prologen gern mitgewirkt.

Als Richter, als Verwaltungsbeamter, als Praktiker, Schriftsteller und Regierungsvertreter hatte er Leben und Menschen von den verschiedensten Seiten, in den Höhen und in den Niederungen, kennen gelernt, war viel und schroff und ungerecht angefeindet worden; aber er, der seinen Goethe kannte wie seine Bibel, hatte doch auch unsympathischen und gehässigen Menschen gegenüber die Dichterworte stets in Erinnerung: »Das ist als das Höchste zu achten, die Menschen kennen und sie nicht verachten.«

Vornehm in seinem Denken und Handeln, in Wort und Schrift, unparteiisch und sachlich in seinem Urteile, wie er es als Richter gewöhnt war, unabhängig in seinem Wirken sowohl nach oben als, was häufig schwerer ist, nach unten, war er in seiner unbegrenzten Gewissenhaftigkeit, Überzeugungstreue und Liebe zur Wahrheit nicht nur ein geborener Richter, sondern zugleich auch ein geborener Anwalt des Rechtes. Die größere oder geringere Heftigkeit, mit der ein Mensch gegen das reagiert, was er als Unrecht oder als Rechtsverletzung empfindet, scheint mir vor allem bezeichnend für seinen Charakter und bestimmend für seine innere Entwicklung und seinen äußeren Lebensgang. K. war ein begeisterter Apostel des Rechts und der Wahrheit. Was er einmal als recht und wahr erkannte, das vertrat er, unbekümmert um die Folgen, mit Zähigkeit — wo es anging, versöhnlich in der Form, aber immer scharf und unbeugsam in der Sache. Kompromisse vermochte er hier nicht zu schließen. Er mag denn auch wohl gerade deshalb im Parlament so heftige Gegner gefunden haben, denen er meist ohne jede taktische oder diplomatische Zurückhaltung oder Verhüllung seine ungeschminkte Meinung zum Ausdruck brachte. Er ist eben nie ein eigentlicher Politiker gewesen, wie er, schon infolge seines nicht weittragenden Organs, aber auch aus sonstigen Gründen, kein eigentlicher Redner gewesen ist. Aber da ihm die köstliche Gabe feiner Ironie und nicht verletzender Satire in hohem Grade eigen war, zwang seine Rede und die Überzeugungskraft, die sie beseelte, den Hörer fast immer in seinen Bann.

Im Amte, in der Arbeit, im Schaffen stellte er an niemanden größere Anforderungen als an sich selbst; seine Arbeitslust und Arbeitskraft war fast unerschöpflich und schien unerschöpflich, ihr kamen nur sein starkes Verantwortlichkeitsgefühl und seine Gewissenhaftigkeit auch in kleinen und kleinsten Dingen gleich.

In dem hohen Amte, zu dem er gelangt war, kam ihm seine große Sach- und Fachkenntnis, seine juristische Durchbildung, die ihn mit fast unfehlbarer Sicherheit stets das Wesentliche von dem Unwesentlichen rasch unterscheiden ließ, seine Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, sein praktischer Blick und sein fester und lauterer Charakter, kurz eine Summe von Eigenschaften zustatten, die sich selten bei einem Menschen vereint finden. An jeder Stelle aber hat er die Eigenschaften betätigt, die vor allem führenden Männern, auf welchen Platz sie auch das Leben gestellt hat, eigen sein sollten: seine heißeste Liebe galt dem Vaterlande, und sein höchstes Gesetz war das Gemeinwohl. Dauerndes

aber und Vorbildliches konnte er in hervorragender Stellung deshalb schaffen, weil er nicht lediglich klug und erfahren, sondern zugleich ein Charakter war und eine harmonische Persönlichkeit.

In der schweren Übergangszeit, in der wir leben, die bis zum Rande angefüllt ist mit neuen Aufgaben und neuen Problemen, mit auf- und abwogenden, oft noch unklaren und unreifen Entwicklungstendenzen und Interessenkonflikten, hatte unser Vaterland das Glück, in K. einen zuverlässigen wirtschaftlichen Berater zu besitzen, einen finanziellen Generalstabsschef von maßvoller Ruhe, weitem Blick und mutiger EntschlieÙung.

Er war ein Mensch im besten Sinne des Wortes, da er ein Kämpfer war, wie er bis zum letzten Atemzuge ein Kämpfer gewesen, weil er stets ein Mensch geblieben ist, treu seinen Zielen, treu dem Vaterlande und seiner Überzeugung.

Nach der »Grenzboten« Heft 14, 1911, zuerst gedruckten Gedenkrede.

Professor R i e ß e r.

I. Alphabetisches Namenverzeichnis

zum

Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1911.

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Baer, Christian Max	<i>H. Holland</i>	90	Greif, Martin	<i>A. Dreyer</i>	207
Baerndorff, Auguste v.	<i>M. Berger</i>	63	Gröber Gustav	<i>H. Schneegans</i>	226
Baumgartner, Peter	<i>H. Holland</i>	95	Grünhagen, Colmar	<i>J. Zickursch</i>	92
Begas, Reinhold	<i>A. Heilmeyer</i>	145	Heiß, Karl	<i>A. Dreyer</i>	206
Braun, Gustav Adolf			Heyden, Hubert v.	<i>H. Holland</i>	86
Theodor	<i>Zander</i>	138	Hitzig, Herm. Ferd.	<i>H. Schuler</i>	178
Brenner, Ernst	<i>J. Winkler</i>	119	Hölscher, Hermann	<i>G. Hölscher</i>	79
Brosi, Albert	<i>H. Kaufmann</i>	227	Hoff, van 't, Jacobus	<i>E. Zerner</i>	185
Brühl, Jul. Wilh.	<i>E. Philippi</i>	133	Holmberg, August	<i>H. Holland</i>	83
Burckhardt-Finsler,			Hülkamp, Franz	<i>E. Sartorius</i>	234
Albert	<i>H. Barth</i>	166	Jellinek, Georg	<i>E. Zweig</i>	147
Buschbeck, Hermann	<i>A. Frh. v. Mensi</i>	66	Keller, Gustav	<i>H. Hollana</i>	91
Cloetta, Wilhelm	<i>E. Hoepffner</i>	70	König, Richard, Frei-		
Conröder, Georg	<i>H. Holland</i>	97	herr v. Warthausen	<i>Lampert</i>	57
Czachórski, Wladisl. v.	<i>H. Holland</i>	89	Kröner, Adolf v.	<i>W. Koebner</i>	247
Czúzy v. Czúz, Karl	<i>H. Holland</i>	97	Ladenburg, Albert	<i>E. Zerner</i>	171
Dingelstad, Hermann	<i>Hüls</i>	79	Le Feubure, Carl	<i>H. Holland</i>	91
Eppinger, Karl	<i>R. Charmatz</i>	194	Loës, Karl	<i>Heydweiller</i>	71
Erdtelt, Alois	<i>H. Holland</i>	88	Mahler, Gustav	<i>G. Adler</i>	3
Escherich, Theodor	<i>C. v. Pirquet</i>	45	Menger, Max v.	<i>R. Charmatz</i>	221
Fischer-Benzon,			Meyer, Christian Friedr.	<i>Carl Fey</i>	217
Rud. v.	<i>J. Sass</i>	106	Meyer-Frauenfeld,		
Fränkel, Bernhard	<i>L. Réthi</i>	67	Johannes	<i>F. Schaltegger</i>	182
Fresenius, August	<i>A. Dreyer</i>	201	Mottl, Felix	<i>A. Ettlinger</i>	72
Funke, Alois v.	<i>R. Charmatz</i>	218	Müllner, Laurenz	<i>J. Prenner</i>	129
Götz, Wilhelm	<i>J. Reindl</i>	64	Oettli, Samuel	<i>F. Wilke</i>	140
Gogarten, Heinrich	<i>H. Holland</i>	86			
Goldberg, Gust. Ad.	<i>H. Holland</i>	84			

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Pacher, Ferdinand	<i>H. Holland</i>	81	Struck, Adolf Hermann	<i>W. Müller</i>	169
Palmié, J. Charles	<i>H. Holland</i>	98			
Pernat, Franz S.	<i>H. Holland</i>	100	Tämpling, Luise v.	<i>P. Mitzschke</i>	59
Riehl, Berthold	<i>A. Dreyer</i>	203	Uhde, Fritz v.	<i>H. Holland</i>	214
Rose, Julius	<i>H. Holland</i>	101	Uhlig, Victor	<i>F. E. Suess</i>	109
			Umbeck, Philipp V.	<i>Klingemann</i>	106
Salomon, Ludwig	<i>F. Zilcken</i>	61			
Scheuermann, Ludwig			Vahlen, Johannes	<i>E. Thomas</i>	236
G. W.	<i>H. Holland</i>	101	Varrentrapp, Konrad	<i>G. Meyer v. Knorau</i>	122
Schewitsch-Racowitza,			Venne, van der, Adolf	<i>H. Holland</i>	102
Helene v.	<i>A. Dreyer</i>	198	Voltz, Ludwig	<i>H. Holland</i>	104
Schneider, Richard	<i>Bujard</i>	233			
Schönbach, Anton E.	<i>E. v. Steinmeyer</i>	256	Weiser, Josef	<i>H. Holland</i>	103
Schrötter, Hugo	<i>Philippi</i>	136	Weitbrecht, Richard	<i>H. Mosapp</i>	116
Seltmann, Karl	<i>F. X. Seppelt</i>	127	Wilmanns, Wilhelm	<i>E. Schroeder</i>	41
Siebold, Alexander					
Freiherr v.	<i>Graf A. v. Brandenstein-Zeppelin</i>	154	Zipperer, Wilhelm	<i>A. Dreyer</i>	202

II. Alphabetisches Namenverzeichnis

der

Ergänzungen und Nachträge.

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Burg, Ernst v. d.	<i>Krieg</i>	329	Koch, Richard	<i>Rießer</i>	354
Friedberg, Emil	<i>E. Sehling</i>	313	Messel, Alfred	<i>K. Pallmann</i>	341
Hartrott, Ludwig v.	<i>Krieg</i>	325	Olbrich, Maria Josef	<i>F. v. Feldegg</i>	338
Helfert, Jos. Freiherr v.	<i>H. Friedjung</i>	346	Plener, Ignaz v.	<i>E. Plener</i>	262
Kleist, Ewald v.	<i>Krieg</i>	317	Werder, Bernhard v.	<i>Krieg</i>	319

TOTENLISTE

1911.

Ein Stern (*) vor dem Namen bezeichnet, daß das Biographische Jahrbuch dem Toten einen eigenen Nekrolog gewidmet hat, auf den mit *Bj* unter Angabe von Band- und Seitenzahl verwiesen ist; die am Schlusse jedes Artikels der Totenliste angeführte Literatur verzeichnet die Quellen des Bearbeiters und gibt auch weitere, zum Teil aus zweiter Hand geschöpfte Hinweise; *W* deutet dabei an, daß dort ein Verzeichnis der Werke des Verstorbenen, *P*, daß ein Porträt beigegeben ist, *N*, daß sich ein ausführlicher Nekrolog an der betreffenden Stelle findet.

Andere Abkürzungen sind:

- | | | |
|---|--|---|
| <i>AD</i> = Das akademische Deutschland. Biogr.-bibliogr. Handbuch f. d. Universitäten d. Deutschen Reiches. Leipzig 1905—06. | <i>DMW</i> = Deutsche Medizin. Wochenschrift. | d. Forstschritte d. klass. Altertumswissenschaft. |
| <i>ADB</i> = Allgem. Deutsche Biographie. | <i>DRG</i> = Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik. | <i>Jb</i> = Jahrbuch d. deutschen Bibliotheken. |
| <i>AF</i> = Arbeiterfreund. | <i>DZL</i> = Deutsches Zeitgenossen-Lexikon. | <i>JSG</i> = Jahresberichte d. Schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur. |
| <i>AL</i> = Alberti, Lexikon d. Schlesw. - Holstein-Lauenburg. u. Eutin. Schriftsteller von 1829—66 u. 1866—82. | <i>EG</i> = Ludw. Eisenbergs Großes Biogr. Lexikon d. Deutschen Bühnen i. 19. Jahrh. | <i>JSTG</i> = Jahrbuch d. Schiffsbau technischen Gesellsch. |
| <i>AMZ</i> = Allg. Musikzeitung. | <i>EL</i> = Eckart, Lexikon d. Niedersächsischen Schriftsteller. 1891. | <i>IZ</i> = Leipz. Illustrierte Zeitung. |
| <i>ASG</i> = Anzeiger f. Schweizer. Geschichte. | <i>ELK</i> = Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung. | <i>K</i> = Kukula, Bibliogr. Jahrbuch d. Deutschen Hochschulen. |
| <i>BB</i> = Börsenblatt. | <i>FT</i> = Freiherrl. Taschenbuch. | <i>Kchr</i> = Kunstchronik. |
| <i>BKW</i> = Berliner Klinische Wochenschrift. | <i>FZ</i> = Frankfurter Ztg. | <i>KfA</i> = Kunst f. Alle. |
| <i>BMW</i> = Boetticher, Malerwerke d. 19. Jahrh. | <i>GA</i> = Geogr. Anzeiger. | <i>Kj</i> = Kirchliches Jahrbuch. |
| <i>BR</i> = Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisten d. 19. Jahrh. 6. Aufl. 1913. | <i>GK</i> = Geographen-Kalender. | <i>KL</i> = Kürschner, Deutsch. Literatur-Kalender. |
| <i>BT</i> = Briefadelig. Taschenbuch. | <i>GT</i> = Gräfliches Taschenbuch. | <i>KM</i> = Konservative Monatsschrift. |
| <i>BZ</i> = Dietrich, Bibliographie d. Zeitschriften-Literatur. | <i>GZ</i> = Geogr. Zeitschrift. | <i>KR</i> = Keiters Kathol. Literatur-Kalender. |
| <i>DAG</i> = Deutsch-Amerikan. Geschichtsblätter. | <i>HA</i> = Handbuch f. d. Preuß. Abgeordnetenhaus. | <i>KTH</i> = Kalender d. Technischen Hochschulen. |
| <i>DBZ</i> = Deutsche Bauzeitung. | <i>HBL</i> = A. Hirsch, Biogr. Lexikon d. hervorragenden Ärzte aller Zeiten u. Völker. | <i>KVZ</i> = Kölnische Volkszeitung. |
| <i>DE</i> = Deutsche Erde. | <i>HC</i> = Hamburgischer Correspondent. | <i>KW</i> = Kunstwart. |
| <i>DjZ</i> = Deutsche Juristen-Zeitung. | <i>HH</i> = Handbuch f. d. Preuß. Herrenhaus. | <i>L</i> = Leopoldina. |
| <i>DKB</i> = Deutsches Kolonialblatt. | <i>HK</i> = Gothaischer Hofkalender. | <i>LA</i> = Limans Militär-Almanach. |
| <i>DKZ</i> = Deutsche Kolonialzeitung. | <i>HL</i> = Hessenland. | <i>LE</i> = Literarisches Echo. |
| | <i>HPA</i> = Hirths deutscher Parlaments-Almanach. | <i>Lj</i> = Löbells Jahresberichte. |
| | <i>HV</i> = Historische Vierteljahrsschrift. | <i>LZ</i> = Literar. Zentralblatt. |
| | <i>JAW</i> = Jahresberichte über | <i>MAZ</i> = Münch. Allgemeine Zeitung. |
| | | <i>M. d. A.</i> = Mitglied d. Preuß. Abgeordnetenhauses. |
| | | <i>M. d. H.</i> = Mitglied d. Preuß. Herrenhauses. |

M. d. R. = Mitglied d. Reichstages.
MMW = Münch. Medizin. Wochenschrift.
MS = Müller-Singer, Allgem. Künstler-Lexikon.
MW = Militär - Wochenblatt.
MWB = Musikal. Wochenblatt.
MZ = Militärzeitung, Berlin.
NFP = Neue Freie Presse.
NMZ = Neue Musikzeitung.
NR = Naturwissenschaftl. Rundschau.
NS = Niedersachsen.
NTA = Neuer Theater-Almanach.
NZ = Nationalzeitung.
OA = Deutscher Ordens-Almanach.
ÖR = Österreichische Rundschau.

PBL = Pagel, Biogr. Lexikon hervorragender Ärzte d. 19. Jahrh.
PF = Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterbuch z. Geschichte d. exakten Wissenschaften.
PM = Petermanns Mitteilungen.
PY = Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder.
R = Riemann, Musiklexikon. 7. Aufl. 1909.
RH = Reichstags-Handbuch
SE = Stahl u. Eisen.
SKL = Spemanns Kunst-Lexikon.
T = Tag, Ill. Teil.
TB = Thieme-Becker, Allgem. Lexikon d. bildenden Künstler.
TL = Totenliste.
TR = Tägliche Rundschau.

TRU = Tägliche Rundschau. Unterhaltungsbeilage.
Ü = Überall.
UK = Aschersons Universitäts-Kalender.
UT = Uradeliges Taschenbuch.
VZ = Vossische Zeitung.
VZT = Vossische Zeitung, Totenliste.
W = Woche.
WGK = Wippermanns Deutscher Geschichts-Kalender.
WI = Wer ist's?
Wf = Württemberg. Jahrbuch. f. Statistik u. Landeskunde.
WMW = Wiener Medizin. Wochenschrift.
ZB = Zentralblatt d. Bauverwaltung.

Berlin.

Dr. Holleck-Weithmann.

1911.

Achenbach, Gustav, Pfarrer u. Superint. d. Diözese Siegen, Kenner u. Forscher d. Siegerländ. Geschichte, Mitgl. d. Hauptvorst. d. Gustav-Adolf-Vereins u. d. Ev. Bundes; * Crombach i. Siegerland 1847; † Siegen 21. III. — KJ 38, 654.
Ackermann, Theodor, Hofbuchh., lange Jahre Vors. d. Bayer. u. d. Münch. Buchh.-Vereins; * Dessau 29. I. 1827; † München 10. VI. — W 1911, 990; WI 4, 4/5.
Altschüler, Moritz Jakob, *Dr. phil.*, Rabbiner, Schriftst., Red. d. Vierteljahrsschr. f. Bibelkde., talmud. u. patrist. Studien; * Nowo-Grudek, Russ.-Polen 1869; † Wien 22. III. — Allg. Zt. d. Judent. 1911, 184/85 (P); KL 1911, 19 (W); WI 4, 16 (W).
Anderegg, Felix, Prof. i. Bern, namhafter landwirtsch. Schriftst.; * Röthenbach 21. VI. 1834; † Bern 8. V. — VZT; KL 1911, 22 (W).
Anders, Ernst, Bildnismaler, langj. Mitgl. d. Düsseld. Malkastens; * Magdeburg 26. III. 1845; † Mölln i. Lauenburg Ende Okt. — Kchr N. F. 23, 53; KFA 27, 147; MS Nachtr., 5; TB 1, 433; BMW 1, 23.

Appel, Wilhelm Frh. von, Wiener Dichter, Chefred. d. „Musketeer“; * Wien 11. IX. 1875; † das. 22. XI. — VZT; ÖR 30, 159; FT 1909, 16; KL 1911, 29.
Arentsschildt, Wilhelm von, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 66. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1896 z. D.; * Hildesheim 29. III. 1840; † Hannover 2. X. — VZ 11. X. M.-A.; OA 1908/09, 25; BT 1911, 15.
Arnim, Hans von, Gen.-Major a. D., zul. Kommand. d. 34. Kav.-Brig.; * Crieven 11. II. 1855; † Hannover 21. VII. — VZT; OA 1908/09, 27.
Arnold, Engelbert, Geh. Hofrat, *Dr. ing.*, o. Prof. f. Elektrotechnik a. d. Techn. Hochsch. i. Karlsruhe; * 7. III. 1856; † Karlsruhe 16. XI. — WI 4, 30; 6 TL.
Arnold, Johann Wilhelm, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, 1894—1910 Ober-Verw.-Ger.-Rat, Syndikus d. Techn. Hochsch. i. Berlin; * Stolp i. P. 14. V. 1838; † Berl.-Wilmsdorf 8. XI. — VZT; WI 4, 30; Bericht d. Techn. Hochsch. Berl. 1911/12, 1.
Aschenborn, Oskar Wilhelm, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, Hilfsarb. in d. Mediz. Abt.

- d. Minist. d. Innern; * Berlin 16. VII. 1851; † das. 20. X. — VZ 21. X. A.-A.; PBL 53.
- Auer**, Joseph, Pfarrer, kirchl. Schriftst. u. Komponist; * Staudach 4. II. 1855; † Osterwaal, Nied.-Bay. 1. III. — KR 1911, 15 (W); 1912 TL.
- Backhaus**, Leo, hervorr. Ingenieur, Direkt. d. Ges. Harkort i. Duisburg; * Leipzig 9. III. 1849; † Duisburg 7. XII. — SE 32, 1, 88 (P).
- Baedecker**, Karl, früh. Inhaber d. bek. Verl. i. Essen; * Essen 1837; † Heiland b. Eßlingen 12. V. — LE 13, 1279; GK 1912, 57; PM 57, 303.
- *Baer**, Christian Maximilian, Stilleben-, Porträt- u. Historienmaler; * Nürnberg 24. VIII. 1852; † München 31. I. — BJ XVI, 90 (H. Holland); IZ 136, 339; Kchr N. F. 22, 246; KFA 26, 288.
- *Baerndorff**, Auguste von, verw. Jaksch v. Wartenhorst, geb. Bauerhorst, kais. russ. Hofschausp. a. D., Ehrenmitgl. d. Kgl. Hoftheaters zu Hannover; * Berlin 11. V. 1823; † Rom 8. III. — BJ XVI, 63 (M. Berger).
- Bärwinkel**, Richard, *Dr. theol. et phil.*, Superint. u. Pfarrer, Verf. zahlr. apolog. antimaterialist. Schriften; * Dallmin b. Perleberg 3. VII. 1840; † Erfurt 12. VII. — VZ 14. VII. M.-A.; ELK 44, 695; KJ 39, 431; KL 1911, 62 (W); WI 4, 44 (W).
- Barse**, Franz, Direkt. d. Continental Telegr.-Comp.; * Schleusingen 14. XI. 1839; † S. Remo 15. I. — VZ 16. I. A.-A.; BB Nr. 19 v. 24. I.
- Barlow**, Amalie, hat sich um d. Musikleben Münchens dadurch d. größten Verdienste erworben, daß sie in hervorr. Weise Hofrat Keim bei d. Gründung e. Orchesters u. d. Erbauung d. Tonhalle unterstützte, die Erhaltung d. Konzertvereins-Orchesters ermöglichte u. in ihrem Testamente den von ihr gegründ. Konzertverein mit 1/2 Million M. bedachte; * Bremen 1840; † München 10. II. — NMZ 32, 243.
- Bauer**, Ludwig, *Dr. med.*, Privatdoz. f. Hygiene a. d. Techn. Hochsch. i. Stuttg., bed. Mitgl. d. Württ. Landt., Hospitant d. freis. Volksp., Vertr. d. Rassenhygiene; † Stuttgart-Ostheim 7. X., 47 J. alt. — MMW 58, 2200, 2278; Hilfe 1911, 643/44 (Th. Heuß); WJ 1911 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 234; Schwäb. Kron. Nr. 468; Med. Korresp.-Bl. 52.
- Baumbach**, Philipp von, seit 1908 Reg.-Präs. i. Breslau; * Kassel 14. XII. 1860; † Breslau 19. IX. — VZ 20. IX. A.-A.; OA 1908/09, 66; JSG 1911 Nekr., 2/3; HL 25, 291; Schlesien 5, 40; UT 1911, 55.
- ¹⁾ ***Baumgartner**, Peter, Genremaler; * München 24. V. 1834; † das. 12. XII. — BJ XVI, 95 (H. Holland).
- Baur**, Karl von, ehem. Präs. d. Leopoldin.-Carolin. Akad. d. Naturforscher i. Halle; * 25. XI. 1836; † Degerloch b. Stuttg. 20. I. — VZ 24. I. A.-A.; GK 1912, 57; PM 57, 135; WJ 1911 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 19; Schwäb. Kron. Nr. 34.
- Beck**, Karl, bed. deutsch-amerik. Chirurg, genialer Operateur, fruchtbar. mediz. Schriftsteller; * Neckargemünd 4. IV. 1856; † Palham Heights b. New York 8. VI. — VZ 1. VII. A.-A.; MMW 58, 1488, 1628 (A. Alleman); BKW 48, 1312; KL 1911, 80 (W).
- Becker**, Johann Albrecht, Kgl. Baurat, bed. Architekt; * Rostock 22. II. 1840; † Gut Mallenzin 11. X. — ZB 1911, 551/52 (Knoblauch).
- *Begas**, Reinhold, Wirkl. Geh. Rat, Prof., bed. Bildhauer; * Berlin 15. VII. 1831; † das. 4. VIII. — BJ XVI, 145 (A. Heilmeyer); VZ 4. VIII. A.-A.; T 183 (P); W 1911, 1330, 1338 (P); MAZ 114, 480 (A. G. Hartmann, Z. 80. Geburtstag); IZ 137, 292/93; WI 4, 78; DZL 73/74; Hilfe 1911, 509/10 (Th. Heuß); KW 1911 Bd. 1, H. 3 (R. Wintzer, Erinnerungen an R. B.); Kchr N. F. 22, 545—49 (M. Osborn); KFA 26, 574/75 (P); Kunst u. Künstler 9, 650; MS 1, 93/94; TB 3, 183—87 (P. Kühn); SKL 84; Cicero 3, 643; Universum Beil. 1911, 315 (P. Lothringer); Berl. Münzbl. 32, Nr. 110 (Ph. Lederer, B. als Medailleur).
- Behrmann**, Christian Konrad Georg, *Dr. theol.*, Senior u. Hauptpastor an St. Michaelis i. Hamburg, ausgez. Prediger u. Kenner d. oriental. Sprachen, fruchtbar. Schriftst.; * Hamburg 15. XI. 1846; † Lockstedt 10. XII. — HC 10. VII. A.-A., 11. VII. M.-A.; ELK 44, 695; KJ 39, 432; D. alte Glaube 12, Nr. 48 u. 49 (Detlevsen); Hamb. Nachr. 12. X. 1904 2. M.-A. (12. X. 1879 bis 1904); HC 12. X. 1904 M.-A. (Z. 25 jähr. Jubiläum), A.-A. (D. Jubiläumsfeier d. Senior D. B.), 15. X. M.-A. (Erinnerungen); AL 1866—82. 1, 42.
- Bendel**, Ferdinand August, Schweizer. Historiker, Lehrer a. d. Mädchenrealsch. i. Schaffhausen, bearb. mit Walter u. Baechtold d. Urkundenregister f. d. Kant. Schaffh.; * Schaffhausen 19. I. 1846; † das. 22. I. — ASG 44, 370; Schaffh. Tagebl. Nr. 20 (W. Utzinger)).
- Bendt**, Franz, Ingenieur, Fach-Schriftst.,

¹⁾ Irrtümlich schon in die TL f. 1910 aufgenommen.

- langj. Mitarb. d. Voss. Zt.; * Kiel 21. II. 1855; † Berlin 26. III. — VZ 31. III. A.-A.; KL 1911, 95 (W).
- Berger**, Ludwig, Geh. Justizrat, einer d. anges. Bresl. Rechtsanw., Vorst.-Mitgl. d. Anwaltskamm., Aufsichtsr. u. Syndikus mehrerer Aktienges., vermachte f. d. Interessen s. Standesgenossen mehrere Millionen; * Freystadt 2. I. 1837; † Breslau 18. VII. — VZ 29. VII. M.-A.; OA 1908/09, 94.
- Berger**, Paul, Kommerzienr., Seniorchef d. weltbek. Farbenfabriken Berger u. Wirth i. Leipzig; * Leipzig 1860; † Bansin 22. VIII. — IZ 137, 345 (P).
- Berger**, Wilhelm, Komponist, herzogl. sächs. Hofkapellm., Mitgl. d. kgl. Akad. i. Berlin; * Boston 9. VIII. 1861; † Jena 15. I. — VZ 16. I. A.-A.; IZ 136, 190 (R. Gerner m. P); AMZ 1911, 105 (Schwers m. P); R 129; NMZ 32, 218/19 (C. Droste m. P); WI 4, 92; W 1911, 167 (P); DZL 88.
- Bickel**, Ludwig, Gen.-Major z. D., früh. Kommand. d. 33. F.-Art.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Darmstadt 16. II. 1853; † das. 26. III. — VZ 29. III. M.-A.; WI 4, 106/07.
- Bischoff**, Felix, Konsul, Fabrikbes., hochverd. um d. Werkzeugsstahlerzeugung; * Aachen 6. II. 1835; † Duisburg 9. V. — SE 31, 1, 871 (P).
- Bischoff**, Karl, *Dr. phil.*, Prof., ausgez. Chemiker, schrieb e. anerkanntes Werk üb. feuerfeste Tone; * Bonn 15. V. 1825; † Wiesbaden 11. VIII. — VZ 22. VIII. M.-A.; Töpfer- u. Ziegler-Zt. v. 23. VIII.
- Blenck**, Emil, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, *Dr. phil. h. c.*, früh. Präs. d. kgl. preuß. statist. Landesamts, hervorr. Statistiker; * Magdeburg 22. XII. 1832; † Berl.-Lichterfelde 4. X. — VZ 7. X. M.-A.; W 1911, 1718, 1725 (P); KL 1911, 142 (W); WI 4, 121; DZL 121; GK 1912, 57; Zeitschr. d. kgl. preuß. statist. Landesamts 51, 323 (G. Evert).
- Bleysteiner**, Georg, (Pseud.: Wilhelm Hoffmann), Schriftst. u. Kritiker; * Nürnberg 13. III. 1865; † Leipzig 23. IV. — KL 1911, 143 (W); 1912 TL.
- Blum**, Maximilian, Gen.-Major z. D., zul. Abt.-Chef b. d. Art.-Prüf.-Komm.; * Marienwerder 6. V. 11. 1844; † Berlin 4. VIII. — VZT; OA 1908/09, 129.
- Blum**, Emil, *Dr. ing. h. c.*, Geh. Baurat, Generaldir. d. Berlin-Anhalt. Maschinen-Aktien-Ges., neben Borsig u. Loewe einer d. Mitbegr. d. Berlin. Maschinenbau-Großindustrie; * Frankfurt a. M. 17. IV. 1844; † Berlin 29. X. — VZ 30. X. A.-A.; IZ 137, 989 (P).
- Blume**, Edmund, Porträt- u. Genremaler; * Halberstadt 21. VII. 1844; † Altaussee 14. VI. — MAZ 114, 424.
- Blumhardt**, Oskar, Ministerialrat, Techn. Ref. i. Minist. f. Els.-Lothr.; * Ulm 30. X. 1851; † Straßburg i. E. 26. II. — VZ 1. III. M.-A.; WJ 1911 Nokr.; Schwäb. Merk. Nr. 99.
- Bögel**, Heinrich, ehem. Hofopernsänger a. Hofth. i. Darmstadt, bed. Bariton; * Darmstadt 28. VI. 1835; † das. 16. X. — NTA 1913, 150.
- Böhm**, Adolph P., Komponist von Liedern u. d. symphon. Dichtungen »Haschisch« u. »Der Friede«; † Berl.-Charlottenburg 19. XI. 32 J. alt. — VZ 20. XI. M.-A.; Musik 1. Dez.-H., S. VI.
- Böhmer**, Paul, *Dr. iur.*, Unterstaats-Sekr. i. Reichs-Kolonialamt, vorh. Bürgerm. v. Metz; * Gammertingen i. Hohenz. 30. IX. 1864; † Berlin 23. IX. — VZ 23. IX. A.-A.; T 226 (P); DKZ 28, 651/52.
- Bonnenberg**, Emil, Wirkl. Geh. Ob.-Finanzrat, vortr. Rat i. Preuß. Finanzminist., Präs. d. General-Lotterie-Direktion, auf d. Geb. d. Zoll- u. Steuergesetzgeb. literar. tätig; * Sterkrade, Kr. Ruhrort 1. VI. 1854; † Berlin 7. IV. — VZ 7. IV. M.-A.; WI 4, 145; Bursch. Bl. 25, 251; DZL 146.
- Borgmann**, Hermann, Kaufm. i. Berlin, seit 1908 M. d. A., Sozialdemokr.; * Schkeuditz, Reg.-Bez. Magdeburg 14. XI. 1855; † Berlin 16. IV. — VZT; HA 1908, 363, 525 (P).
- Bornemann**, Wilhelm, *Dr. phil.*, Red. zahlr. deutsch. Zeitung., zul. Feuilleton-Red. u. Theater-Kritiker d. Nordd. Allgem. Ztg.; * Hannover 14. V. 1860; † Berlin 17. I. — VZT; LE 13, 762; KL 1911, 175; WI 4, 150; BR 1, 303.
- Bose**, Emil Hermann, Prof. u. Direkt. d. Physik. Inst. a. d. Univ. La Plata, vorh. ao. Prof. a. d. Techn. Hochschule i. Danzig; * Bremen 20. X. 1874; † La Plata i. Mai. — VZ 30. V. M.-A.; PF 4, 1, 161 (W).
- Boysen**, Otto, Guts- u. Mühlenbes. i. Kleszowen, Kr. Darkehnen, 1880—88 u. seit 1893 konserv. M. d. A.; * Itzehoe 26. VII. 1842; † Berlin 2. II. — VZ 6. II. A.-A.; WI 4, 156; HA 1908, 363, 479 (P).
- Braun**, August, Geh. Postrat, vortr. Rat i. Reichs-Postamt; * Hersfeld 1857; † Berlin 30. XII. — VZ 31. XII. M.-A.
- Braun**, Gebhard, 1890—98 M. d. R., Zentr.; * Retterschen 4. I. 1843; † Ravensburg 8. XI. — VZ 8. XI. A.-A., 9. XI. M.-A.; RH 1890, 150; WJ 1911 Nokr.
- Braun**, Gustav von, Hofrat, *Dr. med.*, Prof. a. d. Univ. Wien, hervorr. Gynäkologe; * Zistersdorf b. Wien 28. V. 1829; † Wien 8. II. — VZ 8. II. A.-A., 9. II. M.-A.; NFP 8. II. A.-Bl.; DMW 37, 556 (Halbau

- m. P); MMW 58, 391; WMW 61, 477 (Fischer); PBL 231/32 (P); HBL 1, 562/63.
- *Braun**, Gustav Adolf Theodor, *Dr. theol. et phil.*, Wirkl. Oberkonsistorialrat, früh. Generalsuperint. d. Neumark u. Niederlaus.; * Möllbergen, Westf. 5. II. 1833; † Mentone 18. II. — BJ XVI, 138 (Zander); VZ 21. II. M.-A.; T 46 (P); OA 1908/09, 176; KJ 38, 655/56; ELK 44, 214, 230/31, 733/34 (L. Schneller); Reformation 1911, 202/03 (E. Vowinkel), 203/04 (W. Philipps), 205/06 (H. Wilms), 362/64 (A. Petri).
- Braun**, Heinrich, Geh. Mediz.-Rat, *Dr. med.*, Prof. u. Direkt. d. chirurg. Klinik a. d. Univ. Göttingen; * Beerfelden i. Großh. Hessen 18. II. 1847; † Göttingen 10. V. — VZ 10. V. A.-A.; IZ 136, 1018 (P); DZL 169; WI 4, 165 (W); AD 3, 199/200 (W); DMW 37, 1037/38 (V. Czerny m. P.); MMW 58, 1361 (Borchard); HBL 1, 563; PBL 232/34 (W); Chronik d. Univ. Göttingen 1911, 5/6.
- Brauns**, Hermann, Kommerzienrat u. Ingenieur, Vorst.-Mitgl. d. Vereins deutsch. Eisenhüttenleute seit s. Begründung, 1885 bis 1902 Vors. d. Stadtverord.-Kolleg. i. Dortmund, 1886—1903 Präs. d. Handelsk., Mitgl. d. Prov.-Landt. i. Westf.; * Forsthaus Selzerthurm b. Uslar i. Solling 19. X. 1838; † Eisenach 5. VI. — SE 31, 1033/34 (P).
- Braunschweig**, Georg von, General d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1866 Lt., b. Nachod verwundet, 70 Adj. b. Oberkomm. d. 1. Armee, dann b. d. 60. Inf.-Brig., 93 Kommand. d. Augusta-Reg., 94—96 Flügeladj. d. Kaisers, 97 Kommand. d. 29. Inf.-Brig., dann d. 10. Div., 1902 d. 17. Korps; * Lissowitz i. Westpr. 26. VIII. 1845; † Blankenburg a. H. 11. VIII. — VZ 11. VIII. A.-A.; HC 12. VIII. M.-A.; WI 4, 167; W 1911, 1374, 1376 (P); DZL 173; MZ 1911, 472.
- Brenscheid**, Matthias von, (Pseud.), s. Lay, Matthias.
- *Brenner**, Ernst, *Dr.*, schweizer. Bundesrat; * Basel 9. XII. 1856; † Menton 11. III. — BJ XVI, 119 (J. Winkler).
- Brinckmann**, Ernst, Gen.-Major z. D., zul. Komm. d. 21. Kav.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Celle 2. I. 1847; † Neukolziglow 19. I. — VZ 22. I. M.-A.; OA 1908/09, 188.
- *Brosi**, Albert, Advokat, bed. schweizer. Politiker, langj. Parlamentarier, Führer d. freis. Partei, früh. Mitgl. d. Regierung d. Kant. Solothurn; * Olten, Kant. Solothurn 7. IV. 1836; † Solothurn 8. V. — BJ XVI, 227 (H. Kaufmann).
- Bruck**, Felix Friedrich, Geh. Justizrat, *Dr. iur.*, ao. Prof. f. Strafprozeß u. Rechtsenzyklop., bek. als Vork. f. d. Deportation nach Südwestafrika; * Breslau 19. V. 1843; † das. 5. XI. — VZ 9. XI. M.-A., 10. XI. A.-A.; Schles. Zt. 9. XI. M.-A.; WI 4, 181 (W); AD 2, 42/43 (P); DJZ 16, 1485; W 1911, 2051 (P); Bursch. Bl. 26, 105; Chronik d. Univ. Breslau 26, 227—32 (Gretener); K 86.
- Brühl**, Ferdinand Graf von, Gen.-Major z. D., zul. Komm. d. 13. Kav.-Brig., Vors. d. Adelsgenoss.; * Pforten 3. V. 1851; † Berlin 13. II. — VZ 14. II. M.-A.; OA 1908/09, 196; GT 1911, 163.
- Brühl**, Friedrich Franz Graf von, freier Standesherr auf Forst u. Pforten, M. d. H.; * Pforten 8. VIII. 1848; † das. 11. VII. — VZT; WI 4, 182; OA 1908/09, 196; HH 1907, 297; GT 1911, 162.
- Brühl**, Hanns Moritz Graf von, Gen.-Lt. z. D., zul. Komm. d. 9. Kav.-Brig.; * Pforten, Kr. Sorau 31. XII. 1849; † Glogau 3. II. — VZ 4. II. M.-A.; WI 4, 182; GT 1911, 162.
- *Brühl**, Julius Wilhelm, *Dr. phil. h. c.*, Prof. d. Chemie a. d. Univ. Heidelberg, Verf. d. bek. Lehrbücher über Chemie; * Warschau 13. II. 1850; † Heidelberg 5. II. — BJ XVI, 133 (E. Philippi); VZ 10. II. M.-A.; PF 4, 1, 192 (W); UK S.-S. 1911, 1, 320; Berichte d. deutsch. chem. Gesellsch. Jg. 44, 3757—94 (K. Auwers).
- Brühlmann**, Hans, begabter Maler von bedeut. Können i. monumentalem Stil; * Amriswil i. Thurgau 25. II. 1878; † Stuttgart 29. IX. — FZ 2. X. A.-Bl.; WI 4, 182; Kchr N. F. 23, 4/5 (Jul. Baum); Zs. f. bild. Kunst N. F. 21, 295—299 (H. Hildebrandt m. Ill.); KFA 27, 100; TB 5, 105; Wissen u. Leben 5, 125 (H. Kaiser).
- Brunck**, Heinrich von, *Dr. phil.*, Geh. Kommerzienrat, einer d. bed. Industriellen Deutschlands, der sich große Verdienste um d. chem. Industrie, bes. um d. Bad. Anilin- u. Sodafabrik i. Ludwigshafen erworben hat; * Winterborn 26. III. 1847; † Ludwigshafen 3. XII. — WGK 1911, 2, 228; AF 49, 480; D. chem. Industrie Jg. 34, 765—771 (O. N. Witt); Zeitschr. f. angew. Chemie Jg. 24, 2517 (P. Julius).
- Brunner**, Julius Alhard, *Dr. phil.*, Mitgl. d. Allg. Gesch.-forsch. Ges. d. Schweiz, d. Zürcher Antiqu. Ges. u. d. Hist. Ges. d. Kant. Aargau, Prorektor a. Gymn. in Zürich, Mitgl. d. Zürcher Erziehungsrats, Mitarb. a. Zürcher Urkunden-Buch; * Küßnacht b. Zürich 5. XII. 1842; † Zürich 25. I. — ASG 44, 370/71 (W); Neue Zürich. Ztg. 26. I. 1. M.-Bl., 2. A.-Bl. (R. H[oppe]ler); Schaffh. Intelligenzbl. Nr. 22 (W. W[ettstein]); Progr. d. Kantonsch. Zürich 1911, S. 92—96 (H. Wirz).
- Buchholz**, Friedrich, Gen.-Major z. D., zul.

- Komm. von Glatz, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zuerst 11 J. i. d. hannov. Armee; * Hameln 29. IX. 1835; † Wiesbaden 13. II. — VZ 18. II. M.-A.; OA 1908/09, 202.
- Buchner, Adolf**, *Dr. theol.*, früh. Präs. d. hess. Oberkonsist.; * Darmstadt 31. X. 1829; † das. 12. II. — FZ 13. II. A.-Bl.; OA 1908/09, 203; ELK 44, 190; KJ 38, 656.
- Bünau, Rudolf Graf von**, Gen.-Lt. z. D., zul. Insp. d. Jäger u. Schützen, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Halbendorf b. Oppeln 30. IX. 1852; † Weimar 18. I. — VZ 20. I. M.-A.; GT 1911, 173.
- Bürger, Hugo**, (Pseud.), s. Lubliner, Hugo.
- Bullerian, Rudolf**, bed. Dirigent; * Berlin 13. I. 1858; † Moskau i. Jan. — NMZ 32, 203 (A. Laser); R 199.
- Burckhardt-Finsler, Albert**, *Dr. iur. et phil. h. c.*, Mitgl. d. Allg. Gesch.-forsch. Ges. d. Schweiz, seit 1895 ihr Vizepräs., Mitgl. d. Basl. Histor. u. Antiqu. Ges., ao. Prof. f. Gesch. a. d. Univ. Basel, 1887—94 Konserv. d. mittelalterl. Samml., Mitgl. d. Reg.-Rats, 1905 Reg.-Präs., Mitred. d. Basl. Jahrb., Präs. d. Schweiz. Schiller-Stiftung; * Basel 18. XI. 1854; † das. 2. VIII. — BJ XVI, 166 (H. Barth); ASG 44, 371; Basl. Nachr. 1911, Nr. 211.
- Burgers, Franz**, einer d. hervorr. Vertr. d. deutsch. Hochofenindustrie, Vorst.-Mitgl. d. Gelsenkirch. Bergwerks-Aktien-Ges.; * Geldern 14. X. 1845; † Wiesbaden 29. III. — SE 31, 1, 625/26 (P).
- Buschbeck, Hermann**, Prof., Costumier d. Münch. Hoftheater, erst Schausp., später Theatermalr.; * Prag 17. X. 1855; † München 11. IV. — BJ XVI, 66 (A. Frh. v. Mensi); VZ 19. IV. M.-A.; NTA 1912, 160.
- Butscher, August**, Württ. Volksschriftst., schrieb etwa 70 Romane; * Ottmarsreute b. Tettnang 29. III. 1845; † Illerrieden i. Württ. 19. XI. — LE 14, 440; BR 1, 399 (W); Das Land Jg. 20, 171 (O. Frederich).
- Caemmerer, Rudolf von**, Gen.-Lt. z. D., bek. Milit.-Schriftst., bes. auf d. Geb. d. Strategie, zul. Komm. d. 26. Div., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1866 Lt., 70 Ob.-Lt., 73 i. Generalst., später Lehrer a. d. Kriegsakad., 83 Major, 90 Oberst, 93 Gen.-Major, 97 Gen.-Lt., 1900 z. D.; * Koblenz 25. VI. 1845; † Schöneberg 18. IX. — VZ 19. IX. M.-A.; IZ 137, 513; WI 4, 208 (W); BT 1910, 100; OA 1908/09, 224; DZL 218; MZ 1911, 542; LJ 38, 444/45; MW 1911, 2809/10; LA 1, 15/16 (W).
- Canstatt, Oskar**, Kolonialdirekt. a. D., Schriftsteller, Leiter d. Zweigauskunftsst. f. Auswanderer i. Wiesbaden; * Ansbach 30. X. 1842; † Bad Tiefenbach i. Algäu 12. VIII. — Kol. Rundsch. 1911, 634/35; GK 1912, 57; WI 4, 211; DKZ 28, 563/64; DRG 34, 41.
- Canstein, Ernst Raban Frh. von**, *Dr. phil.*, Landesökonomierat, seit 1883 Mitgl. d. Dtsch. Landwirtsch. Ges., hochverd. bes. um d. Wander-Ausst.; * Berlin 20. III. 1840; † Berlin 24. VII. — Mitt. d. Dtsch. Landwirtsch. Ges. 26, 417; FT 1912, 124.
- Canstein, Raban Frh. von**, *Dr. iur.*, Hofrat, o. Prof. f. österr. Zivilproz., Handels- u. Wechselrecht a. d. Univ. Graz, Vizepräs. d. rechtshist. Staatsprüf.-Kommiss.; * Lemberg 25. VIII. 1845; † Graz 14. VIII. — VZ 15. VIII. M.-A.; WI 4, 211 (W); KL 1911, 243 (W); UK W.-S. 1912/13, 2, 526; FT 1912, 123; Allgem. Österr. Gerichtsztg. 1911, 265 (H. Sperl); Zeitschr. f. d. ges. Handelsr. Bd. 579 (O. Frankl); K 106.
- Caspary, Julius**, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, Prof., anges. Dermatologe u. Syphilidologe; * Pr.-Holland 1. XII. 1836; † Königsberg i. Pr. 19. X. — VZ 19. X. A.-A., 21. X. A.-A.; PBL 1910/11 (P); HBL 1, 677; Bursch. Bl. 26, 77; K 108.
- Casper, Ferdinand**, langj. Konzertm. d. steierm. Musikvereins i. Graz, bed. Lehrer d. Geigenspiels; * Hochbetsch b. Brück 1828; † Graz 10. XII. — Neue Zs. f. Musik 78, 720.
- Chalybaeus, Heinrich Franz**, *Dr. theol. et iur.*, Wirkl. Geh. Rat, früh. Präs. d. Landeskonsist. i. Hannover, früh. Kurator d. Univ. Kiel; * Kiel 5. V. 1840; † das. 27. XII. — VZ 29. XII. M.-A.; Kieler Ztg. 28. XII. Vorabd.-Bl.; KJ 39, 433; DZL 222; WI 4, 218 (W); AL 1829—66, 1, 120; 1866—82, 1, 102.
- ¹⁾ **Clasen-Schmid, Mathilde**, (Pseud.: v. Wildenfels), Schriftst., schrieb Romane u. Novellen, Begr. u. langj. Vors. d. Leipz. Schriftstellerinnen-Verb.; * Wildenfels i. Königr. Sachsen 4. VIII. 1834; † Leipzig 6. XII. — VZT; KL 1911, 255 (W); DZL 228 (W); WI 4, 226; BR 1, 423 (W).
- Cloëtta, Wilhelm**, *Dr. phil.*, bis vor kurzem o. Prof. d. roman. Philologie u. Dir. d. roman. Sem. a. d. Univ. Straßb. i. E.; * Triest 16. XI. 1857; † Straßburg i. E. 24. IX. — BJ XVI, 70 (E. Hoepffner); VZ 26. IX. M.-A.; KL 1911, 259 (W); WI 4, 228 (W); Stiftungsfest d. Univ. Straßb. 1912, 8; K 114.
- ¹⁾ **Colmar-Meyenburg, Karl Hermann Axel von**, Rittergutsbes., bis 1899 Reg.-Präs. i. Lüneburg, wegen s. Abstimm. i. Landt. in d. Kanalvorl. z. D. gestellt, Kammerh., M. d. H., früh. M. d. R. u. M. d. A.; * Schwedt a. O. 21. XII. 1830; † Zützen b.

¹⁾ Irrtümlich schon in die TL f. 1910 aufgenommen.

- Schwedt 23. XII. — VZ 24. XII. M.-A.; RH 1899/1900, 218; HA 1899, 218; HH 1907, 300; OA 1908/09, 239.
- Colomb**, Karl von, Gen.-Major z. D., zul. Komm. d. 25. Kav.-Brig.; * Neisse 29. VIII. 1831; † Darmstadt 14. X. — VZ 18. X. M.-A.; OA 1908/09, 239; BT 1911, 139.
- *Conrader**, Georg, Historienmaler, Prof. a. d. Münch. Kunstakad., früh. a. d. Weim. Akad., Schüler Pilotys; * München 18. V. 1838; † Cantrida b. Zamet 2. I. — BJ XVI, 97 (H. Holland); Kchr N. F. 22, 211; MS 1, 276; TB 7, 316/17 (H. Holland); BMW 1, 176; MAZ 114, 32.
- ¹⁾ **Conrat** (eigentl.: Cohn), Max, Dr. iur., bis 1907 Prof. f. röm. Recht a. d. Univ. Amsterdam, rechtsgeschichtl. u. dogm. Schriftst.; * Breslau 16. IX. 1848; † Heidelberg 12. XII. — VZ 13. XII. A.-A.; KL 1911, 265/66 (W); WI 4, 233 (W); DZL 234; HV 15, 152; Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch. Romanist. Abt. Bd. 33, 417—83 (H. U. Kantorowicz).
- Contze**, Heinrich, Dr. phil., Prof., Oberl. i. Herford, seit 1897 M. d. R., nationallib.; * Werdohl i. Westf. 4. III. 1870; † Herford 10. XII. — VZT; HR 1908, 232, 490 (P); WI 4, 234.
- Corony**, Blanda, Schriftst. u. Musikref. a. Hallischen Generalanzeiger; * Wien 1841; † Halle a. S. 26. XII. — VZ 27. XII. A.-A., BR 1, 440 (W), 8, 167.
- Crull**, Friedrich, Dr. med. et phil. h. c., Altertumsforscher u. Heraldiker; * Wismar 19. X. 1822; † das. 4. VI. — KL 1911, 273 (W), 1912 TL.
- Csokor**, Johann, Hofrat, Dr. med., Prof. d. pathol. Anatomie a. d. Tierärztl. Hochschule i. Wien; * 1849; † Mödling b. Wien 7. I. — ÖR 26, 328; DMW 37, 128; WMW 61, 220; Tierärztl. Zentralbl. 1911, 74 (R. Hartl); Wiener klin. Wochenschr. Jg. 24, 217 (A. Hartl); K 124.
- *Csúzy v. Csúz**, Karl, Stilleben- u. Landschaftsmaler; * Komorn 1. IV. 1843; † Venedig 15. II. — BJ XVI, 97 (H. Holland).
- *Czachórski**, Wladislaus von, Genremaler; * Lubin 22. IX. 1850; † München 12. I. — BJ XVI, 89 (H. Holland).
- Daller**, Balthasar von, Dr. theol., Prälat, Rektor d. Priesterlyzeums i. Freising, bayer. Landt.-Abg., Vors. d. bayer. Zentr.-Fraktion; * Gasteig b. Niklasreuth 22. I. 1835; † Freising 3. III. — VZ 4. III. M.-A.; KVZ 4. III. M.-A.; T 56 (P); IZ 136, 472 (P); MAZ 114, 156—58 (Von e. bayer. Politiker); WI 4, 248; KR 1911, 76; DZL 244/45.
- Darpe**, Franz, Dr. phil., Prof., Gymn.-Direkt., Altphilol. u. Historiker; * Warendorf 25. IX. 1842; * Coesfeld, Westf. 24. IV. — KL 1911, 283/84 (W), 1912 TL; WI 4, 253 (W); KR 1911, 77 (W).
- Decken**, Hieronymus v. d., Geh. Ob.-Justizrat, früh. Landger.-Präs. i. Hannover; * Laack 24. IV. 1827; † Hannover 24. I. — VZT; OA 1908/09, 259.
- Deigendesch**, Karl, Seminar-Oberl., fruchtbar. Komponist von Kirchenmusik u. Männerchören; * Violau 7. VI. 1839; † Lauingen i. Schwäb. Bay. 14. IV. — KR 1911, 79 (W); 1912 TL; Cäcilienvereinsorgan Jg. 46, 151 (J. N. Ahle).
- Delnes**, Adolf von, Gen. d. Kav. u. Generaladjut. d. Kaisers, 1867 Einj.-Freiw., 71 Lt., 76 Ob.-Lt. i. Generalst., 78 Hauptm., 81 z. Türk.-Griech. Grenzreg. kom., 85 Milit.-Att. i. Madrid, 88 Flügel-Adjut. d. Kaisers, 90 Oberstlt., 92 Oberst, 94 Ober-Gouvern. d. Söhne d. Kaisers, 96 Gen.-Major, 99 Generallt., 00 Kom. d. 21. Div., 02 kom. Gen. d. 8. A.-K., 06 z. D.; * Hanau 30. V. 1845; † Frankfurt a. M. 17. XI. — VZ 18. XI. A.-A.; W 1911, 1979 (P); DZL 253; WI 4, 260; MZ 1911, 665; LJ 38, 445; U 14, 250; HL 25, 344.
- Demiani**, Hans, Geh. Reg.-Rat, vortr. Rat b. d. Generaldir. d. Kgl. Kunstsamml. i. Dresden, bed. Förderer d. sächs. Kunstpflege, der sich als Samml. u. Schriftst. einen Namen gemacht hat; bes. s. Zinnkollektion ist von ber. Qualität; * Leipzig 11. VII. 1857; † Dresden 26. II. — Kchr N. F. 22, 295.
- Dernburg**, Friedrich, Journalist u. Schriftst., Feuilleton.-Red. d. Berl. Tagebl., früh. Chefred. d. Nationalztg., 1871—81 M. d. R., nationallib.; * Mainz 3. X. 1833; † Berl.-Grunewald 3. XII. — VZ 4. XII. M.-A.; T 286 (P); W 1911, 2068 (P); WI 4, 264; KL 1911, 295 (W); EL 14, 479/80, 517; IZ 137, 1186/88 (Th. Kappstein), 1212 (P); HPA 1874 2. Ausg., 23; Hilfe 1911, 789/90 (P. Harms).
- Detlefsen**, Sönnich Detlef Friedrich, Geh. Reg.-Rat, Prof., Dr. phil., Plinius-Forscher u. Lokalhistoriker. Bereiste 1861—62 i. Auftrage Napoleons III. zum Zwecke von Cäsar-Studien d. Bibliotheken Italiens. 1865 Lehrer a. Gymn. i. Glückstadt, dessen Direkt. er 1879 wurde. Trat 1904 in d. Ruhestand. Krit. Ausg. von C. Plinii historia naturalis. T. 1—6. Berolini 1867—82. D.s histor. Hauptwerk ist d. ausgez. *Geschichte d. holstein. Elbmarschen. Bd. 1, 2. Glückstadt 1891—92. Auch d.

¹⁾ Irrtümlich schon in die TL f. 1910 aufgenommen.

- Glückst. Museum von Altertümern d. Elbmarschen ist seine Gründung; * Neuen-deich b. Ütersen i. Holst. 25. IX. 1833; † Glückstadt 21. VII. — HC 20. X. 1904 M.-A., 23. VII. 1911 M.-A.; Kieler Ztg. 23. VII. M.-A.; Bl. f. höher. Schulwes. 28, 302; GK 1912, 57; Al 1829—1866. 1, 156/57; 1866—1882. 1, 126; Jahresber. d. Gymn. z. Glückstadt, Ostern 1905, S. 9; Ostern 1912, S. 8—12 (J. Krumm, Rede bei d. Trauerfeier 2. VIII. 1911); Die Heimat. Monatschr. d. Vereins z. Pflege d. Natur- u. Landeskunde in Schlesw.-Holst., Jg. 22, 1912, S. 161—65 (R. Hansen m. P); Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Geschichte Bd. 43, 1913, S. 411—18 (R. Hansen m. W).
- Diefenbach**, Johann, Pfarrer u. geistl. Rat, Schriftst. auf d. Geb. d. Apologetik u. Geschichte; * Wirges, Hess. -Nass. 25. 1. 1832; † Eltville 28. XI. — KR 1911, 83 (W); 1912 TL.
- Diergardt-Roland**, Daniel Frh. von, Rittergutsbes., Kpt.-Lt. a. D., früh. M. d. A.; * Viersen 30. III. 1852; † Assuan 18. II. — Schles. Ztg. 21. II. M.-A.; Schlesien 4, 347/48; FT 1909, 136.
- Diest**, Gustav von, Wirkl. Geh. Rat, Dechant d. Domkapitels zu Merseburg, 1876—94 Reg.-Präs. i. Merseburg, M. d. H., 1871—73 M. d. R., auch literar. tätig, schrieb Reisebeschr. u. Erinn.; * Posen 16. VIII. 1826; † Merseburg 27. II. — VZ 28. II. A.-A.; WI 4, 273; OA 1908/09, 275; HH 1907, 301; HPA 1871, 174/75; DZL 263.
- Dilthey**, Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, Dr. phil., Prof. d. Philos. u. Ästhetik a. d. Univ. Berlin, Ritter d. Ordens »Pour le mérite«; * Biebrich 19. XI. 1833; † Bozen 3. X. — VZ 4. X. M.-A.; T 235 (P); FZ 10. X. 1. M.-Bl. (B. Groethuysen); NFP 8. X. M.-Bl. (M. Dessoir); IZ 137, 608/09, 612 (P); DZL 267/68; WI 4, 277 (W); W 1911, 1725 (P); LE 14, 183, 219; KW 25. 1. 273—76 (F. Kuntze); Sozialist. Monatsh. 15, 3, 1429 (K. Grelling); Eckart 1911/12, 154—61 (H. Zeeck, Im Druck erschien. Schriften), 267—73 (H. M. Elster); Archiv f. Kulturgesch. 9, 273—78; Monatsbl. d. Comenius-Ges. N. F. Bd. 3, H. 5 (Ed. Spranger); Logos 3, 1 (M. Frischeisen-Köhler, W. D. als Philosoph); Ed. Spranger, W. D. Gedächtnisrede, Berl. 1912; Erdmann, Gedächtnisrede auf W. D. Berl. 1912. (Aus Abh. d. preuß. Akad. d. Wiss.); Chronik d. Univ. Berlin 25, 7; Archiv d. Geschichte d. Philos. Bd. 25, 143—53 (A. Tumarkin); Deutsche Rundsch. Jan.-H. 1913, 69—92, Febr.-H., 249—70 (B. Groethuysen); K 139.
- *Dingelstad**, Hermann, Dr. theol. et phil., Bischof v. Münster i. W., päpstl. Hausprälat u. Thronassistent; * Bracht 2. III. 1835; † Münster 6. III. — BJ XVI, 79 (Hüls); VZ 6. III. A.-A.; NFP 7. III. M.-Bl.; KVZ 6. III. A.-A.; KR 1911, 85; WI 4, 278; DZL 269; Akad. Monatsbl. 23, 89.
- Doebner**, Richard, Dr. phil., Geh. Archivrat, bis 1910 Direkt. d. kgl. Staatsarchivs i. Hannover, Historiker, namentlich bewandert auf d. Geb. d. Hannov. Landesgeschichte; * Meiningen 18. IV. 1852; † das. 29. XI. — VZ 30. XI. A.-A., 2. XII. M.-A.; HV 15, 152; KL 1911, 316 (W); WI 4, 282.
- Doertenbach**, Karl von, Geh. Kommerz.-Rat, Seniorchef d. Vereinigt. Eisenhandl. Zahn u. Co. u. Friedr. Nopper i. Stuttgart; * Stuttgart 15. II. 1845; † das. 22. XI. — SE 31, 2, 2036 (P).
- Domeler**, Anna, (Pseud.: A. Dom), Romanschriftst., die sich während e. 30 jäh. Aufenthalts in London mannigfache Verdienste um d. Deutschtum erworben hat; * Halberstadt 3. III. 1847; † Godesberg 2. IV. — VZ 19. IV. M.-A.; KL 1911, 320 (W); BR 2. 44 (W).
- Donner von Richter**, Otto, Prof., Historienmaler u. Radierer, der sich auch schriftstellerisch betätigt hat; * Frankfurt a. M. 10. V. 1828; † das. 12. XI. — VZ 13. XI. A.-A.; WI 4, 288; Kchr N. F. 23, 92; KFA 27, 196; MS 1, 354; BMW 1, 233; Wiener Almanach Jg. 20, 97—102 (Müller).
- Drasch**, Otto, Dr. med., Prof. u. Direkt. d. Inst. f. Histologie u. Embryologie a. d. Univ. Graz; * 30. IV. 1849; † Graz 9. III. — UK S.-S. 1911, 2, 518; DMW 37, 510; Anatom. Anzeiger Bd. 39, 377—82 (J. Schaffer); K 147.
- Dreger**, Hans, (Pseud.: Hans Hochfeldt), Schriftst., schrieb Dram. u. Rom. sowie üb. Volkswirtsch., war früher Offizier; * Potsdam 11. IX. 1856; † Berl.-Wilmsdorf 29. IV. — KL 1911, 329 (W); 1912 TL; BR 8, 174 (W).
- Dubsky von Trzebornysletz**, Adolf Graf, Wirkl. Geh. Rat, Präs. d. Unionbank, Mitgl. d. österr. Herrenh., 1867—97 Mitgl. d. österr. Abg.-Hauses, gehörte d. verfassungstr. Grundbes. an; * Wien 6. III. 1833; † das. 2. VIII. — NFP 2. VIII. A.-A.; WI 4, 297; GT 1911, 254.
- Duckart**, Rudolf, Ob.-Justiz-Rat a. Reichsmilit.-Gericht; * Bautzen 17. II. 1853; † Berlin 24. IX. — VZ 25. IX. M.-A.; OA 1908/09, 302; WI 4, 297.
- Duden**, Konrad, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Prof., Sprachforscher u. Germanist, hochverd. um d. Festsetzung e. einheitl. deutsch. Rechtschreibung; * Gut Bossigt b. Wesel

3. I. 1829; † Wiesbaden 1. VIII. — VZ 1. VIII. A.-A., 12. VIII. A.-A. (Persönliches von D.); T 181 (P); IZ 137, 226 (P); WI 4, 298; KL 1911, 335 (W); Bursch. Bl. 25, 2, 271; Bl. f. höher. Schulwesen 28, 324.
- Dävell**, Fritz, Schriftst. u. Feuilletonist; * Bremen 24. V. 1877; † Berlin 30. VII. — KL 1911, 341 (W); 1912 TL.
- Duncker**, Albert, Wirkl. Geh. Kriegsrat, vortr. Rat i. Kriegsminist. a. D.; * Osterburg 14. IV. 1850; † Marburg 17. VI. — VZ 20. II. M.-A.; OA 1908/09, 304.
- Eberl**, P. Angelicus, Kapuziner, Philos. u. hist. Schriftst.; * Egmingen i. Bay. 10. III. 1856; † München 23. II. — KL 1911, 343 (W); 1912 TL; KR 1911, 96 (W).
- Ebermayer**, Gustav von, *Dr. techn. scient. h. c.*, einer d. hervorr. bayer. Beamten, Staatsrat, 1895 Generaldirekt. u. techn. Leiter d. ges. Eisenbahnwes. i. Bayern, Mitgl. d. kgl. preuß. Akad. d. Bauwes.; * Nenzenheim i. Mitt.-Fr. 1. IV. 1839; † München 4. II. — VZ 7. II. M.-A.; OA 1908/09, 310; DZL 294; DBZ 45, 481—84 (P); ZB 1911, 89/90; WI 4, 306/07; Organ f. d. Fortschritte d. Eisenbahnwes. i. techn. Bezieh. 1911, 107.
- Egerer**, P. Gislar, Benediktiner, Gymn.-Prof., Schriftst. auf d. Geb. d. Homiletik u. Philologie; * Tepl i. Böhm. 31. III. 1844; † Salzburg 15. I. — KR 1911, 98 (W); 1912 TL.
- Eggeling**, Heinrich von, Wirkl. Geh. Rat, *Dr. phil. et med. h. c.*, ehem. Kurator d. Univ. Jena, Ehrenbürger d. Stadt; * Helmstedt 15. II. 1838; † Jena 2. III. — VZ 2. III. A.-A.; Bursch. Bl. 25, 290; WI 4, 313; DZL 303.
- Eickmann**, Heinrich, Rad. u. Maler; * Nienhusen b. Lübeck 13. VI. 1870; † Berlin 29. I. — VZ 30. I. A.-A.; T 30 (P); W 1911, 340 (P); IZ 136, 339; Kchr N. F. 22, 246/47; KFA 26, 288; MS Nachtr., 82.
- Eilers**, Gustav, Prof., Rad. u. Kupferst., Mitgl. d. Berl. Akad. d. Künste, Vors. d. Vereins f. Originalradierung i. Berlin; * Königsberg 28. VII. 1834; † Berlin 27. I. — VZ 28. I. A.-A.; WI 4, 320; DZL 312; Kchr N. F. 22, 229; KFA 26, 288; MS 1, 392; BMW 1. 259; SKL 245.
- Eitzen**, Friedrich Wilhelm, Kaufmann, Inh. d. Firma Eitzen u. Co. i. Hamburg, Schriftsteller auf d. Geb. d. Handelswesens; * Bremen 16. X. 1856; † Hamburg 5. VIII. — KL 1911, 365 (W); 1912 TL; WI 4, 323 (W).
- Elkasser**, Karl, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, Abt.-Direkt. i. Reichs-Postamt, auch auf d. Geb. d. Wohlfahrtspflege verdienstvoll; * Herzogenrath 29. VI. 1822; † Berlin 17. III. — VZ 18. III. M.-A.; OA 1908/09, 330.
- Emmert**, Emil, Prof., bek. Augenarzt, Doz. d. Augenheilkde.; * Bern 1. XII. 1844; † das. 10. X. — VZ 11. X. M.-A.; HBL 2, 283; PBL 457; UK S.-S. 1912, 2, 535; K 169.
- Ende**, Ludwig am, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. I. Kl., zul. Komm. d. 37. Inf.-Brig.; * Koblenz 20. IV. 1833; † Wiesbaden 15. XI. — VZ 18. XI. M.-A., OA 1908/09, 332.
- Engel**, Heinrich, Pastor a. D., Chefred. d. *Reichsbote*; * Holzheim b. Gießen 15. XII. 1834; † Berlin 5. IX. — VZ 5. IX. A.-A.; LE 14, 73; IZ 137, 513; KL 1911, 375; WI 4, 330; Reformation 1911, 622—24 (E. Bunke); KJ 39, 434; Hilfe 1911, 579 (M. Wenck); Positive Union Jg. 8, 309 (Dietrich); Monatsschr. f. innere Mission 1912, 3—12 (H. Oestreicher, H. E. u. d. Innere Mission).
- Engelbrechten**, Maximilian von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 36. Inf.-Brig.; * Neustadt a. R. i. Hannov. 2. VII. 1851; † Hannover 12. II. — VZ 20. II. A.-A.; WI 4, 330; MZ 1911, 121; BT 1910, 183.
- *Eppinger**, Karl, *Dr. iur.*, Advokat, Führer d. deutsch-fortschrittl. Partei i. Böhmen, Landt.-Abg., Mitgl. d. Reichsr. u. d. Herrenh., Intend. d. Deutschen Landestheaters i. Prag; * Braunau 6. I. 1853; † Salzburg 15. VII. — BJ XVI, 194 (R. Charmatz); NFP 16. VII. M.-Bl., 17. VII. Nachm.-Bl. (A. Fournier); NTA 1912, 171; WI 4, 333.
- *Erdelt**, Alois, Porträt- u. Genremaler; * Herzogswalde i. Schles. 5. XI. 1851; † München 18. I. — BJ XVI, 88 (H. Holland); Kchr N. F. 22, 211; KFA 26, 264 (P); MS 1, 403; SKL 259; DZL 326; Schlesien 4, 311.
- Erler**, Franz Christoph, Bildhauer; * Kitzbühel 5. X. 1829; † Wien 10. I. — ÖR 26, 328; Hist.-polit. Bl. 147, 439—444 (K. Fuchs); Kchr N. F. 22, 198; KFA 26, 240; MS 1, 403.
- *Escherich**, Theodor, k. u. k. Hofrat, *Dr. med.*, o. Prof. d. Kinderheilkde. a. d. Univ. Wien; * Ansbach 29. XI. 1857; † Wien 15. II. — BJ XVI, 45 (C. v. Pirquet); VZ 17. II. M.-A.; IZ 136, 326 (P); W 1911, 425 (P); ÖR 27, 77; DMW 37, 604/05 (Finkelstein m. P); WMW 61, 497—500 (Zappert); HBL 6, 754; PBL 471/72; WI 4, 338; DZL 333; BZ 28, 129 [Österr. Ärztestztg. 1911, 67 (J. Hamburger); Ärztl. Zentralztg. 23, 100; Korrespond.-Bl. f. Schweizer Ärzte 41, 471 (Bernheim-Karrer); Mediz. Klinik 7, 517 (R. Neurath); Wiener klin. Rundsch. 25, 160 (A. v. Reuß); Wiener

- klin. Wschr. 24, 263—66 (J. Hamburger); Klin.-therap. Wochenschr. 18, 232 (L. Jehle); K 178.
- Ewald**, Paul, *Dr. theol. et phil.*, o. Prof. d. neutestamentl. Exegese u. Leiter d. neutest. Abt. d. Theol. Sem. a. d. Univ. Erlangen; * Leipzig 13. I. 1857; † Erlangen 26. V. — VZ 1. VI. M.-A.; WI 4, 345 (W); KL 1911, 394 (W); ELK 44, 550/51; KJ 39, 435; DZL 340; AD 1, 36 (W); K 185.
- Exner**, Moritz, Oberstlt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., Milit.-Schriftst., zul. Vorst. d. kgl. sächs. Kriegsarchivs; * Zittau 3. X. 1845; † Dresden 16. II. — MZ 1911, 134; OA 1908/09, 350; LJ 38, 446.
- Falk**, Max, Generalchefsauditeur, Sektionschef i. Kriegsminist.; * Wien 1859; † Klagenfurt 29. VIII. — NFP 30. VIII. M.-Bl. (Nachr. e. Freundes).
- Falkmann**, Rudolf, Senatspräs. a. Kammerger., Mitbegr. u. Mithrsg. d. Rechtspr. d. Oberlandesgerichte auf d. Geb. d. Zivilrechtse; † Berlin 6. IX. — VZ 9. IX. M.-A.; DJZ 16, 1140.
- Fastenau**, E., Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, 1881—92 Gen.-Kommiss.-Präs. i. Hannover; * Dornum 4. XII. 1835; † Gr.-Tabarz 17. VI. — VZT; OA 1908/09, 357.
- Fellitzsch**, Ferdinand Frh. von, bayer. Gen.-Major z. D.; zul. Chef d. bayer. Gend.-Korps; * Trogen 26. I. 1843; † das. 3. X. — VZT; OA 1908/09, 359; FT 1909, 215; Bayerland 23, 20 (P).
- Feld**, Otto, Maler, bes. feins. Landschaftsm., Mitgl. d. Berl. Sezession; * Breslau 1861; † Neubabelsberg b. Potsdam 23. III. — Schlesien 4, 223/24 (S. Mehring m. III.).
- Ferno**, Arthur von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 40. Inf.-Brig.; * Hagen i. Pomm. 8. XII. 1846; † das. 2. X. — VZ 6. X. M.-A.; Schles. Ztg. 5. X. M.-A.; Schlesien 5, 123/24.
- Filke**, Max, Prof., kgl. Musikdirekt. u. Domkapellm. i. Breslau, Komp. bes. auf d. Geb. d. kathol. Kirchengesanges; * Steubendorf Kr. Leobschütz 5. X. 1855; † Breslau 9. X. — Schles. Ztg. 10. X. M.-A.; AMZ 1911, 981; R 405; Musik 1. Nov.-H. S. VIII; KR 1911, 117 (W); Schlesien 5, 90/91 (A. Gebauer); Chronik d. Univ. Breslau 26, 226/27 (Kinkeldey).
- Fink**, Christian, Prof., Musiklehrer a. Sem. zu Eßlingen, Musikdirekt. u. Organist a. d. Hauptkirche, Komponist von Orgel- u. kirchl. Gesangswerken; * Dattingen i. Württ. 9. VIII. 1831; † Eßlingen 5. IX. — Musik 1. Okt.-H. S. VIII; Neue Zs. f. Musik 78, 521; R 408; NMZ 32, 449 (M. Koch m. P); DZL 357.
- * **Fischer-Benzon**, Rudolf von, *Dr. phil.*, Prof., Landesbibl. v. Schlesw.-Holst.; * Westermühlen i. Schlesw.-H. 2. II. 1839; † Wyk a. F. 18. VII. — BJ XVI, 106 (J. Sass); VZ 20. VII. M.-A.; HC 18. VII. A.-A.; KL 1911, 424.
- Flinzer**, Fedor, Prof., Zeichner u. Illustrator, illustrierte üb. 100 Kinderbücher, verf. e. Lehrbuch üb. Zeichenkunst; * Reichenbach i. V. 4. IV. 1832; † Leipzig 13. VI. — VZ 15. VI. A.-A.; IZ 136, 1317 (P); W 1911, 1238 (P); WI 4, 276 (W); KL 1911, 430/31 (W); DZL 371; Kchr N. F. 22, 474; MS 1, 453; BMW 1, 313; SKL 292.
- Förster**, Johannes, Kommerz.-Rat, Generaldirekt. d. A.-G. Seidel u. Naumann i. Dresden, organisierte zuerst d. Fabrikation von Schreibmaschinen i. Deutschland; * Eibenstock 11. IX. 1859; † Dresden 18. III. — IZ 136, 520 (P).
- Förster**, Luise, (Pseud.: Ada Linden), Lehrerin, schrieb eine Reihe von Jugendschriften u. Volkserzählungen; * Grube Glücksthal b. Adenau i. d. Eifel 1. X. 1847; † Wickrathberg Ende Nov. — LE 14, 517; BR 2, 242 (W).
- * **Fränkel**, Bernhard, Geh. Mediz.-Rat, *Dr. med.*, Prof. d. Laryngologie a. d. Univ. Berlin; * Elberfeld 17. XI. 1836; † Berlin 12. XI. — BJ XVI, 67 (L. Réthi); VZ 13. XI. M.-A.; FZ 14. XI. 2. M.-Bl.; IZ 137, 968 (P); W 1911, 1932, 1938 (P); WI 4, 383; AD 3, 287 (W); HBL 2, 421; PBL 536/37 (P); DZL 383; Chronik d. Univ. Berlin 25, 7; BKW 48, 2097, 2282/83 (G. Killian); 49, 237—39 (A. Rosenberg, Gedächtnisrede b. d. Gedenkfeier d. Laryngolog. Gesellsch.); MMW 59, 29/30 (Finder); BZ 29, 117 [Mediz. Reform 19, 472 (R. Lennhoff); Tuberkulosis 10, 437—46 (A. Kayserling); Zs. f. Krankenpfl. 33, 361 (P. Jacobsohn); Zs. f. Laryngol., Rhinol. u. Grenzgebiete 4, 232 (F. Blumenfeld)]; K 215.
- François**, Alfred von, Gen.-Major z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. v. Thorn, durchquerte zweimal Südwestafrika. Seine Berichte an d. Ausw. Amt hatten zur Folge, daß d. Kolonie trotz Caprivi d. Reiche erhalten blieb; * Luxemburg 2. XII. 1849; † Görlitz 22. VI. — VZT; OA 1908/09, 390; WI 4, 385; DKZ 28, 509 (B. v. Besser); UT 1910, 211.
- Frank**, Wilhelm, Domherr u. geistl. Rat i. Breslau, M. d. R., Zentr.; * Zülkowitz, Ob.-Schles. 16. VI. 1858; † Breslau 23. VIII. — VZ 24. VIII. M.-A.; OA 1908/09, 390; RH 1908, 255, 471 (P); KR 1911, 125 (W); Schlesien 5, 68.
- Franke**, Karl, Hofschausp. a. Hoftheater i. Weimar; * Weimar 18. VII. 1847; † das.

9. VII. — NTA 1912, 169; EG 278; WI 4, 386.
- *Fresenius**, August, Bühnenschriftst., dichtete Lustsp., Schwänke u. Possen u. bearb. u. übertrug französ. Stücke; * Frankfurt a. M. 5. III. 1834; † München 3. VII. — BJ XVI, 201 (A. Dreyer); NTA 1912, 169; BW 13, 2, 428 (L. Fränkel); KL 1911, 452; WI 4, 391; BR 2, 265/66 (W).
- Freudenberg**, Johann Philipp, deutsch. Konsul f. Ceylon, Kaufmann, Vizepräs. d. Ceylon Brit. Royal Asiatic Society, übers. deutsche u. holl. Schriften üb. Ceylon ins Engl.; * Raubacher Hütte 18. II. 1843; † Colombo 2. I. — VZ 3. II. M.-A.; T 30 (P); GK 1912, 58; PM 57, 135; DKZ 28, 111; W 1911, 220, 225 (P).
- Frey**, Friedrich Hermann, s. Greif, Martin.
- Frey**, Wilhelm, Prof., Galeriedirekt., geschätzter Tiermaler; * Karlsruhe 24. VI. 1836; † Mannheim 7. II. — IZ 136, 541; Kchr N. F. 22, 246; KFA 26, 288; MS 1, 478; BMW 1, 324; SKL 318; DZL 389.
- Friedemann**, Martha, Schriftst., Vorst.-Mitgl. d. Lyceum-Klubs u. Vors. d. Schriftstellerinnen-Vereins, verf. Lustsp. u. Operntexte; * Berlin 18. IV. 1847; † das. 1. XII. — VZ 1. XII. A.-A.; KL 1911, 459; BR 8, 194 (W).
- Friedenberg**, Friedrich Wilhelm Ludwig, Prof., einer d. Mitbegr. d. Kronberger Malerkolonie; * Frankfurt a. M. 30. VI. 1845; † Kronberg 1. III. — VZ 2. III. M.-A.; WI 4, 398; MS Nachtr. 98.
- ¹⁾ **Friedrichs**, Wilhelm Hermann, rhein. Dichter u. Schriftst., schrieb Gedichte, Novellen u. Romane, von 1884 ab Leiter d. Magazins f. d. Lit. d. In- u. Auslandes, int. Freund Liliencrons, dessen Briefwechsel mit ihm veröffentlicht wurde; * St. Goar 14. VI. 1854; † das. 4. XII. — VZ 10. XII. M.-A.; T 292 (P); KL 1911, 466 (W); DZL 397; WI 4, 402; BR 2, 287/88 (W); 8, 195; KFA 26, 71/72 (P).
- Fuchs**, Friedrich, (Pseud.: Skamandros), *Dr. phil. et med.*, ao. Prof. f. mediz. Physik a. d. Univ. Bonn, Arzt f. Nervenkranken a. Krankenh. d. Barmherz. Brüder i. Bonn, auch Lyriker; * Frechen b. Köln 10. II. 1840; † Köln-Lindenthal 4. II. — KL 1911, 475/76 (W); 1912 TL; WI 4, 409 (W); UK S.-S. 1911, 1, 320; Chronik d. Univ. Bonn 36, 10—14 (Kocks); BR 2, 299/300 (W).
- Fuld**, Salomon, *Dr. iur.*, Geh. Justizrat, früh. Rechtsanw. a. Oberlandesger. i. Frankfurt a. M.; * Frankfurt a. M. 18. XII. 1825; † das. 31. X. — VZ 3. XI. M.-A.
- *Funke**, Alois von Elbstadt, *Dr.*, Mitgl. d. österr. Abg.-H., Präs. d. deutsch-österr. Städtetages; * Leitmeritz 5. I. 1834; † das. 23. I. — BJ XVI, 218 (R. Charmatz); NFP 24. I. A.-Bl.; IZ 136, 282 (P); W 1911, 134; ÖR 26, 488.
- Gänsbacher**, Josef, Prof., Nestor d. Wiener Gesanglehrer u. Stimmbildner, Liederkomponist u. vorzügl. Cellospieler; * Wien 6. X. 1829; † das. 4. VI. — NFP 6. VI. Nachm.-Bl.; Musik 40, 64; NMZ 32, 384; WI 4, 417.
- Gagern**, Maximilian Frh. von, Wirkl. Geh. Rat, hess. Kammerh., hess. Ges. i. Berlin; * Monsheim b. Worms 9. X. 1844; † Berlin 3. I. — VZ 3. I. A.-A.; T 5 (P); WI 4, 419; DZL 416; FT 1909, 241.
- Garthaus**, Franz, *Dr. phil.*, Red. erst d. Schles. Volksztg., dann d. Zentrums-Parl.-Korresp. u. später d. Germania; * Rulle i. Hannov. 21. X. 1852; † Berlin 29. X. — KVZ 31. X. M.-A.; KR 1911, 134/35.
- Gehrke**, Albert, *Dr. phil.*, Prof., Sprecher d. freireligiösen Gemeinde i. Berlin, früh. 23 Jahre Lehrer d. Geschichte u. Germanistik a. Fürstl. Gymn. zu Rudolstadt; * Straußberg i. d. Mark 25. III. 1840; † Berlin 18. VI. — VZ 20. VI. M.-A.; BR 2, 334 (W).
- Gelling**, Hans, Großh. Weim. Intendanzrat, Oberregiss. d. Schausp. a. Hoftheater, früh. Direkt. d. vereinigt. Stadttheater i. Essen-Dortmund, auch literarisch tätig; * Kassel 14. X. 1858; † Weimar 10. IV. — VZ 10. IV. A.-A.; NTA 1912, 160; EG 314; BW 13, 2, 260; KL 1911, 504 (W); WI 4, 434 (W); DZL 432; HL 25, 120; BR 2, 342/43 (W).
- Genée**, Ottilie, in d. 50er u. 60er Jahren 1. Soubrette d. Friedrich Wilhelmst. Theaters, damals e. Liebling d. Berl. Publikums, später Leiterin d. Deutsch. Theaters i. S. Francisco; * Dresden 4. VIII. 1834; † Eberswalde 14. XI. — BW 14, 1, 259; DZL 433; NTA 1913, 152/53.
- German**, Christian, *Dr. iur. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, früh. Ministerialdirekt. d. Abt. f. d. Etats- u. Kassenwesen i. Preuß. Finanzminist., 1906 a. D.; * Heide i. Holst. 1837; † Berl.-Charlottenburg 13. V. — VZ 17. V. M.-A.; OA 1908/09, 447; WI 4, 439; Kieler Ztg. 19. V. M.-A.
- Gerschel**, Hugo, *Dr. iur.*, Fabrikdirektor, seit 1905 M. d. A., Mitgl. d. freis. Volksp., Mitgl. d. Handelskamm. Berlin, d. Aussch. d. Deutsch. Handelstages u. d. Staatsschulden-Kommission; * Liegnitz 10. III. 1854; † Berl.-Wilmsdorf 28. XI. — VZT; HA 1908, 381, 509 (P).
- Gerstner**, Theodor, *Dr. iur.*, Wirkl. Geh. Ob.-

¹⁾ Irrtümlich schon in die TL f. 1910 aufgenommen.

- Reg.-Rat, bis 1903 vortr. Rat i. Reichseisenbahn-Amt, schriftst. tätig auf d. Geb. d. internat. Eisenbahnfrachtrechts; * Karlsruhe 15. XII. 1830; † Berl.-Wilmsdorf 24. VI. — VZ 27. M.-A.
- Gerth, Bernhard**, *Dr. phil.*, Prof., Ob.-Stud. Rat, Rektor a. König-Albert-Gymn. i. Leipzig, Altphilologe, Mithrsg. d. Neuen Jahrb. d. klass. Altert.; * Dresden 5. IV. 1844; † Leipzig 1. II. — KL 1911, 514 (W); 1912 TL; WI 4, 444 (W).
- Gilbert, Otto**, *Dr. phil.*, Prof., Geh. Reg.-Rat, früh. Direkt. d. Univ.-Bibl. i. Greifswald, bed. Forscher auf d. Geb. d. röm. Gesch. u. Geogr.; * Rätzlingen i. Hannov. 25. IX. 1839; † Goslar 22. VI. — VZ 23. VI. A.-A.; 24. VI. M.-A.; IZ 137, 21; KL 1911, 518 (W); WI 4, 448 (W); UK W.-S. 1912/13, 1, 332; DZL 448/49 (W).
- Girndt, Otto**, Schriftst., schrieb humorist. Erz. u. Lustspiele; * Landsberg a. W. 6. II. 1835; † Sterzing i. Tirol 4. VII. — VZ 7. VII. M.-A.; NTA 1912, 168/69; LE 13 1569; IZ 137, 149; BR 2, 372/73 (W).
- Girschner, Wilhelm**, Lokal- u. Literaturhist.; * Wolkramshausen 17. VI. 1829; † Nordhausen 11. I. — KL 1911, 520 (W); 1912 TL.
- Gleim, Franz**, Rentner i. Melsungen, seit 1889 M. d. A., nationallib., Mitgl. d. Kreisaussch. u. d. hess. Kommunal-Landt.; * Melsungen 16. VI. 1842; † das. 2. VII. — VZT; WI 4, 452; HA 1908, 382, 502 (P).
- Gloeckler, Ludwig**, Pfarrer i. Stotzheim i. Els., els. Historiker; * Niederbronn i. Els. 18. III. 1831; † Stotzheim 26. XII. — KR 1911, 145 (W); 1912 TL.
- Goethe, Rudolf**, Landesökonomie-Rat, erste Autorität auf d. Geb. d. Obst- u. Weinbaues, früh. Direkt. d. Kgl. Lehranst. f. Obst-, Wein- u. Gartenbau i. Geisenheim, auch literar. tätig; * Naumburg 13. IV. 1843; † Darmstadt 16. I. — IZ 136, 190 (E. Ihne m. P); W 1911, 297 (P); KL 1911, 540; DZL 465; Mitt. d. Deutsch. Landw.-Gesellsch. 26, 35; BZ 28, 160 [Gartenflora 1911, 66—71 (L. Wittmaack); Gartenwelt 1911, Nr. 5 (M. Hesdörfer); Deutsch. landwirtsch. Presse 1911, Nr. 7]; K 268.
- *Goetz, Wilhelm**, *Dr. phil.*, Prof. d. Geogr. a. d. bayer. Militärbild.-Anst. u. a. d. Techn. Hochsch. i. München; * Schnabelwaid i. Oberfrank. 27. VIII. 1844; † München 26. III. — BJ XVI, 64 (J. Reindl); VZ 28. III. M.-A.; MAZ 114, 213; KL 1911, 544 (W); WI 4, 461 (W); GK 1912, 58/59; DZL 470; PM 57, 191; Bayerland 22, 534; DE 10, 65 (W. Rohmeder m. P); DRG 33, 391—93 (J. Reindl m. P); GA 1911, 97 (Kugler).
- *Gogarten, Heinrich**, Landschaftsmaler; * Linz a. Rh. 23. VIII. 1850; † München 16. XI. — BJ XVI, 86 (H. Holland).
- *Goldberg, Gustav Adolf**, Historien- u. Porträtmaler; * Krefeld 19. VI. 1850; † München 8. V. — BJ XVI, 84 (H. Holland); Kchr N. F. 22, 410/11; KFA 26, 431; MS 2, 68.
- Golker, Julius**, Fachlehrer a. d. Bürgerschule i. Klagenfurt, naturhist. Schriftst.; * Tultschnigg b. Klagenfurt 8. VIII. 1885; † Klagenfurt 9. X. — Carinthia 1911, 2, 194/95 (H. Sabidussi).
- Gradinger, Emil**, bayer. Gen.-Major a. D., zul. Komm. d. 16. Inf.-Brig.; * München 5. IV. 1853; † das. 24. VI. — VZT; OA 1908/09, 479.
- Grawitz, Ernst**, *Dr. med.*, Prof., leit. Arzt d. inner. Abt. d. Krankenh. d. Stadt Charlottenburg auf Westend, Privatdoz. a. d. Univ. Berlin; * Mittelhagen b. Stettin 18. III. 1860; † Berl.-Charlottenburg 11. VII. — VZ 12. VII. M.-A.; IZ 137, 149; W 1911, 1204, 1208 (P); AD 3, 87 (W); PBL 629; DMW 37, 1360; BKW 48, 2, 1359, 1494/95 (A. Dietrich); Chronik d. Univ.-Berlin 25, 8; Folia haematologica Jg. 11, 422 (W. Schultz).
- *Greif, Martin**, (eigentl.: Friedrich Hermann Frey), *Dr. phil. h. c.*, bayer. Hofrat, Dichter; * Speyer 18. VI. 1839; † Kufstein 1. IV. — BJ XVI, 207 (A. Dreyer); VZ 1. IV. M.-A., 7. IV. M.-A. (R. W. Polifka, Persönl. Erinnerungen an M. G.); T 80 (P); KVZ 1. IV. A.-A.; NFP 1. IV. A.-Bl.; FZ 1. IV. A.-Bl. (E. Kalkschmidt), 7. IV. 1. M.-Bl. (M. G. Conrad); MAZ 114, 228/29 (J. Weiß); IZ 136, 627 (P), 632 (A. Braun); W 1911, 562, 568 (P); KL 1911, 556 (W); WI 4, 476; DZL 480; Deutsch-Evangelisch Jg. 2, H. 5 (H. A. Krüger); Christl. Welt Jg. 25, 397—401 (G. Heine); Eckart 1910/11, 503—08 (A. Biese), 580—82 (W. Kosch, Persönl. Erinnerungen); KM 68, 836—39 (H. Stegemann); Türmer Jg. 13, H. 8 (K. Storck); NTA 1912, 559/60 (P); LE 13, 1105—08; BW 13, 2, 240—44 (M. G. Conrad, Szenischer Prolog z. Gedächtnisfeier f. M. G.); KW 24, 3, 104/05; Bayerland 22, 414, 464—66 (S. Sieber, M. G.s Alpenlyrik); BZ 28, 161 [Borromaeus-Blätter 1911, 141—47 (Chr. Flaskamp); D. christl. Frau Jg. 9, 271 (M. Speyer, Frau i. Liede); Gegenwart 1911, Nr. 15 (H. Benzmann); Hochland Mai-H., 242 (C. Flaskamp, Aus Gesprächen m. G.); Pfälz. Museum 1911, 21 (M. Pfeiffer); Wartburg 1911, Nr. 25 (Markwart)] 29, 141 [D. Schöne Lit. 1911, 153 (C. Taesler); Mitt. d. deutsch. u. österr. Alpenvereins

- 1911, 238 (A. Dreyer, G. als Hochlandsdichter)].
- Greiner, Hugo**, (Pseud.: Friedrich v. d. Höhe), Oberpfarrer von St. Moritz i. Halle a. S., Verf. zahlr. Volksschausp.; * Rudolstadt 13. III. 1864; † Halle a. S. 30. III. — VZ 31. III. A.-A.; KL 1913, 557 (W).
- ***Groeber, Gustav**, *Dr. phil.*, Prof. d. roman. Philolog. a. d. Univ. Straßburg, Hrsg. d. »Grundriß d. roman. Philologie«, Begr. d. »Zs. f. roman. Philolog.«; * Leipzig 4. V. 1844; † Straßburg 6. XI. — BJ XVI, 226 (H. Schneegans); VZ 8. XI. M.-A.; WI 4, (480 W); Bl. f. höher. Schulwes. 28, 482; DZL 485; Zs. f. roman. Philolog. 36, I—IV (P); Stiftungsfest d. Univ. Straßburg 1912, 8; K 282.
- Gropper, Karl von**, bayer. Generallt. z. D., zul. Komm. d. 6. Inf.-Brig.; * Bamberg 2. VIII. 1823; † München 25. III. — MW 1911, 1362; OA 1908/09, 495.
- Großheim, Karl von**, Geh. Baurat, Präs. d. Akad. d. Künste, bed. Architekt; * Lübeck 15. X. 1841; † Berlin 5. II. — VZ 6. II. A.-A., 7. II. M.-A.; T 33 (P), 68 (P); W 1911, 220, 225 (P); Kchr N. F. 22, 245/46; KFA 26, 288 (P); DZL 488; DBZ 45, 1, 329—31 (P), 338—42; ZB 1911, 86—88 (P); Berl. Architekturwelt Jg. 14, 1461 (H. Schliepmann).
- ***Grünhagen, Colmar**, *Dr. phil.*, ao. Prof. d. Geschichte a. d. Univ. Breslau, Geh. Archivrat, 1862—1901 Direkt. d. Staatsarchivs i. Breslau, 1864—1905 Hrsg. d. »Zs. d. Vereins f. Geschichte u. Altert. Schlesiens«; * Trebnitz 2. IV. 1828; † Breslau 27. VII. — BJ XVI, 92 (J. Ziekursch); HV 14, 599; W 1911, 1363 (P); KL 1911, 573 (W); WI 4, 487 (W); Bursch. Bl. 25, 2, 270/71; JSG 1911 Nekr. 4—8 (Ziekursch); Chronik d. Univ. Breslau 26, 211—15 (Ziekursch); Schlesien 4, 614/15 (F. Krebs m. P); K 288.
- Grünwald, Josef**, *Dr. phil.*, ao. Prof. d. Math. a. d. deutsch. Univ. in Prag; * Prag 11. IV. 1876; † das. 1. VII. — VZ 2. VII. M.-A., 3. VII. A.-A.; UK W.-S. 1912/13, 2, 526.
- Grüters, August**, Prof., langjähr. Dirigent d. Frankf. Cäcilienvereins, Brahms-Förderer; * Ürdingen a. Niederrh. 7. XII. 1841; † Frankfurt a. M. 30. I. — VZ 30. I. A.-A.; DZL 494.
- Gruscha, Anton**, *Dr. theol.*, Kardinal, Fürsterzbischof von Wien; * Wien 3. XI. 1820; † Schl. Kranichberg i. Weichselgebiet 5. VIII. — NFP 6. VIII. M.-A.; VZ 6. VIII. M.-A.; KVZ 10. VIII. M.-A.; IZ 138, 268 (P), 270; WI 4, 490; W 1911, 1330, 1336 (P).
- Gühler, Erich**, Konteradm., Führer d. Kreuzgeschwaders i. Ostasien; * Bunzlau 6. II. 1859; † Hongkong 20. I. — VZ 21. I. A.-A.; IZ 136, 210 (P); W 1911, 134, 142 (P); Ü 13, 414, 494; Schlesien 4, 263/64.
- Günbel, Karl Ludwig**, *Dr. theol. h. c.*, bayer. Gymn.-Prof., Vors. d. Verb. d. protest. Arbeiter-Vereine d. Pfalz; * Kusel i. VIII. 1842; † Speyer 13. IX. — WI 4, 491; 6 TL.
- Günther, Agnes**, Romanschriftst., die erst durch den nach ihrem Tode veröffentl. bedeut. Roman »Die Heilige u. ihr Narr« bekannt geworden ist, sonst ist außer Fragmenten e. unvollend. Romans »Von d. Hexe, die eine Heilige war«, nichts von ihr in d. Öffentlichkeit gelangt; * Stuttgart 21. VII. 1863; † Marburg i. H. 16. II. — MAZ 117, 75/76 (A. Frh. v. Mensi).
- Gunzert, Wilhelm**, *Dr. iur.*, ehem. Mitgl. d. Staatsr., 1. Vizepräs. d. Landesaussch. u. Präs. d. unterelsäss. Bezirktages; * Weißenburg 27. III. 1834, † Straßburg 26. II. — VZ 1. III. M.-A.; OA 1908/09, 512.
- Gußmann, Ernst Friedrich von**, *Dr. med.*, Mediz. Direkt., Ehrenmitgl. d. Mediz.-Kolegiums i. Stuttg., Mitgl. d. Reichs-Gesundheitsrats; † Stuttgart 21. I., 69 J. alt. — DMW 37, 1, 224; WJ 1911 Nekr.; Schwäb. Kron. Nr. 37; Mediz. Korresp.-Bl. Nr. 19, 305.
- Haake, Hermann**, *Dr. med.*, Privatdoz. f. Frauenheilkde. a. d. Univ. Leipzig; * 14. III. 1835; † Leipzig 9. III. — DMW 37, 1, 560; UK W.-S. 1912/13, 1, 332; K 300.
- Haarmann, Gustav**, *Dr. med.*, Ob.-Bürgerm. v. Witten, seit 1908 M. d. A., 1884—90 M. d. R.; * Witten 30. VIII. 1848; † Berlin 5. V. — VZ 6. V. M.-A.; WI 4, 502; HA 1908, 386, 502 (P); HPA 1887, 160.
- Haase, Friedrich**, Geh. Hofrat, Hof-Schausp., Ehrenmitgl. d. Gesellsch. deutsch. Bühnenged. angehöriger; * Berlin 1. XI. 1825; † das. 17. III. — VZ 17. III. A.-A.; FZ 17. III. A.-Bl. (E. Heilborn); T 67 (P); W 1911, 476, 479 (P); NTA 1912, 62—66, 158 (P); EG 376—78; DZL 509; IZ 136, 525/26 (P); BW 13, 2, 1—6 (H. Stümcke); KW 24, 3, 111—13 (F. Düsel); KL 1911, 589; WI 4, 503; Deutsche Revue März-H. 1912, 352—65 (P. v. Ebart, F. H. als Leiter d. Kob.-Goth. Hoftheaters); Jahrb. d. deutsch. Shakespeare-Gesellsch. Bd. 48, 155—62 (A. Winds).
- Haase-Schönhoff, Elise**, ehem. Schausp., Gattin Friedr. Haases, 1851—54 Mitgl. d. Wiener Hofburgtheaters, spielte an d. Hoftheatern i. Berlin, Dresden u. St. Petersburg, wo sie ihren späteren Gatten kennen lernte. Mit ihm betätigte sie sich noch gemeinsam a. Hoftheater i. Berlin

- u. zog sich Mitte d. 70er Jahre von d. Bühne zurück; * Braunschweig 8. IX. 1838; † Berlin 14. IV. — NTA 1912, 161; EG 378; BW 13, 2, 130 (P); W 1911, 646, 653 (P).
- Habermas**, Friedrich, Pastor, Seminardirektor i. Gummersbach, schrieb üb. Relig., Musik u. Pädag.; * Neuendorf b. Eisenach 30. III. 1860; † Gummersbach b. Köln 7. IV. — KL 1911, 591 (W); 1912 TL; WI 4, 504 (W).
- Hadwiger**, Viktor, Prager Dichter; * Prag 1879; † das. 4. X. — VZ 5. X. A.-A.; LE 14, 219; Deutsche Arbeit 11, 398—400 (P. Leppin); BR 8, 208 (W).
- Haeblerlin**, Karl, Prof., Historienmaler; * Ob.-Eßlingen 16. XII. 1832; † Stuttgart 13. IV. — WJ 1911 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 87; Schwäb. Kron. Nr. 174; OA 1908/09, 521.
- Haeseler**, Ernst, Geh. Hofrat, Prof. f. Eisenbahn- u. Brückenbau a. d. Techn. Hochsch. i. Braunschweig; * Andreasberg 25. V. 1844; † Braunschweig 3. IV. — VZ 4. IV. M.-A., 5. IV. M.-A.; WI 4, 508; DZL 537; DBZ 45, 240; ZB 1911, 206/07 (W. Schlink m. P); Programm d. Techn. Hochsch. Braunschweig 1911/12, 80; K 304.
- Hagen**, Hugo von, Gen.-Major z. D., zul. Komm. v. Küstrin, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Wiesbaden 30. III. 1835; † Hildesheim 28. IX. — VZT; OA 1908/09, 525; UT 1910, 296.
- Hamel**, Friedrich, Oberbaurat, Oderstrom-Baudirekt., hervorr. Wasserbauer; * Quedlinburg 17. IV. 1845; † Breslau 19. VI. — Schles. Zt. 20. VI. M.-A.; JSG 1911 Nekr. 8—10; ZB 1911, 331 (P); Schlesien 4, 588/89.
- Hanausek**, Eduard, Prof., Schulrat, Senior d. Lehrkörpers d. Wiener Handelsakad., Vorst. d. Warenlaborat., Doz. a. d. Fortbild.-Schule f. Eisenbahnbeamte, Direkt. d. Drechserschule; * Weitwört, Salzb. 27. VII. 1851; † Wien 20. III. — NFP 22. III. M.-Bl.; KL 1911, 605 (W); WI 4, 519 (W).
- Hansen**, Georg, *Dr. theol.*, Oberhofpred., 50 Jahre kob. Hofgeistl., als Offizier d. schlesw.-holst. Armee im Gefecht b. Idstedt verwundet; * Niebüll b. Rendsburg 6. IX. 1826; † Koburg 17. I. — KJ 38, 659.
- Hartmann**, Ernst, bed. Hofburgschausp.; * Hamburg 8. I. 1844; † Wien 10. X. — NFP 10. X. A.-A. (A. Frh. v. Berger), 11. X. M.-Bl., 23. X. Nachm.-Bl. (H. Bettelheim-Gabillon, E. H., Ein Erinnerungsblatt); W 1911, 1770 (P); IZ 137, 656/57 (P); BW 14, 44, 70—76 (A. Lindner); NTA 1913, 149/150 (P); EG 396/97; Ton u. Wort 1, H. 10; WI 4, 528; ÖR 29, 168—71 (J. Minor); Jahrbuch d. deutsch. Shakespeare-Gesellsch. Bd. 48, 163—68 (H. Richter).
- Hartmann**, Johannes, *Dr. theol. et iur. can.*, Prof. f. Kirchenrecht a. d. Univ. Münster, päpstl. Hausprälat u. Domkapitular; * Herbigshagen i. Eichsfeld 3. X. 1829; † Münster 14. XII. — KR 1911, 172/13 (W); 1912 TL; Chronik d. Univ. Münster 1911/12, 16; WI 4, 529; DZL 534.
- Haselbach**, Hans, Prof., Lehrer a. d. Staats-Oberrealsch. i. Klagenfurt, auf naturhist. Gebiet, bes. dem d. Chemie literar. vielfach tätig, hat auch Gedichte u. Novellen veröffentlicht; * Hermagor i. Kärnten 11. IV. 1873; † Klagenfurt 5. IV. — Carinthia 1911, 2, 1—7 (F. Lex m. W); GK 1912, 59.
- Hatzfeld-Wildenburg**, Alfred Fürst von, M. d. H.; * Düsseldorf 9. V. 1825; † das. 2. VI. — VZ 3. VI. A.-A.; 4. VI. M.-A.; WI 4, 535; HH 1907, 311.
- Hayek**, Gustav von, Reg.-Rat, *Dr. phil.*, Prof., Zoologe u. Ornithologe; * Brünn 1836; † Wien 11. I. — NFP 12. I. A.-Bl.; IZ 136, 146; ÖR 26, 328.
- Hedeberg**, Egon, ehem. großh. oldenb. Hof-schausp., zul. a. Düsseld. Stadttheater, auch Bühnenschriftst.; * Augsburg 1857; † Badenweiler 13. IX. — NTA 1912, 172.
- Hedrich**, Eduard, ehem. Opernsäng. u. Regiss., lange eines d. beliebtest. Mitgl. d. Kroll-schen Sommeroper i. Berlin unter Engel; * Darmstadt 18. VI. 1846; † Magdeburg 23. VII. — NTA 1912, 170.
- Hehl**, Christoph, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Architektur a. d. Techn. Hochsch. i. Charlottenb., bek. Kirchnerbauer; * Kassel 11. X. 1847; † Berl.-Charlottenburg 18. VI. — VZ 20. VI. M.-A., 21. VI. A.-A.; IZ 136, 1379; DBZ 45, 426; ZB 1911, 347/50 (F. Genzmer m. P); Bericht d. Techn. Hochsch. Charl. 1910/11, 5—7; DZL 556; Berlin. Architekturwelt Jg. 14, 167 (H. Schliepmann).
- Heilgers**, Josef, Pfarrer i. Roisdorf, Rheinpr., Schriftst. auf d. Geb. d. Moraltheolog., Askese, populär. Philos. u. Lyrik.; * Buscherheide 11. VI. 1841; † Roisdorf 15. V. — KR 1911, 177 (W); 1912 TL.
- Heineccius**, Benno von, Gen.-Major z. D., zul. Komm. d. 1. Hess. F.-Art.-Reg., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl.; * Löwenberg 7. I. 1830; † Berl.-Charlottenburg 19. X. — VZ 20. X. A.-A.; BT 1911, 389.
- Heinichen**, Wilhelm, Präs. d. Landeskonsist. i. Hannover, Kurator d. Klosters Loccum; * Hannover 16. IV. 1856; † das. 18. XII. — ELK 44, 1246/47; KJ 37, 436.
- Heintz**, Wilhelm, früh. Organist a. d. Petri-kirche in Berlin, bekannt durch s. analyt. Arbeiten üb. Wagners Musikdramen u. durch s. 2- u. 4händigen Paraphrasen üb. Themen Wagners; * Eberswalde 21. III.

- 1822; † Berlin 14. VI. — VZ 16. I. M.-A.; AMZ 1911, 671 (O. Leßmann); R 588; Musik 2. Juli-H. S. VII.
- *HeiB**, Karl, Kreisschulinsp. u. Gründer d. Bayer. Volksschullehrervereins; * Starnberg b. München 10. VIII. 1827; † Nürnberg 18. IV. — BJ XVI, 206 (A. Dreyer).
- Hennig**, Karl, Geh. Med.-Rat, *Dr. med.*, ao. Prof. d. Frauenheilkde. a. d. Univ. Leipzig; * Dresden 9. XII. 1825; † Leipzig 15. V. — DMW 37, 992; AD 3, 153/54 (W); PBL 719; HBL 3, 157; KL 1911, 662; WI 4, 564; DZL 572/73; K 337.
- Hermes**, Emil, Prof., *Dr. phil.*, 1873—1905 Oberl. a. Gymn. i. Mörs, Schriftst., gründl. Kenner Senecas; * Elberfeld 21. IV. 1847; † Bonn 7. VII. — JAW Biogr. Jahrb. 1912, 97/98 (K. Hirschberg).
- Hermes**, Franz, Geh. Ob.-Justiz-Rat, früh. Landger.-Präs., Ehrenbürger d. Stadt Prenzlau, verd. Förderer d. Heimatschutzes; † Prenzlau 4. XII., 86 J. alt. — VZ 6. XII. M.-A.
- Herzog**, Ernst von, *Dr. phil.*, früh. Prof. d. klass. Philolog. a. d. Univ. Tübingen, Mitgl. d. Aussch. d. Reichslimeskommiss.; * Eßlingen 23. XI. 1834; † Tübingen 16. XI. — VZ 18. XI. M.-A.; Bl. f. höher. Schulwes. 28, 482; HV 15, 152; DZL 586; WI 4, 576 (W); WJ 1911 Nehr.; Württ. Staatsanz. Nr. 270; Schwäb. Kron. Nr. 538; K 347.
- Herzog**, Wilhelm, Hrsg. d. *Korrespondenz Herzog; * 25. VIII. 1846; † Wien-Döbling 30. VIII. — NFP 30. VIII. A.-Bl.
- *Heyden**, Hubert von, bed. Tiermaler, Mitgl. d. Münch. Sezession; * Berlin 13. IX. 1860; † München 20. I. — BJ XVI, 86 (H. Holland); VZ 21. I. M.-A.; IZ 136, 380; Kchr N. F. 22, 211; KFA 26, 264 (P); 27, 276/77; MS Nachtr., 137; SKL 434.
- Hibler**, Emanuel von, *Dr. med.*, ao. Prof. f. patholog. Anatomie a. d. Univ. Innsbruck; * 1865; † Innsbruck 23. VI. — DMW 37, 1280; UK W.-S. 1912/13, 2, 526.
- Hille**, Georg, *Dr. phil.*, Geh. Archivrat, Direkt. d. Staatsarchivs zu Schleswig; * Liepe, Kr. Westhavelland 17. XI. 1841; † Schleswig 8. VI. — Zs. d. Gesellsch. f. Schlesw.-Holst. Geschichte Bd. 41, 188—208 (Müsebeck m. W); WI 4, 588.
- Hinnius**, Anna, geb. Bornemann, (Pseud.: A. Norden), Romanschriftst.; * Potsdam 11. II. 1848; † Wiesbaden 1. I. — KL 1911, 695 (W); 1912 TL; WI 4, 590 (W); BR 3, 219 (W).
- Hippauf**, Hermann, Schulrat u. Kreisschulinsp. a. D., als Pädagoge auch literar. tätig; * Rawitsch 8. VI. 1835; † Breslau 2. II. — JSG 1911 Nehr. 10/11.
- Hirsch**, Marie, (Pseud.: Adalbert Meinhardt), eine d. feinsinn. Schriftst. Hamburgs; * Hamburg 12. III. 1848; † das. 17. XI. — VZ 24. XI. M.-A.; HC 24. XI. A.-A. (R. Huldshiner); LE 14, 439, 478/79; Die Frau 19, 177; NS 17, 187; BR 3, 224/25 (W); KL 1911, 699 (W); WI 4, 593 (W); DZL 611/12.
- Hittmair**, Anton, *Dr. phil.*, Direkt. d. Innsbruck. Univ.-Bibl.; * Mattighofen i. Ob.-Österr. 11. VI. 1858; † i. Hinteren Padaster-tal 3. VI. — VZ 9. VI. M.-A.; UK W.-S. 1912/13, 2, 526; KL 1911, 704; WI 4, 596; KR 1911, 194 (W); Zs. d. österr. Ver. f. Bibliothekswes. 1911, 134 (Himmelbauer).
- *Hitzig**, Hermann Ferdinand, Prof. f. röm. Recht a. d. Univ. Zürich; * Burgdorf i. Kant. Bern 25. I. 1868; † Zürich 26. VII. — BJ XVI, 178 (H. Schuler); VZ 27. VII. M.-A., 29. VII. M.-A.; IZ 137, 250 (P); KL 1911, 704/05 (W); WI 4, 596; UK W.-S. 1912/13, 2, 526; Schweizer Jurist.-Ztg. Jg. 8, 53 (M. Huber).
- Hochfelden**, Brigitta, Schriftst., Schriftleiterin d. *Deutsch. Modenztg.; * Bückeburg 16. VIII. 1843; † Berl.-Wilmsdorf 25. IV. — KL 1911, 706 (W); 1912 TL; WI 4, 598 (W).
- Höcker**, Gustav, Romanschriftst.; * Eilenburg 28. IX. 1832; † Breslau 13. X. — VZ 13. X. A.-A.; LE 14, 220; KL 1911, 707/08 (W); WI 4, 599 (W); BR 3, 237.
- Höhe**, Friedrich von der, (Pseud.) s. Greiner, Hugo.
- Hölder**, Eduard, *Dr. iur.*, Geh. Hofrat, Prof. f. röm. Recht i. Leipzig; * Stuttgart 27. XI. 1847; † Baden-Baden 14. IV. — VZ 16. IV. M.-A.; BB Nr. 89 v. 19. IV. (W); AD 2, 8 (W); DZL 634; WI 4, 601 (W); KL 1911, 721; IZ 136, 1018; WJ 1911 Nehr.; Schwäb. Merk. Nr. 176; DJZ 16, 631/32 (Strohal); D. Recht 15, 290 (H. Reichel); HV 14, 463; K 365; Schweizer Jurist.-Ztg. 1911, 374 (H. F. Hitzig); Leipz. Zeitschr. f. Handels-, Konkurs- u. Vers.-Recht 1911, 362 (E. Jaeger).
- *Hoelscher**, Hermann Wilhelm Heinrich, *Dr. theol.*, Kirchenrat, Pfarrer a. d. Nikolai-kirche i. Leipz., Hrsg. d. Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg. u. d. Theol. Lit.-Bl.; * Norden, Ostfriesl. 22. IV. 1845; † Leipzig 11. III. — BJ XVI, 78 (Hölscher); VZ 15. III. M.-A.; WI 4, 601; ELK 44, 240, 262; 45, Nr. 11—18; KL 1911, 724; KJ 38, 659.
- Hörmann**, Karl, *Dr. med.*, Privatdoz. f. Gynä-kologie, seit 1900 Assist. a. d. Univ.-Frauenklinik i. München; * Neuburg a. D. 24. II. 1875; † München 9. XII. — Chronik d. Univ. München 1911/12, 6; AD 3, 158 (W); UK S.-S. 1912, 1, 324.

- * **Hoff**, Jacobus Henricus van 't, *Dr. phil., med., iur. et ing. h. c.*, Prof. d. Chemie a. d. Univ. Berlin, Mitgl. d. Akad. d. Wiss., Ritter d. Ordens Pour le mérite; * Rotterdam 30. VIII. 1852; † Berl.-Steglitz 1. III. — BJ XVI, 185 (E. Zerner); VZ 2. III. A.-A.; T 55 (P); W 1911, 392, 398 (P); IZ 136, 472 (E. Cohen m. P.); FZ 4. III. A.-Bl. (W. Ostwald); KL 1911, 709; WI 4, 604/05 (W); DZL 621/22; Chronik d. Univ.-Berlin 24, 8; NR 26, 244—47 (A. Coehn); DMW 37, 464; MMW 58, 803/04 (H. Schade); PF 3, 1, 644 (W); 4, 2, 1553/54 (W); Sozialist. Monatsh. 15, 2, 1118 (B. Borchardt); März 1911, 1, 552; BZ 28, 177 [Chemikerztg. Jg. 35, 289; Zeitschr. f. Elektrochemie u. angew. physikal. Chemie Jg. 17, 210; Ernährung d. Pflanze Jg. 7, 93 (Krische); Kali, Zs. f. Gewinn. d. Kalisalze Jg. 5, 113—18 (H. Precht); Zeitschr. f. angew. Chemie Jg. 24, 1074—87 (G. Bredig); Zeitschr. f. physikal. Chemie Bd. 76, 641; Zeitschr. f. d. physik. u. chem. Unterr. Bd. 24, 176], 29, 156 [Berichte d. deutsch. chem. Gesellsch. Jg. 44, 2217 (Gedächtnisfeier), 2219—52 (W. Ostwald)], 30, 163 [Abhandl. d. Akad. d. Wiss., Berl. Physikal. Klasse Jg. 1911 (E. Fischer, Gedächtnisrede, 16 S.); Almanach d. k. Akad. d. Wiss., Wien Jg. 61, 382; Chemikerztg. Jg. 36, 665 (E. Cohen); Lotos Bd. 59, 91 (H. Milrath); Zukunft Bd. 79, 431 (E. Cohen, H. i. Deutschland)], 31, 165 [Germania Beil. Nr. 52 (A. Gockel); BKW 49, 1870 (B. Laquer); Ernährung d. Pflanze Jg. 8, 209—13 (R. Marc)].
- Hoffmann**, Alfred, Pfarrer, schriftst. tätig auf d. Geb. d. Philos.; * Wien 11. X. 1865; † Nordheim b. Heilbronn 4. VI. — Protest. Monatsh. 15, 309—13 (R. Zeller).
- Hoffmann II**, Christoph, Vorsteher d. Deutsch. Tempelgesellsch. i. Jerusalem, der sich große Verdienste um d. deutsche Kolonisation i. Palästina erworben hat; * Ludwigsburg 9. XII. 1847; † Jerusalem 10. I. — DE 10, 193—95 (F. Lorch m. P.).
- Hoffmann**, Ferdinand, *Dr. phil.*, Realgymn.-Prof. i. Gera, Schriftst. auf d. Geb. d. Kulturgesch., Germanistik u. klass. Philologie; * Ufrungen 2. IX. 1849; † Gera 31. III. — KL 1911, 710/11 (W); 1912 TL.
- Hoffmann**, Wilhelm, (Pseud.), s. Bleysteiner Hugo.
- Hoffmann-Scholtz**, Friedrich, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Chef d. Remontierungs-Abt. i. Preuß. Kriegsminist.; * Liegnitz 16. VI. 1842; † Schadowalde b. Marklissa 11. VI. — VZ 14. VI. A.-A.; OA 1908/09, 634.
- Hofmann**, Johann Michael Heinrich, Biogr. Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog. 16. Bd.

- Prof., Historienmaler, Mitgl. d. Akad. d. bild. Künste i. Dresden; * Darmstadt 19. III. 1824; † Dresden 1. VII. — Kchr N. F. 22, 501; KFA 26, 504; MS 2, 193; BMW 1, 557/58; SKL 1440; DZL 627; WI 4, 609.
- Holder-Egger**, Oswald, Geh. Reg.-Rat, Prof., Mitgl. d. Zentralkommission d. Monumenta Germaniae historica; * Bischofswerder i. Westpr. 19. VIII. 1851; † Berlin 1. XI. — VZ 4. XI. M.-A., A.-A.; FZ 7. XI. 1. M.-Bl. (K. Hampe); HV 15, 127/28 (B. Schmeidler); WI 4, 614 (W); DZL 635; K. Zeuner, O. H.-E. Ein Nachruf. Hannover 1912. (Aus: Neues Archiv d. Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde S. 823—54 m. P.).
- * **Holmberg**, August, Prof., Konservator u. Galerie-Direkt., Maler; * München 1. VIII. 1851; † das. 7. X. — BJ XVI, 23 (H. Holland); VZ 8. X. M.-A.; Kchr N. F. 23, 24; KFA 27, 100 (P); DZL 639; WI 4, 616; Bayerland 23, 53 (P).
- Holthof**, Ludwig, *Dr. phil.*, Schriftst., Germanist, Theaterreferent a. Schwäb. Merkur; * Köln 24. VIII. 1840; † Stuttgart 24. VI. — VZ 26. VI. A.-A.; LE 13, 1496; IZ 137, 79; NMZ 32, 403; KL 1911, 725 (W); WJ 1911 Nekr.; Schwäb. Kron. Nr. 289.
- Holtz**, Julius, *Dr. med.*, Kommerz.-Rat, einer d. führenden Männer d. deutsch. chem. Industrie, langjähr. Leiter d. Chem. Fabrik Schering, Vors. d. Vereins d. Chem. Industrie, Mitgl. d. Reichsgesundheitsamts; * 2. IX. 1836; † Berlin 8. VI. — VZ 9. VI. A.-A.; T 137 (P); Berichte d. deutsch. Chem. Gesellsch. Jg. 44, 3395 (G. Kraemer).
- Holtzstamm**, Waldemar, ehem. Schausp., d. letzte Überlebende aus d. Glanzzeit d. Friedrich-Wilhelmstadt u. d. Viktoria-Theaters i. Berlin; * Berlin 19. XI. 1826; † das. 29. IV. — NTA 1912, 162.
- Horion**, Peter von, Wirkl. Geh. Rat, 1878 bis 1900 Abt.-Chef i. württ. Kriegsminist.; * 27. XI. 1836; † Stuttgart 24. II. — WJ 1911 Nekr.; Schwäb. Kron. Nr. 92; OA 1908/09, 653.
- Horn**, Karl, 1891—1901 Reg.-Präs. i. Marienwerder; * Halberstadt 24. X. 1833; † Göttingen 7. X. — VZ 10. X. M.-A.; OA 1908/09, 654; BT 1911, 458.
- Hoyer**, Gerhard, Fabrik- u. Gutsbes. i. Hannov., 1893—1903 M. d. A., nationallib.; * Hoheneggelsen b. Hildesheim 30. XI. 1835; † Burgwedel Lohne b. Hannov. 9. VI. — VZ 12. VI. A.-A.; HA 1899, 256; WI 4, 626.
- Huber**, Paul, *Dr. phil.*, Verlagsbuchh., Chef d. Kölschen Buchh., hat 1901 mit Karl

- Muth d. »Hochlande« gegründet; * Kempten 2. VI. 1875; † das. 13. VII. — KVZ 14. VII. Mitt.-A.; KR 1911, 207; Akad. Monatsbl. Jg. 23, 182 (K. Hoeber).
- ***Hülskamp**, Franz, *Dr. theol.*, Konviktspräs. u. päpstl. Hausprälat, Literarhist.; * Essen i. Oldenb. 14. III. 1833; † Münster i. W. 10. IV. — BJ XVI, 234 (E. Sartorius); VZ 10. IV. A.-A.; KVZ 10. IV. A.-A., 25. IV. Mitt.-A. (M. Herbert, Eine Erinnerung an d. † Prälaten H.); LE 13, 1133; KL 1911, 746 (W); WI 4, 630 (W); Katholik Jg. 91. 4. F. Bd. 7, 385—87; KR 1911, 209 (W); Literar. Handweiser Jg. 49, 481 (A. Pöhlmann).
- Hürlmann**, Josef, *Dr. med. h. c.*, Arzt u. Historiker, Mitgl. d. Zuger Kant.- u. Erzieh.-Rats, Präs. d. Obergerichts, vielfach literar. tätig; * Zug 4. VIII. 1851; † Unterägeri 22. I. — ASG 44, 370; Zuger Volksbl. 1911, Nr. 1012; Zuger Nachr. 1911, Nr. 11—13; Geschichtsfreund Bd. 66, XXI; Jahrb. d. Schweiz. Gesellsch. f. Schulgesundheitspflege Jg. 11, 485—91 (C. Arnold); Zuger Neujahrsbl. 1912, 3—9.
- Hug**, Friedrich, Geh. Finanzrat, kathol. Stiftsverw. i. Konstanz, seit 1890 M. d. R., Zentr.; * Auldingen a. d. Baar i. Bad. 15. III. 1839; † Konstanz 13. VIII. — KVZ 14. VIII. M.-A.; WI 4, 631; RH 1907, 295, 454 (P).
- Hugo**, Konrad von, Gen. d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1862 Lt., 66 z. Stabs- wache d. Königs komm., 69 Ob.-Lt., 71 Lehrer a. d. Kriegssch. i. Neiße, 73 Hauptmann, 84 Major, 90 Oberstlt., 93 Oberst u. Komm. d. Gren.-Reg. 2, 96 Gen.-Major u. Komm. d. 56. Inf.-Brig., 99 Gen.-Lt. u. Komm. d. 7. Div., 02 komm. Gen. d. 13. A.-K., 07 z. D.; * Wohlau i. Schles. 20. I. 1844; † Stettin 24. I. — VZ 25. I. A.-A.; T 24 (P); WI 4, 632; MZ 1911, 79; LJ 38, 446; DZL 658/59; Schlesien 4, 263.
- Hundrieser**, Emil, Prof., Bildh., Mitgl. d. Akad. d. Künste, Direkt. d. Rauch-Mus.; * Königsberg 13. III. 1846; † Charlottenburg 30. I. — VZ 30. I. A.-A.; T 27 (P); W 1911, 176, 182 (P); WI 4, 634; Kchr N. F. 22, 245; KFA 26, 288; MS 2, 219; SKL 450; DZL 663/64.
- Hussak**, Franz Eugen, deutsch. Mineraloge, lebte seit 1887 i. Brasilien, entdeckte manche neuen Erze, wies in vielen Gegenden d. Vorhandensein von Edelmetallen u. Diamanten nach u. veröffentl. e. Reihe von naturwiss. Abh.; * Wildon i. Steierm. 10. III. 1856; † Caldas i. Bras. 15. IX. — VZT; GK 1912; PF 4, 1, 677/78 (W).
- Jacobs von Kantstein**, Karl Frh., k. k. Feldm.-Lt. i. R.; * Neu-Gradiska 10. IX. 1850; † Mähr.-Weißkirchen 25. VIII. — FT 1909, 367; 1912, 961.
- Jacobsen**, Emil, *Dr. phil.*, Chemiker, humorist. Schriftst., wiss. Beirat d. Schering-schen Chem. Fabrik, Freund Stindes, Trojans u. Seidels; * Danzig; † Berl.-Charlottenburg 11. II. — VZ 14. II. A.-A.; T 40 (P); Chem. Industrie Jg. 24, Nr. 5; Bursch. Bl. 25, 2, 37 (E. Krischnick m. P); Berichte d. deutsch. Pharmazeut. Ges. Bd. 21, 153—59 (H. Thoms).
- Jacobskötter**, Johannes Karl Wilhelm, Schneiderm. u. Stadtverordn. i. Erfurt, früh. M. d. A. u. M. d. R., konserv.; * Erfurt 27. VII. 1839; † das. 24. I. — VZT; WI 4, 644; RH 1898, 207; HA 1904, 324, 14 (P).
- Jaenecke**, Max, *Dr. phil.*, Mitbes. d. Hannov. Couriers, Vors. d. Vereins deutsch. Zeitungsverl., 1903—04 M. d. R. u. M. d. A., nationallib.; * Hannover 28. VIII. 1869; † das. 26. XI. — VZ 27. XI. A.-A.; WI 4, 647; IZ 137, 1074 (P), 1086; HA 1904, 325, 115 (P); RH 1903, 249; KL 1911, 762; WI 4, 647 (W).
- Jaffe**, Max, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, o. Prof. f. Arzneimittellehre u. mediz. Chemie a. d. Univ. Königsberg; * Grünberg i. Schl. 25. VII. 1841; † Königsberg 25. X. — VZ 25. X. M.-A.; WI 4, 647; AD 3, 61 (W); DMW 37, 2048, 1359/60 (Lichtheim, Z. 70. Geburtstage m. P); MMW 59, 92/93 (R. Cohn); BKW 49, 381—84 (A. Ellinger, Gedenkrede, geh. i. Verein f. wiss. Heilkde. i. Königsberg); PBL 814 (P); HBL 3, 376; DZL 668; K 399; Archiv f. experim. Pathol. u. Pharmakol. Bd. 66, Beil. (Naunyn).
- Jaffé**, Robert, Mitarb. d. Deutsch. Tagesztg., Schriftst., schrieb Romane u. Trauersp.; * Gnesen 7. II. 1870; † Berl.-Wilmsdorf 20. VI. — VZT; KL 1911, 759; BR 3, 333 (W).
- Jafdzewski**, Ludwig von, *Dr. theol.*, Prof., päpstl. Hausprälat u. Stiftspropst i. Zduny, seit 1873 M. d. A., 1872—74, 1878—87 u. 1890—1906 M. d. R., Pole; * Posen 10. II. 1838; † Berlin 23. I. — VZ 23. I. A.-A.; WI 4, 654; RH 1903, 250; HA 1908, 395, 523 (P).
- Jeep**, Ludwig, Geh. Reg.-Rat, *Dr. phil.*, o. Prof. f. klass. Philolog. a. d. Univ. Königsberg; * Wolfenbüttel 12. VIII. 1846; † Königsberg 4. I. — VZ 10. I. M.-A.; UK S.-S. 1911, 1, 320; DZL 675 (W); JAW Biogr. Jahrb. 1912, 121—133 (J. Tolkiehn m. W); K 404.
- ***Jellinek**, Georg, Geh. Hofrat, *Dr. iur. et phil.*, Prof. f. Staatsr., Völkerr. u. Politik a. d. Univ. Heidelberg; * Leipzig 16. VI. 1851; † Heidelberg 12. I. — BJ XVI, 147

- (E. Zweig); NFP 13. I. A.-Bl., 14. I. M.-Bl. (E. Zweig — F. Klein — L. Vogler), 15. I. M.-Bl. (L. Spiegel); FZ 21. I. M.-Bl. (R. Piloty); Jurist. Liter.-Bl. Bd. 23, Nr. 2 (H. v. Frisch); Österr. Zs. f. Strafr. Jg. 2, H. 1/2 (Löffler); Archiv f. Öffentl. Recht Bd. 27, H. 3; HV 14, 304; DJZ 16, 196—98 (Anschütz); Frauenbewegung 17, 20 (E. v. Langsdorff); Hilfe 1911, 34; IZ 136, 108 (P); AD 2, 57 (W); KL 1911, 770 (W); WI 4, 654 (W); K 404.
- Jena**, Eduard von, Gen. d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1866 Oberlt., 70 Hauptm., 85—88 Oberst u. Komm. d. Inf.-Reg. Nr. 24, 88—91 Insp. d. Infanterieschulen, 96—99 Gouv. v. Straßburg i. E.; * Dobbernitz 28. III. 1834; † Eberswalde 21. III. — VZ 23. III. M.-A.; OA 1908/09, 685; MZ 1911, 193/94; DZL 675.
- Jensen**, Wilhelm, Dichter; * Heiligenhafen 15. II. 1837; † München 24. XI. — VZ 24. XI. A.-A.; NFP 24. XI. A.-A.; T 278 (P), 285 (K. Freye); Kieler Ztg. 25. XI. M.-A. (G. Hoffmann); HC 15. II. 07 (A. Hagemann, W. J., Zu s. 70. Geburtst.); Flensburg. Nordd. Ztg. 15. II. 07 (W. Rothbarth, W. J. u. Flensburg); Kieler Ztg. 15. u. 16. II. 07 M.-A. (G. Hoffmann, Unser Landsmann W. J. Zu s. 70. Geburtst.); Hamb. Nachr. 13. II. 07 A.-A. (H. Grube, Z. 70. Geburtst. W. J.); TRU 1907, Nr. 39 (W. J., Zu s. 70. Geburtst.); Nord u. Süd Dez.-H. 1911 (A. F. Krause); Bayerland Jg. 23, 211 (P); IZ 137, 1020 (P); MAZ 114, 840/41 (Th. v. Sosnosky, Ein Verkannter. E. Nachr.); TRU Nr. 279 (W. Arminius, W. J., Ein letzter Freundesgruß), 1912, Nr. 102 (P. Heyse, An W. J. Verse gespr. b. d. Gedächtnisfeier i. Münch. Künstlerhause); KW 25, 1, 427—28 (Avenarius); KL 1911, 771/73 (W); LE 14, 438, 477/78; BR 3, 352—54 (W); WI 4, 655/56 (W); DZL 675/76 (W); W 1911, 2023 (P); AL 1866—82. I, 326—332 (W); BZ 29, 162 [Gartenlaube Nr. 49 (A. Biese); KM Dez.-H. 318—24 (W. Rath); Allgem. deutsche Lehrerztg. 1911, 569 (E. Linde, E. Skizzenbuch)].
- Ihrer**, Emma, eine d. ältesten u. tatkräftigsten Agitatorinnen d. sozialdemokr. Partei, rief d. gewerkschaftl. Organisation d. Heimarbeiterinnen ins Leben, Leiterin d. Verbandsorgans »D. Blumenarbeiter«; * Glatz 3. I. 1857; † Berlin 8. I. — AF 47, 128; Sozialist. Monatsh. 15, 1, 114—17 (W. Zepler m. P).
- Joel**, Arthur Eugen, Dr. med., Spezialarzt f. Hals-, Ohren- u. Nasenkrankh., Leiter d. Romplerschen Heilanst. i. Breslau, Fachschriftst.; * Greiffenberg 29. IX. 1873; † Breslau 27. III. — JSG 1911 Nehr. 11—13 (F. Birke).
- Jung**, Arnold, Kommerz.-Rat, Gründer u. Inh. d. Jungenthaler Lokomotivfabrik, Vors. d. Aufsichtsr. d. A.-G. Bremerhütte, Mitgl. d. Prov.-Verb. d. nationallib. Partei; * Jungenthal b. Kirchen a. d. Sieg 8. I. 1859; † das. 8. I. — SE 31, 1, 456 (P).
- Junghenn**, Emil, M. d. A., nationallib.; * Hanau 5. VIII. 1850; † Meran 20. VII. — WGK 1911, 2, 223; WI 4, 666.
- Jungnickel**, Friedrich, Wirkl. Geh. Ob.-Baurat, Eisenbahn-Direkt.-Präs. a. D., Fachschriftst., hat sich große Verdienste um d. Einführung d. Einheitszeit in Deutschland erworben, veröffentlichte 1910 e. Biographie d. Eisenb.-Ministers v. Maybach; * Breslau 1. VIII. 1839; † Altona 1. VIII. — WGK 1911, 2, 223; DZL 689; ZB 1911, 407/08 (O. Sarrazin m. P); WI 4, 666; Zeitschr. d. Vereins deutsch. Eisenb.-Verwalt. Jg. 51, 978.
- Kablerske**, Eugen, Dr. med., Sanitätsrat, Gründer d. Bresl. Hallenschwimmbades, hat sich um d. hygien. Verhältnisse Breslaus verdient gemacht; * Breslau 2. II. 1855; † das. 30. III. — JSG 1911 Nehr. 13/14 (C. Partsch); Schlesien 4, 404.
- Kaiser**, Eduard, Generaldirekt. d. Buderusschen Eisenwerke i. Wetzlar, Präs. d. dortigen Handelsk., Mitgl. d. Kreist. u. Kreis-aussch., stellvertr. Mitgl. d. Landesisenbahnrats; * Witten 4. I. 1855; † Wetzlar 27. VI. — SE 31, 2, 1203 (P).
- Kalkstein**, Michael von, Rittergutsbes. i. Klonowken, 1871—77, 1881—98 M. d. A., Pole; * Klonowken 3. VII. 1830; † das. Mitte Sept. — VZT; RH 1893, 188; UT 1911, 349.
- Kallmann**, Prof., Privatdoz. f. Elektrotechn. a. d. Techn. Hochsch. Berl.-Charl.; * Nakel 4. VI. 1867; † Berlin 29. XI. — Bericht d. Techn. Hochsch. Berl.-Charlottenburg 1911/12, 1/2.
- Kaps**, Robert, Opernregiss. u. Tenorbuffo, bis 1908 a. Stadttheater i. Straßburg i. E.; * Hamburg 24. XII. 1847; † Straßburg 11. III. — NTA 1912, 158; EG 497.
- Kekule von Stradonitz**, Reinhard, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Prof. f. Archäologie a. d. Univ. Berlin, Direkt. d. antiken Skulpturensamml. d. kgl. Museen, Mitgl. d. Akad. d. Wiss., Lehrer Kaiser Wilhelms II.; * Darmstadt 6. III. 1839; † Berlin 22. III. — VZ 24. III. M.-A.; Bayreuth. Blätter 34, 180/81 (H. Thode); IZ 136, 592 (J. Fender m. P); JAW Biogr. Jahrb. 1912, 1—40 (H. Schrader m. W); Kehr N. F. 22, 324/25; WI 4, 687 (W); W 1911, 518 (P); KL 1911, 819; K 428; Jahrb. d. kgl. preuß.

- Kunstsamml. Bd. 32, 1—8 (H. Winnefeld); Almanach d. k. Akad. d. Wiss., Wien Bd. 61, 453—58 (E. Reisch).
- Keller, Adam**, *Dr. theol.*, Dekan, geistl. Rat u. päpstl. Hausprälat, Stadtpf. i. Wiesbaden, pädagog. Schriftst., Mitred. d. »Samml. d. bedeutendst. pädagog. Schriften«; * Horbach 11. VIII. 1839; † Wiesbaden 31. V. — KL 1911, 820 (W); 1912 TL; WI 4, 687 (W); KR 1911, 230 (W).
- Keller, Adolf**, Geh. Oberbaurat i. Preuß. Arbeitsminister., bed. Wasserbauer, Mitgl. d. Akad. d. Bauwes.; * Dillenburg i. Nass. 25. VII. 1832; † Berlin 20. XII. — ZB 1912, 12/13 (H. Keller m. P).
- * **Keller, Gustav**, Zeichner u. Maler; * Etzenhausen 20. X. 1860; † München 18. VIII. — BJ XVI, 91 (H. Holland).
- Kellner, Oskar**, Geh. Hofrat, Prof., Direkt. a. d. landwirtsch. Versuchsstation Möckern; * Tillowitz i. Schles. 13. V. 1851; † Karlsruhe 22. IX. — VZ 23. IX. M.-A.; IZ 137, 587/88 (J. Volhard m. P); WI 4, 691; W 1911, 1752 (P); Oberschlesien 10, 337; Mitt. d. deutsch. Landwirtsch.-Gesellsch. 26, 541; BZ 29, 176 [Chemikerztg. Jg. 35, 1157 (J. König); Ernährung d. Pflanze Jg. 7, 145 (P. Kriesche); Frühlings landwirtsch. Ztg. Jg. 60, 681; Monatsschr. f. Landwirtsch. Jg. 4, 231; Deutsche landwirtsch. Presse 1911, Nr. 77; D. landwirtsch. Versuchsstationen Bd. 76, III bis XLIV (E. Honcamp); Zeitschr. f. d. landwirtsch. Versuchswes. i. Österr. Jg. 14, 1143—49 (Bersch); Wiener landwirtsch. Ztg. 1911, 897].
- Kerschner, Ludwig**, o. Prof. d. Histologie a. d. Univ. Innsbruck; * 27. II. 1859; † Innsbruck 22. V. — DMW 37, 1088; UK 1912/13, 2, 326; K 433; Wiener klin. Wochenschr. Jg. 24, 1691—98 (H. Rabl).
- Keyl, Heinrich Bruno**, Prof. u. kgl. sächs. Kammermus., 1851—91 Mitgl. d. Dresdn. Kgl. Kapelle, bed. Kontrabaß-Virtuose, Begr. e. eigenen hervorr. Lehrmethode, Komponist v. Romanzen u. Konzertstücken f. Kontrabaß; * Mölbis b. Leipzig 27. VII. 1829; † Berl.-Steglitz 31. III. — NTA 1912, 159.
- Kinel, Albert**, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, früh. Dirig. i. Reichsamt f. d. Verw. d. Reichseisenb., 1895—1901 Präs. d. Preuß. Akad. d. Bauwes.; * Rosenberg i. Ob.-Schles. 21. IV. 1825; † Berlin 9. II. — Schles. Ztg. 23. II. A.-Bl.; ZB 1911, 101 (L. Kriesche m. P).
- Kirchbach, Eugen von**, Gen. d. Kav. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Komm. d. 32. Div., 96 z. D.; * Cunersdorf b. Königstein 1. XII. 1835; † Dresden 10. II. — VZ 12. II. M.-A.; MZ 1911, 107; OA 1908/09, 741; BT 1911, 514.
- Kircher, Robert**, Kaufmann, Ehrenbürger d. Stadt Fulda, 1893—98 M. d. A., Zentr.; * Fulda 1. XII. 1852; † das. 27. VIII. — KVZ 30. VIII. M.-A.; HA 1894, 265.
- Kirn, Otto**, *Dr. theol. et phil.*, o. Prof. f. system. Theol. u. Direkt. d. theol. Sem. a. d. Univ. Leipzig; * Heslach b. Stuttgart 23. I. 1857; † Leipzig 18. VIII. — VZ 20. VIII. M.-A.; AD 1, 41 (W); WI 4, 704 (W); KL 1911, 842; DZL 733/34; KJ 39, 436; ELK 44, 815; WJ 1911 Nokr.; Württ. Staatsanz. Nr. 194; Schwäb. Merkur Nr. 387; K 442; Neues sächs. Kirchenbl. 1911, Nr. 46 (K. Thieme); Sächs. Kirchen- u. Schulbl. 1911, Nr. 40 (H. Preuß).
- Kirnig, Alois**, Landschaftsmaler; * Prag 1840; † das. 25. I. — VZ 27. I. M.-A.; MS 2, 343; BMW 1, 687.
- Kirsch, Theodor**, Geh. Justizrat u. Amtsger.-Rat i. Düsseldorf, M. d. R. u. M. d. A., Zentr.; * Düsseldorf 17. IV. 1847; † das. 31. V. — VZ 31. V. A.-A.; WI 4, 705; KR 1911, 240; HA 1908, 398, 517 (P); RH 1907, 301/02, 476 (P).
- Klapp, Ludwig**, Pastor i. Hamburg, Mitarb. d. Protest. Kirchenztg., lange Jahre Wanderprediger d. Protestantenvereins, Mitbegr. d. Goethebundes u. Mitgl. seines Vorst., Großmeister d. Provinzialloge i. Hamburg; * 27. X. 1835; † Hamburg 13. IV. — HC 15. IV. A.-A.; Protest. Monatsh. 15, 243/44 (J. Websky).
- Klebe, Richard**, *Dr. phil.*, Prof., wiss. Beirat d. kgl. Bernsteinwerke i. Königsberg, Landesgeologe a. D., bek. durch zoolog. u. paläontolog. Untersuchungen üb. d. Bernstein; * Suszczan b. Lyck 30. III. 1850; † Königsberg i. Pr. 20. VI. — HC 23. VI. M.-A.; IZ 136, 1379; PF 4, 1, 754 (W).
- Klein-Hattingen, Oskar**, Historiker, Autodidakt, schrieb e. Biogr. Bismarcks u. Napoleons vom lib. Standpunkt u. e. Geschichte d. Liberalismus; * Elberfeld 8. IX. 1861; † Berl.-Friedenau 2. X. — VZ 3. X. A.-A.; In: Kl.-H., Geschichte d. Liberalismus Bd. 2, 658-61 (F. Naumann m. P); KL 1911, 851; BR 4, 617.
- Kleinhaus, Karl**, Generallt. z. D., alter kurhess. Offizier, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 7. Inf.-Brig., 1893 z. D.; * Neuhof, Kr. Fulda 15. XII. 1836; † Marburg 27. I. — VZ 30. I. A.-A.; HL 25, 47; OA 1908/09, 752.
- Knabenbauer, Joseph**, S. J., *Dr. theol. h. c.*, Prof. d. Exegese i. Dilton Hall u. Balkenburg, Mitbegr. d. »Stimmen aus Maria Laach«; * Deggendorf i. Niederbay. 19. III.

- 1839; † Maastricht 12. XI. — Stimmen aus Maria Laach 81, H. 5; Katholik 91, 4. F. Bd. 8, 466; KR 1911, 246 (W).
- Knapp, Hermann Jakob**, Prof. d. Augenheilkde. a. d. Columbia-Univ. i. New York, Begr. d. *Archivs f. Augen-u. Ohrenheilkde.; * Dauborn i. Hessen-Nassau 17. III. 1832; † New York 2. V. — DMW 37, 1179/80 (P); MMW 58, 1168; PBL 870; HBL 3, 502; BZ 28, 200 [Zentralbl. f. prakt. Augenheilkde. Jg. 35, 129—34 (J. Hirschberg); Klin. Monatsbl. f. Augenheilkde. Jg. 49, 725 (W. Uhthoff)], 29, 181 [Verhandl. d. naturhist.-mediz. Vereins zu Heidelberg N. F. Bd. 11, 160—65 (Th. Lebor); Zeitschr. f. Ohrenheilkde Bd. 63, I (O. Körner)].
- Knaudt, Otto**, Kommerz.-Rat, Vorst.-Mitgl. d. A.-G. Schulz-Knaudt i. Essen, Mitgl. d. Deutsch. Dampfkessel-Normen-Kommiss., viele Jahre Vors. d. Techn. Kommiss. d. Verb. Deutsch. Großblech-Walzwerke, Mitgl. d. Stadtverordn.-Kolleg. i. Essen; * Duisburg 13. VI. 1855; † Essen 12. V. — SE 31, 1, 912 (P).
- Knesebeck, Bodo v. d.**, Wirkl. Geh. Rat, *Dr. med. h. c.*, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., Vizeoberzeremonienm. u. Kammerh. d. Kaiserin, Einführer d. diplom. Korps, Vors. d. Volksheilstätten-Vereins v. Roten Kreuz, stellvertr. Vors. d. Deutsch. Zentral-Komitees z. Bekämpfung d. Tuberkulose, Sekretär d. Schwarz. Adler-Ordens; * München 9. IV. 1851; † Kassel 6. VIII. — VZ 7. VIII. A.-A., 8. VIII. M.-A.; WI 3, 723; W 1911, 1330, 1336 (P); AF 49, 376; DMW 37, 1488; UT 1910, 418; D. rote Kreuz Jg. 29, 783 (Rothe).
- Knorr, Georg**, Erfinder d. Knorr-Bremse, Gründer u. Leiter d. Knorrbremse A.-G. i. Boxhagen-Rummelsburg; † Davos 15. IV. — VZ 19. IV. M.-A.; Organ f. d. Fortschr. d. Eisenbahnwes. i. techn. Bez. 1911, 181; Verkehrstechn. Woche Jg. 5, Nr. 31.
- ¹⁾ **Knorr, Thomas**, Mitinh. d. Verlags d. Münch. Neuest. Nachr., hat sich große Verdienste um d. Sache Rich. Wagners u. um d. Münch. Kunstleben erworben; * 9. VIII. 1851; † München 13. XII. — VZ 13. XII. A.-A.; IZ 137, 1249/50 (A. Sonntag m. P); AMZ 1912, 87 (P. Marsop); Bayerland 23, 266 (P); WI 4, 725.
- Knorz, Ludwig**, Geh. Reg.-Rat, *Dr. iur.*, Direkt. d. Hess. Landesversich.-Anst., Ehrenmitgl. d. Hess. Städtetages, Mitgl. d. Ges.-Vorst. d. Hess. Geschichtsver.; * Marburg 1847; † Kassel 12. IV. — HL 25, 120/21; Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landeskd. Jg. 45, 297 (Woringer).
- Koblinski, Eugen von**, Gen.-Major z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 9. Kav.-Brig.; * Luxemburg 23. VIII. 1847; † Berlin 29. XI. — VZ 30. XI. A.-A.; OA 1908/09, 773.
- Kochler, Philipp**, Landwirt, 1897—1906 Bürgerm. i. Langsdorf, Mitgl. d. hess. Landt., seit 94 Vors. d. mitteldeutsch. Bauernvereins, der 1904 in d. Bund d. Landwirte aufging, Mitbegr. d. Bauernztg. *Deutsche Volkswacht*, M. d. R., wirtschaftl. Vereinigg.; * Langsdorf i. d. Wetterau 6. VIII. 1859; † das. 10. I. — HC 12. I. M.-A.; IZ 136, 120; RH 1907, 303, 466 (P).
- Kochler, Rudolf Albrecht**, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, Prof., Generaloberarzt à l. s. d. Sanitätskorps, Prof. d. Kriegsheilkde. a. d. Kaiser-Wilhelm-Akad.; * Berlin 22. XII. 1841; † das. 5. VII. — VZ 6. VII. M.-A.; PBL 883/84 (P); WI 4, 732; BKW 48, 1312.
- *König von u. zu Warthausen, Karl Wilhelm Richard Frh.**, *Dr. h. c. d. Naturwiss.* i. Tüb., kgl. Württ. Kammerh., bed. Ornithologe; * Warthausen 6. II. 1830; † Stuttgart 4. I. — BJ XVI, 57 (Lampert); VZ 6. I. M.-A.; WJ 1911 Nokr.; Württ. Staatsanz. Nr. 9; Schwäb. Kron. Nr. 8; Aquila XVIII, 1911, 437—39; FT 1909, 405; Jahreshfte d. Vereins f. vaterländ. Naturkunde i. Württ. Jg. 67, XLIV (Lampert); Journal f. Ornithologie Jg. 59, 613—19 (W. Baumeister).
- Königshofer, Oskar**, *Dr. med.*, Geh. Hofrat, Prof. d. Augenheilkde. a. d. Tierärztl. Hochschule u. Privatdoz. a. d. Techn. Hochschule i. Stuttgart; * Kaiserslautern 4. XII. 1851; † Stuttgart 10. IV. — VZ 11. IV. A.-A.; MMW 58, 879; WI 4, 735 (W); WJ 1911 Nokr.; Württ. Staatsanz. Nr. 87; Schwäb. Kron. Nr. 174; Mediz. Korrespondenzbl. d. Württ. ärztl. Vereins Jg. 81, 423.
- Königswald, Gustav von**, Amerikaforscher; * Kopenhagen 24. VI. 1863; † Karlsruhe 13. XI. — WI 4, 736 (W); 6 TL.
- Könnertitz, Hans Frh. von**, kgl. sächs. Wirkl. Geh. Rat, 1864—66 Ges. i. München u. Stuttg., 66—73 Ges. a. Berlin. Hofe, 73—91 Oberhofmarschall; * Hösterwitz b. Dresden 20. VI. 1820; † Dresden 9. IV. — VZ 12. IV. M.-A.; WI 4, 736; DZL 777/78; OA 1908/09, 790; FT 1912, 408.
- Köpcke, Klaus**, *Dr. ing.*, Geh. Reg.-Rat, Autorität auf d. Geb. d. Brücken- u. Eisenbahnbaues, ao. Mitgl. d. Preuß. Akad. d. Bauwes., Fachschriftst.; * Borstel i. Hannov. 28. X. 1831; † Dresden 21. XI. —

¹⁾ Irrtümlich schon in d. TL f. 1910 aufgenommen.

- VZ 24. XI. M.-A.; IZ 137, 1095 (P); W 1911, 2093 (P); WI 4, 737; DZL 778; DBZ 45, 810/11; ZB 1911, 630/31 (P).
- Koerber**, Johannes, *Dr. theol.*, Domkapitular, o. Prof. d. Kirchengesch., Katechetik u. Homiletik a. Lyzeum i. Bamberg; * Stetten i. Ob.-Franken 7. II. 1842; † Bamberg 8. IV. — KL 1911, 892 (W); 1912 TL; KR 1911, 255 (W); WI 4, 734 (W).
- Koll**, Otto, Prof., Geh. Ob.-Finanzrat u. vortr. Rat i. preuß. Finanzminist., in d. 80er Jahren Lehrer d. Geodäsie a. d. landwirtsch. Akad. i. Poppelsdorf; * Hohenwestedt, Kr. Rendsburg 29. IX. 1851; † Berlin 21. III. — VZ 23. III. A.-A.; HC 27. III. A.-A.; GK 1912, 59; DZL 769/70; Zeitschr. f. Vermessungswes. Bd. 40, 358—63 (C. Müller).
- Kollbach**, Karl, Schulrat u. Kreisschulinsp., Schriftst. auf d. Geb. d. Naturwiss., Geogr. u. Pädagog.; * Mühlheim a. Rh. 5. X. 1858; † Remagen 27. VI. — KL 1911, 883 (W); 1912 TL; KR 1911, 252/53 (W); WI 4, 744 (W).
- Koller**, Karl, Mitgl. d. Literar. Bureaus i. Wien, früh. Red. d. „Vaterlands“; * Preßburg 5. XI. 1852; † Wien 26. X. — WI 4, 744; 6 TL.
- Komorzynski**, Johann von, *Dr. phil.*, Reg.-Rat, ao. Prof. d. Nationalökon. a. d. Univ. Wien, hat im politischen Leben Österreichs als Deutschnationaler eine Rolle gespielt; * Wien 12. VI. 1843; † Gmunden 31. VIII. — NFP 1. IX. A.-A.; BB Nr. 206 v. 5. IX.; IZ 137, 448; UK W.-S. 1912/13, 2, 526; KL 1911, 885 (W); WI 4, 745 (W); K 479.
- Koscielski**, Josef Theodor Martin von, Rittergutsbes., M. d. H., 1889—98 M. d. R., Pole; * Schl.-Sluzewo i. Polen 9. XI. 1845; † Gut Miloslaw, Kr. Konitz 22. VII. — VZ 23. VII. M.-A.; MAZ 114, 509; HH 1907, 320; RH 1893, 193; WI 4, 750.
- Kowarzik**, Joseph, Frankf. Bildhauer u. Kleinplastiker, 1905—08 Lehrer a. Städtel-schen Inst., bes. hervorr. als Medailleur; * Wien 1. III. 1860; † Cannes 14. III. — FZ 15. III. A.-Bl.; Kchr N. F. 22, 312; KFA 26, 360; MS Nachtr. 171; Alt-Frankfurt 3, 33—42 (F. Dessoiff, K. als Medailleur).
- Kozlowski**, Thomas von, Rittergutsbes., 1874—78 M. d. R., Pole; * 21. XII. 1839; † Hohensalza 13. II. — VZ 13. II. A.-A.; HPA 1877, 183.
- Krauß**, Karl Frh., k. u. k. Sektionsrat i. Obersthofmarschall-Amt; * Wien 28. IX. 1864; † das. 29. V. — FT 1909, 416; 1912, 962.
- Kreß von Kressenstein**, Georg Frh., *Dr. phil. h. c.*, Justizrat, in d. 80er Jahren einer d. Führer d. bayer. nationallib. Landespartei; * Nürnberg 20. IV. 1840; † das. 2. III. — VZT; MAZ 114, 135/36; FT 1912, 420; WI 4, 761; OA 1908/09, 816; Herald.-genealog. Blätter f. adelig. u. bürgerl. Geschlechter 7, 90 (H. v. Kohlhausen).
- Krieg**, Cornelius, *Dr. theol.*, Prof. d. Theol. a. d. Univ. Freiburg i. B.; * Weisenbach i. Murgtal 14. IX. 1839; † Freiburg 24. I. — VZ 25. I. M.-A.; KVZ 25. I. M.-A.; UK S.-S. 1911, 1, 320; AD 1, 76 (W); WI 4, 763 (W); DZL 808; KL 1911, 916 (W); KR 1911, 263/64 (W); K 500.
- Kroeck**, Hermann, Kartograph, Assist. a. Geogr. Sem. d. Univ. Heidelb., Red.-Assist. d. Geogr. Zs.; * Bockenheim 7. V. 1880; † Heidelberg 12. VIII. — GK 1912, 59; Geogr. Zs. 17, 9, 481.
- Kröner**, Adolf von, *Dr. phil. h. c.*, Geh. Kommerz.-Rat, Seniorchef d. Cottaschen Verl., Ehrenmitgl. d. Börsenver.; * Stuttgart 26. V. 1836; † das. 29. I. — BJ XVI, 247 (W. Koebner); VZ 30. I. A.-A.; T 28 (P); BB Nr. 25 v. 31. I. u. Nr. 26 v. 1. II.; W 1911, 176, 182 (P); IZ 136, 195 a (P); LE 13, 761; WI 4, 764; WJ 1911 Nehr.; Württ. Staatsanz. Nr. 25; Schwäb. Kron. Nr. 48.
- Kröner**, Johann Christian, Prof., Tier- u. Jagdmaler; * Rinteln 3. II. 1838; † Düsseldorf 16. X. — VZ 17. X. M.-A.; T 246 (P); W 1911, 1762, 1770 (P); IZ 137, 865 (A. Drossong m. P u. Ill.); WI 4, 764; DZL 811; Kchr N. F. 23, 35; KFA 27, 124; MS 2, 396; BMW 1, 772—74; SKL 539; HL 25, 318 (P); NS 17, 510—13 (H. Kraeger m. P u. Ill.).
- Kroenig**, Georg, *Dr. med.*, Prof. a. d. Univ. Berlin, dirig. Arzt d. inner. Abt. d. städt. Krankenh. a. Friedrichshain; * Potsdam 22. IV. 1856; † Berlin 15. VI. — VZ 15. VI. A.-A., 16. VI. M.-A.; W 1911, 1032, 1036 (P); UK S.-S. 1911, 2, 518; AD 3, 86 (W); Chronik d. Univ. Berlin 25, 8; PBL 915/16 (P); D. Hygiene 1911, 137 (Grawitz); DMW 1911, 1457 (Fürbringer).
- Kropatschek**, Alfred Ritter von, Feldzeugm., früh. General-Art.-Insp., Erfinder, Konstrukteur u. Organisator von Weltruf, Schöpfer d. neuen Feldgeschützes i. Österreich; * Bielitz 30. I. 1838; † Lovrana 2. V. — NFP 3. V. M.-Bl.; IZ 136, Nr. 3541, VII/VIII (P); LJ 38, 446/47; Mitteil. üb. Gegenstände d. Art.- u. Geniewesens 1, 477—85.
- Krzyzanowski**, Rudolf von, Hofkapellm. a. Weimar. Hoftheater, bek. Wagner-Dirig.; * Eger 5. IV. 1862; † Graz 21. VI. — NTA 1912, 166; Musik 2. Juli-H. S. VIII; Neue Zs. f. Musik 78, 433; NMZ 32, 403 (A. Richard); WI 4, 772; DZL 816.

- Kuehne**, Karl, Generallt. z. D., zul. Komm. d. 86. Inf.-Brig.; * Berlin 13. II. 1847; † Hamburg 5. II. — VZ 8. II. M.-A.; OA 1908/09, 838.
- Kulpe**, Wilhelm, Geh. Hofrat, Vorst. d. Behörden-Bibl. i. Dessau, 1864—94 Lehrer d. neuer. Spr.; * Bernburg 11. XI. 1840; † Dessau 25. IX. — JB 9, 102; 10, 149.
- Kuntze**, Oskar Theodor, Oberbürgerm. v. Plauen, Ehrenbürger d. Stadt, schrieb volkswirtschaftl. Schriften u. verf. Lieder; * Grimma 30. XI. 1827; † Plauen 7. II. — VZ 7. II. A.-A.; KL 1911, 936.
- Kurtscholz**, Georg, Intendantzrat, Leiter d. Neuen Stadttheaters i. Lübeck; * Neurode 25. X. 1859; † Lübeck 10. VI. — VZ 14. VI. M.-A.; Schles. Ztg. 17. VI. A.-Bl.; Musik 1. Juli-H. S. IX.; Schlesien 4, 589; W 1911, 990; WI 4, 784.
- Kuzmány**, Karl M., Kunstschriftst. u. Kritiker, früh. Germanist, Ref. f. österr. Kunst in d. »Kunst für Alle«, Ausstell.-Ref. d. Zeitschr. »Kunst u. Kunsthandwerk«, Vollender d. v. Hevesi begonn., v. Unterrichtsminist. hrg. Monogr. üb. Rud. v. Alt; * Wien 1867; † das. 25. XI. — Kchr N. F. 23, 118; KFA 27, 196 (P); ÖR 30, 159.
- Lacomé**, Gustav, Dr. ing. h. c., Wirkl. Geh. Ob.-Finanzrat, 1896—1910 vortr. Rat i. Preuß. Finanzminist.; * Berlin 21. XII. 1849; † das. 10. II. — VZ 11. II. M.-A., 12. II. M.-A.; OA 1908/09, 851.
- *Ladenburg**, Albert, Dr. phil. et med., Geh. Reg.-Rat, o. Prof. d. Chemie a. d. Univ. Breslau, Hrsg. d. großen Handwörterb. d. Chemie; * Mannheim 2. VII. 1842; † Breslau 15. VIII. — BJ XVI, 171 (E. Zerner); VZ 15. VIII. A.-A., 16. VIII. M.-A.; Schles. Ztg. 16. VIII. M.-A., 18. VIII. A.-A. (Beisetzung); Chronik d. Univ. Breslau 26, 216—21 (W. Herz); Schlesien 4, 674 (P); PF 4, 1, 825/26 (W); KL 1911, 943; WI 4, 786/87; DZL 829; K 515.
- Ladendorff**, Otto, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Schriftst. auf d. Geb. d. deutsch. Lit. u. Spr., Mithrsg. d. »Zs. f. d. deutsch. Unterricht«; * Dresden 13. VI. 1873; † Leipzig 31. VII. — Zs. f. deutsch. Wortforschung 13, 244 (F. Kluge); KL 1911, 943 (W).
- Lahner**, Andreas, Dr. theol. et phil., Domkapitular u. Sekr. d. erzbischöfl. Generalvikariats Bamberg, Kirchenhist.; * Lichtenfels i. Bay. 21. XII. 1836; † Bamberg 25. VI. — KR 1911, 272; 1912 TL.
- Landsberg**, Bernhard, Gymn.-Prof., Schriftst. auf d. Geb. d. Naturgesch., Mithrsg. d. Monatsh. f. d. naturwiss. Unterricht; * Mehlkemen i. Ostpr. 9. IV. 1856; † Königsberg 17. I. — KL 1911, 949 (W); 1912 TL.
- Lange**, F. A., Holzhändler, d. letzte Offizier d. ehem. schlesw.-holst. Marine, einer d. bek. Helden d. schlesw.-holst. Freiheitskampfes von 1848/51, der damals ein kleines Kanonenboot kommandierte, das er 1850 vor Lübeck in d. Luft sprengte, als es, auf Grund geraten, in Gefahr war, den Dänen in d. Hände zu fallen; * Apenrade 9. X. 1825; † Altona 10. I. — Kieler Ztg. 11. I. A.-A.
- Lange**, Samuel de, bed. Komponist, früh. bes. ausgez. Orgelvirtuose, hielt auch a. Stuttg. Konserv. musikgeschichtl. Vorlesungen, 1900—08 Direkt. d. Konserv., Chor- u. Orchester-Dirig.; * Rotterdam 22. II. 1840; † Stuttgart 7. VII. — Zs. d. intern. Musikges. 12, 324; Musik 1. Aug.-H. S. VI; Neue Zs. f. Musik 78, 446; NMZ 32, 423; R 308; WJ 1911 Nkr.; Württ. Staatsanz. Nr. 152; Schwäb. Kron. Nr. 312.
- Langefeld**, Willy, Opernsänger a. Stadttheater i. Würzburg; * Kassel 24. XII. 1867; † Würzburg 2. II. — NTA 1912, 157.
- Laubstein**, August, päpstl. Hausprälat, kathol. Marine-Oberpfarrer u. Garnisonpfarrer i. Kiel; * Nittritz, Kr. Grünberg 5. IX. 1845; † Kiel 25. II. — Schlesien 4, 375/76.
- *Le Feubure**, Karl, Landschaftsmaler; * München 1. I. 1847; † Bad Tölz 2. XII. — BJ XVI, 91 (H. Holland).
- Leimann**, Salomon, o. Prof. f. Sanskrit u. altind. Kultur- u. Lit.-Gesch.; * Telgte i. Westf. 25. XII. 1831; † Heidelberg 16. I. — UK S.-S. 1912, 1, 324; WI 4, 809/10 (W); DZL 853; K 532.
- Leitenberger**, Otto Franz, Schriftst. u. Dichter; * Aussig i. Böhmen. 16. VIII. 1847; † Wien 22. VII. — KVZ 30. VII. M.-A.; KR 1911, 280 (W).
- Lengerke**, Karl von, Gen.-Major a. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Komm. d. 78. Inf.-Brig., 1883 a. D.; * Marburg 12. X. 1827; † Weimar 26. XII. — VZ 29. XII. M.-A.; MZ 1912, 23; HL 26, 31.
- Lent**, Eduard, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Prof., Begr. d. »Zentralbl. f. allgem. Gesundheitspflege«, Mitbegr. d. »Deutsch. Vereins f. öffentl. Gesundheitspflege« u. d. »Deutsch. Ärztevereins-Bundes«; * Wesel 16. XI. 1831; † Köln 25. IV. — VZ 28. IV. M.-A.; DMW 37, 848, 940/41 (Pribsting m. P); MMW 58, 1253 (M. Pistor); PBL 986; HBL 3, 670; BKW 48, 827; BZ 28, 216 [Zentralbl. f. allgem. Gesundheitspf. 30, 177 (Stübben-Reichenbach); Mediz. Klinik 7, 872 (L. Bleibtreu)]; 29, 198 [Deutsche Vierteljahrsschr. f. öffentl. Gesundheitspf. 43, I—IV].
- Leopold**, Christian Gerhard, Dr. med., Prof., Geh. Mediz.-Rat, einer d. bed. deutsch. Frauenärzte, Direkt. d. Frauenklinik i.

- Dresden; * Meerane i. Sa. 24. II. 1846; † Ob.-Beerenburg b. Kipsdorf i. Erzgebirge 12. IX. — VZ 14. IX. A.-A.; IZ 137, 538/39 (P); DMW 37, 1853/54 (Marschner m. P); MMW 58, 2222/23 (E. Vogt); BKW 48, 1870/72 (Th. Leiseritz); W 1911, 1588, 1592 (P); PBL 988 (P); HBL 3, 674; BZ 29, 198 [Archiv f. Gynäkol. 95, I—IV; Zentralbl. f. Gynäkol. 35, Nr. 42 Beibl.; Mediz. Klinik 7, 1717 (Brandenburg); Monatsschr. f. Geburtshilfe u. Gynäkol. 34, VII—XIV (A. Richter); Zeitschr. f. d. ges. Hebammenwes. 3, 193; Handb. d. Neurologie 2, 715].
- Lessing**, Karl Robert, Geh. Justizrat, Landger.-Direkt a. D., Bes. d. Voss. Ztg., Großneppe Gotth. Eph. Lessings; * Poln.-Wartenberg 11. IX. 1827; † Berlin 28. I. — VZ 28. I. A.-A.; IZ 136, 190 (P); W 1911, 182 (P); LE 13, 761; DJZ 16, 267; JSG 1911 Nehr. 16—21 (R. Salinger).
- Letocha**, Paul, Geh. Justizrat, früh. M. d. R. u. M. d. A., Zentr.; * Radzionkau i. Ob.-Schles. 17. I. 1834; † Ziegenhals 5. II. — VZ 6. II. A.-A.; T 34 (P); HA 1899, 274; RH 1898, 222.
- Liebermann von Sonnenberg**, Max Hugo, seit 1890 M. d. R., Mitbegr. d. deutsch-sozialen Partei, Begr. d. »Deutsch. Volksztg.« u. d. »Deutschsozial. Blätter«, früh. Offizier, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., schrieb s. Erinnerungen an d. Krieg 1870/71 u. d. Tit. »Aus d. Glückszeit meines Lebens«; * Weißwasser i. Westpr. 21. VIII. 1848; † Berl.-Schlachtensee 18. IX. — VZ 19. IX. M.-A.; T 222 (P); W 1911, 1588, 1592 (P); RH 1907, 314/15, 466 (P); KL 1911, 993; WI 4, 833; Akad. Blätter 26, 219 (E. Hunkel).
- Linden**, Ada, (Pseud.), s. Förster, Luise.
- Lippert**, Julius, *Dr. phil.*, Prof., Lehrer f. Haussa, Ful u. Arabisch a. Oriental. Sem., Bibliothekar d. Sem. u. Direkt.-Assistent; * Stameitschen, Kr. Gumbinnen 9. IX. 1866; † Berlin 21. VI. — VZ 25. VI. M.-A.; KL 1911, 1010 (W).
- Loeben**, Konrad von, Gen.-Major a. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Kommand. d. 92. Inf.-Reg.; * Pulsberg 16. I. 1852; † Ballenstedt 4. IV. — VZ 8. IV. M.-A.; OA 1908/09, 911.
- Loës**, Karl, Senatspräs. a. Oberlandesger. zu Karlsruhe; * Oberöwisheim b. Bruchsal 7. I. 1844; † Karlsruhe 22. V. — BJ XVI, 71 (Heydweiller).
- Löwenhardt**, Felix, *Dr. med.*, bed. Urologe, verf. zahlr. Schriften; * Brandenburg a. H.; † Breslau 28. X. — JSG 1911 Nehr. 21—23.
- Löga**, Hermann von, Rittergutsbes., M. d. H.; * Wichorsee i. Westpr. 18. XI. 1859; † das. 6. XI. — VZ 9. XI. M.-A.; HH 1907, 323; WI 4, 855.
- Lohmann**, Albert, Jusitzrat, 1893—95 M. d. A., Zentr.; * Brilon 29. IV. 1832; † das. 11. VI. — VZ 14. VI. M.-A.; KVZ 13. VI. A.-A.; HA 1894, 278.
- Lohmeyer**, Karl Ferdinand, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, ao. Prof. d. Chirurgie a. d. Univ. Göttingen; * Göttingen 26. XII. 1826; † das. 4. III. — WK S.-S. 1911, 1, 320; DMW 37, 510; Chronik d. Univ. Göttingen 1910, 8/9 (A. Cramer); PBL 1040; K 565.
- Lorenz v. Libernau**, Josef Ritter von, *Dr. phil.*, früh. Sektionschef i. Ackerbauminist., bek. als Klimatologe u. Bodenkundler; * Linz 1825; † Wien 13. XI. — GK 1912, 60.
- ¹⁾**Lubliner**, Hugo, (Pseud.: Hugo Bürger), bek. Lustspieldichter; * Breslau 22. IV. 1846; † Berlin 19. XII. — VZ 19. XII. A.-A.; T 300 (P); W 1911, 2190 (P); IZ 138, 20/21 (Th. Kappstein), 40 (P); LE 14, 587; BW 14, 1, 302; NTA 1913, 154; KL 1911, 1032 (W); DZL 903/04.
- Lucadou**, Paul A r m a n d von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., früh. Adjut. d. Kronprinzen Friedrich Wilhelm u. Kaiser Wilhelms I., 1875—84 Komm. v. Frankfurt a. M.; * Berlin 15. VI. 1826; † Baden-Baden 23. IX. — VZ 26. IX. M.-A.; Schles. Ztg. 27. IX. M.-A.; MZ 1911, 554; LJ 38, 447.
- Lucas**, August, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, Prof. u. Direkt. d. Ohrenklinik a. d. Univ. Berlin; * Berlin 24. VIII. 1835; † Berl.-Grunewald 17. III. — VZ 18. III. M.-A.; W 1911, 554 (P); WMW 61, 991; Chronik d. Univ. Berlin 24, 8; HBL 4, 54; PBL 1050/51 (P); AD 3, 273/74 (W); WI 4, 861 (W); DZL 904; K 570; BZ 28, 220 [Archiv f. Ohrenheilkde 85, I—XII (B. Heine); Mediz. Klinik 7, 557 (Claus); Monatsschr. f. Ohrenheilkde. u. Laryngo-Rhinol. 45, 369 (F. Großmann)]; 29, 202 [Beitr. z. Anat., Phys., Pathol. u. Ther. d. Ohren... 4, V—X (F. Großmann); Zeitschr. f. Ohrenheilkde. 63, III (H. Claus)].
- Lucke**, Hans von, Landschaftsdirekt. d. Görtitzer Fürstent.-Landsch., Mitgl. d. Prov.-Aussch. u. nichtständ. Mitgl. d. Reichsvers.-Amts, 1879—85 u. seit 1908 M. d. A., konserv.; * Mückenhain b. Rothenburg O.-L. 16. X. 1842; † das. 16. II. — VZ 17. II. M.-A.; OA 1908/09, 926.
- Lueger**, Otto, *Dr. ing. h. c.*, Prof. d. Wasserbaues a. d. Techn. Hochsch. i. Stuttg., Hrsg. d. »Lexikons d. ges. Technik«;

¹⁾ Irrtümlich schon in d. TL f. 1910 aufgenommen.

- * Thengen i. Baden 13. IX. 1843; † Stuttgart 2. V. — VZ 2. V. A.-A.; IZ 136, 1018 (P); DBZ 45, 1, 320; WJ 1911 Nekr.; Schwäb. Kron. Nr. 201; DZL 908; K 575; Gesundheitsingenieur 34, 365.
- Lüppertz**, Wilhelm, Baßbariton a. Stadttheater i. Leipzig u. hervorr. Oratorien-sänger; * Krefeld 28. VII. 1877; † Leipzig 17. III. — NTA 1912, 158.
- Lyon**, Otto, *Dr. phil.*, Prof., Stadtschulrat, Hrsg. d. *Zs. f. d. deutsch. Unterrichte; * Spittewitz b. Meißen 10. I. 1853; † Dresden 12. VII. — WI 4, 871 (W); 6 TL; KL 1911, 1043/44.
- Mager**, Bernhard, *Dr. iur.*, Geh. Ob.-Reg.-Rat, Vizepräs. d. Berl. Prov.-Schul-Kolleg.; * Stralsund 8. I. 1857; † Berlin 25./26. XII. — VZ 27. XII. A.-A.; Blätter f. höher. Schulwes. 29, 2.
- Magnus**, Rudolf, *Dr. med.*, Schriftst. auf d. Geb. d. Biologie, Philos. u. Mediz.; * Hamburg 18. V. 1874; † Berlin 29. IV. — KL 1911, 1049 (W); 1912 TL.
- * **Mahler**, Gustav, ber. Komponist u. Dirigent, früh. Direkt. d. Wiener Hofoper; * Iglau 7. VII. 1860; † Wien 18. V. — BJ XVI, 3 (G. Adler); VZ 19. V., 21. V. M.-A. (Th. Spiering, 2 Jahre mit G. M. i. New York); NZ 20. V. (P. Bekker); T 119 (P), 125 (E. Bienenfeld); HC 19. V. A.-A. (M. Loewengard); NFP 19. V. M.-Bl. (I. Korngold—H. Gregor — A. Frh. v. Berger); WI 4, 879; DZL 919; W 1911, 861 (O. Keller m. P); MAZ 114, 346/48 (P. Busching); IZ 136, 1169/70 (A. Smolian m. P); AMZ 1911, 588/89 (P. Schwerts m. P), 1230/31 (E. Schmitz, Münch. Gedenkfeier f. G. M.); NMZ 32, 349/50 (P. Stefan u. L. Androm. P); Neue Zs. f. Musik 78, 357 (L. Frankenstein); Zs. d. intern. Musikgesellsch. 12, 293; NTA 1912, 57—61 (P. Stefan m. P); KW 24, 3, 313—16 (R. Batka); BW 13, 2, 299—301 (J. Reitler m. P); Deutsche Arbeit 11, 30—38 (F. Adler m. P); ÖR 27, 406—08 (Bach); Südd. Monatsh. 9, 1, 488—96 (E. Kilian, M.s Karlsruher Erinnerungen); März 1911, 3, 384 (F. Stössinger); Sozialist. Monatsh. 15, 2, 800/01 (H. Leichtentritt); Hilfe 1911, 329/30 (Zschorlich m. P); R 859; BZ 28, 226 [Daheim 47, 38 (F. Pfohl)]; Signale f. d. musikal. Welt 1911, 783 (A. Spanuth); Gegenwart 1911, Nr. 22 (A. Schreiber, M. in memoriam); 29, 209 [D. Aar Juli-H. 477 (M. Hermann); Hochland Juli-H. 480 (E. Schmitz); Türmer Juli-H. 553—62 (K. Storck); Westerm. Monatsh. Juli-H. 764 (W. Paetow); Xenien 1911, 20 (P. Riesenfeld); Musik Jg. 10, Aug.-H. 143—53 (E. Decsey, Stunden m. M.); Signale f. d. musikal. Welt 1911, 1027 (J. Stransky), 1685 (Gedächtn.-Feier)].
- Malotki**, Hermann von, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 4. Inf.-Brig.; * Friedrichsfelde 24. XII. 1830; † Naumburg 14. IX. — VZT; OA 1908/09, 945; MZ 1911, 542.
- Mannhardt**, Heinrich Emil, bek. Vertr. d. amerik. Deutschtums, deutsch-amerik. Geschichtsforscher, Hrsg. d. deutsch-amerik. Geschichtsbl., Schriftf. d. D.-A. Hist. Ges. v. Illinois, früh. lange Zeit Red. d. großen Chicagoer Sonntagsblatts; * Danzig 22. II. 1841; † Chicago 18. IV. — DAG 11, 124—128 (P); DE 11, 33/34 (P).
- Manz**, Wilhelm, Geh. Hofrat, früh. Prof. d. Augenheilkde. a. d. Univ. Freiburg i. B.; * Freiburg i. B. 29. V. 1833; † das. 21. V. — VZ 21. IV. A.-A., 22. IV. M.-A.; DMW 37, 1317/18 (Th. Axenfeld m. P); MMW 58, 1313—15 (Th. Axenfeld); PBL 1088/89 (P); HBL 4, 121; IZ 136, 827, 830 (P); DZL 926/27; K 583.
- Marcus**, Viktor Wilhelm, *Dr. iur.*, Senator, 1907 Präs. d. Senats, reg. Bürgerm. v. Bremen; * Köln 9. VII. 1849; † Dresden (Weiß. Hirsch) 16. XI. — VZ 18. XI. M.-A.; W 1911, 1979 (P); IZ 137, 1044 (W. Ehlers m. P); WI 4, 6.
- Marcuse**, Siegbert, *Dr. med.*, San.-Rat, Stabsarzt a. D., bes. verdient um d. Standesinteressen d. Ärzteschaft, 2. stellvertr. Vors. u. 1. Schriftf. d. Berl.-Brandenb. Ärztekammer; * 30. VIII. 1844; † Berlin 24. VII. — DMW 37, 1408; OA 1908/09, 952.
- Marschall**, Godfried, *Dr. theol.*, Weihbischof; * Neudorf i. Niederösterreich. 1. X. 1840; † Wien 23. III. — KVZ 23. III. A.-A.; W 1911, 118 (P); IZ 136, 592 (P); ÖR 27, 249.
- Marx**, Heinrich, *Dr. theol.*, Weihbischof i. Breslau; * Antonia, Kr. Oppeln 3. I. 1835; † Breslau 25. VIII. — Schles. Ztg. 28. VIII. A.-A.; Schlesien 5, 96; WI 4, 894.
- Masadek**, Franz, Schriftst. u. Feuilletonist; * Wien 4. X. 1840; † das. 6. IV. — KL 1911, 1068; 1912 TL.
- Masing**, Berthold, Direkt. d. Schiffswerft *Kette* i. Übingau b. Dresden, auf der er d. 1. staatlich unterstützte Versuchsstation schuf, die d. deutsch. Schiffb. v. großem Nutzen war; * Mustel auf d. Insel Ösel i. Gouv. Livland 3. X. 1849; † Dresden 25. IV. — JSTG 13, 88—90.
- May de Madiis**, Alexis Frh., bed. Geologe, der große Verdienste um d. Bergbau i. Kärnten hat, Gründer d. *Carinthia-Gewerkschaft*; * Schl.-Schöffland b. Bern 13. XI. 1852; † Villach 20. III. — Carinthia 1911, 2, 195—98 (R. Canaval).

- Mayr, Heinrich**, *Dr. phil. et oec. publ.*, Prof. f. Forstwiss. a. d. Univ. München, bes. Kenner d. Japan. u. Nordamerik. Waldungen, begleitete 1902 d. Prinzen Rupprecht v. Bayern auf s. Reise um d. Erde; * Landsberg a. Lech 29. X. 1854; † München 24. I. — VZ 1. II. M.-A.; Chronik d. Univ. München 1910/11, 9; UK S.-S. 1911, 1, 320; BZ 28, 230 [Zentralbl. f. d. ges. Forstwes. 37, 239 (Schüpfer); Forstwiss. Zentralbl. 33, 241—47 (L. Fabricius); Allgem. Forst- u. Jagdztg. 81, 215 (Bauer); Deutsche landwirtsch. Presse 1911, Nr. 9], 29, 214 (Mitteil. d. dendrolog. Gesellsch. 1911, 451 (P. v. Schwerin)].
- Mayreder, Julius**, Wiener Architekt, Erbauer d. Kreuzherrenhofes auf d. Wieden, hat e. Projekt f. e. Generalregulierungsplan von Wien ausgearbeitet; * 1860; † Wien 16. I. — ÖR 26, 405; IZ 136, 146; DBZ 45, 1, 52; Zeitschr. d. österr. Ingen.- u. Architekten-Vereins 63, Nr. 10 (A. Kirstein).
- Meier, Ernst von**, *Dr. iur. et phil.*, Geh. Ob.-Reg.-Rat, 1888—94 Kurator d. Univ. Göttingen, früh. a. d. Univ. Marburg, staatswiss. u. jurist. Schriftst., am bed. sind s. Forschungen üb. d. Stein-Hardenb. Reform u. üb. d. Einfluß d. französ. Revolution auf Stein; * Braunschweig 12. X. 1832; † Berlin 21. IV. — VZT; KL 1911, 1084 (W); OA 1908/09, 975.
- Meinhardt, Adalbert**, (Pseud.), s. Hirsch, Marie.
- Meinke, Ernst**, Geh. Reg.- u. Schulrat a. D., Pfarrer d. ev.-ref. Gem. i. Frankfurt a. O., als Pädagoge u. Psychologe von Bedeutung, bek. ist s. Lehrbuch d. Relig.-Unterrichts an Seminaren, Mithrsg. d. Jahrb. »Aus Höhen u. Tiefen«; * Cörlin 29. VI. 1844; † Frankfurt a. O. 16. VIII. — KJ 39, 438; KL 1911, 1088 (W).
- *Menger, Max**, Edler v. Wolfensgrün, *Dr. iur.*, Hof- u. Gerichts-Advokat, 1874—1901 Reichsr.-Abg., 1870—95 Mitgl. d. Schles. Landt., schrieb üb. d. Wahlreform von 1873 u. üb. d. Böhm. Ausgleich; * Neu-Sandec i. Galizien 10. IX. 1838; † Mondsee 30. VIII. — BJ XVI, 221 (R. Charmatz); NFP 30. VIII. A.-Bl., 31. VIII. M.-A.; KL 1911, 1095; WI 4, 1914.
- Mensing, Franz**, Vizeadm. z. D., zul. Komm. v. Helgoland, 1894 z. D.; * Bückeburg 6. XII. 1843; † Wiesbaden 23. IV. — VZ 24. IV. A.-A.; W 1911, 690, 692 (P); Ü 13, 625; OA 1908/09, 983.
- Merguet, Hugo**, *Dr. phil.*, Gymn.-Prof. a. D., Schriftst. auf d. Geb. d. klass. Philol. u. vergl. Sprachwiss.; * Pillau 1841; † Dresden-Striesen 1. VII. — KL 1911, 1098 (W); 1912 TL.
- Merk, Karl H.**, Ingenieur i. Rostow a. Don, hervorr. Techniker, auch schriftst. hervorgetreten; * Thengen i. Bad. 26. VII. 1875; † Neuenahr 20. VII. — JSTG 13, 99.
- Merkl, Rudolf** Frh. von, k. u. k. Geh. Rat, Feldzeugm. i. R.; * Wien 28. III. 1831; † das. 22. I. — ÖR 26, 488; FT 1909, 527.
- Merkl (Merkl v. Reinsee)**, Thaddäus Frh., k. u. k. Reichsger.-Rat u. Präs. d. niederösterreich. Handels- u. Wechselger. a. D.; * Kremsier 23. IX. 1812; † Wien 24. VIII. — FT 1909, 528; 1912, 963.
- Messerschmidt, Leopold**, *Dr. phil.*, Kustos d. Vorderas. Abt. d. Kgl. Museen; * Berlin 29. VIII. 1870; † das. 10. III. — VZ 15. III. M.-A.; KL 1911, 1101 (W).
- Meyer, Adolf** Bernhard, *Dr. med.*, bis 1906 Direkt. d. kgl. Zoolog. u. Anthropolog.-Ethnogr. Mus. i. Dresden, Forscher auf d. Geb. d. Zoolog., Autorität i. Fragen d. Museumstechnik; * Hamburg 11. X. 1840; † Berlin 5. II. — VZ 8. II. M.-A.; GK 1912, 60; PM 57, 135; DRG 33, 394; KL 1911, 1105/06 (W); WI 4, 922 (W).
- *Meyer, Christian Friedrich**, *Dr. theol.*, Geh. Kirchenrat, Superint. einer d. Führer d. Ev. Bundes; * Annaberg i. Sa. 20. X. 1840; † Zwickau 23. VIII. — BJ XVI, 217 (C. Fey); VZ 23. VIII. A.-A.; T 207 (A. Brausewetter); W 1911, 1458, 1466 (P); Bursch. Bl. 26, 26 (P); ELK 44, 839; KJ 39, 438; WI 4, 924 (W); KL 1911, 1108; DZL 957; Neues sächs. Kirchenbl. 1911, Nr. 41 (H. Guthe), Nr. 36 (N); Evang. Kirchenztg. f. Österreich 1911, 279; Reformation 1911, Nr. 42 (W. Ilgenstein).
- Meyer, Friedrich**, Malerm. i. Bielefeld, Vors. d. Handwerkskam., seit 1903 M. d. A., konserv.; * Steinhagen i. Westf. 24. X. 1840; † Bielefeld 8. I. — VZT; Reformation 1911, 668/69 (W. Ilgenstein); OA 1908/09, 998; HA 1908, 411, 486 (P).
- *Meyer-Frauenfeld, Johannes**, *Dr. phil. h. c.*, Kantonsarchivar u. Bibliothekar, Lehrer d. deutsch. Spr. u. Gesch. a. d. Kantonschule i. Frauenfeld, Präs. d. Hist. Vereins d. Kant. Thurgau, Schriftl. d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees; * Rüdlingen, Kant. Schaffhausen 11. XII. 1835; † Frauenfeld 8. XII. — BJ XVI, 182 (J. Schaltegger); ASG 44, 372; Thurg. Beitr. z. vaterl. Gesch. H. 52 (G. Büeler m. W); Wächter 1911, Nr. 284; Neue Zür. Ztg. Nr. 343, 4. M.-Bl. (J. Wälli).
- Michaelis, Wilhelm**, *Dr. phil.*, Prof., bek. Chemiker u. Forscher, dem d. Wiss. u. Technik d. Zementindustrie ihre Grundlage verdanken; * Magdeburg 15. X. 1840; † 13./14. V. — SE 31, 1, 907 (H. Passow m. P).

- Michel, Julius von**, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, o. Prof. d. Augenheilkde. u. Direkt. d. Augenklinik a. d. Univ. Berlin; * Frankenthal i. d. Pfalz 5. VII. 1843; † Berlin 28. IX. — VZ 29. IX A.-A., 30. IX. M.-A.; T 232 (P); IZ 137, 561 (P); W 1911, 1676 (P); AD 3, 251 (W); WI 4, 931 (W); KL 1911, 1119 (W); DZL 966; Chronik d. Univ. Berlin 25, 6; PBL 1134/35 (P); HBL 4, 234; DMW 37, 1856, 2047/48 (Helbron m. P); MMW 58, 2277/78 (Vollert); BKW 48, 1958/59 (L. Bach); K 618; BZ 27, 217 [Mediz. Klinik 7, 1601 (C. Adam); Zentralbl. f. prakt. Augenheilkde. 35, 290—95; Klin. Monatsbl. f. Augenheilkde. 49, 661 (Th. Axenfeld); Zeitschr. f. Augenheilkde. 26, I. (Kuhnt)].
- Mickoleit, Kurt**, (Pseud.: A. K. T. Tielo), *Dr. phil.*, Schriftst. u. Lyriker; * Tilsit 11. VIII. 1874; † Berl.-Pankow 24. VIII. — VZ 24. VIII. A.-A.; Schles. Ztg. 26. VIII. M.-A. (Ein Heimatdichter); T 201 (P); LE 13, 1783; 14, 45; KL 1911, 1121; DZL 966.
- Middeldorf, Willi**, kgl. Baurat, Baudirekt. d. Emscher Genoss. i. Essen, führte d. Emscherregulierung durch; * Eickel b. Wanne 19. III. 1858; † Essen 24. VIII. — DBZ 45, 600; ZB 1911, 447 (Unger m. P).
- Mieg, Mathieu**, ehem. Großindustr. i. Mülheim i. E., Mitbegr. d. dortig. »Industriellen Gesellschaft« u. insbes. Förderer des von d. Ges. unterhaltenen vaterländ. Museums, auch auf anderen Gebieten d. Volkswohlfahrt sehr rührig; † Mülhausen i. E. 1. I. 62 J. alt. — AF 49, 128.
- Mikus-Buchberg, Viktor von**, Gen. d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1866 Lt., 70 Generalst.-Offizier b. 7. A.-K., bis 88 i. Generalst., 1889/90 Komm. d. 2. G.-G.-Reg., 90 Oberquartierm. i. Generalst., dann Komm. d. 8. Div., 98 komm. General d. 7. A.-K., 1900 z. D.; * Rawitsch 18. X. 1842; † Baden-Baden 15. VIII. — VZ 21. VIII. M.-A.; MZ 1911, 486; AF 49, 448.
- Mitscherlich, Alfred**, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat, Oberstabsarzt a. D., früh. Prof. a. d. Univ. Berlin; * Heidelberg 1832; † Berlin 3. VII. — VZ 3. VII. A.-A.; W 1911, 1116.
- Möller, Timm**, stellvertr. Chefred. a. d. Altonaer Nachr., viele Jahre 1. Vors. d. Freis. Volksp. i. Altona; * Kellinghusen 2. XI. 1851; † Altona 25. XII. — VZ 28. XII. M.-A.
- Mülhausen, Hermann**, Wirkl. Geh. Rat, 1898—1903 Direkt. d. Verkehrsabt. i. Preuß. Minist. d. öffentl. Arbeiten, seitdem Aufsichtsrat bei d. Berlin. Straßenb.-Ges.; * Köslin 19. X. 1846; † Sterzing 1. VIII. — Reichsanz. Nr. 181 v. 3. VIII.; OA 1908/09, 1017; Zeitschr. d. Vereins deutsch. Eisenb.-Verw. Jg. 51, 977.
- Mohn, Paul**, Prof., früh. Direkt. d. Berl. Kunstschule, Illustrator v. Märchen- u. Kinderbüchern in d. Art Ludw. Richters, dessen Schwiegersohn er war; * Meissen 17. XI. 1842; † Berlin 21. II. — IZ 136, 380; KW 24, 2, 414/15 (Avenarius); Kchr N. F. 22, 260; KFA 26, H. 13, Beil., VII; MS 3, 221; BMW 2, 64/65.
- Monschaw, Rudolf** Ritter u. Edler von, Gutsbes., 1882—92 M. d. A., Zentr.; * Scheuern 25. II. 1825; † Goch 30. III. — VZT; OA 1908/09, 1019; HA 1886, 253.
- Montbé, Alban von**, sächs. Gen. d. Inf., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1839 Eintritt in d. Armee, 66 Generalst.-Offizier, 70/71 Oberst u. Generalm., 73 Komm. d. 24. Div., 85 z. D.; * Dresden 6. III. 1821; † das. 28. I. — VZ 30. I. A.-A.; Schles. Ztg. 1. II. M.-A.; MZ 1911, 79; LJ 38, 448; MW 1911, 579/80; DZL 981/82.
- Moser-Steinitz, Marie von**, geb. Moser, ehem. Opernsängerin, bes. hervorr. als Wagner-Sängerin, 1873—80 a. Prager Landestheater, vermählt mit d. Gen. d. Inf. Ed. Ritter v. Steinitz; * Wien 1848; † das. 17. V. — NTA 1912, 163; EG 693; Neue Zs. f. Musik 78, 371.
- Mosler, Karl Friedrich**, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, Prof. a. d. Univ. Greifswald, 1864—99 Direkt. d. Mediz. Klinik; * Ortenberg 8. III. 1831; † Greifswald 8. I. — DMW 37, 128; Chronik d. Univ. Greifswald 25, 8—10; PBL 1162/63; HBL 4, 292; K 631; Mediz. Klinik 7, 247 (Peiper).
- Mosse, Emil**, Zeitungsverl., früh. langj. Mitinh. u. Mitleiter d. Fa. Rud. Mosse, Mitgl. d. Vorst. d. Berl. Kaufleute u. Industriellen; * Posen 1. II. 1854; † Berlin 14. II. — IZ 136, 326 (P); Allg. Ztg. d. Judent. 1911, 87 (P); W 1911, 306, 310 (P).
- *Mottl, Felix**, Geh. Hofrat, kgl. bayer. Generalmusikdirekt. i. München, hervorr. Dirigent, Schüler u. Mitarb. R. Wagners; * Unter-St.-Veit b. Wien 24. VIII. 1856; † München 2. VII. — BJ XVI, 72 (A. Ettlinger); VZ 3. VII. M.-A.; T 154 (K. Krebs), 155 (P); MAZ 114, 457/58 (P. Busching), 477/78 (F. M. i. Karlsruhe); IZ 137, 14 (A. Smolian m. P); W 1911, 1116, 1122; T 1912, 178 (v. Vignau, Persönl. Erinnerungen an F. M.); ÖR 28, 184—86 (H. Frh. v. d. Pfordten); Türmer Jg. 17, H. 11 (K. Storck); März 1911, 2, 83/84 (H. Scholz); Sozialist. Monatsb. 15, 2, 997/98 (H. Leichtentritt); KW 24, 4, 159—62 (R. Batka); NTA 1912, 168 (P); Bayreuther Bl. 34, 272 (H. v. Wolzogen), 273/74 (A. Höfler, Erinnerungen an F. M.s erstes

- Wirken i. Wiener akad. Wagner-Verein); BW 19, 2, 380/81 (G. Schaumberg m. P); AMZ 1911, 742; Musik 40, 109/110 (E. Istel), 179—81 (M.-Nekrologie); Zs. d. Intern. Musikges. 12, 323/24; Neue Zs. f. Musik 78, 422/23 (W. Goetz m. P), 451—54 (Erinnerungen an F. M.); NMZ 32, 409—12 (A. Richard), 412 (Trauerfeier i. München — Feuerbestattung i. Ulm), 413/14 (L. Pohl, Anekdotisches aus F. M.s Leben); Südd. Monatsh. Aug.-H. 254 (W. Braunfels), Jan.-H. 1912, 488—96 (E. Kilian); R.-Wagner-Jahrbuch 4, 202—09 (W. Krienitz).
- Müller, Eugen von**, General d. Art., langj. Flügel- u. Generaladjut. d. Großh. Friedrich v. Baden, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1864 Lt., 68 Ob.-Lt., 70—72 auf d. Kriegsakad., 73—75 i. Gr. Generalst., 75 Hauptm., 77 Lehrer a. d. Art.- u. Ing.-Schule, 84 Major u. Flügeladjut. d. Großh. v. Baden, 90 Oberstlt., 93 Oberst, 97 Generalm., 1900 Generallt. u. Generaladjut., 04 Gen. d. Art., 08 z. D.; * Pforzheim 2. VI. 1844; † Karlsruhe 7. I. — VZ 10. I. M.-A.; W 1911, 168 (P); WI 4, 958; DZL 994.
- Müller, Georg**, Prof., Landschaftsmaler; * Breslau 5. IX. 1856; † Schmiedeberg i. R. 20. X. — Schles. Ztg. 21. X. A.-A.; Kchr N. F. 23, 53; KFA 27, 148; MS 3, 268 BMW 2, 109; Schlesien 5, 142—44 (P).
- Müller, Karl Friedrich**, Dr. phil., Prof., Gymn.-Oberl. i. Kiel, Reuterforscher, auch auf d. Geb. d. klass. Philol. vielfach literar. tätig, hat sich auch um d. Pflege d. Musiklebens u. um d. Einrichtung von Volksunterhalt.-Abenden mannigfache Verdienste erworben; * Aurich 28. VII. 1844; † Kiel 18. IV. — VZ 19. IV. M.-A.; LE 13, 1207; KL 1911, 1148 (W).
- *Müllner, Laurenz**, Dr. phil., Prof. d. Philos. u. Ästhetik a. d. Univ. Wien; * Groß-Grillowitz i. Mähr. 29. VII. 1848; † Meran 28. XI. — BJ XVI, 129 (J. Prenner); VZ 29. XI. A.-A.; KL 1911, 1163; KR 1912, 369 (W); WI 4, 966.
- Münsterberg, Emil**, Dr. iur., Stadtrat, Leiter d. Berlin. Armenwesens, früh. Bürgerm. v. Iserlohn, Reorganisator d. Hamburg. Armenwesens; * Danzig 13. VII. 1855; † Berlin 25. I. — VZ 25. I. A.-A.; T 24 (P); DJZ 16, 266 (Köhne); Hilfe 1911, 66; AF 49, 126/27; KJ 38, 663; KL 1911, 1166 (W); P. Felisch, Gedächtnisrede auf Stadtr. Dr. E. M. Leipzig 1911; Blätter f. Hamburg. Armenwes. 1911, 11; Concordia Jg. 18, 69 (A. Levy); Mediz. Reform 19, 53 (R. Lennhoff); Volkswohl 1911, Nr. 7; Zeitschr. f. Armenwes. Jg. 12, 34—39.
- Muesch, Leo**, Bildhauer, bes. bekannt s. Jubiläums-Brunnen i. Elberfeld u. s. Peter-Cornelius-Brunnen i. Düsseldorf; * Düsseldorf 26. II. 1846; † das. 6. I. — KFA 26, 240; MS 3, 268.
- Muff, Christian**, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Prof., Rektor d. Kgl. Landesschule Pforta u. o. Hon.-Prof. f. Pädag. u. klass. Philol. a. d. Univ. Halle, ausgez. Schulmann; * Treffurt a. d. Werra 14. VIII. 1841; † Naumburg 6. IV. — VZ 7. IV. M.-A.; IZ 136, 696 (P); KL 1911, 1143/44 (W); KJ 38, 662; WI 4, 968 (W); Chronik d. Univ. Halle f. 1911/12, 6—10; Humanist. Gymn. 22, 99—103 (G. Uhlig); Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 28, 457—74 (Br. Kaiser); JAW Biogr. Jahrb. 1912, 145 ff.; Ecce d. Kgl. Landesschule Pforta f. Chr. M. Naumburg a. S. 1911; Pahncke, Ein Gedenkbl. auf Chr. M.s Grab. Predigt. o. O. u. J.; Fr. Polack, Erinnerungen an einen Unvergesslichen. Gedenkbl. auf d. Grab d. Dr. Chr. M. o. O. u. J.
- Munzinger, Karl**, Dr. phil., Dirig. d. Berner Liedertafel, d. Cäcilienvereins u. d. Musikgesellschaft, Direkt. d. Musikschule i. Bern, Komponist von Chorwerken, hochverdient um d. Entwicklung d. Berner Musiklebens; * Balsthal, Kant. Solothurn 23. IX. 1842; † Bern 10. VIII. — Musik 1. Sept.-H. S.VII; Neue Zs. f. Musik 78, 507; R 963.
- Nagel, Wilibald**, Dr. med. et rer. nat., Prof. u. Direkt. d. Physiolog. Instituts a. d. Univ. Rostock; * Tübingen 19. VI. 1870; † Rostock 13. I. — DMW 37, 176, 461/62 (W. Trendelenburg m. P); BKW 48, 366/67 (R. du Bois-Reymond); UK S.-S. 1911, 1, 320; AD 3, 39; DZL 1005/06; Wiener klin. Wochenschr. 24, 217 (Durig).
- Nagele, Anton**, Realschul-Direkt. a. D., Feuilletonist u. Schriftst. auf d. Geb. d. Geschichte, Polit. u. Pädag.; * Bozen 1. XI. 1851; † Innsbruck 28. I. — KR 1911 334 (W); 1912 TL; KL 1911, 1173.
- Natzmer, Friedrich Ernst von**, Gen.-Lt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 13. Div. i. Münster, 06 z. D.; * Raden 27. II. 1852; † Berl.-Charlottenburg 3. XII. — VZ 4. XII. A.-A., 5. XII. M.-A.; OA 1908/09, 1055.
- Negelein, Max von**, Geh. Reg.-Rat u. Landrat, seit 1898 M. d. A., konserv.; * Gr.-Strehlitz 29. IX. 1852; † Marburg 17. IV. — VZ 18. IV. M.-A.; OA 1908/09, 1058; HA 1908, 413, 487 (P).
- Neischel, Adalbert**, Dr. phil., bayer. Major a. D., bek. Höhlenforscher; * München 12. IV. 1853; † Nürnberg 13. I. — IZ 136, 146; Bayerland 22, 229 (A. Sieghardt m. P); PM 57, 81; GK 1912, 60.
- Neldel, Karl**, Baßbuffo a. Stadttheater i.

- Köln; * Hannover 22. V. 1863; † Köln 20. VI. — NTA 1912, 165; EG 712.
- Neßler**, Henry, Generalm. a. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 162. Inf.-Reg.; * Berlin 25. I. 1851; † Lübeck 16. I. — VZ 18. I. M.-A.; OA 1908/09, 1061.
- Neumann**, Johann Adalbert von, Rittergutsbes., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., seit 1879 M. d. A., konserv.; * Hanseberg 9. V. 1839; † das. 8. I. — VZ 9. I. A.-A.; OA 1908/09, 1064; HA 1908, 414, 487 (P).
- Neumann**, Julius, ehem. bad. Hofschausp., bed. Heldendarst.; * Alt-Ofen 4. VI. 1827; † Wiesbaden 7. VIII. — NTA 1912, 171/72.
- Niemeyer**, Max, *Dr. phil. h. c.*, Verlagsbuchh.; * Halle a. S. 2. VI. 1841; † das. 17. VI. — VZ 18. VI. M.-A.; DZL 1023/24; Beiträge z. Gesch. d. deutsch. Spr. u. Lit. Bd. 37, 341—47 (W. Braune); BB v. 21. VII.
- Niethammer**, Friedrich Frh. von, Wirkl. Geh. Rat, bayer. Reichsrat, Kämml. u. Stadtrat, Gesandter a. D.; * München 26. I. 1831; † Schl.-Tunzenberg b. Mengkofen i. Nied.-Bay. 4. VII. — VZT; OA 1908/09, 1075; DZL 1025/26; FT 1909, 561.
- Norman-Neruda** (Hallé), Wilma, geb. Neruda, ausgez. Geigerin, eine d. bed. Virtuosinnen d. Gegenwart; * Brünn 29. III. 1839; † Berlin 15. IV. — VZ 18. IV. M.-A.; AMZ 1911, 458/59 (O. Leßmann); NMZ 32, 335/36 (E. Honold m. P); Musik 1. Mai-H. S. VII; R 984.
- Nostitz-Rieneck**, Karl Erwein Graf, erbl. Mitgl. d. österr. Herrenh., k. u. k. Kammerh. u. Geh. Rat; * Smečna 22. VI. 1850; † Schl.-Plan b. Marienbad 2. X. — NFP 4. X. M.-Bl.; GT 1911, 46.
- Oberländer**, Heinrich, Prof., kgl. Schausp. a. Schauspielh. i. Berlin, bed. dram. Lehrer; * Landeshut 22. IV. 1834; † Berlin 30. I. — VZ 30. I. A.-A.; T 27 (P); W 1911, 176, 182 (P); Schlesien 4, 292 (P); BW 13, Nr. 10; NTA 1912, 156/57 (P); WI 4, 1003; KL 1911, 1212 (P); DZL 1036.
- Oberländer**, Philipp von, österr. Großindustr., bek. Jäger, bes. Tropenjäger u. Jagdschriftst.; * Hronov 1865; † Lavalie b. Chartum i. Sudan 3. II. — ÖR 27, 171; T 66 (P).
- Oertzen**, Anton, Großh. Mecklb. Oberforstm. a. D., 1887—92 M. d. R., konserv.; * Roggow 7. XI. 1836; † Rostock 28. II. — VZT; OA 1908/09, 1100; HPA 1887, 199; UT 1914, 614.
- Oertzen**, Gustav von, früh. deutsch. Generalkonsul i. Havre; * Kittendorf 23. I. 1836; † Dresden 22. XI. — VZ 6. XI. A.-A.; UT 1914, 631.
- Oertzen**, Karl von, Gen.-Lt., Komm. d. 22. Div.; * Stralsund 8. III. 1852; † Kassel 12. XI. — VZT; OA 1908/09, 1099; UT 1914, 621.
- *Oettili**, Samuel, *Dr. theol. h. c.*, Geh. Konsistorialrat, bis 1908 Prof. d. Theol. a. d. Univ. Greifswald; * St. Gallen 29. VII. 1846; † Illenau i. Bad. 23. IX. — BJ XVI, 140 (F. Wilke); VZ 28. IX. M.-A.; ELK 44, 935; Reformation 1911, 778—81 (O. Procksch, Gedächtnisrede); KJ 39, 439; Chronik d. Univ. Greifswald 26, 6/7 (O. Procksch); WI 4, 1000 (W); KL 1911, 1236; DZL 1057.
- Oncken**, August, *Dr. phil.*, bis 1909 o. Prof. d. Nationalökonomie a. d. Univ. Bern; * Heidelberg 10. IV. 1844; † Schwerin i. M. 10. VII. — IZ 137, 149; WI 4, 1015; KL 1911, 1223 (W); DZL 1046; K 672.
- Osten-Hildebrandt**, Rosa von der, geb. Rosa Hildebrandt, früh. kgl. sächs. Hofschausp., Gattin d. bek. Heldendarst. Emil v. d. Osten; * Braunschweig 27. X. 1850; † Dresden 8. VII. — NTA 1912, 169; EG 433/34.
- Otzen**, Johannes, *Dr. phil.*, Prof. d. Architektur a. d. Techn. Hochsch. i. Berlin, Mitgl. d. kgl. Akad. d. Künste; * Siesebey i. Schlesw. 8. X. 1839; † Berlin 8. VI. — VZ 8. VI. A.-A., 9. VI. M.-A. (L. Pietsch); T 134 (P); IZ 136, 1274 (P); W 1911, 990, 992 (P); Kchr N. F. 22, 473/74; ZB 1911, 321 (Vollmer m. P); Bericht d. Techn. Hochsch. zu Berlin 1910/11, 4/5; WI 4, 1025; KJ 39, 440; DZL 1058; K 679; Berlin. Architekturwelt 14, 125 (H. Schliepmann); Neudeutsche Bauztg. Jg. 11, 329 (F. Seesselberg, E. Gedenkwort); Heimat 1912, 10 (J. Vollmer).
- Pabst von Ohain**, Rudolf, Gen.-Lt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. von Spandau, 1906 z. D.; * Berlin 6. XII. 1846; † Naumburg 27. VIII. — VZ 29. VIII. M.-A.; OA 1908/09, 1111; MZ 1911, 500; DZL 1061/62.
- *Pacher**, Ferdinand, Genre- u. Landschaftsmaler; * Reichenhall 20. II. 1852; † München 14. V. — BJ XVI, 81 (H. Holland); Antiquitäten-Ztg. 1911, 299 (P.s. Gemälde).
- *Palmié**, Charles J., Landschaftsmaler; * Oschersleben 22. X. 1863; † München 14. VII. — BJ XVI, 98 (H. Holland); VZ 16. II. M.-A.; T 168 (P); Kchr N. F. 22, 519; KFA 26, 552 (P); MS 3, 364; SKL 703; WI 4, 1030; DZL 1063.
- Palmié**, Henry, Kommerzienrat, Mitinh. d. Bankh. Günther u. Rudolph i. Dresden, gehörte d. Verw. zahlr. sächs. u. außer-sächs. A.-G. an; * Merseburg 1. V. 1844; † Dresden 21. IV. — JSTG 13, 88.
- Papke**, August, Direkt. d. Deutsch-Südamerikan. Operettentournée, ursprgl. Kapitän.

- brachte 1906 José Ferenczys Ensemble d. Berliner Zentraltheaters nach Südamerika und bildete hier nach Ferenczys Tode mit Josefine Tuscher eine eigene Gesellsch., mit der er bahnbrechend f. d. deutsche Bühnenkunst i. Südamerika wirkte; * Köslin 5. I. 1843; † Antofagasta i. Chile 5. VIII. — NTA 1912, 171.
- Pappers, Josef**, Red. d. »Volkswarte« i. Köln, Belletrist. u. pädagog. Schriftst.; * Aachen 10. VII. 1877; † Köln 22. VI. — KR 1911, 353 (W); 1912 TL.
- Paschen, Karl**, Admiral z. D., besuchte 1853 d. österr. Marineschule, trat 1867 in d. deutsche Marine ein, wo er zuletzt Chef d. Marinestation d. Nordsee war, 91 z. D.; * Schwerin 9. VI. 1235; † Kiel 24. II. — VZ 25. II. A.-A.; T 51 (P); Ü 13, 488 (P); OA 1908/09, 1116; WI 4, 1034; LA 77 (W).
- Pekrun, Otto**, Fabrikdirekt. i. Coswig, dessen Erfindergabe d. Nähmaschinenfabrikation eine große Anzahl neuartiger Arbeitsmaschinen verdankt, Erfinder d. »Pekrungetriebe«; * Dresden 1850; † Coswig 22. I. — JSTG 13, 85/86.
- Perger, Richard von**, Komponist, Musikschriftst. u. Pädagoge, Generalsekretär d. Gesellsch. d. Musikfreunde; * Wien 10. I. 1854; † das. 11. I. — IZ 136, 120; AMZ 1911, 85; NMZ 32, 203; Neue Zs. f. Musik 78, 42; R 1067; WI 4, 1043.
- *Pernat, Franz**, Bildnismaler, Schüler von Diez u. Lindenschmit; * München 4. VII. 1853; † das. 20. II. — BJ XVI, 100 (H. Holland); Kchr N. F. 22, 276; KFA 26, 336; MS 3, 406; SKL 723; MAZ 114, 147 (H. Holland); DZL 1081/82.
- Peschmann, Max**, s. Waldenburg.
- Peter, Bruno**, Dr. phil., ao. Prof. f. prakt. Astronom. u. i. Observator a. d. Univ.-Sternwarte i. Leipzig; * Weida i. Sa.-W. 11. XII. 1853; † Leipzig 21. II. — VZ 22. II. M.-A.; GK 1912, 61; PM 57, 136; PF 4, 2, 1144 (W); UK S.-S. 1911, 1, 320; WI 4, 1047.
- Peter, Gustav Jakob**, Mitgl. d. Allgem. Gesch.-forsch. Gesellsch. d. Schweiz, d. Antiqu. Gesellsch. i. Zürich, Privatdoz. f. Schweiz. Verf.-Gesch. u. Zürcher Gesch. a. d. Univ. Zürich; * Aesch b. Brimensdorf 23. VIII. 1872; † Zürich 19. VI. — ASG 44, 371; Neue Zürich. Ztg. 1911, Nr. 1702 M.-Bl. (F. Zöllinger).
- Pfaff, Hermann**, Dr. iur., Präs. d. ev. Oberkirchenrats i. Österr., Mitgl. d. Herrenh. u. Sektionschef; * Grafenort i. Preuß.-Schles. 1854; † Karlsbad 12. IV. — ÖR 27, 498; Schles. Ztg. 19. IV. A.-Bl.; Evang. Kirchenztg. f. Österreich 1911, 136.
- Pichler, Fritz**, Dr. phil., Prof. u. Vorst. d. epigr.-numism. Kabinetts a. d. Univ. Graz, Mitgl. d. Berlin. Archäolog. Ges., auch Lyriker u. Balladendichter; * Klagenfurt 7. VII. 1834; † Graz 11. XI. — VZ 13. XI. M.-A.; HV 15, 152; GK 1912, 61; KL 1911, 1278 (W); WI 4, 1060 (W); K 704.
- Pietsch, Ludwig**, Prof., Schriftst. u. Zeichner, bek. Kunstref., langj. Mitarb. d. Voss. Ztg.; * Danzig 25. XII. 1824; † Berlin 27. XI. — VZ 27. XI. A.-A., 28. XI. M.-A. (M. Rottheit, Kaiser Wilhelm u. L. P. — P. Meyerheim, Ein Abschiedswort), 29. XI. M.-A. (A. v. Werner, Meine Erinnerungen an L. P.); IZ 137, 1026 (P. Lindenberg m. P.); W 1911, 2023 (P); LE 14, 349, 479; KL 1911, 1280 (W); WI 4, 1061 (W); DZL 1102/03; KW 25, 1, 444; Kchr N. F. 23, 107; KFA 27, 196; MS 3, 437/38; BMW 2, 268; SKL 739; Zs. f. bild. Kunst Okt.-H. 1911, 26—37 (H. Mackowsky, L. P. als Zeichner m. Ill.); Heimatland 1911, 37; 1912, 55 (Beziehungen d. Schriftst. L. P. z. Eichsfelde); Nord u. Süd Jan.-H. 1912, 67—72 (A. Klaar).
- Pitner, Maximilian Frh. von**, k. u. k. Geh. Rat, österr. Admiral i. R.; * Graz 16. XII. 1833; † das. 21. X. — VZT; W GK 1911, 2, 226; FT 1909, 611.
- Piener, Hermann**, Prof., Maler; * Schw.-Gmünd 5. IV. 1863, † Stuttgart 6. I. — IZ 136, 120; Hilfe 1911, 30 (Th. Heuß); Kchr N. F. 22, 197/98; KFA 26, 240 (P); MS 3, 455; WJ 1911 Nehr.; Württ. Staatsanz. Nr. 6; Schwäb. Kron. Nr. 9 u. 13.
- Pohl, Robert**, hervorr. Ingenieur, Obering. b. d. Hapag- u. b. d. Deutsch-Ostafrika-Linie, Sachverst. d. Seemaschinen-Prüf.-Komm., i. Seeamt u. i. d. Handelsk. tätig; * Insterburg 22. I. 1846; † Glücksburg a. Ostsee 31. III. — JSTG 13, 86/87.
- Pollack, Heinrich**, Dr. iur., Geh. Justizrat, Landger.-Rat a. D.; * Gr.-Glogau 14. IV. 1844; † Berl.-Charlottenburg 6. X. — KL, 1911, 1294 (W); 1912 TL.
- Polstorff, Karl**, Geh. Reg.-Rat, ao. Prof. d. pharmaz. Chemie a. d. Univ. Göttingen; * Kirchdorf a. Deister 4. III. 1846; † Göttingen 3. VI. — VZ 9. VI. M.-A.; UK W.-S. 1912/13, 1, 332; Chronik d. Univ. Göttingen 1911, 6—8; K 713.
- Polte, Eugen**, Dr. ing. h. c., Kommerz.-Rat, Gründer d. Polteschen Armaturen- u. Patronenfabrik i. Magdeburg, die er auch durch mehrere Erfindungen förderte; * Magdeburg 12. VII. 1849; † das. 27. V. — IZ 136, 1270, 1274 (P); JSTG 13, 95—97.
- Portig, Gustav**, Hofrat, Dr. theol. et phil., Schriftst.; * Leipzig 1. VI. 1838; † Stuttgart 2. XII. — WJ 1911 Nehr.; Schwäb. Kron. Nr. 565; WI 4, 1081 (W).

- Poschinger**, Heinrich von, *Dr. iur.*, Geh. Reg.-Rat, bek. Bismarck-Forscher; * München 31. VIII. 1845; † La Bollène 10. VIII. — VZ 10. VIII. A.-A.; NFP 27. VIII. M.-Bl. (A. Kohut, Erinnerungen an H. v. P.); LE 13, 1713; IZ 137, 268; KL 1911, 1300.
- Preger**, Theodor, Gymn.-Prof. a. Max-Gymn. i. München, gediegener Forscher, bes. auf d. Gebiete d. Archäolog. u. Inschriftenkde.; * München 24. V. 1866; † das. 18. XII. — JAW Biogr. Jahrb. 1912, 134—43 (O. Hey m. W).
- Prietze**, Hermann, Geh. Bergrat, 1901—03 M. d. R., nationallib.; * Berge, Kr. Osterburg 8. VIII. 1839; † Goslar 10. II. — VZ 11. II. A.-A.; RH 1898, Nachtr. 1902, 17.
- Prüll**, Johannes, Dichter u. Literarhist., 1880—89 Feuilleton-Red. d. Frankf. Ztg., später Beirat d. Verlagsges. »Union«, einige Jahre auch Red. d. »Gartenlaube«; * Dresden 4. VI. 1853; † Degerloch 20. IX. — VZ 21. IX. A.-A.; IZ 137, 513; NTA 1912, 172; LE 14, 145; KL 1911, 1314/15 (W); WI 4, 1092 (W); WJ 1911 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 221; Schwäb. Kron. Nr. 441.
- Puchstein**, Friedrich David, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat; * Cammin i. Pom. 7. IV. 1844; † Berlin 19. VI. — VZT; GK 1912, 61; PM 57, 192; OA 1908/09, 1172.
- Puchstein**, Otto, *Dr. med.*, Prof., Generalsekr. d. Deutsch. Archäol. Instituts; * Labes i. Pom. 6. VII. 1856; † Berlin 8. III. — VZ 10. III. A.-A.; T 64 (P); FZ 16. III. 1. M.-Bl. (M. Maas); MAZ 114, 177 (Fr. W. v. Bissing); Kchr N. F. 22, 311/12; DRG 33, 442; KL 1911, 1317/18 (W); WI 4, 1094/95; Zeitschr. f. Gesch. d. Architektur 5, 47—52 (O. Winnefeld).
- Pückler**, Heinrich Graf von, Kammerh., Rittergutsbes., Erbherr auf Burkersdorf, sehr verdient um d. Wohltätigkeitspflege i. Schlesien; * Ob.-Weistritz 25. IV. 1851; † das. 15. I. — VZT; OA 1908/09, 1172; GT 1911, 718.
- Quandt**, Emil, *Dr. theol.*, Superint. a. D., vorm. Direkt. d. Prediger-Sem. i. Wittenberg, zeitweil. Pastor d. deutsch. Gemeinde im Haag, hervorr. Prediger; * 1835; † Berlin-Lichterfelde 26. I. — KJ 38, 663; Pastoralbl. f. Predigt, Katechetik u. kirchl. Unterweisung Jg. 53, 449 (An Dr. E. Q.s Bahre).
- Radecke**, Albert Martin Robert, *Dr. phil.*, Prof., früh. Vorst. d. Kgl. Instituts f. Kirchenmusik, Komponist, Pianist, Orgelspieler u. Dirigent; * Dittmannsdorf, Kr. Waldenburg 31. X. 1830; † Berlin 21. VI. — VZ 21. VI. A.-A.; Schles. Ztg. 22. VI. M.-A.; IZ 137, 35 (A. Smolian m. P); W 1911, 1074, 1081 (P); NTA 1912, 167; AMZ 1911, 718/19 (Misch m. P); Musik 2. Juli-H. S. VII; NMZ 32, 403; Neue Zs. f. Musik 78, 408 (L. Frankenstein); R 1137; D. Stimme 5, 344 (W. Hastung).
- Randow**, Hermann von, Gen.-Lt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 24. Inf.-Brig., 1903 z. D., auch Schriftst.; * Naucke, Kr. Öls 29. I. 1847; † Bad Nauheim 6. VIII. — VZ 9. VIII. M.-A.; OA 1908/09, 1185; Schlesien 4, 646; KL 1911, 1329.
- Recke von der Horst**, Eberhard Frh. von der, *Dr. phil. h. c.*, früh. preuß. Minister d. Innern, Oberpräs. von Westfalen, Kurator d. Univ. Münster, Chef d. Dortmund-Ems-Kanalverwaltung; * Berlin 2. IV. 1847; † Münster 16. II. — KVZ 17. II. M.-A.; T 43 (P); IZ 136, 326 (P); SE 31, 1, 372 (P); AF 49, 128; Chronik d. Univ. Münster 1910/11, 7; WI 4, 1114; DZL 1151/52; FT 1912, 606.
- Reckendorf**, Alois, Prof., Lehrer f. Klavierspiel u. Theorie a. Leipz. Konserv.; * Trebitsch i. Mähr. 10. VI. 1841; † Leipzig i. April. — Musik 1. Mai-H. S. VII; R 1150.
- Regelsberger**, Ferdinand, *Dr. iur.*, Geh. Justizrat, Prof. a. d. Univ. Göttingen; * Gunzenhausen 10. IX. 1831; † Göttingen 2. III. — VZ 3. III. M.-A.; UK S.-S. 1911, 1, 320; AD 2, 4 (W); WI 4, 1116; KL 1911, 1337 (W); DZL 1153/54; Chronik d. Univ. Göttingen 1910, 9/10; DJZ 16, 523/24 (Kipp); Zur Rechtspflege i. Bayern 1911, 6 (v. d. Pfordten); K 733; Schweizer Juristen-Ztg. 1911, 373 (H. F. Hitzig); Iherings Jahrb. 2. F. Bd. 24, 1—37 (Knocke); Akad. Monatsh. 27, 90.
- Reichel**, Wilhelm, Kommerz.-Rat, Verl. d. Augsb. Allgem. Ztg., 1900—04 lib. Landt.-Abg., Mitgl. d. Handelsk. u. d. Gemeindekolleg.; * Augsburg 11. III. 1849; † Partenkirchen 29. IX. — VZT; OA 1908/09, 1203.
- Reidelbach**, Hans, *Dr. phil.*, Prof., Hofrat, Realschull., schrieb patriot. Literatur u. vaterl. Geschichte; * Oberriedenberg 8. III. 1847; † München 24. IV. — Bayerland 22, 535.
- Reininger**, Karl, Mitgl. d. österr. Landt., deutsch-national, Präs. d. Handelsk. i. Linz; * Wien; † Karlsbad 30. VII. — NFP 31. VII. A.-Bl.
- Remak**, Ernst Julius, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, Nervenarzt, Prof. a. d. Univ. Berlin; * Berlin 26. V. 1849; † Wiesbaden 24. V. — VZ 27. V. M.-A.; DMW 37, 1230 (T. Cohn m. P); BKW 48, 1020, 1067 (M. Bernhardt); Chronik d. Univ. Berlin 25, 8; AD 3, 166 (W); PBL 1362/63 (P); HBL 4, 703; WI 4, 1128; KL 1911, 1354 (W);

- K 739; Zeitschr. f. mediz. Elektrologie Bd. 13, 33.
- Reuß, Eduard**, Prof. u. Lehrer a. kgl. Konserv. zu Dresden, bek. Wagner-Schriftst., Schüler von Liszt, treffl. Pianist; * New York 16. IX. 1851; † Dresden 18. II. — VZ 18. II. A.-A.; IZ 136, 326/27 (P); W 1911, 426 (P); Bayreuther Blätter 34, 146 (H. v. Wolzogen); AMZ 1911, 367/68 (P. Marsop); Neue Zs. f. Musik 78, 141/42 (K. Mey); NMZ 32, 257 (O. Urbach m. P).
- Reuß, Friedrich Wilhelm Ludwig**, Dir. d. Gymn. i. Wesel, erfolgr. Schulmann, gediegener Forscher, der seine wiss. Tätigkeit bes. d. griech. u. röm. Geschichtsschreibung gewidmet hatte; * Lohrhaupten i. Spessart, Kr. Gelnhausen 9. II. 1853; † Wesel 16. II. — JAW Biogr. Jahrb. 1912, 108—117 (U. Hofer m. W).
- Reuß j. L., Heinrich XVIII.** Prinz, General d. Kav., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1867 Lt., 72 Ob.-Lt., 77 Rittm., 83 Flügeladjut. Kaiser Wilhelms I., 88 Oberstlt. u. Komm. d. 17. Drag.-Reg., 90 Oberst, 93 Generalm., 97 Gen.-Lt. u. Komm. d. 14. Div., 02 Gen. d. Kav.; * Leipzig 14. V. 1847; † auf der Eisenbahnfahrt zw. Schweinfurt u. Würzburg 15. VIII. — VZT; IZ 137, 306 (P); WI 4, A, 28; HK 1914, 72.
- Reuß, Heinrich XXV.** Prinz; * Jänkendorf 27. VIII. 1856; † Gr.-Krausche 25. VIII. — VZT; WI 4, A, 28; HK 1914, 72.
- Richter, Balduin**, Maler, Kustos d. herzogl. Lindenau-Mus. i. Altenburg; * Altenburg 24. IX. 1846; † das. 23. V. — VZT; WI 4, 1139.
- Richter, Paul**, Gymn.-Prof. i. Quedlinburg, Geologe, Verf. d. »Beiträge z. Flora d. Kreides«; * Gr.-Luja b. Spremberg 12. XII. 1853; † Quedlinburg 9. X. — GK 1912, 61; PM 1911, 2, 341; Geolog. Magaz. 8, 11, 528.
- Richthofen, Ludwig Frh. von**, Geh. Justizrat, früh. Korpsauditeur d. G.-Korps; * Leschnitz 5. V. 1837; † Warmbrunn 8. X. — VZ 12. X. M.-A.; Schles. Ztg. 11. X. M.-A.; OA 1908/09, 1229; FT 1909, 670.
- Rickenbach, P. Heinrich**, Benediktiner, theol. Schriftst.; * Arth, Schwyz 20. II. 1831; † Einsiedeln, Schwyz 19. IV. — KR 1911, 389/90 (W); 1912 TL.
- *Riehl, Berthold, Dr. phil.**, Prof. d. Kunstgeschichte a. d. Univ. München, Sohn d. ber. Kulturhist.; * München 10. VI. 1858; † das. 5. IV. — BJ XVI, 203 (A. Dreyer); VZ 6. IV. A.-A.; MAZ 114, 333/34 (W. Zils, Nachträgliches üb. B. R.); IZ 136, 696 (P); Kchr N. F. 22, 346; DBZ 45, 1, 244; Bayerland 22, 534/35; Chronik d. Univ. München 1910/11, 14/15; HV 14, 463; WI 4, 1145 (W); KL 1911, 1369; K 749.
- Riensberg, Karl**, techn. Direkt. d. Brückenbau Flender-A.-G., montierte d. große Elbbrücke b. Hamburg, d. Levensauer Hochbrücke, d. Hamb. Hauptbahnhof, d. 1. Luftschiffhalle i. Friedrichshafen u. a. m.; * Rügenwalde i. Pom. 25. X. 1861; † Freiburg i. B. 15. VIII. — JSTG 13, 99/100; SE 31, 2, 1652 (P).
- Riehl, Otto**, Prof., Architekt, früh. Prof. a. Berl. Kunstgewerbemus.; * Stuttgart 9. VI. 1858; † das. 10. IX. — VZ 19. A.-A.; T 223 (P); Kchr N. F. 23, 5; DBZ 45, 662/63; WJ 1911 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 213; Schwäb. Kron. Nr. 422; Architekton. Rundsch. 28, 13 (Dellinger, O. Rieth als Architekt, Maler u. Bildhauer).
- Rieve, Johannes**, Konteradmiral u. 2. Admiral d. 1. Geschwaders; * 24. IX. 1862; † Berlin 26. X. — VZ 28. X. M.-A.; Ü 14, 188; W 1911; 1923 (P).
- Ritter, Josef**, ehem. Hofopernsänger i. Wien, bed. Mozart-Sänger; * Salzburg 3. X. 1859; † das. 21. VI. — NTA 1912, 166/67; EG 834/35; IZ 137, 21; Musik 2. Juli-H. S. VIII.
- Rohrscheidt, Paul von**, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 83. Inf.-Brig.; * Striegau 10. V. 1850; † Berlin 16. VI. — VZ 17. VI. A.-A.; Schlesien 4, 562; OA 1908/09, 1251.
- Roon, Ludwig von**, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, früh. Senatspräs. a. Oberverw.-Gericht; * Düsseldorf 2. IX. 1834; † das. 9. VIII. — VZ 10. VIII. M.-A.; OA 1908/09, 1255.
- *Rose, Julius**, Landschaftsmaler; * Königsbrück b. Dresden 24. X. 1828; † München 23. X. — BJ XVI, 101 (H. Holland).
- Rosenberg, Hermann**, Großh. Bad. Kammer-sänger, Vertr. d. Bel canto a. d. Karlsru. Hofbühne; * Bukarest 15. XII. 1849; † Karlsruhe 18. V. — NTA 1912, 163; EG 847; NMZ 32, 363.
- Rosensteiner, Hans**, Musikdirekt., bis vor kurzem artist. Direkt. d. steiermärk. Musikvereins i. Graz; * Baden b. Wien 1. X. 1862; † Wien 2. IX. — NMZ 33, 20; Neue Zs. f. Musik 48, 535.
- Rothschild, Albert Frh. von**, Chef d. Wiener Hauses; * Wien 29. X. 1844; † das. 11. II. — NFP 11. II. A.-Bl., 12. II. M.-Bl.; T 39 (P); W 1911, 264, 266 (P); IZ 136, 326 (P); OR 27, 77; Ost u. West 1911, 222/53 (P); FT 1909, 694; Österr. Volkswirt 1911, 385; D. Welt 1911, 139 (J. Loewy).
- Rudolph, Ferdinand**, kgl. preuß. Opersänger u. Schausp. a. D., gleich bed. als Schausp. wie als Sänger, 1872—1904 a. Hoftheater i. Wiesbaden; * Koburg 17. V. 1840; † Wiesbaden 23. V. — NTA 1912, 164; EG 854.

- Rüdtt von Collenberg**, Eduard Frh., Generalm. a. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. Landw.-Bez. Hannover; * Mannheim 11. VII. 1849; † Schl.-Eberstadt i. Bad. 12. II. — VZ 18. II. A.-A.; OA 1908/09, 1274; FT 1912, 668.
- Ruge**, Hans, *Dr. med.*, Prof., Privatdoz. d. inneren Mediz. u. Balneologie a. d. Univ. Berlin; * Berlin 3. I. 1867; † das. 8. XI. — VZ 10. XI. M.-A.; DMW 37, 2144; Chronik d. Univ. Berlin 25, 9; AD 3, 88 (W).
- Rummel**, Anton von, Württ. Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 125. Inf.-Reg.; * Ulm a. D. 13. VIII. 1841; † München 10. IV. — VZT; OA 1908/09, 1276; WJ 1911 Nekr.
- Rumpf**, Anton Karl, Bildhauer, Schüler Schillings; * Frankfurt a. M. 24. III. 1838; † das. 9. V. — VZ 10. V. M.-A.; Kchr N. F. 22, 411; MS 4, 134.
- Rundnagel**, Karl, Hoforganist u. Kammermus. a. D., vorzügl. Bratschespieler, Komponist; * Hersfeld 4. IV. 1835; † Kassel 2. II. — HL 25, 59/60 (J. Lewalter).
- Runge**, Paul, Hrsg. d. *Sangesweisen d. Colmarer Hs., der *Gesänge d. Geister d. Pestjahres 1349 u. d. Lieder d. Hugo v. Monfort u. d. Melodien d. Burk Mangold; * Heinrichsfeld i. Pos. 2. I. 1848; † Colmar i. E. 4. VII. — Zs. d. Intern. Musikges. 12, 323; NMZ 32, 442; Neue Zs. f. Musik 78, 456; R 1217/18.
- Saalfeld**, Günther, *Dr. phil.*, Mitbegr. u. Vorst.-Mitgl. d. Allgem. deutsch. Sprachver., Verf. eines Fremd- u. Verdeutschungs-Wörterbuches, früh. Oberlehrer; * Hamburg 10. IV. 1852; † Berlin-Friedenau 2. II. — VZ 3. II. A.-A.; Zs. d. Allgem. deutsch. Sprachver. Jg. 26, 69/70 (H. Dunger); LE 13, 840; WI 4, 1188 (W); KL 1911, 1417/18 (W).
- Sabel**, Robert, Rektor, schles. Dialektdichter, sammelte auch Märchen u. Sagen d. Heimat; * Lindenau, Kr. Grottkau 4. V. 1860; † Breslau 19. IX. — Oberschlesien 10, 336/37 (R. Knötel); Schlesien 5, 35—37 (P); BR 6, 95 (W).
- * **Salomon**, Ludwig, *Dr. phil.*, Dichter, Journalist, Literar- u. Kulturhist., früh. Chefred. d. Elberfelder Ztg.; * Gorden b. Elsterwerda 25. XI. 1844; † Dornburg b. Jena 19. XI. — BJ XVI, 61 (F. Zilcken); VZ 21. XI. A.-A.; LE 14, 439; HV 15, 152; KL 1911, 152; WI 4, 1195 (W); BR 3, 385 (W).
- ¹⁾ **Salza u. Lichtenau**, Hermann Frh. von, kgl. sächs. Gen.-Major à l. s. d. Königs,

- sächs. Militärbevollm. i. Berlin; * Dresden 3. IX. 1858; † Berlin 15. XII. — VZ 16. XII. M.-A.; MW 1912, 463; FT 1912, 670.
- Samosch**, Siegfried, Schriftst. u. Journalist., 30 J. lang Red. d. *Nationalztg.; * Breslau 1. III. 1846; † Berlin-Wilmersdorf 18. I. — VZ 19. I. A.-A.; LE 13, 761; IZ 136, 210; KL 1911, 1426 (W); W 4, 1197 (W); BR 3, 387 (W).
- Sartorius**, Otto, Gutsbes. i. Mußbach, 1903 bis 1906 M. d. R., Mitgl. d. freis. Volksp.; * Darmstadt 16. I. 1842; † Mußbach 24. I. — VZT; RH 1903, 308; Ber. üb. Best. u. Wirken d. hist. Vereins zu Bamberg Bd. 69, 260 (C. Spielmann).
- Sauer**, Karl Theodor von, General d. Art., Autorität auf d. Geb. d. Festungskrieges, Schriftst., 1853 Lt., 63 Ord.-Offizier König Maximilians, 64—73 Flügeladjut. Ludwigs II., 76 Komm. d. 2. Fuß-Art.-Reg., 82 Generalm. u. Komm. v. Gernersheim, 88 Gouv. u. Generallt. v. Ingolstadt, 93 Gen. d. Art., 95 z. D.; * Innsbruck 20. XII. 1834; † München 19. V. — VZ 21. V. M.-A.; MZ 1911, 304; LJ 38, 449; MW 1911, 1601—05; Artillerist. Monatsh. Juni-H.; Bayerland 22, 618/19 (K. v. Landmann m. P); OA 1908/09, 1293; DZL 1235.
- Sayn-Wittgenstein-Berleburg**, Otto Prinz, Gen.-Lt. à l. s. d. Großh. v. Sachsen; * Darmstadt 23. XI. 1842; † Rottach 9. V. — WI 4, 1205; HK 1914, 194.
- Schall**, Karl von, *Dr. iur.*, Wirkl. Staatsr., Mitgl. d. Württ. 1. Kammer; * Waldsee, Württ. 26. V. 1843; † Stuttgart 20. II. — VZT; WJ 1911 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 43 u. 46; Schwäb. Kron. Nr. 86 u. 91; WI 4, 1209.
- Schaper**, Hermann, Kirchen- u. Historienmaler, auch an d. Ausschmückung d. Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche beteiligt; * Hannover 3. X. 1853; † das. 12. VI. — VZ 13. VI. M.-A.; KVZ 14. VI. Mitt.-A.; IZ 136, 1324; DBZ 45, I, 408; ZB 1911, 309/10; MS Nachtr., 250; BMW 2, 533; KJ 39, 440; WI 4, 1211.
- Schatte**, Karl Frh. von, Bayer. Ob.-Landesgerichts-Rat a. D.; * 29. VIII. 1837; † Traunstein 13. III. — FT 1909, 721; 1912, 964.
- Schaumburg-Lippe**, Georg Fürst, Edler Herr zur Lippe, Graf zu Schwalenberg u. Sternburg, preuß. Gen. d. Kav.; * Bückeburg 10. X. 1846; † das. 29. IV. — VZ 1. V. M.-A.; T 103 (P); IZ 136, 869 (P), 870; MZ 1911, 263; Ü 13, 614; W 1911, 733 (P); HK 1914, 89.
- Schede**, Ludwig, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 11. Fuß-Art.-Brig.; * Greifswald 25. III. 1842;

¹⁾ Irrtümlich schon in d. TL f. 1910 aufgenommen.

- † Rheydt 6. III. — VZ 9. III. M.-A.; OA 1908/09, 1308.
- Scheidlein**, Cäsar Edler von, Schriftst. u. Dichter, verf. Romane, Gedichte u. Humorstika, Hrsg. d. Zs. »Natürlichere Heilmethoden«; * Wien 24. IV. 1842; † das. 5. II. — KL 1911, 1451 (W); 1912 TL.
- Schenck**, Hermann von, Gen.-Lt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 21. Div. i. Düsseldorf; * Potsdam 17. III. 1824; † Berlin 4. II. — VZ 5. II. M.-A.; OA 1908/09, 1313.
- Schepers**, Friedrich, *Dr. iur. h. c.*, Geh. Ob.-Justiz-Rat, Senatspräs. a. Kammergericht, stellvertr. Vors. d. Prüfungs-Komm.; † Berlin 20. VI. 64 J. alt. — VZ 22. VI. M.-A.
- Scherff**, Wilhelm Jonkheer von, General d. Inf., bed. Milit.-Schriftst., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1852 Lt., 57—59 auf d. Kriegsschule, 60 Adjut., 64 Hauptm., 66 i. Generalst., 69 Major, 75 Chef d. 1. Abt. d. Groß. Generalst., 78 Komm. d. 29. Inf.-Reg., 82 Chef d. Stabes d. 11. A.-K., 83 Generalm., 84 Komm. d. 41. Inf.-Brig., 88 Generallt. u. Komm. d. 33. Div., 89 Komm. d. 18. Div., 91 z. D. als General d. Inf.; * Frankfurt a. M. 16. II. 1834; † Naumburg 16. IV. — VZ 22. IV. A.-A.; MZ 1911, 241/42 (W); LJ 38, 449/50; MW 1911, 1287—91; OA 1908/09, 1316; LA 92/93 (W).
- ***Scheuermann**, Ludwig Gustav Wilhelm, Landschaftsmaler; * Burghersdorf i. Südafrika 18. X. 1859; † Herrsching a. Ammersee 1. IX. — BJ XVI, 101 (H. Holland).
- ***Schewitsch**, Helene, verw. Racowitza, geb. v. Dönniges, Schausp. u. Schriftst.; * München 21. III. 1845; † München 1. X. — BJ XVI, 198 (A. Dreyer); VZ 3. X. A.-A.; LE 14, 219; W 1911, 1670 d (P); NTA 1913, 149; KL 1911, 1458 (W); DZL 1140.
- Schill**, Adolf, Prof., Maler u. Architekt, Lehrer a. d. Düsseldorfer Kunstakad., Autorität auf kunstgewerbl. Gebiet; * Stuttgart 14. V. 1848; † Düsseldorf 10. XI. — VZ 11. XI. M.-A.; MS 4, 198; BMW 2, 557; DBZ 45, 800; WJ 1911 Nekr.; Schwäb. Kron. Nr. 533; DZL 1261.
- Schiller**, Mathilde Freifrau von, geb. v. Alberti, Witwe von Schillers Enkel, d. letzte Namensträgerin d. geistigen Dynastie, verdient um d. Marbacher Schiller-Haus u. d. Schiller-Museum; * Hohenasperg 30. XI. 1835; † Stuttgart 5. II. — Blätter f. höher. Schulwes. 28, 95/96; W 1911, 220, 225 (P); WJ 1911 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 30; Schwäb. Kron. Nr. 59; FT 1909, 732; D. alte Glaube Jg. 12, Nr. 25 (R. Schaefer, D. letzte Trägerin d. Schillernamens).
- Schindler**, Josef, *Dr. theol.*, Hofrat, früh. Prof. d. Kirchengeschichte a. d. deutsch. Univ. Prag; * Lachowitz, Kr. Eger 23. VI. 1835; † Prag 22. II. — VZ 23. II. A.-A.; WI 4, 1226; UK S.-S. 1912, 518; Deutsche Arbeit 10, 542-52 (J. Rieber m. P); K 807; Mitteil. d. Vereins f. Gesch. d. Deutsch. i. Böhmen Bd. 49, 389—95 (G. C. Laube).
- Schinzinger**, Albert, *Dr. med.*, Geh. Hofrat, früh. Prof. d. Chirurgie a. d. Univ. Freiburg i. B.; * Freiburg i. B. 2. II. 1827; † das. Ende Juli. — DMW 37, 1448; UK W.-S. 1912/13, 332; AD 3, 197 (W); WI 4, 1226 (W), K 807.
- Schleswig-Holstein** - Sonderburg-Glücksburg, Johann Prinz zu, *Dr. phil.*, dän. Generalm.; * Gottorp 5. XII. 1825; † Kopenhagen 27. V. — VZT 1911; WI 4, A 61.
- Schleusener**, Georg, bek. Kirchendichter, früh. Archidiakonus a. d. Schloßkirche i. Wittenberg, Mitbegr. d. Paul Gerhard-Stifts, zul. Superintend. i. Kochstedt, feinsinn. Lyriker; * Kamberg b. Wittenberg 6. V. 1841; † Halle a. S. 20. IV. — VZ 22. IV. M.-A.; LE 13, 1207; KL 1911, 1472 (W); BR 3, 430/31 (W); WI 4, 1230 (W).
- Schmid**, Andreas, *Dr. theol.*, päpstl. Hausprälat, o. Prof. d. Pastoraltheol., Homiletik, Liturgie u. Katechetik a. d. Univ. München; * Zaumberg 9. I. 1840; † Immenstadt 23. IV. — KL 1911, 1478 (W); 1912 TL; Bayernland 22, 535; Chronik d. Univ. München 1910/11, 12—14; K 812; Akad. Monatsbl. 23, 165 (J. E. Scheuermann).
- Schmidmann**, Adolf, *Dr. med.*, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, Kurator d. Univ. Marburg, bis 1910 vortr. Rat i. Kultusminist., Vors. d. deutsch. Vereins f. Volkshygiene, d. Vereins f. öffentl. Gesundheitspflege i. Berlin, Mitgl. d. Reichsgesundheitsamts u. d. Zentralstelle f. Volkswohlfahrt; * Waßmutshausen, Reg.-Bez. Kassel 13. II. 1851; † Marburg 21. V. — VZ 23. V. M.-A.; DMW 37, 1229/30 (R. Abel m. P); BKW 48, 1020; PBL 1513; DZL 1287; Mitteil. d. Kgl. Prüfungsanst. f. Wasserversorgung H. 15, I—IV; Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Mediz. u. öffentl. Sanitätswes. 3. F. Bd. 42, I—IV.
- Schmidt**, Albrecht, *Dr. iur. et theol. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, früh. Präs. d. Konsist. d. Prov. Brandenburg; * Laasphe i. Westf. 19. VII. 1829; † Berlin 27. XII. — VZ 28. XII. M.-A.; KJ 39, 440/41; DZL 1278/79.
- Schmidt-Burgk**, Johannes, *Dr. iur. et med. h. c.*, Geh. Ob.-Reg.-Rat, Chef d. großh. sächs. Gendarmerie, Vors. d. Statist. Bureaus; * Sötern 23. XI. 1846; † Weimar 2. II. — Bursch. Bl. 25, 242/43.
- Schmitt**, Heinrich, Schriftst. auf d. Geb. d. Sozialpolitik u. Hygiene; * St. Johann

- a. d. S. 27. VIII. 1876; † Bitburg i. d. Eifel 20. III. — KL 1911, 1497 (W); 1912 TL.
- Schneider**, Karl August, Geh. Kommerz.-Rat, 1881—84 M. d. R., nationallib.; * Tauberbischofsheim 27. X. 1837; † Karlsruhe 15. I. — VZ 17. I. M.-A.; Nationallib. Parlamentarier 1866—1909, 1909, S. 78/79.
- ***Schneider**, Richard, *Dr. iur.*, Großh. bad. Wirkl. Geh. Rat, Oberlandesger.-Präs. a. D.; * Ettenheim 2. V. 1823; † Karlsruhe 3. XI. — BJ XVI, 233 (Bujard).
- Schneider**, Rudolf, klass. Philologe, bis 1903 Oberl. a. Königsstädt. Gymn. i. Berlin, beschäftigte sich vor allem mit d. Kriegswes. d. Griechen u. Römer, mit Cäsar u. Sophokles, wirkte bahnbrechend auf d. Geb. d. antik. Geschützkunde u. d. Cäsarkritik; * Mühlberg a. E. 12. VIII. 1852; † Heidelberg 9. V. — JAW Biogr. Jahrb. 1912, 99—104 (H. Meusel m. W).
- Schoen**, Theodor, Hofrat, Kunstschriftst. u. Genealoge; * Hamburg 14. IV. 1855; † Stuttgart 8. XI. — VZ 9. XI. A.-A.; KL 1911, 1513/14 (W); Württ. Staatsanz. Nr. 265; Schwäb. Kron. Nr. 524; WJ 1911 Nehr.
- ***Schoenbach**, Anton Emanuel, *Dr. phil.*, Prof. d. Germanistik a. d. Univ. Graz; * Rum- burg i. Nordböh. 29. V. 1848; † Schruns i. Vorarl. 25. VIII. — BJ XVI, 256 (E. v. Steinmeyer); VZ 26. VIII. A.-A., 27. VIII. M.-A.; FZ 30. VIII. A.-Bl. (A. Ritter); NFP 26. VIII. A.-A.; LE 13, 1783; 14, 44; HV 14, 599; ÖR 28, 395/96; KL 1911, 1514 (W); WI 4, 1257 (W); K 825.
- Schönfeld**, Franz, *Dr. phil.*, Kommerz.-Rat, Inh. d. weltbek. Künstlerfarben-Fabrik Schönfeld u. Co. i. Düsseldorf, dem d. Künstlerfarbentechnik zahlreiche wichtige Neuheiten verdankt; * Düsseldorf 11. VIII. 1834; † das. 6. I. — VZ 8. I. M.-A.; W 1911, 212 (P); DZL 1301/02.
- Scholten**, Alfred von, Gen.-Lt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., zul. Komm. d. 6. Inf.-Brig., 91 z. D.; * Berlin 26. I. 1832; † Luzern 2. IX. — VZ 7. IX. M.-A.; MZ 1911, 513; OA 1908/09, 1367.
- Schottländer**, Julius, Ehrenbürger d. Stadt Münsterberg, Bes. umfangr. Güter u. großer industr. Unternehmungen, der aus Anlaß s. 70. Geburtstages d. Stadt Breslau 3 Mill. M. zu wohltätig. Zwecken spendete; * Münsterberg 22. III. 1835; † Gut Hartlieb b. Breslau 1. I. — VZ 2. I. A.-A.; Schles. Ztg. 2. I. A.-A.; Allg. Ztg. d. Judent. 1911, Nr. 1, Beil. 2; Schlesien 4, 263.
- Schrader**, Heinrich, Prof., herzogl. Musikdirekt., Hof- u. Domorganist, Komponist von Orgelstücken u. Männerchören; * Jerxheim 13. VI. 1844; † Braunschweig 30. VII. — VZ 1. VIII. M.-A.; IZ 137, 250; Musik 2. Aug.-H. S. VIII; Neue Zs. f. Musik 78, 497; R 1271.
- Schreiber**, Richard, Geh. Bergrat, Begr. d. Kartells d. deutsch. Kaliindustrie; * Schocken 9. I. 1840; † Berl.-Schlachten- see 17. IX. — W 1911, 1632, 1638 (P); OA 1908/09, 1380.
- Schreiber**, Rudolf von, Wirkl. Geh. Rat, bis 1909 Ober-Reg.- u. Ministerialrat i. Bayer. Minist. d. Innern, veröffentlichte eine Handausg. d. Gewerbeordnung u. schrieb auch üb. Bankwesen; * Ansbach 1. VII. 1848; † Landh. Seeheim a. Starnberger See 22. VI. — Bursch.-Blätter 26, 90—92 (S. Günther m. P); MAZ 114, 417; Kali Jg. 5, 451 (P. Krische).
- Schreiner**, Moritz Ritter von, *Dr. iur.*, Mitgl. d. österr. Herrenh., einstiger Führer d. lib. Partei i. Steierm.; * Graz 1824; † das. 17. III. — NFP 17. III. A.-Bl.; ÖR 27, 249.
- ***Schroetter**, Hugo, Prof. d. org. Chemie a. d. Univ. Graz; * Olmütz 11. IX. 1856; † Graz 7. VII. — BJ XVI, 136 (E. Philippi); VZ 8. VII. M.-A.; WI 4, 1272; KL 1911, 1534; PF 4, 2, 1356 (W); K 835.
- Schubert**, Hermann, *Dr. phil.*, Prof., Dozent f. höhere u. niedere Mathem. i. Vorlesungs- wesen d. Oberschulbehörde i. Hamburg, früh. langj. Lehrer a. d. Gelehrtschule d. Johanneums, entwickelte eine umfangr. schriftst. Tätigkeit; * Potsdam 22. V. 1848; † Hamburg 20. VII. — HC 21. VII. A.-A.; KL 1911, 1536 (W).
- ¹⁾ **Schuchardt**, Bernhard, *Dr. med.*, Geh. Reg.- Rat u. Ob.-Mediz.-Rat, Ehrenvors. d. allgem. ärztl. Vereins f. Thüringen, Ehren- mitgl. d. kgl. preuß. Akad. f. gemeinnützige Wiss. zu Erfurt, Fachschriftst.; * Teichhof b. Kassel 22. V. 1823; † Gotha 9. XII. — VZ 10. XII. M.-A.; IZ 138, 21, 40 (P); DMW 37, 2344; PBL 1537/39 (P u. W).
- Schuchmann**, Heinrich Frh. von, Oberst a. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., Generalsekr. d. Schles. Vereins f. Pferdezucht u. Pferderenen- nen, erwarb sich große Verdienste um d. schles. Pferdezucht; * Auras 9. II. 1851; † Breslau 25. VIII. — Schles. Ztg. 26. VIII. A.-A.; FT 1909, 757.
- Schüler**, Edmund, Generalm. z. D., hervorr. Techniker, zul. Chef d. techn. Abt. i. Waffendepart. d. Kriegsminist.; * Magde- burg 2. VI. 1837; † Steglitz 5. I. — VZ 8. I. M.-A.; OA 1908/09, 1394.
- Schulenburg**, Dietrich Graf von der, M. d. H., Vors. d. Brandenburg. Provinzial-Landt., Landrat a. D., Ehrenkommendator u.

¹⁾ Irrtümlich schon in d. TL f. 1910 auf- genommen.

- Werkmeister d. Johanniterordens; * Schl.-Lieberose 15. VIII. 1849; † das. 17. I. — VZ 18. I. M.-A.; HH 1907, 341; GT 1911, 828; WI 4, 1278; DZL 1318.
- Schulenburg-Beetzendorf**, Ernst Friedrich Werner Graf von der, M. d. H., Mitgl. d. konstit. u. d. Nordd. Reichst., Erbküchenmeister d. Kurmark Brandenburg; * Beetzendorf, Kr. Salzwedel 1. IV. 1829; † das. 5. I. — VZT; IZ 136, 120; KJ 38, 664; HPA 9. Aug. 1871, 256; GT 1911, 831; OA 1908/09, 1393; WI 4, 1279.
- Schulze**, Ewald, (Pseud.: E. Wald), *Dr. phil.*, Schriftst., langj. Hrsg. d. »Nordmark-Korrespondenz«; * Magdeburg 27. I. 1857; † Kiel 25. V. — VZ 27. V. M.-A.; KL 1911, 1553.
- Schumacher**, Hubert, Stadtmissionar i. Warendorf, Westf., Schriftst., Übers. u. Dichter; * Hagen, Westf. 4. IX. 1845; † Warendorf, Westf., 16. VI. — KR 1911, 452 (W); 1912 TL.
- Schweinichen**, Constantin von, Major a. D., Genealoge, Verf. d. umfangr. Werkes: »Das Geschlecht derer von Schweinichen«; * Wasserjentsch, Kr. Breslau 17. VIII. 1842; † Bad Altheide 7. VII. — Schlesien 4, 589.
- Schwerdfeger**, Otto, Oberjustizrat, Oberamtsrichter a. D., 1908—10 Vors. d. Leipz. Schiller-Vereins, verdient um d. Schiller-Literatur durch Anlegung eines Katalogs d. Schiller-Bibliothek i. Schillerhäuschen zu Gohlis; * Leipzig 19. V. 1833; † das. 1. VII. — IZ 137, 79.
- Schwieger**, Heinrich, *Dr. ing.*, Geh. Baurat, Direkt. d. Eisenb.-Abt. d. A.-G. Siemens & Halske; * Quedlinburg 12. V. 1846; † Wiesbaden 16. IX. — WGK 1911, 2, 225; DBZ 45, 658; ZB 1911, 494/95 (Kemmann m. P).
- Seckendorff**, Max Gebhard Graf, hervorr. Journalist, Vertreter d. »New York Tribune«; * Brüssel 1. XII. 1852; † Frankfurt a. M. 28. VIII. — VZ 30. VIII. M.-A.; GT 1911, 858; OA 1908/09, 1426.
- Seebach**, Wilhelmine, hervorr. Schausp. u. große Wohltäterin, Ehrenmitgl. d. Genoss. d. Bühnen-Angehörigen, Stifterin d. Maria-Seebach-Stifts i. Weimar, d. Maria-Seebach-Stiftung f. arme Schauspielerkinder »Kinderhorte« u. d. Seebach-Schule i. Berlin, die d. Kgl. Schauspielhause angegliedert ist u. in der von tüchtigen Kräften unentgeltlich unterrichtet wird; * Berlin 4. VI. 1832; † das. 19. V. — VZ 20. V. M.-A.; W 1911, 862, 866 (P); IZ 136, 1176 (P); NTA 1912, 67—69; BW 13, 9, 218; 14, 1, 53—69 (F. Deibel, W. S.s Autobiographie); WI 4, 1305; DZL 1345; EG 954.
- Seeberger**, Georg, Kirchenrat u. Dekan i. Bamberg, Mitgl. d. Generalsynodal-Ausschusses d. bayer. »Steuersynodes«, Verf. d. »Handbuchs d. Amtsführung f. d. protest. Geistlichen i. Kgr. Bayern«; * Leopoldsgrün i. Fichtelgebirge 1848; † Bamberg 1. XII. — KJ 39, 441.
- Seisenberger**, Michael, *Dr. theol.*, geistl. Rat, Lyzeal-Prof. a. D. f. Exegese d. Neuen Test., Hermeneutik u. bibl. Archäologie; * Eberspoint 17. XI. 1832; † Freising i. Bay. 2. VIII. — KL 1911, 1586 (W); 1912 TL; KR 1911, 462 (W); WI 4, 1313 (W).
- Seltmann**, Karl, *Dr. theol.*, Domkapitular, o. Hon.-Prof. d. Theol. a. d. Univ. Breslau; * Neustadt i. Schles. 2. IV. 1842; † Breslau 7. X. — BJ XVI, 127 (F. X. Seppelt); VZ 7. X. A.-A.; Schlesien 5, 124; WI 4, 1316 (W); KL 1911, 1590 (W); KR 1911, 463 (W).
- Semper**, Emanuel, Prof., Bildh., hervorr. Porträtist, Sohn Gottfried S.s; † Dessau 16. XI. — VZ 16. XI. A.-A.; Kchr N. F. 23, 107.
- Senator**, Hermann, *Dr. med.*, Prof., Geh. Mediz.-Rat, o. Prof. f. Gynäkologie a. d. Univ. Berlin; * Gnesen 6. XII. 1834; † Tegel 14. VII. — VZ 14. VII. A.-A.; T 165 (P); Allg. Ztg. d. Judent. 1911, 341, 364/65 (Scherbel); Jüd. Presse 1911, 379; Sozialist. Monatsh. 15, 2, 1058 (B. Chages); Aus d. Posener Lande Okt.-H. 1911 (S. Scherbel); Chronik d. Univ. Berlin 25, 7; W 1911, 1204, 1209 (P); WI 4, 1317 (W); KL 1911, 1591 (W); PBL 1585/86 (P); HBL 5, 362; AD 3, 83/84 (W); DZL 1358; DMW 37, 1444—47 (A. Goldscheider m. P); MMW 58, 1733 (A. Wolff-Eisner); BKW 48, 1406—07 (H. Strauß), 1961—68 (Goldscheider, Gedächtnisrede); K 862; BZ 29, 291 [Berlin. Ärztekorrsp. Jg. 16, 145 (X. Rosin); Allgem. mediz. Zentralztg. 80, 406; Ärztl. Standesztg. Jg. 15, 385 (Koritschan); Mediz. Klinik Jg. 7, 1184 (Mosse); Mediz. Reform Jg. 19, 290 (R. Lennhoff); Zeitschr. f. Krankenpflege Jg. 33, 261 (P. Jacobsohn)], 30, 294 [Veröffentl. d. Hufeland-schen Gesellsch. i. Berlin 1912, 111].
- Serpenthien**, Klaudius, Musiklehrer, Cello-virtuose u. Liederkomponist, Teilnehmer a. Befreiungskampfe Schleswig-Holsteins 1848; * Rendsburg 13. II. 1825; † San Bernardino i. Paraguay 17. XII. — Kieler Ztg. 24. IX. M.-A. (Enking).
- Seyfried**, Hugo, Gen.-Lt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 18. Div. i. Flensburg, 92 z. D.; * Mainz 4. IV. 1838; † Kurh. Tegel 12. III. — VZ 14. III. M.-A.; OA 1908/09, 1443.
- Siebold**, Alexander Frh. von, japan. Bot-schaftsrat a. D., Vizepräs. d. deutsch-engl.

- Verständigungs-Komitees; * Leyden 16. VIII. 1846; † Pegli b. Genua 23. I. — BJ XVI, 154 (A. Graf v. Brandenstein-Zeppelin); IZ 136, 380; FT 1909, 779.
- Sieffert**, Friedrich Anton Emil, *Dr. theol. et phil.*, Geh. Konsistorialrat, o. Prof. d. system. Theol. u. d. neutest. Exegese a. d. Univ. Bonn; * Königsberg 24. XII. 1843; † Bonn 31. X. — VZ 3. XI. M.-A.; WI 4, 1325 (W); ELK 44, 1102; KJ 39, 441; Chronik d. Univ. Bonn 37, 6/7 (H. Boehmer); KL 1911, 1600 (W); DZL 1367; Ref. Kirchenztg. 1911, Nr. 49 (Lang); Kirchenmusikal. Jahrbuch Jg. 24, 441.
- Singer**, Paul, einflußr. sozialdemokr. Führer, seit 1884 M. d. R., Berlin. Stadtverordn.; * Berlin 16. I. 1844; † das. 31. I. — VZ 31. I. A.-A.; T 28 (P); W 1911, 176 (P); IZ 136, 238 (P); MAZ 114, 73—75 (P. Busching); Hilfe 1911, 82/83 (F. Nauemann); AF 49, 128; RH 1907, 371, 512 (P); Neue Zeit 29, 1, 649—52 (Mehring); Sozialist. Monatsh. 15, 1, 159—62 (M. Schippel m. P); WI 4, 1331.
- Smolian**, Arthur, Prof., bek. Musikschriftst., zul. Musikref. d. Leipz. Ill. Ztg., auch Komponist; * Riga 3. XII. 1856; † Leipzig 5. XI. — VZ 6. XI. A.-A.; IZ 137, 909 (W. Niemann m. P); AMZ 1911, 1158; Musik 2. Nov.-H. S. VIII; NMZ 33, 94; R 1322; KL 1911, 1614 (W); Signale f. d. musikal. Welt 1911, 1565 (W. Niemann).
- Solmsen**, Felix, Prof. d. indogerm. Sprachwiss. a. d. Univ. Bonn; * Schneidemühl 14. VII. 1865; † Mehlem b. Bonn 13. VI. — VZ 14. VI. A.-A.; IZ 136, 1324; Chronik d. Univ. Bonn 37, 2—6 (Jacobi); Aus d. Posener Lande Okt. 1911 (Fr. Rheinsberg); KL 1911, 1618 (W); WI 4, 1338.
- Soltau**, Franz, *Dr. theol.*, Geh. Konsistorialrat, seit 24 Jahren Superintend. von Lauenburg u. Mitgl. d. Konsist.; * 27. VIII. 1847; † Ratzeburg 30. IV. — ELK 44, 454.
- Speck von Sternburg**, Maximilian Alexander Frh., bek. Kunstsamml.; * Leipzig 6. XI. 1821; † Lützenschena b. Leipzig 28. IV. — Kchr N. F. 22, 392; FT 1909, 791.
- Sperber**, Eduard, Geh. Reg.-Rat, Reg.- u. Schulrat a. D., bed. Pädagoge, bes. i. Religionsunterr., für den er mehrere anerkannte Lehrbücher schrieb; * Merseburg 5. III. 1834; † Breslau 23./24. I. — Schlesien 4, 264.
- Spielhagen**, Friedrich, Dichter u. Schriftst.; * Magdeburg 24. II. 1829; † Berlin 25. II. — VZ 25. II. A.-A.; Berl. Tagebl. 25. II. A.-A. (P. Schlenther); NFP 26. II. M.-Bl. (St. Hock); T 50 (P); W 1911, 345—46 (K. Frenzel), 351 (P); IZ 136, 379/80 (P); MAZ 114, 146/47; Hilfe 1911, 141 (H. Kienzl); KW 24, 2, 392/93; LE 13, 913, 953—956; KL 1911, 1630 (W); BR 6, 477/78; WI 4, 1349 (W); DZL 1393/94; Bursch. Blätter 25, 272/73; Bl. f. höher. Schulwes. 28, 139/140 (H. Sudermann an d. Bahre F. S.); Sozialist. Monatsh. 15, 1, 349; Westerm. Monatsh. Mai 1911, 356—60 (E. Mensch, Erinnerungen), April 1911, 276 (F. D[üsel] m. P); Velh. u. Klas. Monatsh. Mai 1911, 124—28 (v. Zobeltitz, Persönl. Erinnerungen); BZ 28, 310 [Gartenlaube 1911, Nr. 12 (A. Heilborn); Hochland April-H. 48—61 (M. Behr); Heimgarten 35, 608—15 (Briefe von F. S. an d. alten Heimgärtner); Masken v. 13. III. (A. W. Kahle); Türmer April-H. 48 (K. Storck)], 30, 300 [Grenzboten 1912, Nr. 5 (V. Klemperer)], 31, 292 [Bursch. Bl. Jg. 27, 67 (R. Eickhoff, F. S. u. K. Schurz); Mitt. d. literarhist. Gesellsch. Bonn 7, 129—149 (A. M. Morisse)].
- Staack**, Claudine, Hamb. Schriftst., schrieb Nov. u. Erz.; * Süderheistedt, Dithm. 30. I. 1859; † Hamburg 12. IV. — VZ 20. IV. M.-A.; Kieler Ztg. 13. IV. A.-A.; KL 1911, 1635; BR 7, 13/14.
- Staack**, Dora, Hamb. Schriftst.; * Krumstedt b. Meldorf i. Holst. 9. XI. 1855; † Hamburg 2. I. — HC 3. I. M.-A.; Kieler Ztg. 13. IV. A.-A.; KL 1911, 1635; BR 7, 13/14.
- Stangen**, Karl Friedrich, Schriftst. u. Begr. d. K. Stangenschen Reisebureau; * Ziegenhals 5. V. 1833; † Berl.-Lichterfelde 21. XI. — VZ 22. XI. M.-A.; IZ 137, 1095 (P); W 1911, 2023 (P); KL 1911, 1639 (W); WI 4, 1355; DZL 1400/01; BR 7, 21 (W).
- Stegemann**, Friedrich, *Dr. iur.*, Mecklb. Minist.-Rat, vortr. Rat i. Minist. d. Inn., Vors. d. Mecklb. Landes- u. Industrieausst. i. Schwerin, Staatskommiss. d. Mecklb. Hypotheken- u. Wechselbank; * Parchim 23. II. 1867; † Schwerin 25. VI. — VZT; WI 4, 1360.
- Steinbach**, Gustav, *Dr. iur.*, Journalist, Red. d. Neuen Fr. Presse i. Wien, hist.-polit. u. staatswiss. Schriftst.; * Pressburg 18. II. 1848; † Meran 6. XII. — NFP 7. XII. A.-Bl.; KL 1911, 1651 (W).
- Steinberg**, Ernst Friedrich Graf von, Kammerh. u. M. d. H.; * Hannover 8. VIII. 1848; † Schl. Brüggen, Prov. Hannover 29. XII. — VZ 30. XII. M.-A.; HH 1911, 346; FT 1909, 901.
- Steinert**, Hans, *Dr. med.*, ao. Prof. a. d. Univ. u. Oberarzt d. mediz. Klinik u. d. städt. Krankenh. i. Leipzig; * Dresden 10. IV. 1875; † Leipzig 3. XI. — VZ 6. XI. A.-A.; UK S.-S. 1912, 324; DMW 37, 2096; WI 4, 1366 (W).
- Steinmann**, Maximilian von, Gen.-Lt. z. D.

- Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 80. Inf.-Brig.; * Baumgarten 9. XII. 1842; † Wiesbaden 5. IV. — VZ 8. IV. M.-A.; OA 1908/09, 1489.
- Stemrich**, Wilhelm, Wirkl. Geh. Rat, Unterstaatssek. i. Ausw. Amt, vorher Gesandter i. Teheran; * Münster 18. III. 1852; † Berlin 19. X. — VZ 19. X. A.-A.; WI 4, 1368.
- Stern**, Jakob, (Pseud.: Kurt Adelfeld), Schriftst. auf d. Geb. d. Philos., Politik u. Sozialpolit., ehem. Rabbiner v. Buttenhausen, dann einer d. Führer d. Württ. Sozialdemokratie; * Niederstetten 28. V. 1843; † Stuttgart 4. IV. — WJ 1911 Nekr.; Schwäb. Kron. Nr. 158; Schwäb. Tagwacht Nr. 79 u. 81; Neue Zeit 29, 2, 25—60 (K. Zetkin); KL 1911, 1664 (W); WI 4, 1370/71 (W); BR 7, 64/65.
- Stern**, Kurt, Regisseur u. Schausp. a. Deutsch. Landestheater i. Prag; * Berlin 19. IV. 1871; † das. 27. X. — NTA 1913, 151.
- Stern**, Ludwig, *Dr. phil.*, Prof., Direkt. d. Hs.-Abt. d. Kgl. Bibliothek i. Berlin; * Hildesheim 12. VIII. 1846; † Berlin 9. X. — VZ 11. X. M.-A.; Zentralbl. f. Bibliothekswes. 29, 26—31 (E. Jacobs); JB 9, 132; 10, 150.
- Stern**, Richard, *Dr. med.*, Prof. u. Direkt. d. mediz. Poliklinik a. d. Univ. Breslau; * Breslau 3. IX. 1865; † das. 1. II. — VZ 3. II. M.-A.; Schles. Ztg. 1. II. A.-A., 9. IV. M.-A.; Schlesien 4, 291/92; JSG 1911 Nekr. S. 29—32 (Schmid); Chronik d. Univ. Breslau 25, 207—11 (Schmidt m. W); UK S.-S. 1911, 1, 320; AD 3, 96 (W); Monatsschr. f. Unfallheilkde. Jg. 18, I (C. S. Freund).
- Stiehl**, Karl, Prof., Musikschriftst., Dirig. d. Musikver. u. d. Singakad. i. Lübeck, Musikref. d. Lübecker Ztg., Kustos d. musikal. Abt. d. Lübecker Stadt-Bibl., deren Katalog er herausgab; * Lübeck 12. VII. 1826; † das. 1. XII. — VZ 2. XII. M.-A.; LE 14, 517; KL 1911, 1670 (W); AMZ 1911, 1272; Zs. d. Intern. Musikges. 13, 148; NMZ 33, 142; Musik 2. Dez.-H. S. VII; R 1359.
- Stillfried u. Rattonitz**, Raimund Frh. von, Maler, einer d. ersten Vork. d. Photogr., bes. bek. durch seine Interieurs i. d. Wiener Hofburg u. i. Schönbr. Schloß, früher Offizier, Seemann, Kanzler u. japan. Prof.; * Komotau i. Böh. 6. VIII. 1839; † Wien 13. VIII. — VZ 14. VIII. M.-A.; ÖR 28, 484; MS Nachtr. 267; WI 4, 1374/75; FT 1912, 783.
- Stöhr**, Philipp, o. Prof. u. Direkt. d. anatom. Anst. a. d. Univ. Würzburg; * Würzburg 13. VI. 1849; † das. 5. XI. — VZ 6. XI. M.-A., 9. XI. M.-A.; DMW 37, 2096; MMW 58, 2747 (Sobotta); PBL 1658; HBL 5, 546; Chronik d. Univ. Würzburg 1912, 24/25; Bayerland 23, 179 (P); KL 1911, 1675; WI 4, 1377; AD 3, 25 (W); DZL 1419/20; K 902; Anatom. Anz. Bd. 40, 551—56 (O. Schultze); Verhandl. d. physik.-mediz. Gesellsch. Würzburg 42, 1—12; Vierteljahrsschr. d. naturforsch. Gesellsch. i. Zürich 56, 558.
- Stoetzer**, Hermann, *Dr. phil.*, Oberlandforst., Direkt. d. Forstakad. i. Eisenach; * Wasungen i. Sa.-Mein. 22. V. 1840; † Eisenach 14. XI. — VZ 14. XI. A.-A.; W 1911, 2051 (P); WI 4, 1379; KL 1911, 1680 (W); DZL 1423.
- *Struck**, Adolf Hermann, *Dr. phil. h. c.*, Bibl. d. Deutsch. Archäolog. Inst. i. Athen; * Konstantinopel 18. I. 1877; † Mainz 14. IX. — BJ XVI, 169 (W. Müller); VZ 20. IX. M.-A.; DRG 34, 139; GK 1912, 62; Zeitschr. f. bild. Kunst N. F. Jg. 23, 223 (G. Hermann).
- Stüve**, Gustav, *Dr. iur.*, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, Reg.-Präs. i. Osnabrück, früh. Präs. d. Reichs-Patentamts, 1888—91 M. d. A., Freikonserv., schrieb mehrere Werke üb. s. Oheim, d. hannov. Staatsmann Johann Karl Bertram Stüve; * Osnabrück 2. V. 1833; † das. 26. XI. — VZ 27. XI. A.-A.; WI 4, 1396; OA 1908/09, 1521; DZL 1445.
- Suphan**, Bernhard, Geh. Hofrat, Prof., *Dr. phil.*, langj. Direkt. d. Goethe- u. Schiller-Archivs i. Weimar; * Nordhausen 18. I. 1845; † Weimar 9. II. — VZ 10. II. M.-A.; NFP 12. II. M.-Bl. (St. Hock); LE 13, 840; HV 14, 304; Bl. f. höher. Schulwes. 28, 96; W 1911, 312 (P); KL 1911, 1701 (W); WI 4, 1402 (W); Chronik d. Wiener Goethe-Vereins Bd. 25, 4 (St. Hock); Goethe-Jahrb. 31, 1—6 (L. Geiger), 33, 231 (L. Geiger).
- Supper**, Otto, *Dr. iur.*, Finanzrat, Kollegialmitgl. d. Generaldirekt. d. Württ. Staatseisenbahnen, Schriftst. auf d. Geb. d. Verkehrswiss.; * Göppingen 14. II. 1861; † Stuttgart 13. VI. — WJ 1911 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 137; Schwäb. Kron. Nr. 269; OA 1908/09, 1522; KL 1911, 1701 (W).
- Taglioni**, Auguste, ehem. Schauspielerin a. Kgl. Schauspielh. i. Berlin, d. letzte Mitgl. d. bek. Künstlerfamilie; sie u. ihre Schwester Marie, d. spätere Fürstin Windisch-Grätz, waren d. Lieblinge Kaiser Wilhelms I.; * Berlin 1832; † das. 8. VI. — NTA 1912, 166.
- Tautenhayn**, Joseph, früh. Prof. d. Akad. d. bild. Künste i. Wien, einer d. hervorr. Plastiker Österreichs; * Wien 5. V. 1837; † das. 3. IV. — ÖR 27, 411; WGK 1911,

- 1, 226; Kchr N. F. 22, 346; MS 4, 385; SKL 927.
- Tebbe**, Heinrich, Gymn.-Prof. i. Münster, Schriftst. auf d. Geb. d. klass. Philolog. u. Lit.-Gesch.; * Herbern, Kr. Lüdinghausen, 23. IX. 1858; † Münster 30. VIII. — KR 1911, 493 (W); 1912 TL.
- Tesmar**, Hugo, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, Direkt. i. Preuß. Minist. d. öffentl. Arbeiten; * 17. XI. 1855; † Berlin 18. XI. — Reichsanz. Nr. 280 v. 28. XI.
- Testa**, Karl, deutsch. Delegierter b. d. Türk. Staatsschuldenverw., früh. Ministerresid. i. Tanger, hervorr. Kenner d. türk. Verhältnisse; * Konstantinopel 9. V. 1840; † das. 1. I. — Schles. Ztg. 6. I. M.-A.; OA 1908/09 1534.
- Theuerkauf**, Gottlob, Prof. u. Privatdoz. a. d. Techn. Hochsch. i. Berlin, Landsch.-Maler, Lithogr. u. Illustr., auch hess. Dialekt-dichter u. Komponist; * Kassel 21. I. 1833; † Berlin 5. III. — HL 25, 92/93.
- Thoenes**, Nikolaus, *Dr. phil.*, Schriftst. auf d. Geb. d. Theolog., Philolog., Sozialwiss., Rechtswiss. u. Gesch.; * Rückweiler, Rh.-Prov. 1. III. 1846; † Münster 13. IV. — KR 1911, 497 (W); 1912 TL.
- Tiburtius**, Henriette, die erste Zahnärztin Deutschlands, Vors. d. Vereins z. Erziehung schulentlassener Mädchen f. d. Hauswirtschaft, verdient um d. deutsche Frauenbewegung; * 1834; † Berl.-Marienfelde 25. VIII. — VZ 27. VIII. M.-A.; W 1911, 1458, 1466 (P); AF 49, 376; Frauenbewegung 17, 144; Neue Bahnen 46, 151/52; Frauen-Rundsch. 12, 450; D. Frau 19, 56/57 (H. Lange); Daheim Jg. 48, Nr. 8 (F. Tiburtius); D. deutsche Frau 1912, Nr. 3 (F. Tiburtius).
- Tiede**, August, kgl. Baurat, Prof., bes. bek. als Erbauer d. Naturhist. Museums u. d. Landwirtsch. Hochsch. i. Berlin; * Berlin 4. VI. 1834; † das. 14. V. — VZ 17. V. A.-A.; DBZ 45, 344; ZB 1911, 271/72 (C. Weber m. P).
- Tietze**, Ottokar, Magistrats-Baurat, der 1887 bis 1892 in Japan tätig gewesen ist; * Protowitz i. O.-Schles. 31. X. 1858; † Berlin 27. IX. — DBZ 45, 688.
- Treskow**, Hans von, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 13. Kav.-Brig.; * Quedlinburg 3. I. 1840; † Wiesbaden 30. V. — VZ 2. VI. M.-A.; OA 1908/09, 1559.
- Trotz**, Hermann, kgl. Hofschausp. a. D. i. Stuttgart; * Lodz 13. VII. 1846; † Stuttgart 30. XII. — NTA 1913, 154/55; EG 1051.
- Tschackert**, Paul, *Dr. theol. et phil.*, Geh. Konsistorialrat, Prof. d. Kirchengesch. a. d. Univ. Göttingen; * Freystadt i. Schles. 10. I. 1848; † Göttingen 7. VII. — VZ 8. VII. A.-A.; HV 14, 464; ELK 44, 670/71; KJ 99, 441/42; Chronik d. Univ. Göttingen 1911, 8/9; AD 1, 24 (W); WI 4, 1442 (W); DZL 1479; K 936.
- Tschischwitz**, Wilhelm von, Gen.-Lt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 10. Inf.-Brig., 1888 z. D.; * Brieg 25. IV. 1831; † Hirschberg 19. VII. — Schles. Ztg. 20. VII. A.-Bl.; Schlesien 4, 646.
- Tschudi**, Hugo von, Geh. Reg.-Rat, Prof., *Dr. phil.*, Direkt. d. Bayer. staatl. Gemäldegalerien, vorh. Direkt. d. Berlin. Nationalgalerie; * Gut Jakobshof i. Niederösterreich. 7. II. 1851; † Vall b. Kannstadt 23. XI. — VZ 24. XI. A.-A.; NFP 24. XI. A.-A.; T 278 (P), 279 (E. Heilbut); IZ 137, 1020/21 (P); W 1911, 2023 (P); Hilfe 1911, 781/82 (P. Schubring); KL 1911, 1748; WI 4, 1443 (W); DZL 1482; MAZ 114, 839/40 (H. Cosserat); KW, 25 I, 443/44 (Avenarius); HV 15, 152; März 1911, 4, 426—31 (H. Uhde-Bernays); Südd. Monatsch. 9, 1, 559/60 (W. Heymel, T.s Totenfeier); Bayerland 23, 179 (P); Kchr N. F. 23, 97—100 (W. Bayersdorfer), 131/32 (W. v. Seydlitz); KFA 27, 164 (P); Cicerone 3, 905; Gegenwart 1911, Nr. 51 (E. Thoma); Guldenkammer 2, 224 (G. Pauli); Jahrb. d. kgl. preuß. Kunstsaml. 33, I—IV (W. Bode); Kunst u. Künstler 10, 179 (M. Liebermann); Museumskde 8, 45—50 (W. Gräff); Repertor. f. Kunstwiss. Bd. 34, 473 (H. Thode); Wissen u. Leben 1912, 499 (H. Trog); Kunst u. Künstler 10, 379—88 (H. Uhde-Bernays).
- Tümppling**, Luise, geb. v. Boyen; * Berlin 26. V. 1852; † Jena 3. VII. — BJ XVI, 59 (P. Mitzschke).
- Ueltzen**, Wilhelm, Pastor em. i. Rostock, erst Insp. d. Lehrer-Sem. i. Hannover, dann Pastor i. Gr.-Heere b. Hildesheim, verweigerte 1866 d. Huldigungseid u. wurde abgesetzt, gab später d. *Kirchenblatt f. Braunschweig heraus, wurde in Hannover wegen Majestätsbeleidigung zur Festungshaft verurteilt und aus s. Amte entfernt, wo er bis 97 im Dienst blieb, verf. theol. Schriften u. Predigt-Sammlungen; * 1825; † Rostock 17. XII. — KJ 39, 442.
- Uhde**, Fritz von, Maler, Präs. d. Münch. Sezession; * Wolkenburg i. Sa. 22. V. 1848; † München 25. II. — BJ XVI, 214 (H. Holland); VZ 25. II. A.-A.; T 50 (P), 52 (J. Elias); Berl. Tagebl. 25. II. A.-A. (F. Stahl); NFP 7. III. M.-Bl. (H. Uhde-Bernays); KVZ 5. III. (H. Reiners); FZ 5. III. I. M.-Bl. (F. Haack); W 1911, 347

- (A. G. Hartmann), 353 (P); MAZ 114, 145/46 (H. Cosserat); Hilfe 1911, 141 (Th. Heuß); März Jg. 5, 525—35 (W. Hausenstein); WI 4, 1448 (W); DZL 1486; MS 4, 461; BMW 2, 906—08; SKL 968; KJ 38, 665; Ü 13, 493; ELK 44, 214, 439—41 (J. Leipoldt); Protestantenbl. 44, 339—42 (Kühner); KW 24, 2, 365/66 (Avenarius m. Ill.); Christl. Freiheit 27, Nr. 11; Grenzboten 70, Bd. 1, 543 (B. Haendcke); Westerm. Monatsh. April 1911, 287/88 (P); Türmer 13, H. 7 (K. Storck); Hochland Jg. 8, H. 7 (K. Weiß, F. v. U. als Kindermaler); Kunst u. Künstler 9, 366; Kchr N. F. 22, 305—311 (P. Schumann); BZ 28, 334 [Deutsche Blätter f. erziehl. Unterr. 1911, Nr. 25 (E. Oppermann)]; Cicerone 3, 189; Daheim Jg. 47, Nr. 28 (R. Burckhardt); KFA April-H. 489 (G. J. Wolf); Korrespond.-Blatt d. Gesamtvereins d. deutsch. Gesch.- u. Altert.-Vereine April-H. 17 (G. Muschner); Protestantenbl. 1911, Nr. 14 (Kühner); Neue Rundsch. 1911, 538—45 (J. Elias); Wartburg 1911, Nr. 14 (A. Troll); Geisteskampf d. Gegenw. 1911, 148 (Kühner); Christl. Kunstbl. f. Kirche, Schule u. Haus 1911, 113 (Totenfeier f. U. i. München); Monatschr. f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst 1911, 110 (G. Lasch, U. als religiöser Maler)], 30, 324 [D. alte Glaube 13, Nr. 35 (Hübener, Wie urteilen wir heute üb. U. ?)].
- ***Uhlig**, Viktor, Prof. d. Geolog. a. d. Univ. Wien; * Karlshütte-Leskowitz, Öst.-Schles. 2. I. 1857; † Karlsbad 4. VI. — BJ XVI, 109 (F. E. Sueß); VZ 6. VI. M.-A., 7. VI. M.-A.; Schles. Ztg. 8. VI. M.-A.; NFP 6. VI. Nachm.-Bl. (E. Sueß, Z. Erinnerung an V. U.); IZ 136, 1317 (P); DRG 33, 489; 34, 40/41 (E. Spengler m. P); GK 1912, 62; PM 1911, 2, 24; PF 4, 2, 1534 (W); WI 4, 1449; UK W.-S. 1912/13, 2, 526; K 941; Verhandl. d. k. k. geolog. Reichsanst. 1911, 209 (O. Ampferer); Österr. Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwes. 49, 727; Zeitschr. d. deutsch. Geolog. Gesellsch. Bd. 63, Beibl., 385—96 (W. Branca); Geolog. Mitteil. 42, 243—58 (F. Schafarik); Lotos 59, 217 (A. Liebus); Geogr. Jahresber. aus Österreich 8, III.
- ***Umbeck**, Philipp Valentin, Dr. theol. h. c., Wirkl. Konsistorialrat, Generalsuperint. d. Rheinprov.; * Vallendar a. Rh. 13. XI. 1842; † Koblenz 4. II. — BJ XVI, 106 (Klingemann); VZ 5. II. M.-A.; ELK 44, 166; Protestantenbl. 44, 193; KJ 38, 665.
- Uphues**, Josef, Prof., Bildhauer; * Sassenberg i. Westf. 23. V. 1850; † Berl.-Wilmersdorf 2. I. — VZ 2. I. A.-A.; T 3 (P); IZ 136, 65/66 (P); KFA 26, 239 (P); Kunst u. Künstler 9, 256; MS 4, 466; SKL 971; WI 4, 1454; DZL 1492.
- ***Vahlen**, Johannes, Geh. Reg.-Rat, Dr. phil. et iur. h. c., Prof. a. d. Univ. Berlin, Mitgl. d. Akad. d. Wiss., Ritter d. Ordens Pour le mérite; * Bonn 27. IX. 1830; † Berlin 30. XI. — BJ XVI, 236 (E. Thomas); VZ 30. XI. A.-A.; HV 15, 152; IZ 137, 1078 (P); Blätter f. höher. Schulwes. 28, 518; JSG 1911 Nehr. S. 34—35; Chronik d. Univ. Berlin 25, 7; W 1911, 2064 (P); KL 1911, 1762; DZL 1493/94; WI 4, 1457 (W); K 347.
- Valentin**, Adolf, Dr. med., Prof. d. Otolaryngologie a. d. Univ. Bern; * 28. IX. 1845; † Bern 17. V. — DMW 37, 1136; UK W.-S. 1912/13, 2, 526; K 948.
- Valois**, Karl Frh. von, Major z. D. u. kgl. Kammerh., Vors. d. Ver. z. Förderung d. Museums vaterländ. Altert., Ehrenkonservator d. Landesarmeenus.; * Mannheim 9. IV. 1857; † Stuttgart 15. IX. — WJ 1911 Nehr.; Württ. Staatsanz. Nr. 216; Schwäb. Kron. Nr. 432; FT 1909, 875; OA 1908/09, 1581.
- ***Van der Venne**, Adolf, Tier-, Genre u. Landschaftsmaler; * Wien 16. IV. 1828; † Schweinfurt 23. IX. — BJ XVI, 102 (H. Holland).
- ***Varrentrapp**, Konrad, Geh. Reg.-Rat, bis 1909 Prof. d. Geschichte a. d. Univ. Marburg; * Braunschweig 17. VIII. 1844; † Marburg 28. IV. — BJ XVI, 122 (G. Meyer v. Knonau); VZ 30. IV. M.-A.; Chronik d. Univ. Marburg 25, 4—6 (v. d. Ropp); KL 1911, 1765; WI 4, 1461 (W); DZL 1496; K 949.
- Verschner**, Friedrich Wilhelm Frh. von, d. letzte Hofmarschall d. letzten hess. Kurfürsten Friedrich Wilhelm; * Kassel 26. VII. 1827; † München 13. XII. — HL 25, 364; FT 1909, 884.
- Villaret**, Albert Heinrich, Dr. med., Generalarzt, zul. Insp. d. 2. Sanitäts-Insp., schrieb üb. Hygiene u. Sanitäts-Statistik, bes. üb. Milit.-Sanitätswes., Hrsg. eines Handwörterb. d. Medizin; * Emmerich 28. II. 1847; † Eisenach 10. V. — DMW 37, 1178/79 (Paalzow m. P); PBL 1772; WI 4, 1467/68 (W); KL 1911, 1772 (W); DZL 1502.
- Villaume**, Hermann von, General d. Art. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1865 Eintritt in d. Armee, 1889 Major i. Milit.-Kabinet, 1892 Abt.-Chef, 97 Flügeladjutant, später Generalm. u. General à l. s. d. Kaisers, 1901 Direkt. d. Kriegsdep. i. Kriegsminist., 03 z. D., 09 Charakter als Gen. d. Art.; * Potsdam 13. VI. 1846; † Berlin 18. XI. — VZ 20. XI. A.-A.; OA 1908/09, 1588.

- Vitzthum v. Eckstädt**, Paul Graf, kgl. sächs. Gen.-Lt. u. Komm. d. 1. Sächs. Div.; * Ober-Lichtenau 5. VII. 1850; † Dresden 5. VIII. — VZ 8. VIII. M.-A.; WI 5, 1522; GT 1911, 989.
- Voelcker**, Karl, Gen.-Lt. z. D., zul. Komm. d. 56. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; * Ulm 19. IX. 1848; † Berlin 10. VI. — VZ 13. VI. M.-A.; OA 1908/09, 1596.
- Vogel**, Heinrich, Geh. Kommerzienrat, Mitbegr. u. Seniorchef d. Schokoladenfabrik Hartwig u. Vogel, Vors. d. Exportvereins f. d. Kgr. Sachsen; * Herreth i. Oberfr. 31. X. 1844; † Dresden 11. VI. — IZ 136, 1317 (P); W 1911, 1036 (P).
- Vogel**, Paul Johannes, *Dr. phil.*, Prof., Rektor d. Königin Carola-Gymn. i. Leipz., Altphilologe; * Plauen i. V. 27. IV. 1856; † Bad Kissingen 10. VII. — KL 1911, 1776 (W); 1912 TL; WI 4, 1471 (W).
- Voges**, Otto, *Dr. phil.*, seit 1893 innerpolit. Red. d. Voss. Ztg., vorher Chefred. d. »Kieler Tageblatt«; * Berlin 29. VII. 1860; † das. 6. VII. — VZT; DKZ 28, 477; WI 4, 1472.
- Voigt**, Karl von, Gen.-Lt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. d. 16. Kav.-Brig.; * Mainz 12. III. 1841; † Honnef 3. IX. — VZ 8. IX. M.-A.; OA 1908/09, 1594.
- *Voltz**, Ludwig, bek. Münch. Tier- u. Landschaftsmaler; * Augsburg 28. IV. 1825; † München 26. XII. — BJ XVI, 104 (H. Holland); VZ 28. XII. M.-A.; IZ 138, 78; Kchr N. F. 23, 181; MS 5, 34; BMW 2, 950.
- Vopelius-Sulzbach**, Richard von, Hüttenbes., M. d. H., seit 1876 freikonserv. M. d. A., Mitgl. d. Direktor. d. Zentralverb. deutsch. Industrieller; * Sulzbach 19. X. 1843; † St. Blasien 16. VIII. — VZ 17. VIII. A.-A.; W 1911, 1491 (P); HH 1907, 350; HA 1894, 331; WI 4, 1480; DZL 1516.
- Voß**, Maximilian von, *Dr. iur.*, Ob.-Reg.-Rat a. D., Rittergutsbes. i. Berkenbrügge, Kr. Arnswalde, seit 1907 konserv. M. d. A.; * Halle a. S. 10. I. 1847; † Berkenbrügge 18. XII. — VZT; HA 1908, 439, 491 (P).
- Wagener**, Bruno, *Dr. phil.*, Schriftst., bis vor kurzem Chefred. d. »Straßburger Post«; * Amoy i. China 27. V. 1866; † Badenweiler i. Juli. — VZ 19. VIII. A.-A.; WI 4, 1487.
- Waltz**, Karl, *Dr. phil.*, Hon.-Prof. d. Physik u. Astronomie a. d. Univ. Tübingen, bek. Schriftst. auf physik. u. meteorolog. Gebiet; * Marburg 19. I. 1853; † Tübingen 12. IX. — VZ 15. IX. M.-A.; GK 1912, 62; WJ 1911 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 213; Schwäb. Kron. Nr. 430; WI 4, 1491 (W); PF 4, 2, 1588 (W).
- Wald**, E., (Pseud.), s. Schulze, Ewald.
- Waldenburg**, Max, (wirkl. Name: Max Peschmann), Schles. Dialektdichter; * Waldenburg 1852; † das. 1. XII. — Schlesien 5, 175 (O. Ludwig).
- Wanjura**, Gustav, *Dr. theol.*, Prälat u. Dompropst, Senior d. Posener Erzdiözese, 1859—67 Reg.- u. Schulrat; * Stollarzowitz 9. IV. 1827; † Posen 22. IV. — Schles. Zt. 24. IV. A.-Bl.
- Waser**, Maurus, Prof., Pfarrer i. Schwyz, verdienstvoller Lokalhistoriker, Mitgl. d. Allgem. Gesch.-forsch. Ges. u. d. Hist. Vereins v. Schwyz; * Schwyz 12. VII. 1847; † das. 1. XII. — ASG 44, 372; Bote d. Urschweiz 1911, Nr. 95/96; Schwyz Ztg. Nr. 96, 1. Bl.; Neue Zürch. Ztg. Nr. 226, 1. Bl. u. Nr. 328 M.-Bl.
- Watter**, Hermann Frh. von, Gen.-Lt. z. D., 1892—1900 württemb. Milit.-Bevollm. i. Berlin, früh. Flügeladjut. u. General à l. s. d. Königs v. Württbg.; * Ludwigsburg 17. I. 1848; † Stuttgart 8. III. — VZ 9. III. A.-A.; OA 1908/09, 1622; MZ 1911, 163; WJ 1911 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 57; Schwäb. Kron. Nr. 113.
- Weber**, Georg Viktor, Mitgl. d. Mainzer Domkapitels, der letzte aus d. Mainzer Kreis von Kettlers Mitarb., Gründer u. Leiter d. Mainzer Domchores; * 1838; † Mainz 24. IX. — Katholik Jg. 91. 4. F. Bd. 8, 393/94.
- Weiler**, Johann August, *Dr. phil.*, Prof., bis 1880 Oberl. a. Realgymn. i. Mannheim, Mathem., Geogr. u. Astronom.; * Mainz 31. V. 1827; † Mannheim 10. X. — WGK 1911, 2, 226; DRG 34, 137; PF 3, 2, 1425 (W); 4, 2, 1611 (W); Astronom. Nachr. Bd. 189, 367 (H. Kobold).
- Weinwurm**, Rudolf, Prof., Univ.-Musikdirekt. i. Wien, Gründer d. Akad. Gesangvereins, früh. Dirig. d. Wiener Singakad. u. d. Wiener Männergesangvereins, veröffentlichte musikpädagog. Schriften; * Scheideledorf b. Waidhofen a. d. Thaya 3. IV. 1835; † Wien 27. V. — Musik 2. Juni-H. S. VIII; NMZ 32, 384; ÖR 28, 79; R 1536.
- *Weiser**, Josef, Prof., Historien- u. Genremaler, Ehrenmitgl. d. Münch. Kunstakad.; * Patschkau i. Schles. 10. V. 1847; † München 15. IV. — BJ XVI, 103 (H. Holland); VZ 18. IV. A.-A.; Kchr N. F. 22, 392; KFA 26, 408; MS 5, 73; MAZ 114, 282/83 (H. Holland); Schlesien 4, 480.
- Weiß**, Eduard, ehem. Schausp., einer d. letzten Vertreter d. alten Berlin. Posse, in d. 70er Jahren wohl d. populärste Komiker Berlins u. d. stärkste Magnet d. Krollschen Theaters unter d. »alten Engeln«; * Berlin 19. XI. 1836; † München 19. I. — NTA 1912, 156.
- Weiß**, Karl, Schausp. u. Theater-Direkt., früh.

- Direkt. d. Berliner Carl Weiß-Theaters u. d. alten Ostendtheaters, populärer Komiker; * Berlin 30. IX. 1850; † Monte Carlo 31. III. — VZ I. IV. A.-A.; W 1911, 562, 568 (P); NTA 1912, 159; EG 1107; BW 13, 2, 131 (P); WI 4, 1522.
- Weitbrecht**, Gottlieb von, *Dr. theol.*, Prälat, Stiftsprediger, Red. d. *Christenboten* u. d. *Jugendblätter*, bek. christl. Volkschriftst.; * Calw i. W. 4. VI. 1840; † Stuttgart 31. V. — VZ 3. VI. A.-A.; BB Nr. 126 v. 2. VI.; ELK 44, 551; KJ 39, 442/43; WJ 1911 Nehr.; Württ. Staatsanz. Nr. 124; Schwäb. Kron. Nr. 247; KL 1911, 1845 (W).
- *Weitbrecht**, Richard, *Dr. theol.*, 1. ev. Stadtpfarrer i. Wimpfen a. N., Literarhist., volkstüml. Schriftst.; * Heumaden b. Stuttgart 30. II. 1851; † Heidelberg 1. V. — BJ XVI, 116 (H. Mosapp); FZ 8. VI. 2. M.-Bl.; Eckart 5, 10, 664—74 (K. Berger); LE 13, 1422; KL 1911, 1845 (W); BR 4, 312 (W); WI 4, 1525; KJ 39, 443; DZL 1552/53; WJ 1911 Nehr.; Württ. Staatsanz. Nr. 126; Schwäb. Kron. Nr. 249.
- Weitzel von Mudersbach**, Reinhard Ludwig, 1898—1903 konserv. M. d. R.; * Gr.-Wege- nitz i. d. Altmark 18. II. 1853; † Osterwein, Kr. Osterode 26. IV. — VZ 4. V. M.-A.; RH Nachtr. 1903, 78; BT 1913, 859.
- Wendt**, Otto von, Prof. f. bürgerl. Recht a. d. Univ. Tübingen, Vertr. d. Univ. in d. 1. Kammer, Hrsg. d. *Archivs f. zivilist. Praxis*; * Rostock 27. III. 1846; † Tübingen 30. VIII. — VZ 31. VIII. A.-A.; IZ 137, 448; DJZ 1134/35 (Geib); WJ 1911 Nehr.; Württ. Staatsanz. Nr. 203; Schwäb. Kron. Nr. 405; KL 1911, 1851 (W); WI 4, 1529 (W); AD 2, 12 (W); K 997; Archiv f. d. zivilist. Praxis* 108, 1, 3—39 (M. Rümelin).
- Wenker**, Georg, *Dr. phil.*, Prof., Oberbibliothekar a. d. Univ. Marburg, d. bedeutendste Vertr. d. deutsch. Mundartenforschung; * Düsseldorf 25. II. 1852; † Marburg 17. VII. — IZ 137, 250 (P); GK 1912, 62; DRG 33, 585; HL 25, 233/34; JB 9, 137; 10, 150; KL 1911, 1853 (W); WI 4, 1530 (W).
- Wenzel**, Johannes, geistl. Rat u. Domvikar in Bamberg, 1887—98 M. d. R. u. d. Zentr.; * Bamberg 9. I. 1843; † das. 16. I. — VZT; RH 1893, 254.
- Werner-Schwarzburg**, Albert, Bildhauer, Lehrer a. d. Kunstschule i. Breslau, langj. Vors. d. Bresl. Künstlervereins, schuf d. Giebelreliefs a. d. Berlin. Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche; * Gösselbrunn, Fürst. Schwarzb. 14. X. 1857; † Breslau 28. XII. — VZ 29. XII. M.-A.; WGK 1911, 2, 228; JSG 1911 Nehr. 37—39; MS Nachtr. 284; Schlesien 5, 251.
- Wever**, Hermann, *Dr. med. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, 1909—10 Unterstaatssekr. i. Preuß. Minist. d. geistl. u. Unterr.-Angelegenheiten; * Cleve 27. XII. 1853; † Berlin 1. VI. — VZT; WI 4, 1539; IZ 136, 1270, 1274 (P); OA 1908/09, 1661.
- ¹⁾ **Wickenburg**, Albrecht Graf, feinsinn. Dichter; * Graz 4. XII. 1838; † Wien 18. XII. — VZ 18. XII. A.-A.; NFP 18. XII. Nachm.-Bl.; LE 14, 587; ÖR 30, 69—70; WI 4, 1541 (W); KL 1911, 1869; BR 7, 426 (W); GT 1911, 1034; Heimgarten 36, 364—70 (A. Graf v. W. u. s. Dichtergenossin).
- Widmann**, Bohuslav Adalbert Frh. von, k. u. k. Geh. Rat, bis 1890 Statth. v. Tirol, Ehrenbürger v. Innsbruck, Mitgl. d. Reichsrats; * Olmütz 12. III. 1836; † Wien 9. VI. — NFP 10. VI. M.-A.; FT 1909, 926.
- Widmann**, Joseph Viktor, Dichter, Schriftst. u. Publizist, Red. d. Berner Ztg. *Der Bunde; * Nennowitz i. Mähr. 20. II. 1842; † Bern 6. XI. — VZ 7. XI. M.-A., 20. II. 1912 A.-A. (Ed. Korrodi); T 267 (P); Deutsch. Tagesztg. Beil. *Zeitgeist* Nr. 265 (E. Zahn); NFP 12. XI. M.-Bl. (A. Bettelheim, Biographisches von J. V. W.); IZ 137, 989 (P); W 1911, 1890, 1897 (P); ÖR 29, 327—30 (W. Kosch); 30, 147/48 (M. Necker, 2 Briefe von J. V. W.); WI 4, 1543 (W); DZL 1565/66; KW 25, 1, 327—44; D. Brenner Jg. 2, H. 12 (E. Dallago); Wissen u. Leben v. 15. Nov. 1911 (H. Trog); Schöne Literatur Jg. 12, Nr. 25 (F. E. Willmann); Eckart 1911/12, 445—55 (E. Eschmann); NTA 1913, 151; LE 14, 365; J. Fränkel, J. V. W. Eine Gedächtnisrede. Münch. 1912; In: A. Bettelheim, Biographenwege, Reden u. Aufsätze. Berl. 1913; Raschers Jahrb. 3, 314—20 (Korrodi); Schweizer. pädagog. Zeitschr. 1911, 309—19 (R. Hunziker); Heimgarten 36, 284 (K. Bienenstein); Deutsche Rundsch. Jan.-H. 1912, 140 (E. Korrodi); Südd. Monatsh. Juni-H. 1912, 320 (Hofmiller); Westerm. Monatsh. Juni-H. 1912, 503 (A. Beetschen, Aus Briefen).
- Wielemanns, Edler v. Monteforte**, Alexander, Architekt, Oberbaurat, Ehrenmitgl. d. Akad. d. bild. Künste i. Wien, sein Hauptwerk ist der 1876—81 erbaute Wiener Justizpalast; * Wien 4. II. 1843; † Dornbach 7. X. — Kchr N. F. 23, 24/25; DBZ 45, 708.
- Wilbrandt**, Adolf, *Dr. phil.*, Dichter, Ehrenbürger von Rostock; * Rostock 24. VIII. 1837; † das. 10. VI. — VZ 13. VI. M.-A. (Erinnerungen an A. W.); NFP 11. VI. M.-Bl., 13. VI. M.-Bl. (A. Frh. v. Berger — B. Bau- meister — E. Hartmann); T 137 (P), 138 (J.

¹⁾ Irrtümlich in d. TL f. 1910 aufgenom-
men.

- Hart); HC 12. VI. A.-A. (P. Burg, A. W.s letztes Buch); MAZ 114, 10/11; IZ 136, 1270 (P); DZL 1573; WI 4, 1548/49 (W); BR 7, 442/43 (W); KL 1911, 1878/79 (W); LE 13, 1385—1387; KW 24, 4, 29/30; Hilfe 1911, 383 (H. Kienzl); ÖR 28, 73—75 (V. Klemperer); BW 13, 2, 378/79 (V. Klemperer); NTA 1912, 165 (P); Hochland Jg. 8, H. 11 (M. Behr, A. W. u. d. Grundlagen seines Schaffens); Gartenlaube 1911, Nr. 28 (H. Landsberg); D. Rampe 1912 (H. Eulenberg).
- Wildenfels**, (Pseud.), s. Clasen-Schmid.
- Wilke**, Richard, *Dr. iur.*, Geh. Justizrat, früh. Justitiar d. Preuß. Seehandl., Ehrenmitgl. d. Deutsch. Anwaltvereins; * 31. XII. 1830; † Potsdam 6. III. — VZ 8. III. M.-A.; Jurist. Wochenschr. 40, 257.
- Wille**, Richard, Generalm. z. D., einer d. bed. Militärschriftst., früh. Direkt. d. Art.-Werkstätten i. Spandau, namentl. auf d. Geb. d. Waffentechnik ganz hervorr. tätig; * Spandau 26. II. 1841; † Charlottenburg 4. IV. — VZ 5. IV. A.-A.; IZ 136, 696 (P); MZ 1911, 207; LJ 38, 450/51; KL 1911, 1883/84 (W); WI 4, 1553/54 (W); Zeitschr. f. d. ges. Schieß- u. Sprengstoffwes. 1911, 161; LA 118 (W).
- Wilm**, Nicolai von, bek. Tonkünstler u. Komp., auch Verf. e. Bds. Gedichte; * Riga 4. III. 1834; † Wiesbaden 20. II. — VZ 21. II. M.-A.; AMZ 1911, 230; NMZ 32, 257 (T. Canstatt m. P); R 1552; IZ 136, 386 (P).
- *Wilmanns**, Wilhelm, *Dr. phil.*, Prof. f. deutsche Spr. u. Lit. a. d. Univ. Bonn; * Jüterbog 14. III. 1842; † Bonn 29. I. — BJ XVI, 41 (E. Schröder); VZ 30. I. A.-A., 31. I. A.-A.; KVZ 1. II. A.-A. (Schiller); HV 14, 304; Chronik d. Univ. Bonn 36, 5—10 (Franck); KL 1911, 1886 (W); WI 4, 1555 (W); LE 13, 762; Zeitschr. d. Allg. deutsch. Sprachvereins Jg. 26, 70—75 (P. Pietsch); Zeitschr. f. deutsch. Wortforschung 13, 80 (F. Kluge); K 1020.
- Winckel**, Franz von, *Dr. med.*, Geh. Rat u. kgl. sächs. Ob.-Mediz.-Rat, einer d. bed. Gynäkologen d. Gegenwart, o. Prof. u. Direkt. d. Frauenklinik a. d. Univ. München; * Bereburg i. Westf. 5. VI. 1837; † München 31. XII. — IZ 138, 78; Bayerland 23, 305 (P); DZL 1580/81; AD 3, 156 (W); Chronik d. Univ. München 1911/12, 7—11; MMW 59, 260/62 (L. Seitz); PBL 1861/62 (P); HBL 6, 290/91; K 1020; Sexualprobleme 1912, 112; Archiv f. Gynäkologie Bd. 96, I—XXIV (M. Stumpf); Mediz. Klinik 1912, 88 (A. Dührssen); Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäkologie 35, 125—35 (A. Martin); Gynäkol. Rundsch. 6, 93.
- Winckel**, Heinrich, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kr., zul. Komm. d. Inf.-Reg. 99; * Köln a. Rh. 14. VII. 1835; † Wiesbaden 29. III. — VZT; OA 1908/09, 1678.
- Winterer**, Landelin, Prälat, Stadtpf. i. Mülh. i. E., 1874—1902 M. d. R., Mitgl. d. Staatsr. u. d. Landesausschusses; * Ob.-Sulzbach 28. II. 1832; † Mülhausen i. E. 29. X. — KVZ 31. X. M.-A.; RH 1898, 282; KR 1911, 544 (W).
- Winternitz**, Leopold, (Pseud.: Walter Lindau), *Dr. med.*, Arzt, schrieb auch Lustsp. u. Operettentexte; * Jindrichowitz i. Böh. 26. I. 1833; † Wien 3. XII. — KL 1911, 1896 (W); 1912 TL.
- Wippermann**, Karl, *Dr. iur.*, Prof., 1877—1905 Mitgl. d. literar. Bureaus d. Staatsministeriums i. Berlin, Geschichtsforscher u. Biograph, Hrsg. d. »Deutsch. Geschichtskalender«; * Rinteln 14. III. 1831; † Berl.-Lichterfelde 24. II. — VZT; HL 25, 75/76; KL 1911, 1896/97 (W); WI 4, 1561 (W).
- Wirth**, Hermann, Geh. Kommerzienrat, Mitbegr. u. langjähr. Vors. d. Bundes d. Industriellen; * Toben i. Oberfr. 5. V. 1837; † Berlin 20. V. — IZ 136, 1174, 1176 (P).
- Wiskott**, Max, *Dr. phil. h. c.*, Chef d. Firma E. P. Wiskott, Graph. Kunstanst., ausgez. Entomologe, Ehrenmitgl. d. Schles. Gesellsch. f. vaterländ. Kultur; * Breslau 16. III. 1840; † das. 2. V. — Schles. Ztg. 3. u. 4. V. M.-A.; Schlesien 4, 460; JSG 1911 Nekr. 40—42 (R. Förster).
- Wittcke**, Friedrich, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. v. Dienenhofen, 1891 z. D.; * Pasewalk 4. IX. 1833; † Stolp i. Pomm. 24. IV. — VZ 28. IV. M.-A.; OA 1908/09, 1686.
- Wittenberg**, Hans, Pastor an Gethsemane i. Berlin, Novellist u. volkswirtschaftlicher Schriftst.; * Ratzebuhr 5. II. 1858; † Arco i. Tirol 25. IV. — KL 1911, 1902 (W); 1912 TL.
- Wittenburg**, Rudolf von, Wirkl. Geh. Ob.-Reg. Rat, ehem. Präs. d. Ansiedlungs-Kommiss. f. Westpr. u. Posen, 1901 a. D.; * Schlogwitz, Ob.-Schles. 17. VI. 1842; † Berl.-Grunewald 14. V. — VZ 16. V. M.-A.; W 1911, 981 (P); DE 10, 145/46 (M. Loesener m. P); Schles. Ztg. 16. V. M.-A.; Schlesien 4, 561/62; Oberschlesien 10, 142.
- Wittkowsky**, Karl, Kaufmann, Verf. kleiner humorist.-satir. Dichtungen, Erzähl. u. Episteln, Lebens- u. Gesellschaftsbilder, bed. Kunstsammler; * 1852; † Berlin 7. IV. — VZ 9. IV. M.-A. ([Jüd.] H[itsch]).
- Woermann**, Adolf, Chef d. Woermann-Linie u. d. bek. Rhedereifirma C. W., 1884—90 M. d. R., nationallib., Vors. d. Hamb. Handelsk.; A. W. u. s. Firma sind f. d. Entwicklung d. deutsch. Kolonien i. Afrika von bahnbrechender Bedeutung gewesen; * Hamburg 10. XII. 1847; † das. 4. V. —

- VZ 4. V. A.-A.; HC 4. V. A.-A.; T 107 (P); MAZ 1911, 306/07 (P. Busching); IZ 136, Nr. 3541, VI, VIII (P); W 1911, 774, 776 (P); DKZ 1911, 354/55 (P); Kolon. Rundsch. 1911, 465—71 (F. Dernburg); DRG 33, 489; AF 49, 256; JSTG 13, 91/92; WI 4, 1570; Deutsche Export-Revue 3, Nr. 19; Gartenlaube 1911, Nr. 16 (Th. Hübbe, D. königl. Kaufmann).
- Woerner**, Ulrika Carolina, Dichterin u. Schriftst., Schwester d. Lit.-Hist. Roman W.; * Bamberg 7. VIII. 1865; † Freiburg i. B. 14. I. — VZ 26. I. M.-A. (H. Mauthner); LE 13, 689; IZ 136, 146; KL 1911, 1924; BR 8, 44 (P); Frauenzukunft 2, 135—142 (A. v. Lieben); Neue Bahnen 1911, 110 (A. Lenzmann).
- Wörnlein**, Artur, Verwaltungsdirekt. d. deutschen Buchdruckerei-Vereins i. Leipzig, Schriftl. d. *Archivs f. Buchgewerbe, leitete d. buchgewerbl. Gruppe auf d. Weltausst. i. Paris, St. Louis u. Brüssel; * 13. I. 1863; † Leipzig 12. XII. — VZT; WI 4, 1570.
- Wrede**, Alfred Fürst von, bayer. Kammerh.; * Mondsee 2. VII. 1844; † Ischl. 1. X. — VZT; HK 1914, 487.
- Wurmb**, Robert von, Gen.-Lt. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., zul. Komm. v. Koblenz u. Ehrenbreitstein, 95 z. D.; * Sondershausen 12. V. 1835; † Biebrich a. Rh. 18. IX. — VZ 21. IX. M.-A.; MZ 1911, 554; OA 1908/09, 1706.
- Xyländer**, Emil Ritter von, bayer. Generaloberst, 1851 Kadett, 54 Unterlt., 63 Oberlt., 67 Rittm., 70 i. Generalst., 74 Major, 77 Oberstlt., 84—90 Milit.-Bevollm. i. Berlin, 90 Gen.-Lt. u. Komm. d. 5. Div., 95—1905 Kom. d. 2. A.-Korps, 1911 Generaloberst; * Frankfurt a. M. 20. II. 1835; † München 7. X. — VZ 9. X. A.-A.; MZ 1911, 583; LJ 38, 451; W 1911, 1725 (P); Bayerland 23, 53 (P); OA 1908/09, 1709.
- Zacharias**, Eduard, Dr. phil., Prof., Direkt. d. botan. Staatsinstituts i. Hamburg; * Berlin 16. V. 1852; † Hamburg 23. III. — VZ 25. III. M.-A.; HC 24. III. A.-A., 10. IV. A.-A. (E. Marberg); Mitt. d. deutsch. Landw.-Gesellsch. 26, 182; KL 1911, 1935; WI 4, 1589; Archiv f. Hydrobiologie 6, 358 (O. Zacharias); Gartenflora 1911, 251 (Brick); Berichte d. deutsch. botan. Gesellsch. 29. G.-V. 26—48 (Brick); Jahresber. d. Vereinigg. f. angew. Botanik 8, I.
- Zacher**, Albert, Schriftst., Röm. Korresp. d. Frankfurter Ztg.; * Bonn 20. II. 1861; † Rom 12. V. — VZ 13. V. A.-A.; LE 13, 1280; KL 1911, 1936 (W); WI 4, 1589 (W).
- Zahn**, Wilhelm, Oberpfarrer i. Tangermünde, Forscher auf d. Geb. d. altmärk. Geschichte; * Rehfeld b. Torgau 25. VII. 1848; † Tangermünde 23. IV. — VZT; KL 1911, 1938 (W).
- Zeldler**, Jakob, k. k. Prof., Direkt.-Stellvertr. d. Prüfgs.-Kommiss. f. d. Lehramt f. Freihandzeichnen u. f. d. Lehramt d. Musik, Mitgl. d. Prüfgs.-Kommiss. f. höhere Handelsschulen; * Wien 13. IX. 1855; † Mödling 21. VIII. — ÖR 29, 90; WI 4, 1595 (W); Monatsbl. d. Vereins f. Landeskde. i. Niederösterreich. 10, 347—50 (J. W. Nagl).
- Zelsler**, Moritz, Mitgl. d. Kgl. Schauspielh. i. Berlin, Prof. a. d. Marie-Seebach-Schule; * Freiberg i. Mähr. 3. XII. 1856; † Berl.-Charlottenburg 25. V. — VZ 26. V. A.-A.; W 1911, 906, 910 (P); NTA 1912, 164; EG 1158; WI 4, 1595; DZL 1608.
- Zembsch**, Otto, Kapitän z. S. z. D., ao. Ges. u. bevollm. Minister, 1886—88 i. Lima, 1888—1900 Ges. i. Ecuador; * Kempen 31. V. 1841; † Berlin 2. III. — VZT; Ü 13, 488.
- Zenger**, Max, Prof., Komponist, früh. Opern- u. Chordirigent; * München 2. II. 1837; † das. 18. XI. — MAZ 114, 821; Bayerland 23, 179 (P); WI 4, 1596; AMZ 1911, 1214, 1231 (M. Steinitzer, Eine Erinnerung an M. Z.); NMZ 33, 118; Musik 1. Dez.-H. VI; R 1587.
- Zglinitzki**, Paul von, General d. Art. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1870/71 Adjut. d. Prinzen Karl v. Preußen, 74 Komm. d. 1. G.-F.-Art.-Reg., 77 Komm. d. 9. F.-Art.-Brig., 83 Insp. d. 1. F.-Art.-Insp., 85 Gen.-Lt., 88 z. D., 91 Gen. d. Art.; * Posen 15. III. 1830; † Dresden 18. II. — VZ 20. II. A.-A.; MZ 1911, 134; WI 4, 1598; DZL 1611.
- Ziegler**, Paul, Dr. med., bed. Chirurg, Privatdoz. a. d. Univ. München; * München 29. I. 1864; † das. 26. VII. — UK W.-S. 1912/13, 1, 332; Chronik d. Univ. München 1911/12, 6; MMW 59, 313 (R. Grashey); AD 3, 216/17 (W).
- Zimmermann**, Athanasius, S. J., Historiker; * Betra 5. XI. 1839; † Valkenburg 12. III. — KL 1911, 1955 (W); 1912 TL; WI 4, 1603 (W); KR 1911, 556 (W).
- Zimmermann**, Heinrich Edler von, Red. d. *Leipziger Ztg., verf. eine Erg. z. Schillerschen Demetrius, ein Trauersp. *Schubert*, zahlr. Lustsp., Festsp., Nov. u. Ged.; * Graz 18. II. 1847; † Leipa 27. VII. — LE 13, 1713; BR 8, 96/97 (W); KL 1911, 1956 (W).
- Zimmermann**, Karl Johann Christian, Hamb. Baudirekt. f. Hochbau, Schöpfer d. Krankenh. i. Eppendorf u. d. Kunstgewerbemus.; * Elbing 8. XI. 1831; † Wandsbeck 18. III. — DBZ 45, 1, 243/44; ZB 1911, 169 (A. Erbe m. P).
- *Zipperer**, Wilhelm, Dr. phil., Ob.-Studienrat, Gymn.-Rektor, Philologe u. Dialektdichter; * München 18. XII. 1847; † Würzburg 9. X. — BJ XVI, 202 (A. Dreyer); KR 1911, 558 (W); 1912 TL.

Verlag von Georg Reimer Berlin W. 10

Carl Schurz, Lebenserinnerungen

Band I. Bis zum Jahre 1852. Mit einem Bildnis: Schurz und Kinkel

Preis geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—

Band II. Von 1852 bis 1870. Mit einem Bildnis von Schurz

Preis geheftet M. 9.—, gebunden M. 10.—

Band III. Briefe und Lebensabriß

Preis geheftet M. 8.—, gebunden M. 9.—

Volksausgabe des I. Bandes: Jünglingsjahre in Deutschland

Preis geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.—

Wilhelm Foerster

Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen

(1832 bis 1910)

Preis geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

Hermann Hüffer, Lebenserinnerungen

Herausgegeben von Ernst Sieper. Mit einem Porträt Hüffers.

Preis geheftet M. 9.—, gebunden M. 10.—

Ludwig Bamberger, Erinnerungen

Herausgegeben von Paul Nathan. Mit einem Porträt Bambergers

Preis geheftet M. 7.50, in Halbfranz gebunden M. 9.50

Moritz Lazarus, Lebenserinnerungen

Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem

Porträt Lazarus'. Preis geheftet M. 12.—, in Halbfranz gebunden M. 14.—

Gustav von Mevissen

Ein rheinisches Lebensbild 1815—1899 von Joseph Hansen. 2 Bände mit drei Porträts

Preis geheftet M. 20.—, in 2 Halbfranzbände gebunden M. 25.—

Ernst Moritz Arndt

Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds

Preis geheftet M. 7.—, in Halbfranz gebunden M. 8.75

Graf Alexander Keyserling

Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen.

2 Bände mit zwei Porträts

Preis geheftet M. 20.—

GRAPHISCHES JAHRBUCH UND DEUTSCHER NEKROLOG

FRÜHER ERSCHIENEN DIE BÄNDE:

- I. DIE TOTEN DES JAHRES 1896
MIT DEN BILDNISSEN VON H. VON TREITSCHKE
UND E. DU BOIS-REYMOND
 - II. DIE TOTEN DES JAHRES 1897
MIT DEN BILDNISSEN VON JAC. BURCKHARDT
UND JOH. BRAHMS
 - III. DIE TOTEN DES JAHRES 1898
MIT DEN BILDNISSEN VON TH. FONTANE UND
C. F. MEYER
 - IV. DIE TOTEN DES JAHRES 1899
MIT DEM BILDNIS VON R. W. BUNSEN
 - V. DIE TOTEN DES JAHRES 1900
MIT DEM BILDNIS VON FRIEDR. NIETZSCHE
 - VI. DIE TOTEN DES JAHRES 1901
MIT DEM BILDNIS VON ARNOLD BÖCKLIN
 - VII. DIE TOTEN DES JAHRES 1902
MIT DEM BILDNIS VON RUDOLF VIRCHOW
 - VIII. DIE TOTEN DES JAHRES 1903
MIT DEM BILDNIS VON THEODOR MOMMSEN
 - IX. DIE TOTEN DES JAHRES 1904
MIT DEM BILDNIS VON FRIEDRICH RATZEL
 - X. DIE TOTEN DES JAHRES 1905
MIT DEM BILDNIS VON ERNST ABBE
 - XI. DIE TOTEN DES JAHRES 1906
MIT DEM BILDNIS VON CARL SCHURZ
 - XII. DIE TOTEN DES JAHRES 1907
MIT DEM BILDNIS GROSSH. FRIEDRICH'S I. VON BADEN
 - XIII. DIE TOTEN DES JAHRES 1908
MIT DEM BILDNIS VON WILHELM BUSCH
 - XIV. DIE TOTEN DES JAHRES 1909
MIT DEM BILDNIS VON THEODOR BARTH
 - XV. DIE TOTEN DES JAHRES 1910
MIT DEM BILDNIS VON GOTTLIEB KARL PLANCK
- REGISTER ZUM I. BIS X. BAND (1896—1905)

PREIS DES JAHRBUCHS PRO BAND BROSCHIERT M. 12.—
IN FEINEM HALBFRAZBRAND M. 14.—

PREIS DES REGIS

50

LAG VON GEORG REIMER, BERLIN